Das heutige Mexiko.

Zur gefälligen Beachtung.

Gleichzeitig mit diesem Bande ward als Vorläufer desselben ausgegeben: **Das alte Mexiko und die Eroberung Neuspaniens durch Ferdinand Cortez.** Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen 2c. Ein gleich trefflich ausgestatteter Band von etwa demselben Umfange, sowie dem gleichen Preise wie der vorliegende.

Otto Spamer's

Jugend- und Hausbibliothek.

Dritte Serie: Achter Band.

Das alte und neue Mexiko.

II.

Das neue oder heutige Mexiko.

Land und Volk von Mexiko unter spanischer Herrschaft,

sowie

nach erlangter Selbständigkeit.

Von

Th. Armin.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1865.



Mexiko und die Mexikaner. Ansicht von Mexiko. Leipzig: Verlag von Otto S

Das heutige Mexiko.

Land und Volk unter Spaniens Herrschaft,

sowie

nach erlangter Selbständigkeit.

Unter Benutzung der zuverlässigsten und neuesten Quellen herausgegeben

von

Th. Armin.



Mit 150 in den Text gedruckten Abbildungen, nebst sechs Tonbildern.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1865.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Man würde sich täuschen, wenn man aus dem Umstande, daß dieser und der vorhergehende Band einer der Serien der „Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek“ eingeordnet ist, die Vermuthung herleiten wollte, es läge in dem „Alten“ und „Neuen Mexiko“ eine Jugendschrift im engeren Sinne des Wortes vor. Allerdings können unsere Bände ohne Ausnahme, also auch diese zwei, von der Jugend beiderlei Geschlechts in die Hände genommen werden, aber eine Kinderschrift ist deswegen dieses Werk doch nicht. Es ist ein Buch für die erwachsene Jugend, die sich dem reiferen Kreise des Hauses anreiht, gleich dem mehrbändigen Werke „Hellas und Rom“. Und gerade dieser Band mit seiner zeitgeschichtlichen Kritik sowie den politischen Erörterungen am Schlusse setzt Kenntniß der Zeit und Dinge und sonach eine gewisse Altersreife voraus.

Das „heutige Mexiko“ möchten wir für eine interessante, alle Kreise der gebildeten Welt angehende Erscheinung angesehen wissen. So glauben wir nur ein Beispiel heranzuziehen, wenn wir erwähnen, daß der Abschluß dieses Bandes, aus der Feder unseres Freundes Herrn Fr. Otto, selbst von solchen für lesenswerth befunden wird, welche gleich der mitunterzeichneten Redaktion den Ereignissen des Tages sowie dem literarischen Leben durch Stellung und Beruf schon näher stehen. Man hat geglaubt, bei jener Umschau etwas weiter ausholen und manches bereits zur Sprache Gebrachte nochmals heranziehen zu müssen, denn die Zustände Mexiko's lassen sich nicht einseitig erklären oder von der Perspektive des Tages aus beurtheilen.

Es ist noch nicht gar lange her, daß der neue Kontinent um eine Monarchie vermehrt worden: Mexiko hat der Wille Napoleon's III. und, wenn wir Zeitungsartikeln oder offiziellen französischen Berichten Glauben beimessen dürfen, die Stimme der Mehrzahl seiner Bevölkerung in ein Kaiserreich verwandelt — das zweite in Amerika. Aus den nachfolgenden Blättern

werden unsere Leser ersehen, wie kläglich der erste Versuch, in jenem eigenartigen Lande eine Monarchie zu begründen, endete. Jener glückliche Militärchef, der große „Patriot“ Iturbide, (nach den foreign State papers allerdings kaum etwas Besseres als ein Agent der spanischen Regierung mit dem geheimen Auftrag, die eingeführte Constitution der Cortes vom Jahre 1812 mit abschaffen zu helfen) hat nach demselben Ziele gestrebt und ist daran schließlich zu Grunde gegangen. Doch die von ihm verkündeten sogenannten drei Garantien oder Grundsätze: „Unabhängigkeit des Landes“, „Aufrechthaltung des Katholicismus“, „Einheit der Nation“ sind von der Mehrzahl der nach ihm an's Ruder gelangten Staatsmänner immer als die Ausgangspunkte für alle Bestrebungen, ihrem Vaterlande zu Frieden und Gedeihen zu verhelfen, angesehen worden. Dergleichen Worte als Schibolet aufzufinden, verursacht freilich weit weniger Schwierigkeiten, als das in ihnen Liegende zu verwirklichen. Dieses ist dem ersten Kaiser nicht gelungen und Santana's monarchische Anwandlungen und Beglückungsversuche haben andere Ergebnisse auch nicht herbeigeführt. Kaum daß seine Absichten bei seinen selbstsüchtigen Verbündeten vorübergehend Anklang gefunden. Der Boden für die Monarchie in Mexiko ist vielleicht selbst heute noch nicht genügend vorbereitet, abgesehen von den Gefahren, welche aus den Antipathien in Nord und Süd der Neuen Welt hervorzugehen drohen. Der Bestand der neuen Schöpfung erscheint nur dann gesicherter, wenn der neue Kaiser bessere „Garantien“ („klingendere“ möchten wir sagen) zu geben vermag, als der ephemere erste Monarch des selbständigen Mexiko in seinen „drei Grundsätzen“ darzubieten im Stande war.

Alle Hoffnungen, welche die weniger sorgenvoll in die Zukunft Schauenden an das Erscheinen eines Nachkommen Karl's V. im Wunderlande Mexiko knüpfen, wie die gleichberechtigten Befürchtungen im Hinblick auf die so unendlichen Schwierigkeiten, die sich dem Gelingen einer Mission von weltgeschichtlicher Bedeutung entgegenstellen, findet der Leser in diesen Blättern begründet. Sie geben ihm, unserem Dafürhalten nach, ein ziemlich zutreffendes Bild von der Vergangenheit und den Zuständen der Gegenwart in jenem heute so oft genannten Lande, welches für uns Deutsche in der nächsten Zeit immer wichtiger werden muß, wenn sich die Erwartungen Derer erfüllen, welche in ihm ein Dorado für die Auswanderung erblicken.

Das Buch ist geflissentlich mit einer Beleuchtung der Aussichten für Europamüde, mit eben jener eingehenden Arbeit geschlossen worden, zu welcher dem

Autor selbst in seinem Tusculum das Material abging. Denn alle an diesem Buche Betheiligten wünschten, daß in ihm auch denen an die Hand gegangen werde, welche ihr Glück anderswo als in ihrem Vaterlande suchen und sich drüben über dem Meere unter der Aegide des neu errichteten Kaiserthrones eine neue Heimat gründen möchten. Solche wollen, bevor sie ihre Pilgerschaft antreten, einige Blicke in diesen Band werfen. Sie werden, wenn auch nicht gerade nagelneue Dinge, denn doch eine Menge Material verarbeitet finden, sowie vielen Stoff zur Belehrung, zur Unterhaltung und zum Nachdenken in mehr als Einem Abschnitt.

Wir haben, einem Wunsche unseres erfahrenen Verlegers nachkommend, diesem Bande eine solche Einrichtung gegeben, daß jeder Abschnitt desselben ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Dadurch sind einzelne Partieen fesselnder für den Leser geworden und es wurde zugleich eine typographische Anordnung möglich, die gewiß Andere gerade so ansprechend finden, als sie uns befriedigt hat. Infolge des Bestrebens des Autors, die einzelnen Bilder abzurunden und dennoch wieder in engsten Zusammenhang mit einander zu bringen, haben sich vielleicht einzelne Wiederholungen nicht gänzlich vermeiden lassen. Wir sind indessen überzeugt, daß sie dem größten Theile der Leser kaum bemerkbar werden.

In Bezug auf Benutzung der Quellen hat man es vorgezogen, da, wo dieses Buch sich an Schilderungen solcher Schriftsteller, welche als Autoritäten gelten, anlehnt, oder wo den an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen widersprechende Anführungen anderer Gewährsmänner folgten, dergleichen Mittheilungen zum Theil wörtlich wiederzugeben, oder doch in eine Form zu bringen, welche sich von ihrer Quelle nicht allzuweit entfernt. Als solche Quellen dienten dem Autor: A. v. Humboldt's „Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle-Espagne“, dessen „Ansichten der Natur“, die großen Reisewerke von John Russel Bartlett, John L. Stephens und E. G. Squier, E. Mühlenpfordt's „Mexiko“, einzelne der trefflichen Schilderungen von C. Sartorius, Jegór von Sivers und R. Dana, die werthvollen Arbeiten von Wappäus, Karl Andree, E. C. H. von Richthofen, Julius Fröbel, Heller, H. Berendt, Thümmel u. A., endlich einige Bände des „Buches der Reisen und Entdeckungen“ u. s. w. Der erste Band von Baron J. v. Müller's Reisen kam dem Verfasser noch rechtzeitig zu Gesicht, um daraus für den zweiten Band einige schätzenswerthe Notizen zu gewinnen. Leider

aber war der Schluß dieses neuesten Werkes über das zweite Kaiserthum Amerika's noch nicht erschienen, als unser Buch fertig gedruckt wurde. Der Verfasser konnte daher aus jenem schätzbaren Werke nur mäßigen Nutzen ziehen. Außerdem verfolgte der Autor, unterstützt von der Redaktion der „Illustrirten Bibliotheken" sorgsam den Inhalt der Beiden zur Verfügung stehenden Journale, z. B. die Nummern des „Auslandes", „Petermann's geographische Mittheilungen", „Amthor's Magazin für Kaufleute", die Illustrirten Zeitungen von Leipzig und Stuttgart, die „Zeitschrift für Erdkunde", den „Globus" u. s. w.

Daß wir die interessante Skizze über die Thier- und Pflanzenwelt Mexiko's der Feder H. Wagner's verdanken, ist bereits in der Vorrede zum vorhergehenden Bande erwähnt worden.

Wer uns schließlich vorhalten wollte, daß uns in diesem Bande die Verehrung für den deutschen Großmeister der Naturforschung vielleicht hier und da zu weit geführt, indem wir beispielsweise der Erzählung seiner Reise im Süden Amerika's zu viel Raum vergönnt, dem bemerken wir, daß nur solche Partien seiner Fahrten etwas umständlicher betrachtet worden sind, bei welchen durch eingelegte meisterhafte Schilderungen A. v. Humboldt's (z. B. die Beschreibung der Llanos) wiederum Streiflichter auf die interessanten Ländergebiete fielen, welche Gegenstand dieses Buches sind. Ein umständlicheres Eingehen auf dessen Reisen in Mexiko selbst und deren speciellere Ergebnisse konnten wir uns aber füglich ersparen, da wir an vielen Stellen beider Bände von des unvergeßlich großen Mannes Forschungen gesprochen oder auf dieselben verwiesen haben.

Die am Schlusse des Bandes zusammengestellten, meist unwesentlichen Druckfehler wolle man während des Durchlesens geneigtest berücksichtigen.

Der Verfasser.

Die Redaktion der „Illustrirten Bibliotheken."

Inhaltsverzeichniß
zu
Th. Armin: Das heutige Mexiko.

Erstes Buch.
Mexiko unter spanischer Herrschaft.

Zweites Buch.
Zweite Entdeckung Mexiko's durch Alexander von Humboldt und dessen Nachfolger.

<36600088460012

Das heutige Mexiko.

Zur gefälligen Beachtung.

Gleichzeitig mit diesem Bande ward als Vorläufer desselben ausgegeben: **Das alte Mexiko und die Eroberung Neuspaniens durch Ferdinand Cortez.** Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen 2c. Ein gleich trefflich ausgestatteter Band von etwa demselben Umfange, sowie dem gleichen Preise wie der vorliegende.

Otto Spamer's

Jugend- und Hausbibliothek.

Dritte Serie: Achter Band.

Das alte und neue Mexiko.

II.

Das neue oder heutige Mexiko.

Land und Volk von Mexiko unter spanischer Herrschaft,

sowie

nach erlangter Selbständigkeit.

Von

Th. Armin.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern, Karten etc.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1865.



Ansicht von Mexiko.

Mexiko und die Mexikaner.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Das heutige Mexiko.

Land und Volk unter Spaniens Herrschaft,

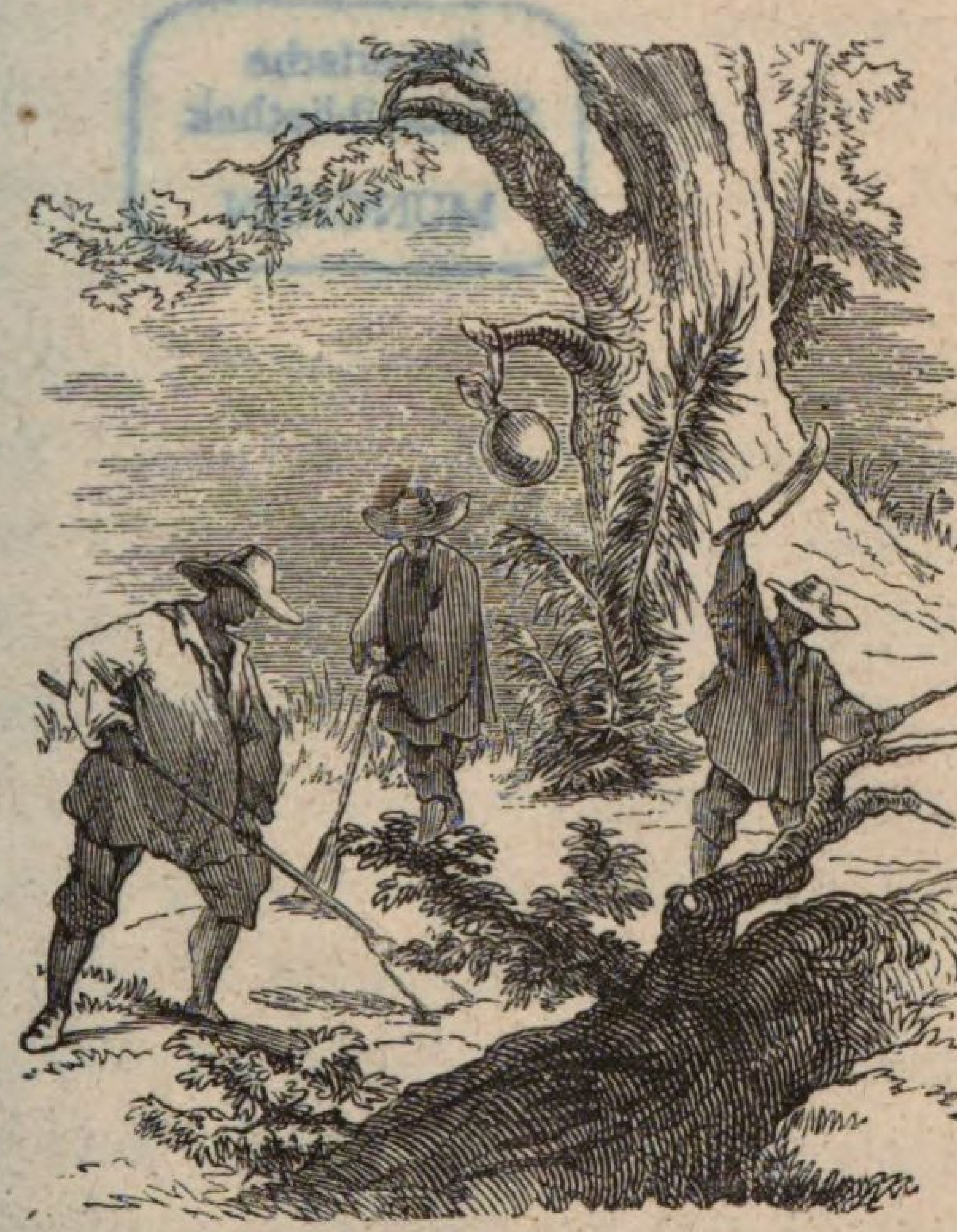
sowie

nach erlangter Selbständigkeit.

Unter Benutzung der zuverlässigsten und neuesten Quellen herausgegeben

von

Th. Armin.



Mit 150 in den Text gedruckten Abbildungen, nebst sechs Tonbildern.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1865.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorwort.

Man würde sich täuschen, wenn man aus dem Umstande, daß dieser und der vorhergehende Band einer der Serien der „Illustrirten Jugend- und Hausbibliothek“ eingeordnet ist, die Vermuthung herleiten wollte, es läge in dem „Alten“ und „Neuen Mexiko“ eine Jugendschrift im engeren Sinne des Wortes vor. Allerdings können unsere Bände ohne Ausnahme, also auch diese zwei, von der Jugend beiderlei Geschlechts in die Hände genommen werden, aber eine Kinderschrift ist deswegen dieses Werk doch nicht. Es ist ein Buch für die erwachsene Jugend, die sich dem reiferen Kreise des Hauses anreiht, gleich dem mehrbändigen Werke „Hellas und Rom“. Und gerade dieser Band mit seiner zeitgeschichtlichen Kritik sowie den politischen Erörterungen am Schlusse setzt Kenntniß der Zeit und Dinge und sonach eine gewisse Altersreife voraus.

Das „heutige Mexiko“ möchten wir für eine interessante, alle Kreise der gebildeten Welt angehende Erscheinung angesehen wissen. So glauben wir nur ein Beispiel heranzuziehen, wenn wir erwähnen, daß der Abschluß dieses Bandes, aus der Feder unseres Freundes Herrn Fr. Otto, selbst von solchen für lesenswerth befunden wird, welche gleich der mitunterzeichneten Redaktion den Ereignissen des Tages sowie dem literarischen Leben durch Stellung und Beruf schon näher stehen. Man hat geglaubt, bei jener Umschau etwas weiter ausholen und manches bereits zur Sprache Gebrachte nochmals heranziehen zu müssen, denn die Zustände Mexiko's lassen sich nicht einseitig erklären oder von der Perspektive des Tages aus beurtheilen.

Es ist noch nicht gar lange her, daß der neue Kontinent um eine Monarchie vermehrt worden: Mexiko hat der Wille Napoleon's III. und, wenn wir Zeitungsartikeln oder offiziellen französischen Berichten Glauben beimessen dürfen, die Stimme der Mehrzahl seiner Bevölkerung in ein Kaiserreich verwandelt — das zweite in Amerika. Aus den nachfolgenden Blättern

werden unsere Leser ersehen, wie kläglich der erste Versuch, in jenem eigenartigen Lande eine Monarchie zu begründen, endete. Jener glückliche Militärchef, der große „Patriot“ Iturbide, (nach den foreign State papers allerdings kaum etwas Besseres als ein Agent der spanischen Regierung mit dem geheimen Auftrag, die eingeführte Constitution der Cortes vom Jahre 1812 mit abschaffen zu helfen) hat nach demselben Ziele gestrebt und ist daran schließlich zu Grunde gegangen. Doch die von ihm verkündeten sogenannten drei Garantien oder Grundsätze: „Unabhängigkeit des Landes“, „Aufrechthaltung des Katholicismus“, „Einheit der Nation“ sind von der Mehrzahl der nach ihm an's Ruder gelangten Staatsmänner immer als die Ausgangspunkte für alle Bestrebungen, ihrem Vaterlande zu Frieden und Gedeihen zu verhelfen, angesehen worden. Dergleichen Worte als Schibolet aufzufinden, verursacht freilich weit weniger Schwierigkeiten, als das in ihnen Liegende zu verwirklichen. Dieses ist dem ersten Kaiser nicht gelungen und Santana's monarchische Anwandlungen und Beglückungsversuche haben andere Ergebnisse auch nicht herbeigeführt. Kaum daß seine Absichten bei seinen selbstsüchtigen Verbündeten vorübergehend Anklang gefunden. Der Boden für die Monarchie in Mexiko ist vielleicht selbst heute noch nicht genügend vorbereitet, abgesehen von den Gefahren, welche aus den Antipathien in Nord und Süd der Neuen Welt hervorzugehen drohen. Der Bestand der neuen Schöpfung erscheint nur dann gesicherter, wenn der neue Kaiser bessere „Garantien“ („klingendere“ möchten wir sagen) zu geben vermag, als der ephemere erste Monarch des selbständigen Mexiko in seinen „drei Grundsätzen“ darzubieten im Stande war.

Alle Hoffnungen, welche die weniger sorgenvoll in die Zukunft Schauenden an das Erscheinen eines Nachkommen Karl's V. im Wunderlande Mexiko knüpfen, wie die gleichberechtigten Befürchtungen im Hinblick auf die so unendlichen Schwierigkeiten, die sich dem Gelingen einer Mission von weltgeschichtlicher Bedeutung entgegenstellen, findet der Leser in diesen Blättern begründet. Sie geben ihm, unserem Dafürhalten nach, ein ziemlich zutreffendes Bild von der Vergangenheit und den Zuständen der Gegenwart in jenem heute so oft genannten Lande, welches für uns Deutsche in der nächsten Zeit immer wichtiger werden muß, wenn sich die Erwartungen Derer erfüllen, welche in ihm ein Dorado für die Auswanderung erblicken.

Das Buch ist geflissentlich mit einer Beleuchtung der Aussichten für Europamüde, mit eben jener eingehenden Arbeit geschlossen worden, zu welcher dem

Autor selbst in seinem Tusculum das Material abging. Denn alle an diesem Buche Betheiligten wünschten, daß in ihm auch denen an die Hand gegangen werde, welche ihr Glück anderswo als in ihrem Vaterlande suchen und sich drüben über dem Meere unter der Aegide des neu errichteten Kaiserthrones eine neue Heimat gründen möchten. Solche wollen, bevor sie ihre Pilgerschaft antreten, einige Blicke in diesen Band werfen. Sie werden, wenn auch nicht gerade nagelneue Dinge, denn doch eine Menge Material verarbeitet finden, sowie vielen Stoff zur Belehrung, zur Unterhaltung und zum Nachdenken in mehr als Einem Abschnitt.

Wir haben, einem Wunsche unseres erfahrenen Verlegers nachkommend, diesem Bande eine solche Einrichtung gegeben, daß jeder Abschnitt desselben ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Dadurch sind einzelne Partieen fesselnder für den Leser geworden und es wurde zugleich eine typographische Anordnung möglich, die gewiß Andere gerade so ansprechend finden, als sie uns befriedigt hat. Infolge des Bestrebens des Autors, die einzelnen Bilder abzurunden und dennoch wieder in engsten Zusammenhang mit einander zu bringen, haben sich vielleicht einzelne Wiederholungen nicht gänzlich vermeiden lassen. Wir sind indessen überzeugt, daß sie dem größten Theile der Leser kaum bemerkbar werden.

In Bezug auf Benutzung der Quellen hat man es vorgezogen, da, wo dieses Buch sich an Schilderungen solcher Schriftsteller, welche als Autoritäten gelten, anlehnt, oder wo den an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen widersprechende Anführungen anderer Gewährsmänner folgten, dergleichen Mittheilungen zum Theil wörtlich wiederzugeben, oder doch in eine Form zu bringen, welche sich von ihrer Quelle nicht allzuweit entfernt. Als solche Quellen dienten dem Autor: A. v. Humboldt's „Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle-Espagne", dessen „Ansichten der Natur", die großen Reisewerke von John Russel Bartlett, John L. Stephens und E. G. Squier, E. Mühlenpfordt's „Mexiko", einzelne der trefflichen Schilderungen von C. Sartorius, Jegór von Sivers und R. Dana, die werthvollen Arbeiten von Wappäus, Karl Andree, E. C. H. von Richthofen, Julius Fröbel, Heller, H. Berendt, Thümmel u. A., endlich einige Bände des „Buches der Reisen und Entdeckungen" u. s. w. Der erste Band von Baron J. v. Müller's Reisen kam dem Verfasser noch rechtzeitig zu Gesicht, um daraus für den zweiten Band einige schätzenswerthe Notizen zu gewinnen. Leider

aber war der Schluß dieses neuesten Werkes über das zweite Kaiserthum Amerika's noch nicht erschienen, als unser Buch fertig gedruckt wurde. Der Verfasser konnte daher aus jenem schätzbaren Werke nur mäßigen Nutzen ziehen. Außerdem verfolgte der Autor, unterstützt von der Redaktion der „Illustrirten Bibliotheken" sorgsam den Inhalt der Beiden zur Verfügung stehenden Journale, z. B. die Nummern des „Auslandes", „Petermann's geographische Mittheilungen", „Amthor's Magazin für Kaufleute", die Illustrirten Zeitungen von Leipzig und Stuttgart, die „Zeitschrift für Erdkunde", den „Globus" u. s. w.

Daß wir die interessante Skizze über die Thier- und Pflanzenwelt Mexiko's der Feder H. Wagner's verdanken, ist bereits in der Vorrede zum vorhergehenden Bande erwähnt worden.

Wer uns schließlich vorhalten wollte, daß uns in diesem Bande die Verehrung für den deutschen Großmeister der Naturforschung vielleicht hier und da zu weit geführt, indem wir beispielsweise der Erzählung seiner Reise im Süden Amerika's zu viel Raum vergönnt, dem bemerken wir, daß nur solche Partien seiner Fahrten etwas umständlicher betrachtet worden sind, bei welchen durch eingelegte meisterhafte Schilderungen A. v. Humboldt's (z. B. die Beschreibung der Llanos) wiederum Streiflichter auf die interessanten Ländergebiete fielen, welche Gegenstand dieses Buches sind. Ein umständlicheres Eingehen auf dessen Reisen in Mexiko selbst und deren speciellere Ergebnisse konnten wir uns aber füglich ersparen, da wir an vielen Stellen beider Bände von des unvergeßlich großen Mannes Forschungen gesprochen oder auf dieselben verwiesen haben.

Die am Schlusse des Bandes zusammengestellten, meist unwesentlichen Druckfehler wolle man während des Durchlesens geneigtest berücksichtigen.

Der Verfasser.

Die Redaktion der „Illustrirten Bibliotheken."

Inhaltsverzeichniß

zu

Th. Armin: Das heutige Mexiko.

Erstes Buch.

Mexiko unter spanischer Herrschaft.

Zweites Buch.

Zweite Entdeckung Mexiko's durch Alexander von Humboldt und dessen Nachfolger.

Drittes Buch.

Mexiko als selbständiger Staatenbund.

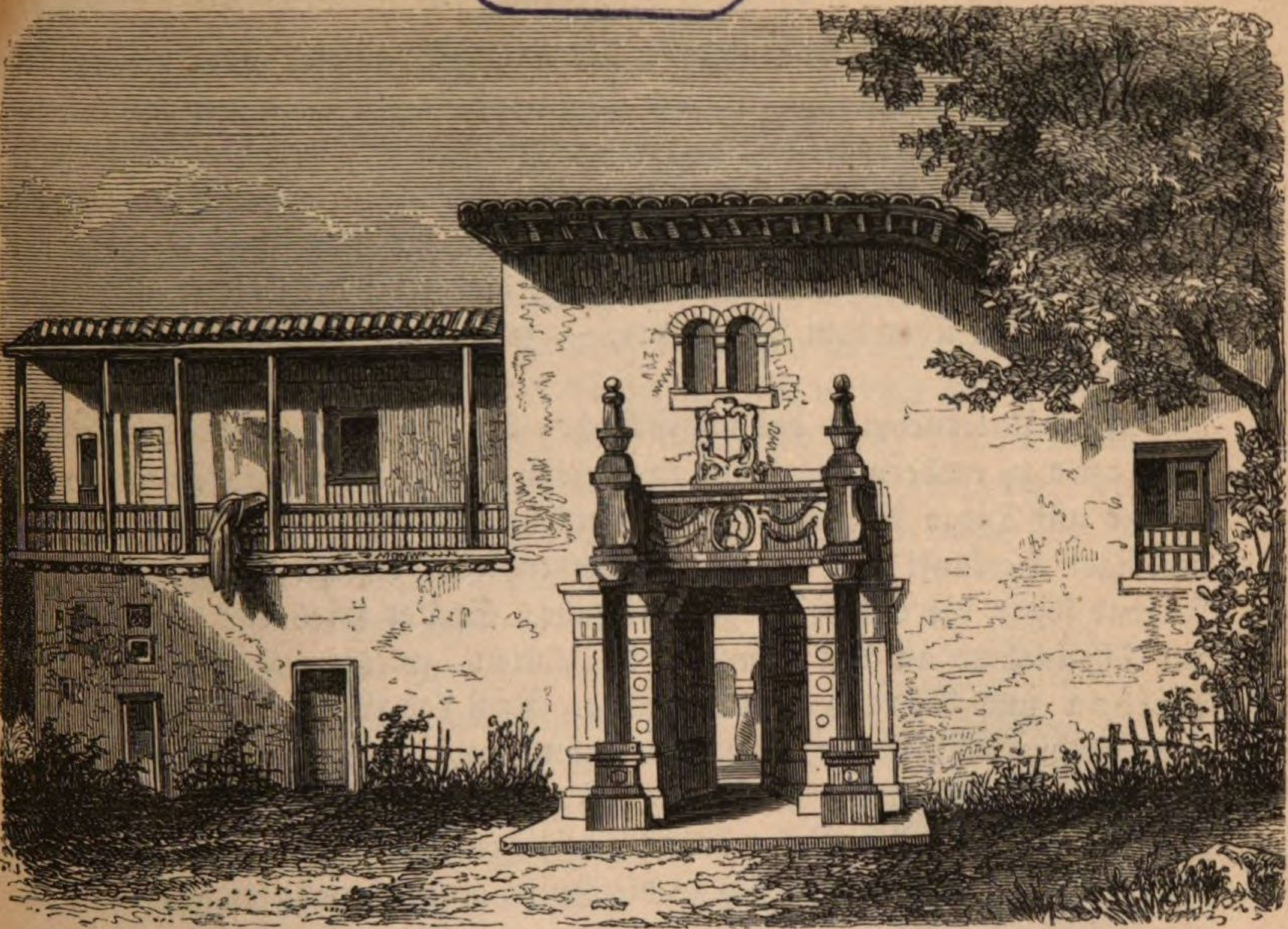
Viertes Buch.

Land und Leute von Mexiko.

Zu diesem Bande gehören folgende Ton- und Extrabilder.

Erstes Buch.

Mexiko unter spanischer Herrschaft.



Palast Pizarro's in Cuzco.

Erstes Kapitel.

Ausbreitung und Niedergang der spanischen Macht.

Blick auf die Lage Spaniens während der letzten Jahrhunderte. — Die Spanier in Südamerika. Pizarro und Almagro. Atahualpa. Tod des Inka. Empörung Manco Capac's. Hinrichtung Almagro's. Pizarro's Ermordung. Schicksal des jüngeren Almagro. — Völlige Eroberung von Peru. — Die Meerherrschaft der Spanier. Die Armada. — Niedergang der spanischen Macht zur See in Folge der großen Kriege. — Treiben der Flibustier. — Spaniens gänzlicher Verfall.

Ferdinand Cortez hatte seinem Gebieter, dem Kaiser Karl V., das schönste Königreich der Welt, den werthvollsten Theil des nordamerikanischen Kontinents erworben. Der mächtigste Fürst der Christenheit durfte sich nunmehr „Herr von zweien Welten" nennen. Was der größte aller spanischen Eroberer begonnen, das setzte der Heldengeist seines Volkes fort, dessen religiöse Begeisterung und kriegerische Begabung, das half dessen Habsucht, sein steigendes Wohlgefallen an Abenteuern, sein Hang zu unübersehbaren Unternehmungen vollbringen.

Sehen wir zu, bevor wir uns Mexiko wieder ausschließlich zuwenden, wie die Geschicke der neuen Welt sich erfüllten, und auf welche Weise die

Eroberung Amerika's im Interesse der Krone Spaniens oder vielmehr des Katholicismus vollendet ward. Ob Spaniens stolzes Volk den rechten Segen von all' diesen ungeheuren Erwerbungen genossen hat, was die größere Hälfte der neuen Welt, die herrlichsten und gesegnetsten Theile der Erde, unter der unfruchtbaren Herrschaft der Ausschließlichkeit der spanischen weltlichen und der römischen Kirchengewalt geworden ist, dies zeigt der tiefe Fall Spaniens in Europa und über dem Weltmeere, — seine Geschichte während der letzten Jahrhunderte.

Das Unternehmen des unglücklichen Balboa, die Länder südlich von Panama zu erobern, ward von zwei gleich kühnen Männern, Francisco Pizarro und Diego Almagro, fortgesetzt und durchgeführt. Beide waren von niedriger Herkunft, ja von dem Ersteren wird erzählt, daß er in früher Jugend sogar die Schweine gehütet habe. Später trieb ihn sein Feuergeist zur Theilnahme an den Kämpfen in Italien, zuletzt nach Amerika, wo er Balboa und Cortez kennen lernte. Nach des Ersteren Hinrichtung verlegte der unfähige Pedrarias die Kolonie auf die entgegengesetzte Seite der Landenge von Panama, allein dadurch ward in der Sache nichts gebessert, denn ihm mangelte die Gabe, etwas Tüchtiges auszuführen. Dagegen stellten Pizarro und Almagro sich an die Spitze einer Expedition nach dem mächtig lockenden Goldlande Peru. Es war im November 1524, als sie nach Süden abfuhren. Erst 1526 gelangten sie mit nicht ganz hundert Mann nach Peru, denn das feuchtheiße Klima der niederen Tropengegenden hatte einen großen Theil der Entdeckungslustigen hingerafft. An eine Niederlassung war unter solchen Umständen nicht mehr zu denken; darum begnügte sich Pizarro damit, vortheilhafte Tauschhandel-Geschäfte zu betreiben. Er erlangte von den Eingeborenen silberne und goldene Gefäße, sowie andere Proben ihres Kunstfleißes und begab sich, mit Schätzen beladen, nach etwa drei Jahren wieder auf die Heimreise. Glücklich in der Kolonie auf Panama wieder angekommen, fand er Padrarias' Nachfolger abgeneigt, ihn bei weiteren Unternehmungen zu unterstützen, weshalb er selbst nach Spanien ging und Karl V. eine so rührende Darstellung von den erlittenen Drangsalen und eine solch' gewinnende Schilderung der zu erwartenden Reichthümer Peru's machte, daß der Kaiser ihn zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte. Aber greifbarere Vortheile erlangte er nicht: die Kosten der Unternehmung mußten Pizarro und seine Freunde beschaffen.

Im Jahre 1531 landete der Eroberer Peru's mit drei kleinen Schiffen, 180 Mann zu Fuß, mehreren Geschützen, sowie 36 Reitern, nach einer schnellen Fahrt an der Küste des Goldlandes. Die Bewohner wurden entweder verscheucht oder unterworfen, und am Flusse Piura bei St. Michael die ersten festen Niederlassungen in Südamerika gegründet.

Reiche Beute lohnte die kühnen Eindringlinge, die nicht einmal so zahlreich waren, wie Cortez' Begleiter.

Von hier aus begann Pizarro den Angriff auf den Mittelpunkt des Reiches, wobei er einen Streit des Königs mit dessen Stiefbruder gut auszunützen wußte. Der Eroberer lud den Inka oder König Atahualpa zu sich ein, indem er ihm sagen ließ, er sei der Abgesandte eines großen Königs, und geneigt, ihm beizustehen. Der arglose Fürst erschien auf das Reichste und Prachtvollste geschmückt, begleitet von seinem Hofstaate, sowie einem Heere von 30,000 Mann. Da trat ein spanischer Priester zu ihm heran, richtete in castilianischer Sprache eine lange Rede an ihn, in welcher er die Glaubenssätze des Christenthums, die Lehre von der Schöpfung, dem Sündenfalle, der Menschwerdung, Kreuzigung und Auferstehung des Heilands, der Ernennung des Apostels Petrus zum Statthalter Christi in Rom u. s. w. entwickelte. Der Inka möge sofort die christliche Religion annehmen, — so endete der unermüdliche Sprecher, — dann werde man als Freund ihn schützen, im Falle der Weigerung aber ihn als Feind der Christen behandeln. Nur die Kriegsdrohung verstand der erstaunte Monarch; alles Uebrige war ihm, sowie den peruanischen Naturkindern an und für sich schon unverständlich, noch unverständlicher ward es in Folge der ungeschickten Auslegung eines ungebildeten Dolmetschers. Der König antwortete, daß er nur seinen eigenen Glauben für den wahren halte, berief sich auf sein Recht an seinem ererbten Reiche, wies hin auf seine Macht und Gewalt und fragte, woher der Priester sein Wissen und seinen Glauben habe? Dieser antwortete, dies Alles stehe in dem Buche der Bücher, in welchem Gottes Wort enthalten sei, und reichte ihm die heilige Schrift dar. Der Inka, unbekannt mit den europäischen Schriftzeichen, hielt das Buch an's Ohr und sagte: „Es schweigt, und sagt mir nichts!" worauf er es gleichgiltig zur Erde warf. Eine unheildrohende Bewegung durchlief die Reihen der Spanier. „Wehe, wehe!" rief der ergrimmte Priester, „der verruchte Heide hat das Evangelium entweiht! Zu den Waffen ihr Christen! Rächt diese Schmach an den Ungläubigen!"


Inka von Peru.

Jetzt gab Pizarro das Zeichen zu dem verabredeten Angriffe, die nächste Umgebung Atahualpa's ward niedergehauen, er selbst gefangen genommen, seine Getreuen aber hingemetzelt oder in die Flucht geschlagen. Viertausend Todte blieben auf dem Platze.

Unter Blutvergießen begann die Eroberung des Landes, unter Blutvergießen ward sie fortgesetzt. Als der König wahrnahm, wie sehr die schlimmen Gäste nach Gold gelüstete, versprach er, er wolle das ganze Zimmer, in welchem er sich befände, mit diesem Metalle füllen, so hoch, als er reichen könne, wenn man ihm die Freiheit wiedergäbe. „Wie", rief Pizarro mit freudig staunenden Blicken, „das wolltest, das könntest Du?" Sogleich nahm er ein Stück Kohle und zog in der angegebenen Höhe ringsum einen Strich durch das 22 Fuß lange und 16 Fuß tiefe Gemach. Die Peruaner hatten kaum gehört, daß ihr Monarch durch Gold befreit werden könne, so brachten sie ihre Schätze herbei und boten sie den golddürstenden Spaniern an; doch des Inka's Bruder, der feindlichgesinnte Huascar, versprach noch mehr Gold, um Pizarro für sich zu gewinnen, weshalb Atahualpa den gefährlichen Nebenbuhler sofort ermorden ließ. Wegen dieses Mordes, sowie wegen seines Heidenthums vor Gericht gestellt, ward der unglückliche Herrscher schuldig befunden, und zum Feuertode verurtheilt. Vergebens bat der Inka, daß man ihn nach Spanien sende, wo der König über ihn richten möge, —— seine Hinrichtung war beschlossen. Der Scheiterhaufen ward errichtet. Schon sollte der bedauernswerthe Monarch verbrannt werden, da trieb ihn die Todesangst, sich zum Christenthum zu bekehren und er wurde deshalb — zur Erdrosselung am Pfahle begnadigt. Selbst unter Pizarro's entarteter Rotte fehlte es nicht an Männern, welche diese Schandthat eine Entehrung des spanischen Namens nannten.

Die Hauptstadt Cuzco ward nun von Pizarro ohne Schwierigkeiten erobert; allein er gerieth jetzt in heftige Streitigkeit mit Almagro, welchem unterdessen die Statthalterschaft über die Länder südlich von Pizarro's Gebiete verliehen worden war.

Zur Eroberung von Chile hatte Almagro eine beherzte Schar über die wildesten und höchsten Gebirge geführt. Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln und eine so strenge Kälte waren eingetreten, daß viele Spanier den Entbehrungen, sowie den Unbilden der Witterung erlagen. Mittlerweile gelang es Pizarro, sich in Peru einzurichten. Er begann, das heutige Lima zu erbauen und glaubte sich schon so sicher in seiner Stellung, daß er mehreren seiner Offiziere die Erlaubniß ertheilte, mit geringer Begleitung das Land nach Gold zu durchforschen. Diese Umstände benutzte Manco Capac, ein Bruder Huascar's, zu dem Versuche, das Joch der Unterdrücker abzuschütteln. Es sammelten sich auf seinen Ruf viele Tausende, begeistert für die Freiheit ihres Vaterlandes. Neuer Muth, neue Thatkraft schien das Volk der Peruaner zu beseelen, entschlossen griffen sie Lima und Cuzco an, und trieben wiederholt die Spanier und ihre Verbündeten so in die Enge, daß letztere dem Verhungern nahe waren. In diesem Augenblicke höchster Gefahr erscheint ganz plötzlich Almagro im Rücken der Eingeborenen, schlägt ihre Scharen, bemächtigt sich hierauf der Stadt Cuzco und führt die beiden Brüder Pizarro's,

Fernandez und Gonzalo, gefangen davon. Von diesem Allem hatte Francisco Pizarro keine Ahnung. Nachdem er über die Peruaner bei Lima gesiegt, gedachte er, nunmehr Cuzko zu entsetzen — da stieß sein Heer auf Almagro, und er wurde gänzlich geschlagen.

Almagro's Herrschaft über Südamerika schien gesichert — doch nur kurze Zeit dauerte seine Zuversicht, Pizarro wußte ihm durch List den Lorbeer zu entreißen. Es kam zwischen den unversöhnlichen Feinden nochmals zum Kampfe, in welchem Almagro unterlag. Vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt, ward er im Gefängnisse erdrosselt und schließlich noch öffentlich enthauptet.

Kaum hatte man in Spanien diese verruchte That erfahren, als die Regierung Christoval Vaca del Castro nach Peru sandte, um die Sache streng zu untersuchen, und, falls Pizarro nicht mehr am Leben sei, an seiner Stelle die dortige Statthalterschaft zu übernehmen. Unterdessen hatte Francisco Pizarro den Haß aller Freunde des hingerichteten Almagro auf sich geladen. Um seinen Vater zu rächen, entwarf nun der junge Almagro, der Mittelpunkt der Mißvergnügten, unter dem Beistande seiner Anhänger einen Plan zur Ermordung des Statthalters.

Es war Montag, der 26. Juli 1541, da stürzte der Hauptmann Herreta, der Erzieher des jugendlichen Empörers, an der Spitze von 18 Verschworenen auf die Straße und rief: „Lange lebe der König, doch Tod dem Tyrannen." Die Verschworenen waren in den Palast Pizarro's in dem Augenblicke eingedrungen, als dieser sich von der Mittagstafel erhoben hatte. Sofort ertheilte der Ueberraschte den Befehl, Thür und Thor zu verriegeln. Es war zu spät: der ausgesandte Offizier stieß unterwegs auf die Rotte. Seine Frage, was sie begehrten, ward durch einen tödtlichen Stoß in den Leib beantwortet. So gelangte die Bande unaufgehalten in die Gemächer. Einige der Anwesenden suchten sich durch verwegene Sprünge aus dem Fenster zu retten, während eine kleine Schar sich um den Statthalter sammelte und mit ihm in ein Zimmer im Innern des Palastes flüchtete.

Hier entspann sich ein erbitterter Kampf. Der alte Löwe vertheidigte den Eingang mit Schild und Schwert und mit dem Feuer eines jungen Kriegers. „Getrost, Kameraden!" rief er, „wir sind noch immer genug, die Verräther zu bestrafen!" Zuerst fiel nach langem Kampfe sein Stiefbruder Alcantara an seiner Seite, dann stürzten seine übrigen Begleiter und endlich fand auch er den Tod durch einen gefährlichen Lanzenstich in die Kehle. Mit blutbefleckten Waffen zogen die Mörder hierauf durch die Straßen von Lima und verkündeten laut das schaurige Ereigniß. Die Zahl seiner Anhänger scheint bei Pizarro's Tod keine überwiegend große gewesen zu sein, denn es scharten sich rasch die tüchtigsten Krieger um den jungen Almagro, und bald stand dieser an der Spitze einer so ansehnlichen Macht, daß er seine Ansprüche auf die Statthalterschaft durchsetzen zu können glaubte. Aber des Ermordeten Freunde widerstrebten jenem ehrgeizigen Plane.



Ermordung Pizarro's.

Schon rüsteten sich die feindlichen Parteien zum Kampfe, als Vaca del Castro in Peru anlangte und die Entscheidung der spanischen Regierung kund machte. Nun nahm die Lage der Dinge eine andere Gestalt an. Der Widerstand Almagro's und seiner Partei war vergeblich. Es kam 1542 zu einem Treffen zwischen ihnen und den königlichen Truppen, worin Almagro unterlag.

Er mußte flüchten. Verrathen und ergriffen, ward er nach Cuzco geschleppt und hier öffentlich enthauptet. So fand eine verruchte That, hervorgegangen aus dem Gefühle der Rache, ihre gerechte Vergeltung.

Trotz all' dieser Zwistigkeiten unter sich behaupteten indessen die Spanier das durch eine Hand voll Menschen gewonnene Land, und bald reichte ihre Herrschaft herab bis zum 40. Grad südlicher Breite.

Es gehörte ihnen der größte und werthvollste Theil der neuen Welt. Eine Zeitlang schien es, als müsse ihnen von selbst die Weltherrschaft zufallen. Denn seit Magelhaens' berühmter Fahrt um die Erde galten sie als die ersten Seefahrer. Ihre Helden leisteten als Eroberer in der westlichen Halbkugel das Unmöglichscheinende. Der moralische Eindruck, welchen alle jene rasch auf einander folgenden wunderbaren Thaten auf die ganze Nation ausübten, war ein nachhaltiger und großer. Franzosen und Engländer scheuten sich lange, mit Spanien zu konkurriren, sie begnügten sich vielmehr damit, einige Vortheile in seinem Solde zu genießen. Nur die Portugiesen versuchten es vorübergehend, mit ihren Nachbarn Schritt zu halten, und es liefen portugiesische Schiffe gleichzeitig mit spanischen auf Entdeckungen in die ferne Südsee aus. In der That fanden die Portugiesen 1527 Neu-Guinea, welches sie für einen neuen südlichen Welttheil hielten.

Die Spanier wählten die Häfen der Westküste Süd- und Mittelamerika's zu Ausgangspunkten für weitere Expeditionen nach derselben Richtung. Den Eroberern folgten begeisterte Prediger des Evangeliums auf dem Fuße. 1565 gründete Pater Urdaneta von Mexiko aus eine Kolonie auf den Philippinen, benutzte dann, sich nördlich haltend, den Westpassat und gelangte auf diese Weise rasch und glücklich nach Acapulco. Die weitesten Reisen unternahm während der Jahre 1567—95 der Spanier Mendaña. Er entdeckte unter andern die Inseln Santa Cruz und die nach ihm genannten Mendaña-Inseln. 1606 suchte Quiros von Neuem nach dem sagenhaften Süd-Kontinente und stieß bei dieser Fahrt auf die Neuen Hebriden, die er Australia del Espiritu Santo nannte. Im folgenden Jahre gelangte er bis zu den Gesellschaftsinseln.

Ungefähr anderthalb Jahrhunderte lang waren die Spanier Alleinherrscher zur See. Während dieser Zeit ließen sie sich zu den empörendsten Uebergriffen gegen die übrigen seefahrenden Nationen Europa's verleiten. Wie sie in ihren Kolonien jeden Nichtspanier mit Mißtrauen ansahen, so behandelten sie jedes Schiff, das sich auf einem der von ihnen beherrschten Meere blicken ließ, gleich einem Seeräuber und erbitterten dadurch alle Völker gegen sich. Engherzigkeit und Selbstsucht sind stets die schlimmsten Feinde allseitigen gedeihlichen Fortschreitens. Kein Wunder, wenn die Abhülfe der Mängel, an welchen zu jener Zeit die Seefahrtkunde noch litt, nicht gleichmäßigen Schritt hielt mit dem Aufschwung, den die Schifffahrt seit Columbus und Magelhaens in allen Theilen Europa's genommen.

Das vorhin erwähnte systematische Bemühen der Spanier, nach Kräften alle ihre Eroberungen für sich allein auszubeuten, sowie die Ergebnisse ihrer unermeßlichen Entdeckungen, ja wo möglich, diese selbst zu verheimlichen, um nicht den Neid und die Mitbewerbung der anderen seefahrenden Völker zu wecken, ging nicht etwa nur von oben aus. Diese Ausschließlichkeit lag in der Natur des ganzen Volkes. Nach demselben verderblichen, ja selbstmörderischen Grundsatze verhinderte es die genauere Durchforschung derjenigen Länder, welche bleibend in den Besitz Spaniens übergegangen waren, wenn ja Neugierde, Zufall oder Forschungstrieb einen Fremden nach einer jener „indischen" Besitzungen führte. Für sich zu Hause glaubte man genug gethan zu haben, wenn die ernannten Zeitgeschichtsschreiber (und daran fehlte es in Spanien nicht) scheinbar ihre Pflicht thaten, und dasjenige, was sie oder Andere erlebt oder gesehen, aufzeichneten oder in den Archiven des Reichs, der Klöster oder Städte niederlegten, vielleicht auch — vermodern ließen, oft eines und dasselbe.

War auch die Mehrzahl glaubenseifriger Priester um Gott wohlgefälliger Werke willen über den Ozean geschifft, gelang es denselben auch, in unglaublich kurzer Zeit die Seelen von Millionen Heiden der Verdammniß zu entreißen, so läßt sich doch durchaus nicht viel Rühmliches über den Charakter jener Abenteurerscharen sagen, welche jahrein, jahraus nur Goldgier nach Westen führte. Denn von den großen Tugenden, in deren Besitz das Volk sein muß, das ein Weltreich gründen und in Bestand erhalten will, besaßen die Hidalgos des 16. und 17. Jahrhunderts so wenige, als die späteren Kolonisten Neuspaniens. Nur zu oft bietet sich in der Geschichte jener Jahrhunderte das bedauerliche Schauspiel dar, daß die den Staatsinteressen förderlichsten Maßregeln in Bezug auf neuerworbene Ländergebiete, Maßregeln, zu welchen Menschlichkeit und kluge Voraussicht riethen, unausgeführt dem Bereiche der Aktenstöße überliefert werden mußten, weil die niedrigste Selbstsucht, sowie der entmenschte Sinn der ruhmlosen Nachfolger der Conquistadores gegen Alles ankämpfte, was ihren ausschließlichen Interessen irgendwie Gefahr drohen konnte. Die Engherzigkeit, der wir so oft die spanische Regierung anklagen hören, ist bezeichnend für den Charakter der Nation, und die milden Stimmen, wie das Beispiel eines Las Casas, eines Toribio, entbehrten in Folge dessen des Einflusses, den geltend zu machen der erleuchtete Sinn edler Priester nie müde wurde.

Kein Wunder, wenn im Laufe der Jahrhunderte die Reichthümer der überseeischen Besitzungen Spanien nicht den rechten Segen brachten. Nicht reich wurde das Mutterland durch die Silberflotten, welche alljährlich aus den Häfen seiner transatlantischen Besitzungen liefen, sondern nur hochmüthiger, verschwenderischer. Das Vorhandensein großer Massen Edelmetalls bei einem Volke ist überhaupt niemals ein Gradmesser für die Größe und die Macht desselben. Beide werden bestimmt durch die Kraft innerer Intelligenz und Gesittung,

durch seinen unverdrossenen Fleiß und seine Rührigkeit; die Stetigkeit solcher Eigenschaften entscheidet allein über die Stellung der Nationen zu einander. Kurzsichtige Gewalthaber hatten die Rechte des spanischen Volkes geschmälert, mißachtet und unterdrückt. Darunter litt der wunderbare Unternehmungsgeist der Nation, ihre Tüchtigkeit im Erwerben, welche sich freilich gar oft von Habgier kaum unterscheiden ließ. Ebenso zehrte an der gesunden Natur des Volkes der Unsegen allzu leicht erworbener Besitzthümer. So war an die Stelle rauher Tapferkeit, sowie wohlberechtigten Selbstgefühls Schwelgerei und Genußsucht getreten, die das innerste Mark des Staatskörpers verzehrten, in Europa sowol, wie über dem Meere. Die beseligende Frömmigkeit, welche zu Heldenthaten begeistert, hatte einer erbarmungslosen Verfolgungssucht Platz gemacht und unverhüllt zeigte während drei Jahrhunderten die blindeste Glaubenswuth ihr verzerrtes liebloses Antlitz. Doch je bemerkbarer für Alle die, welche sehen wollten, das Gefühl zunehmender Schwäche wurde, desto mehr blähte sich der Stolz, desto ängstlicher suchte man in Madrid, und wo die Sendboten der Gewalt herrschten, die Schäden, an welchen das Reich hinsiechte, durch äußeren Prunk und durch Aufrechterhaltung der Formen widerwärtig-steifer Hofetikette zu verbergen. Spaniens Größe und die Reichthümer Einzelner waren in zu kurzer Zeit, und nur durch Gewaltmittel erlangt worden — sein Schicksal war auch jenes aller Gewaltreiche.

Bereits unter Philipp II. hatte das Land ganz empfindliche Einbußen an Ehre und Macht erlitten. Unduldsamkeit und Mißachtung der Volksrechte waren die Ursachen, welche die Niederlande zu offener Empörung getrieben hatten. Gewaltmaßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes schufen aus dem friedlichen Fischervolke einen gefährlichen energischen Nebenbuhler. Die freigewordenen Holländer bemächtigten sich allmälig des Handels von Cadix, Lissabon und Antwerpen; ihre Seemacht vermehrte sich in wenigen Jahrzehnten bis zu hundert Kriegsschiffen. Sie gründeten 1602 die Ostindische Gesellschaft, eroberten in Asien ganze Königreiche und Inselstaaten, und 200 ihrer Schiffe trieben allein mit dem fernen, jedem anderen Volke verschlossenen China, sowie mit Japan Handel.

Aehnliche Folgen, wie das Verhalten der Spanier gegen die Niederländer, hatte auch ihr Auftreten gegen die stolzen Briten. König Philipp hatte es geringere Mühe verursacht, sich vom Papste Sixtus V. England schenken zu lassen, als es wirklich in Besitz zu nehmen. Zur Ausführung des genannten Vorhabens brachte er — ein zweiter Xerxes — eine so gewaltige Flotte zusammen, daß er ihr stolz den Namen „die Unüberwindliche“ beilegte, und in der That, sie machte durch Größe der Fahrzeuge, Zahl der Geschütze und Menge des Kriegsvolkes einen wahrhaft imposanten Eindruck. Dennoch reichten einige zufällige Widerwärtigkeiten hin, das „schwimmende Heer furchtbarer Citadellen“ zu vernichten.



Das Auslaufen der großen Flotte.

„Gott, der Allmächt'ge, blies,
Und die Armada flog nach allen Winden."

Schiller.

Mit 160 größeren und kleineren Kriegsschiffen war die „Unüberwindliche" am 29. Mai 1588 von Lissabon, der Hauptstadt des von Philipp in Besitz genommenen Nachbarstaates, ausgelaufen. Sie trug gegen 20,000 abgehärtete Kriegsleute, über 8000 kühne Seemänner und mehr als 2000 Rudersklaven an Bord. Aber schlimmer noch, als die 2630 Kanonen drohte der Großinquisitor mit seinen 150 Dominikanern dem erblühenden Reiche der jungfräulichen Elisabeth. Wehe ihm, wenn es den Spaniern geglückt wäre, die ersehnte Herrschaft zu erlangen! Doch es war anders beschlossen. Kaum hatten die Spanier die offene See erreicht, als sie ein heftiger Sturm überfiel, der sie so arg zurichtete, daß man in Coruña einlaufen mußte, um die Schiffe ausbessern zu lassen. Wieder seefähig geworden, beabsichtigte man zunächst, die flandrische Küste heimzusuchen und die von Holländern und Engländern gesperrten Häfen, Nieuport und Dünkirchen, zu befreien. Das unter dem Herzog von Parma stehende verstärkte Landheer von 31,000 Mann und 400 Reitern sollte von hier aus auf bereitstehenden Fahrzeugen nach England übergeführt werden.

Die spanische Seemacht umspannte einen Halbkreis von 7 Seemeilen, während die Engländer ihr nur 80 Schiffe, unter Lord Howard, Drake,

Hawkins und Frobisher, entgegen stellen konnten. Die Letzteren, zu schwach, einen offenen Kampf gegen den übermächtigen Feind zu wagen, beschränkten sich meist darauf, die Spanier zu beunruhigen. Sie beschossen kleinere vorgeschobene Flottenabtheilungen und griffen eine Escadre, die in ihre Nähe kam, muthig und nicht ohne Erfolg an; ja es gelang ihnen, mehrere feindliche Fahrzeuge in den Grund zu bohren und sich, unter Anderem, der Gallone zu bemächtigen, welche die Kriegskasse enthielt. Dieses Seegefecht hatte auf der Höhe von Plymouth begonnen, bis Dünkirchen setzte es sich fort. Hier trat am 7. August Windstille ein. Regungslos, mit schlaffen Segeln, lag die Riesenflotte auf dem fast spiegelglatten Meere. Den Zustand erzwungener Ruhe zogen sich nun die Engländer zu Nutzen, indem sie acht Brander gegen die Spanier antreiben ließen. Die Schiffe Philipps II., die sich zu wehren suchten, geriethen in Unordnung, wurden in Folge dessen von Engländern und Holländern mit Macht angegriffen und abermals gingen mehrere Fahrzeuge der „Unüberwindlichen" zu Grunde. Die spanischen Admirale sahen jetzt die Nothwendigkeit ein, den Gedanken an eine Wiedergewinnung Nieuport's und Dünkirchen's aufzugeben, sie benutzten eine frische Brise aus Süden, Großbritanien nördlich zu umsegeln, um auf diesem Wege die Küste Spaniens zu erreichen. Neue Unfälle! Der Wind steigerte sich zum Orkane, zerstreute die Flotte, zertrümmerte eine große Anzahl ihrer besten Fahrzeuge und nur etwa 30 erreichten den Atlantischen Ozean. Mehrere scheiterten noch an der Küste Irland's, und selbst von den wenigen, welche endlich in den heimischen Häfen einliefen, wurden zwei noch ein Raub der Flammen. Man spricht von 72 großen Schiffen, vielen kleineren, und von 10,000 Menschen, welche auf offener See ihren Untergang gefunden.

Schon vor dieser bedeutenden Niederlage der Seemacht Philipps II., der ersten Ursache ihres späteren Verfalls, hatte sich ein eigenthümlicher Krieg auf dem Meere entwickelt als natürliche Folge des spanischen Uebermuthes andern Nationen gegenüber. Während die Regierungen Frankreichs, Englands, Hollands und die übrigen seefahrenden Völker noch geraume Zeit hindurch sich außer Stand fühlten, die Tyrannei Spaniens auf dem Meere zu brechen, versuchten dies einzelne kühne Gesellen auf eigene Faust. So entstanden allmälig jene Freibeuterscharen zur See, die sogenannten Flibustier, aus den tollkühnsten Burschen bestehend, oft nur aus dem Auswurfe aller seefahrenden Nationen Europa's. Von den Spaniern als Räuber behandelt, widerstanden diese Unerschrockenen, zumal sie meist nichts mehr zu verlieren hatten, sowol im Einzelkampfe wie in geschlossenen Reihen, mehr als Einmal siegreich den heftigsten Angriffen ihrer Feinde und ihre Verluste glichen sich bald wieder aus; denn zur Zeit ihrer weitgreifendsten Thätigkeit, als sie von den Spaniern am meisten gefürchtet waren, erschienen sie in den Augen ihrer Standesangehörigen als Helden. Als ein solcher galt z. B. Franz Drake, der schon obenerwähnte kühne englische Seemann, der mehr als

Einen Freibeuterzug gegen die Spanier unternommen. Sein ohnehin heißes Blut war durch die Uebergriffe und Grausamkeiten der Gegner so aufgeregt worden, daß er den Schwur that, sein ganzes Leben solle ein Rachezug gegen die Tyrannen des Meeres sein. Er wagte 1572 mit zwei Schiffen einen Angriff auf die spanischen Kolonien in Amerika, eroberte auch die Stadt Nombre de Dios und setzte in Veracruz ein großes Waarenlager in Flammen. Fünf Jahre später begab er sich, von der Königin Elisabeth unterstützt, mit 5 Schiffen durch die Magelhaensstraße in die Südsee, plünderte die spanischen Kolonien und Schiffe an der ganzen Westseite Amerika's, und gelangte endlich beutebeladen glücklich nach Californien.



Die Cumberlands-Bai auf der Insel Juan Fernandez, eine der Flibustier-Stationen.

Nachdem sich französische Flibustier 1625 der Insel St. Christoph bemächtigt und sich später selbst im Nordwesten des spanischen San Domingo (Hayti) festgesetzt hatten, gelangte das Seeräuberthum während der Jahre 1680—84 zur vollsten Blüte. Außer Domingo dienten den Flibustiern auch die Insel Juan Fernandez sowie die Gallopagos zu Sammelpunkten und Ruheplätzen. Unter Anführern wie L'Olonais der Grausame, Alexander der Eisenarm, Michael de Basco, Morgan, Van Horn u. A. drangen die furchtlosen Gesellen theils über Darien und Panama, theils durch die Magelhaensstraße plündernd und raubend in allen spanischen Kolonien ein. Erst durch den Frieden von Ryswyk erhielten die Spanier wiederum freie Hand genug, um den verheerenden Einfällen der Freibeuter, welche ihrer Herrschaft in Amerika die empfindlichsten Schläge beigebracht hatten, ein Ende zu machen.

Nach Philipp II. blendete der verlöschende Glanz des spanischen Namens noch eine kleine Weile die Augen Europa's. Unwiederbringlich hatte der Abfall der Niederlande, ebenso der ruhmlose Krieg mit England Spanien um seine wichtigste europäische Provinz, sowie um seine Ueberlegenheit zur See gebracht. Die ungeheure Goldausbeute, welche ihm aus seinen Kolonien zufloß, machte immer nur Einzelne zu reichen Leuten, trug aber wenig dazu bei, die Schuldenlast zu vermindern, die bereits zu Anfang des XVII. Jahrhunderts zu einer drückenden Bürde angeschwollen war. Infolge der Vertreibung der thätigen und feingesitteten Mauren sah sich Spanien allerdings vor dem muhamedanischen Uebergewichte gesichert, das die Barbaresken und Osmanen zur See erlangt hatten, aber sie kostete dem Lande fast eine Million der fleißigsten ackerbauenden Hände, während ihm die nur vorübergehende Besitzergreifung Portugals wenig Segen zuführte.

Wenn ein Volk einmal den Höhepunkt seiner Macht erklommen hat, tritt der Verfall anfänglich nur langsam, ja fast unmerkbar, dann jedoch um so rascher und ersichtlicher ein. Kolonien aber lassen sich nur so lange in Blüte und Abhängigkeit erhalten, als das Mutterland sich in allseitig gedeihlichem Fortschreiten befindet. Unter dem dritten und vierten Philipp und dem zweiten Karl, deren Regierungen das XVII. Jahrhundert ausfüllen, nahm die Schwächung des Reiches in einer Weise zu, daß die europäischen Mächte an die Theilung desselben denken durften. Als mit dem letztgenannten Monarchen das spanisch-habsburgische Königshaus erlosch, und den Bestimmungen gemäß, König Philipp V., der Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, den Thron Spaniens einnehmen sollte, entbrannte der spanische Erbfolgekrieg, welcher auch unserm Vaterlande so empfindliche Wunden schlug. Damals ging den Nachfolgern der „Herren von zwei Welten" der Rest der blühenden niederländischen Provinzen verloren, außerdem die Inseln Sardinien, Neapel und Sicilien.

In jenen Decennien bereitete sich der völlige Niedergang der spanischen Herrschaft zur See, sowie der Verfall seiner Schiffahrt vor. Holland trat eine Zeit lang an Spaniens Stelle. Seit dieser Staat der Spediteur und Commissionär für halb Europa geworden war, hatte seine Bedeutung stetig zugenommen. Manche Jahrzehnte hindurch segelte kein Schiff unter anderer Flagge so sicher, wie unter der niederländischen. Holland erstrebte und erwarb Kolonien, welche unter der fleißigen Hand unternehmender Kaufleute bald zu hoher Blüte gelangten. Nach Ablauf des verderblichen spanischen Erbfolgekrieges waren England und Frankreich auf dem europäischen Welttheater immer mehr in den Vordergrund getreten und es begann damit jener denkwürdige Wettkampf unter diesen zwei nunmehr um die Seeherrschaft ringenden Völkern, neben welchen weder Spanien noch Holland als Rivalen gelten konnten.

Ludwig XIV. hatte es nur zu wohl verstanden, Holland durch kostspielige Kriege, in welche er es zu verwickeln wußte, zu schwächen. Er folgte

dabei dem Beispiele Cromwell's, des großen Protektors von England, und legte dem niederländischen Handel durch hohe Zölle 2c. Fesseln aller Art an. Die hierdurch auf das Empfindlichste getroffenen Niederländer bebten ebenso wenig vor einem Seekriege gegen den übermüthigen Nachbar zurück, als sie ehemals davor zurückgeschreckt waren, die Bestimmungen der Navigationsakte Cromwell's durch Gewalt zu vereiteln. Damals schon triumphirte das bereits national erstarkte England, wie nicht minder später im Vereine mit den ehemaligen Gegnern, über das nach der Weltherrschaft ringende Frankreich, und es schlug die verbündete Macht der Niederländer und Engländer der Marine Frankreichs die empfindlichsten Wunden. Doch nach Verlauf weniger Jahrzehnte waren die Niederländer immer mehr in den Hintergrund getreten; sie verdankten es nur ihrer inneren Volkstüchtigkeit, daß sie Spaniens Schicksal nicht theilten. Seit Beginn des vorigen Jahrhunderts sind die Engländer diejenigen geblieben, deren Bedeutung zur See immer mehr wuchs, bis sie endlich in Folge ihrer glücklichen Kriege mit dem ersten Napoleon zur unbedingten Seeherrschaft gelangten.

Nur noch Einmal, während der Jahre 1718—20, entfaltete Spanien zum Erstaunen Europa's unter dem Ministerium Alberoni eine Macht und einen selbstbewußten Willen, der sich blos durch das Zusammenwirken Oesterreichs, Englands und Frankreichs von der Eroberung Neapels und Siciliens zurückhalten ließ. Eine nicht minder glückverheißende Epoche schien unter König Ferdinand VI. hereingebrochen zu sein, als mancherlei Gebrechen abgestellt und Reformen eingeleitet wurden, welche vielleicht zur Wiedergeburt des Vaterlandes eines Cid, eines Cortez hätten führen können, wenn nicht der Eintritt der französischen Revolution alle Hoffnungen vereitelt hätte. Im Allgemeinen ward Spanien durch diese welterschütternde Begebenheit unter allen kontinentalen Staaten noch am wenigsten berührt, auch legte ihm der mit der Nachbarrepublik abgeschlossene Friede von Basel nur geringe Opfer auf.

König Karl IV., oder vielmehr seinem Günstlinge Godoy, dem berüchtigten „Friedensfürsten", blieb der üble Nachruhm vorbehalten, das Land an den Abgrund des Verderbens gebracht zu haben. Schlecht geleitete und im Bunde mit Frankreich unglücklich geführte Kriege vollendeten den Ruin der spanischen Seemacht. Die Folge davon war der Verlust einer Menge kleinerer Kolonien, sowie der erste Versuch zur Erringung der Selbständigkeit von Seiten Mexiko's, der wichtigsten Besitzung auf dem amerikanischen Kontinente.

Die unerquickliche Geschichte der Zerwürfnisse des spanischen Königshauses, sowie das Ende der napoleonischen Zwingherrschaft möge der Leser sich durch solche Werke in's Gedächtniß zurückrufen, welche jene Ereignisse ausführlicher behandeln, — wir aber wollen uns wieder dem Gegenstande dieses Buches, Mexiko, zuwenden, dessen Geschichte und Beschreibung unsere Darstellung von Beginn an in's Auge gefaßt hat.



Zweites Kapitel.

Folgen der spanischen Herrschaft in Mexiko.

Rückblick auf die Geschichte von Mexiko seit dem Tode des Eroberers bis zur Unabhängigkeitserklärung.

Die Missionen. Las Casas. Sahagun. — Encomiendas und Repartimientos. — Tod Alvarado's. — Die Gold- und Silberminen. — Bodenkulturen. — Ueberschwemmung von Mexiko. — Heimsuchung durch Flibustier. — Einzug der Jesuiten. — Bürgerliche und religiöse Zustände im Lande. — Die Revolution von 1808. Hidalgo's. Morelos. Xavier Mina. — Iturbide. — Unabhängigkeitserklärung.

Der größte und interessanteste der Pflanzstaaten Spaniens liegt vor uns. Mexiko gehört seit dem Jahre 1521 der castilianischen Krone; es ist ein erobertes Land, soweit ein solch' großes Land durch Waffen erobert werden konnte. Aber noch trennt eine weite Kluft die neue Besitzung vom Mutterlande; sie muß ausgefüllt werden, bevor die Spanier jene ihr Eigenthum nennen können. Vor Allem sollen die Heidentempel fallen, der Götzendienst muß vernichtet sein, und milder Christenglaube in die Herzen der Besiegten einkehren. Was Cortez im heißen Eifer begonnen, führten nach dieser Richtung hin seine Nachfolger nicht weniger beharrlich fort.

Schon in den Jahren 1522, 1524 und 1526 ziehen eine große Anzahl Franziskaner-, Augustiner- und Dominikanermönche von Spanien nach Mexiko. Hier eröffnet sich ein weites Feld für ihre Wirksamkeit.

Und in der That, sie wußten die Herzen der armen Eingeborenen zu gewinnen, ihre Gemüther zu beruhigen und für Annahme der neuen Religion empfänglich zu machen. Wo gutgemeinte Worte nicht ausreichten, griffen die christlichen Sendboten zur List. Es hält niemals schwer, für die ungleichartigsten Dinge Berührungspunkte zu finden. Die frommen Brüder suchten Aehnlichkeiten auf zwischen dem Kultus der Azteken und dem christlichen, und sie fanden solche. Um das Zeichen der Erlösung zur Geltung zu bringen, benutzten sie das vorgefundene Kreuz, Tlaloc, dem Regengotte, geweiht; der geheiligte Adler der Azteken diente ihnen zur Einführung der Verehrung des heiligen Geistes. Ja, sie verquickten zuletzt Heidnisches und Christliches dergestalt, daß sie z. B. die Tänze und Maskeraden der Azteken sogar im Innern der christlichen Kirchen an gewissen Festtagen zuließen. Alles, was nicht gegen die Hauptglaubenssätze des Katholicismus verstieß, wurde von den Missionären geduldet. Daher auch die große Anzahl der Bekehrten. Nach Aussage des eifrigen Torquemada wurden von 1524—1540 sechs Millionen Mexikaner getauft. Unter diesen Täuflingen zeichnete sich ganz besonders der tezcucanische Fürst Ixtlilxochitl durch seine Glaubensstrenge aus. Er predigte seinen Unterthanen in eigener Person, und nöthigte sie sowol durch Worte als kraft seiner Autorität zur Annahme des Christenglaubens. Die Art und Weise, wie die Taufe an der Menge der Neophyten vollzogen wurde, ist höchst charakteristisch: man ordnete Massentaufen an, d. h. man theilte die Täuflinge in einzelne Haufen ab, deren Zugehörige immer einen und denselben Namen erhielten — ein ungemein praktisches Verfahren, wodurch die Bemühungen der Priester gar sehr verringert wurden.

Von dem vorhin genannten glaubenseifrigen Ixtlilxochitl wird ferner erzählt, er habe selbst seine alte Mutter mit dem Feuertode bedroht, wenn sie sich nicht dem Christenthume zuwende. Die Greisin ließ sich zuletzt, so sehr sie auch am Glauben ihrer Väter hing, durch die Drohungen ihres Sohnes einschüchtern und wurde von diesem zu einem christlichen Altare geführt, wo sie den Namen Maria empfing.

Bei all' ihrem Glaubenseifer waren indeß im Grund genommen die Sendboten des Christenthums während vieler Jahre, ja Jahrhunderte lang die alleinigen Beschützer und Fürsprecher der armen unterdrückten und immer mehr versinkenden Indianerbevölkerung im Norden und Süden des spanischen Amerika. Die ersten spanischen Heidenbekehrer, wie Olmedo, Motolinia u. A., erfüllten in Mexiko eine erhabene Aufgabe nicht ohne Erfolg: sie stellten sich vermittelnd und versöhnend zwischen Sieger und Besiegte. „Sie hielten", wie ein geistvoller Geschichtschreiber bemerkt, „das Crucifix zwischen Schwert und Opfer. Ihr Machtwort beschützte die Schwachen und Unglücklichen, und diese klammerten sich an sie, wie Epheuranken an den schützenden Baum."

Unter den Missionären ragten besonders zwei Männer hervor.

Ihr hochherziger Charakter, ihre Handlungsweise, sowie ihr muthiger Schutz kam den Bedrückten außerordentlich zu Statten. Bis zur Stunde werden ihre Namen von den Indianern mit Verehrung genannt, und noch die künftigen Geschlechter werden das Andenken Sahagun's und Las Casas' segnen.



Las Casas unter den Indianern.

Der erstere, der vornehmen spanischen Familie Ribeira entstammend, nahm mit dem Ordensgewande den Namen seiner Vaterstadt, Sahagun, an. Seine Zeitgenossen rühmen eben so sehr den gewinnenden Ausdruck seiner edlen Züge, als die achtungswerthen Eigenschaften seiner schönen Seele. Im Jahre 1529 begab er sich nach Mexiko, wo er sich die Lebensaufgabe stellte, das Loos der schwerbedrückten Eingeborenen zu mildern. Er lernte gleich dem edlen Toribio (Motolinia) ihre Sprache, tröstete, lehrte, gründete wohlthätige Anstalten, war ein Freund der Armen, ein Beistand der Verlassenen. Bei seinem Tode verloren die unglücklichen Indianer eine mächtige Stütze und einen nimmermüden Fürsprecher.

Noch größere Verdienste um die braune Rasse erwarb sich der mit Recht sogenannte „oberste Beschützer der Indianer," der edle Bischof und Heidenapostel Las Casas.

Bisweilen bildet die Geschichte der Gesetzgebung für die spanischen Kolonien nur das Schauspiel unmächtiger Kämpfe einer Regierung zu Gunsten der Eingeborenen gegen blinde Habsucht und empörende Herzlosigkeit der eigenen, das angeborene Recht andersfarbiger Menschen mit Füßen tretenden Unterthanen. Dies beweisen eine Menge von Einsicht und Wohlwollen zeugender Bemühungen. Wir ziehen daraus die Lehre, daß ein in der Heimat kraftvolles Reich — und ein solches war damals Spanien — so weit ausgedehnt werden kann, daß man den Willen der Autorität an den äußersten Grenzen kaum noch spürt, noch weniger achtet. Las Casas hat während eines neunzigjährigen Lebens dahin gewirkt, daß an die Stelle der barbarischen Willkür, womit man den rechtlosen, zu Hunderttausenden dahinsinkenden Indianern begegnete, die Wohlthat menschlicher Gesetze trete. Ein Günstling von Velasquez, dem aus dem ersten Bande uns wohlbekannten Statthalter von Cuba, kam er, 28 Jahre alt, nach dem spanischen Indien und brachte von da an den größten Theil seines Lebens unter den mißachtetsten Geschöpfen des Erdballs zu. Wer vermag zu sagen, wie viele der bisher zu Gunsten der verfolgten Menschheit aufgewendeten Bemühungen aus dem preiswürdigen Beispiele und der scharfsinnigen Beweisführung in den Schriften dieses unvergeßlichen Menschenfreundes nach dem Herzen unsers Heilverkündigers erwuchsen? Er war ein Reformator im eminenten Sinne des Wortes! Ein einziger erhabener Gedanke trieb und bestärkte ihn, seine mahnende Stimme vor den Fürsten und Gewaltigen der Erde zu erheben, den wüthenden Drohungen blinder Widersacher Trotz zu bieten, immer von Neuem wieder die Meere zu durchkreuzen, über Berge und Wüsten zu wandern, sich dem Abfall von Freunden, dem schonungslosesten Tadel, sowie den wiederholten Angriffen von Feinden auszusetzen, Beschimpfungen und Verfolgungen aller Art zu ertragen — der Gedanke, daß jeder Mensch das unveräußerliche Recht besitze, menschenwürdige Achtung und Behandlung zu erfahren, ob weiß oder braun, ob Christ oder Heide. Der edle Priester erlebte die Genugthuung, die Richtigkeit seiner Ideen und bewunderungswürdigen Anstrengungen anerkannt und die Lage der Eingeborenen einigermaßen verbessert zu sehen. Um zu ermessen, welche Schwierigkeiten er dabei zu überwinden hatte, wollen wir nur Eines erwähnen. Las Casas hatte es durchsetzen müssen, daß die Unterjochten, welche unter ihren eingeborenen Königen Jahrhunderte lang ihr Menschenthum ganz leidlich dargethan, von Papst Paul III. erst wieder für „vernünftige Geschöpfe" erklärt wurden und daß ihnen von nun an auch die Theilnahme an den Segnungen der Sacramente gestattet ward!!

Hochbetagt kehrte er nach Spanien zurück und, so lange er noch lebte, wurde nunmehr keine wichtige Maßregel im Interesse der Indianer ohne seinen weisen Rath beschlossen. Die Früchte seiner aufopfernden Fürsorge um das Wohl seiner braunen Mitmenschen zeigen sich heute noch in der allseitigen

Anerkennung der großen Wahrheiten, die an den Tag zu bringen der erhabene und einzige Zweck seines langen Lebens war. Dieser edle Priester starb 92 Jahre alt, aber im ungestörten Genusse seiner herrlichen Geistesfähigkeiten im Kloster von Atocha zu Madrid, im Juli 1566.

Nach der Eroberung Merikos's durch den großen Cortez besitzt das Land der Azteken eine eigentliche Geschichte nicht weiter. Mehr oder weniger glückliche Abenteurer erwarben den Nachfolgern Karls V. im Norden neue ausgedehnte Gebiete, und die Eroberungen in Centralamerika verbanden Meriko mit den unermeßlichen spanischen Besitzungen im Süden des neuen Welttheils. Südamerika, mit Ausnahme des heutigen Kaiserthums Brasilien, verdankt Spanien seine geringe Gesittung, wie nicht minder sein bisheriges Unvermögen, zu einem staatlichen Gedeihen zu gelangen. Niemals hat sich ein Kulturvolk zur Gewinnung großer Kolonien fähiger, nie zur Erhaltung und Regierung derselben unfähiger gezeigt. Der eingetretene gänzliche Stillstand in der Fortentwickelung des spanischen Amerika ist um so bezeichnender für die Untüchtigkeit der romanischen Rasse in Bezug auf Herbeiführung höherer Bildungszustände, als mit wenigen Ausnahmen die spanischen Reiche in der neuen Welt verhältnißmäßig nur geringe Erschütterungen zu ertragen hatten. Spanien war bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die erste, die Ton angebende europäische Macht in Nord- und Südamerika. Selbst die Kriege, welche einzelne Länder Europa's Jahrzehnte lang verwüsteten und deren Aufkommen für Jahrhunderte störten, berührten nur in geringem Maße während der langen Zeit der spanischen Herrschaft in Amerika deren transatlantische Besitzungen. Die eingeborenen Stämme Meriko's waren besiegt und fast gänzlich niedergeworfen. Nur noch einmal schien der Volksgeist im Lande erwachen zu wollen. Es war zu jener Zeit, bald nach der Eroberung, als das spanische Joch am unerbittlichsten auf den Nacken der Besiegten lastete. Damals hatte sich ein muthiger Indianerstamm gegen die Fremdherrschaft aufgelehnt. — Die Chichimeken waren schon vor den Azteken auf der Hochebene von Anahuac erschienen; sie hielten sich hauptsächlich im Umkreis von Guadalaxara auf, wo sie als Nomaden lebten. Ihre Lieblingsbeschäftigung war die Jagd, sie galten für treffliche Bogenschützen. Auch erzählt man von ihnen, daß sie ihre Kriegsgefangenen gleich den heutigen Indianern der Prärien skalpirt haben, um deren Schädelhäute als Siegeszeichen heimzubringen.

Diese Chichimeken nun drangen bis in die Nähe der Hauptstadt Meriko vor und wurden von den dort seßhaften Spaniern bald mit Recht für gefährliche Nachbarn angesehen. Binnen Kurzem hallten die Waffenplätze vom Lärm der kriegerischen Zurüstungen wider. Zu den Ueberresten jener unwiderstehlichen Veteranen, welche dem „Eroberer" ein großes Königreich gewinnen halfen, gesellten sich bald thatenlustige junge Kriegsleute, und der letzte Akt in der gänzlichen Auslöschung der Unabhängigkeitsliebe der Eingeborenen

begann. Die Spanier griffen die Aufständischen an, doch letztere zogen sich in ihre Berge zurück. Dorthin folgte ein castilianischer Ritter, Cristoval de Onate, den Flüchtigen mit einer kleinen Heeresabtheilung Europäer, sowie mit zahlreichen indianischen Hülfstruppen. Auch gelangte er mit seinem Heere glücklich bis gegen Mixtan, wo er aber während der Nacht von 15,000 Feinden überfallen und arg zugerichtet wurde. Bei der Nachricht von dieser Niederlage zog Alvarado, der sich in dem unterdessen unterworfenen Guatemala aufhielt, gegen die Chichimeken aus. Jedoch selbst dieser bewährte Anführer war nicht glücklicher, als sein Vorgänger, vielmehr kostete ihm jener Streifzug das Leben. Er stürzte während der Flucht sammt seinem Pferde in einen Abgrund, und gab in Folge der erlittenen schweren Verletzungen seinen Geist auf. Um ihn, einen der berühmtesten, aber auch habgierigsten von Cortez' Unterfeldherren, trauerte eine große Anzahl von Gefährten aus einer glorreichen Heldenzeit, sowie eine trostlose Gattin.

Zwei volle Jahre dauerte der Kampf zwischen den Spaniern und jenem wilden Volksstamme, der den Krieg mit anerkennungswerther Geschicklichkeit zu führen verstand. Nächst den großen Schlachten zu Cortez' Zeit bilden die Streitigkeiten mit den Chichimeken das wichtigste Kriegsereigniß in der Geschichte Mexiko's während des Jahrhunderts der Eroberung.

Mittlerweile hatte die spanische Bevölkerung in Mexiko stetig zugenommen. Die Fruchtbarkeit des Bodens, besonders aber die neueröffneten Gold- und Silberminen verlockten Tausende und aber Tausende aus dem Mutterlande, sowie von den westindischen Inseln nach den gold- und fabelreichen Ländern der neuen Welt. Die Vicekönige Mendoza und Velasco begünstigten den Bergbau, am meisten aber trugen Ereignisse, die wir gleich erzählen wollen, dazu bei, neue Scharen Auswanderungslustiger Mexiko zuzuführen. Wir meinen die Durchforschung und Annectirung der Gebiete Neuspaniens im Norden Amerika's.

Im Jahre 1537 wurde ein gewisser Alvara Nuñez — Cabeça de Vaca genannt, — der mit Panfilo de Narvaez in Florida gelandet war, durch Unglücksfälle aller Art nach bisher unbekannten Regionen verschlagen. Er gerieth unter die Wilden, durchirrte den heutigen Staat Louisiana, sowie die nördlichen Theile Mexiko's und gelangte endlich nach Jahren ruhelosen Umherwanderns in die jetzige Provinz Sonora. Hier wußte er seine Abenteuer, untermischt mit den sonderbarsten Märchen, in so verlockender Weise zu erzählen, mit andern Worten mit solcher Meisterschaft zu lügen, daß seine Zuhörer nicht nur keinen Zweifel in seine Wahrhaftigkeit setzten, sondern sogar noch glaubten, der merkwürdige Mann habe ihnen aus Bescheidenheit und Eigennutz am Ende noch die bessere Hälfte seiner Erlebnisse und Entdeckungen verschwiegen. Aehnliche Wirkung brachten die Erzählungen eines anderen amerikanischen Weltfahrers, des Mönches Marco de Nizza, auf seine leichtgläubigen Landsleute hervor. Wenn de Vaca sich damit begnügte, zu berichten,

die Küste Californiens sei mit Perlen besät, so fabelte Marco de Nizza, der bis zum Norden des californischen Golfes vorgedrungen war, von Städten mit zweistöckigen Häusern, deren Thüren aus edlem Gestein bestehen, und deren Einwohner aus goldenen Schüsseln und Geräthen speisen sollten. Weitere Wunderdinge wußte ein anderer spanischer Münchhausen, Vasquez de Coronado, den Berichten aus den nördlichen Gebieten hinzuzufügen. Er hat die Sage von einem mexikanischen Dorado aufgebracht, jenem Fabellande unter dem 41. Breitegrade. Ihn selbst scheint indessen dieses Goldreich nicht sonderlich gefesselt zu haben, vielleicht war es zu gut behütet, denn schon nach kurzer Zeit kehrte unser Held von seiner Expedition in die Arme einer jungen hübschen Gattin zurück.

Glücklicher in seinen Entdeckungsfahrten war der kühne Francisco Ybarra. Ihm gelang es, die Bergwerke von San Martin und San Luc im heutigen Staate Zacatecas aufzufinden; noch mehr: er gründete die Kolonie Chiametla in der Nähe ergiebiger Silberminen und erwarb sich durch Bezwingung kriegerischer Indianerhorden den Ruf eines Helden.

In Folge der geschilderten Vorgänge wurden natürlich von Neuem die Blicke Heimatsmüder auf die jüngst erworbenen Gebiete Neuspaniens gelenkt. Die Auswanderung nach allen Theilen des Landes erfolgte im Laufe der Zeit in regelmäßigen Zunahmen, und es war insbesondere das Verlangen nach Gewinnung der für unermeßlich geltenden Bodenschätze, was während eines ganzen Jahrhunderts Mexiko alljährlich eine Menge tüchtiger Kolonisten zuführte.

Wir besitzen nur geringe und wenig verläßliche Mittheilungen hinsichtlich der ersten mexikanischen Grubenerträge. Die Minen von Tasco eröffneten die Reihe der neuentdeckten unterirdischen Schatzkammern; dann folgten Erzförderungen in Xoltepec, Tlapujahua und Pachuco, hierauf die von Zacatecas, und im Jahre 1548 die von San Barnabe. Zur nämlichen Zeit sollen von Mexiko nach Zacatecas reisende Maulthiertreiber die Silberadern des Distriktes Guanaxuato aufgefunden haben. Die Arbeiten in den Hauptstollen von la Veta Madre begannen im Jahre 1560. Indeß betrug die Gesammtausbeute an Edelmetallen aus sämmtlichen mexikanischen Minen bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts jährlich doch nicht mehr als durchschnittlich etwa zwölf Millionen Gulden, woran zum Theil die geringe Ergiebigkeit der Gruben, mehr aber noch die unvernünftige Art, in welcher der Bergbau in Neuspanien betrieben ward, Schuld gewesen sein mag.

Besser verstanden es die Eingewanderten, der Erde ihre vegetabilischen Schätze abzugewinnen. Die Ernten, welche die Zucker-, Kakao-, Cochenille-, Indigo-, und Baumwollenpflanzungen lieferten, waren nichts weniger als unbedeutend. Freilich mußten die armen Indianer das Meiste zur Kultivirung des Bodens beitragen, denn in der Regel begnügte sich der weiße Gebieter damit, das zu pflücken, was die geplagten braunen Landeskinder im Schweiße ihres Angesichtes gesät, gepflanzt und angebaut hatten.

Für die Erlaubniß, in den Priesterstand einzutreten, welche den Eingeborenen im Jahre 1585 zu Theil ward, hatte man ihnen — gewissermaßen zur Ausgleichung — im Laufe der Zeit immer neue, schwerere Lasten und Abgaben aufgebürdet. Daneben schwang die Inquisition während der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ihre erbarmungslose Fackel und zündete, wie in ihrer eigentlichen Heimat, so auch im blütenreichsten Theile der Welt, Scheiterhaufen nach Scheiterhaufen an zur Vertilgung gottloser Ketzer. Päpstliche Bullen für Mexiko wurden den Indianern zu 4 Realen das Stück aufgezwungen; nicht minder theuer kam ihnen jede Messe zu stehen, die sie hören wollten, noch öfter aber mußten. Kein Weigern, kein Flehen der Bedauernswerthen half; die Plackereien nahmen kein Ende.

Kein Wunder, wenn also gedrückt und ihrer Freiheit beraubt, mißbraucht und gehetzt, während jener Zeit unsäglicher Trübsal die Ureinwohner zu Hunderttausenden theils in Folge von Entbehrungen, theils von hitzigen Fiebern weggerafft, theils in Folge bisher ungewohnter Getränke, welchen sie bald leidenschaftlich zugethan wurden, zu Grunde gingen.

Es bestand allerdings schon seit dem Jahre 1523 eine durch Karl V. von Valladolid aus geregelte Regierung für Neuspanien, von welcher mancherlei auch zu Gunsten der Indianer bestimmt worden war. In den Jahren 1525 bis 1552 waren weitere Verordnungen zu gleichem Zwecke ergangen. Hierdurch kamen die Eingeborenen unter die Aufsicht von Bischöfen zu stehen, welchen ihr Beruf es zur Pflicht machte, der Gebote des Stifters unserer Religion bei den Mühseligen und Gedrückten eingedenk zu sein. Aber bei allem guten Willen der Regierung, sowie vieler achtbaren geistlichen Oberhirten blieb das Loos der Besiegten traurig genug. Die herrschenden Europäer, hoch oder gering, gebrauchten die eingeborene Bevölkerung jahraus jahrein als Lastthiere und hielten sie darnach: der braune Mensch mußte das schwerste Gepäck tragen, im Kriege die Kanonen ziehen, oder er gehörte zu den Hülfstruppen, welche meist den Vortrab bildeten, und die gewöhnlich schonungslos den ersten Angriffen des Feindes ausgesetzt wurden. Wie unter dem „Eroberer", so mußten sie auch später während der Expeditionen nach Honduras, Mechoacan, Panuco, Oaxaca und Guatemala gegen ihre eigenen Landsleute im Dienste ihrer Unterdrücker kämpfen. Man ließ sie ohne Gnade die bittersten Qualen des Hungers und die schwersten Anstrengungen ertragen. Kein Wunder, wenn der Tod, ein willkommener Erlösungsengel, sie haufenweise dahinraffte.

Zuletzt bewirkte der Eigennutz bei den Eroberern, was ihr geringes Menschlichkeitsgefühl nicht vermocht hatte. Es wurde eine neue Verordnung erlassen und damit jene Einrichtung geschaffen, welche unter den Namen der „Encomiendas" bekannt ist. Hierdurch wurden zu Gunsten der spanischen Landeigenthümer Bezirke von meist hunderten indianischer Familien gebildet, die vermittelst jenes Statutes an die Scholle und den Boden, den sie

zu bestellen hatten, gebunden waren; damit war den bedauernswerthen Geschöpfen zwar ein besseres Leben, bessere Behandlung in Aussicht gestellt, aber sie waren des unschätzbaren menschlichen Gutes, der Freiheit, vollends beraubt. Der übriggebliebene Theil der Indianerbevölkerung, auf diese Weise unter die Eroberer und den alten Landesadel als Leibeigene vertheilt, sank in der That unter deren Herrschaft von Jahr zu Jahr tiefer und tiefer. Seit seiner Fesselung an Grund und Boden bis in's XVIII. Jahrhundert hinein war das Loos des mexikanischen Ackerbauers ungefähr das des rechtlosen Leibeigenen in Europa. Immer mehr zusammenschmelzend, gaben sie zuletzt ihre eigenen Namen auf, um die ihrer Besitzer anzunehmen; daher noch heute viele Indianerfamilien mit spanischen Namen.

Während jener Periode einer andern Form von Sklaverei blieb das aztekische niedere Volk, was es freilich schon vor der Eroberung gewesen, arm, unwissend, verachtet. Später verbesserte sich allerdings seine Lage etwas, als die Familien der Eroberer — die Conquistadores — theilweise erloschen, und die Rechte auf die Encomiendas nicht mehr erneuert wurden. Auch die Vicekönige wachten gewissenhafter über die Interessen der Indianerbevölkerung, welche seitdem anfing, wieder aufzuathmen. Schließlich erlangten sie sogar ihre persönliche Freiheit zurück; dennoch blieb eine Menge Mißbräuche im Schwange. Unter diesen stehen obenan die „Repartimientos", jene harten Schuldgesetze, in Folge deren die zahlungsunfähigen Eingeborenen in völlige Abhängigkeit von ihren Gläubigern geriethen. Die letzteren erhielten unbeschränktes Recht über ihre Schuldner und durften sie so lange als Arbeiter, oder richtiger als Lastthiere, gebrauchen, bis die Aermsten ihre Schulden abgetragen, was bei dem den Indianern eigenen Hange zum Trunke freilich so leicht nicht eintrat. Nach diesem Systeme hieß einen Mantel an einen braunen Mann verkaufen, so viel als sich den Käufer selbst zum zeitlichen Eigenthum erwerben.

König Karl III., der sich hierdurch den Namen eines Wohlthäters des mexikanischen Volkes erworben, verbot die Einrichtung der Repartimientos; aber in entfernteren Theilen des Landes dauerte der Mißbrauch dessenungeachtet, wenn auch nicht öffentlich, so doch im Stillen fort, und er hat wohl bis zum heutigen Tage noch nicht aufgehört.

Je mehr die ehemaligen Eigenthümer des Landes zu leiden hatten, desto glänzender und üppiger gestaltete sich das Leben und Treiben der eingewanderten Europäer. Ein damals lebender Dominikaner, Thomas Gage, entwirft uns ein Bild von der Hauptstadt Neuspaniens, das an die Beschreibung des biblischen Babylon erinnert. Er schildert uns Mexiko als reich, groß, durchschnitten von breiten Straßen, mit Häusern, Palästen und Kirchen bedeckt, welchen es nicht an Gold-, Silber- und Juwelenschmuck fehlte. Die Einwohner gingen, bis zu den niedersten Dienstboten herab, in Seide und feinen Mousselinen. Fünfzehntausend Equipagen rollten täglich durch

die Straßen der reichen Stadttheile, vorüber an prächtigen Bazars und Kaufläden, deren Schätze unermeßlich schienen. Mit der Zunahme dieser Reichthümer hielt aber gleichen Schritt die immer greller und schamloser auftretende Verderbtheit der Sitten. Sie hat sich, nach Thomas Gage, nicht auf die Schlösser der Vornehmen beschränkt, sondern sie ist auch ungescheut bis in's Innere der Klöster eingedrungen.

Im XVII. Jahrhundert überraschte ein Strafgericht die üppige Metropole. Es regnete nicht Feuer vom Himmel, wie vordem in Sodom und Gomorrha, aber ein anderes Element — die Fluten des Wassers — suchte mit seinem grauenhaften Zerstörungswerk das neue Tenochtitlan heim.



Opfer der Heimsuchung durch Ueberschwemmung.

Jener kolossale unterirdische Abzugskanal, welchen die Regierung durch den geschickten Ingenieur Martinez zum Schutze vor Wassersnoth, und um die Gewässer des Hauptsees zu vermindern, hatte errichten lassen, und bei dessen Erbauung 15,000 Indianer Gesundheit oder Leben einbüßten, vermochte den ungestümen Andrang einer Ueberschwemmung nicht zurückzuhalten. Nach langandauerndem Regen ergoß sich im Jahre 1629 am 20. Juni über die unglückliche Stadt eine solche Wasserflut, daß fünf volle Jahre dazu gehörten, dieselbe zu bannen und den unsäglichen Schaden wieder zu verwischen. Während dieser Leidensperiode erhielt ein edler Menschenfreund, der würdige Erzbischof Manzo y Zuniga, vielfach Gelegenheit, eine wahrhaft priesterliche Gesinnung darzuthun. In einem leichten Kahne fuhr er Tag für Tag durch die unter Wasser stehenden Straßen Mexiko's, um Lebens-

mittel unter die Armen zu vertheilen, tröstend, aufmunternd und segnend, sowie den Sterbenden das Verscheiden erleichternd. Erst im Jahre 1634 verliefen sich die Wasser, ein Ereigniß, das ungläubige Naturkundige der Wirkung mächtiger, den Boden des Thales spaltenden Erdbeben, die Gläubigen dagegen dem Einflusse des herbeigebrachten Bildes der heil. Jungfrau von Guadeloupe zuschrieben.

Längere Zeit blieb Mexiko verschont von Schrecknissen, welche die unheimliche Macht der Elemente oder die Verbrechen ruchloser Menschen herbeizuführen vermögen. Fünfzig Jahre später war es eine Heimsuchung letzterer Art, welche das Land in Unruhe versetzte.

Im Jahre 1683 erschienen Flibustierscharen und brachten den östlichen Küsten Neuspaniens Schrecken. Wir haben von diesen kühnen Freibeutern schon weiter oben gesprochen, und erinnern nur an die Zeiten der großen Kriege in Europa, während welcher es waghalsigen Holländern, Franzosen und Engländern möglich war, Monate lang ganz namhafte Küstenplätze, so z. B. die Einwohner von Veracruz, heimzusuchen. Ja es gelang ihnen, die ebengenannte wichtige Festung zu erobern und den Hafen zu sperren. Während eine beträchtliche Anzahl der Bewohner in der Hauptkirche gefangen gehalten wurde, bemächtigten sich jene kühnen Gesellen aller greifbaren Habe und kehrten erst dann auf ihre Schiffe zurück, nachdem ihre Beute von mehr als 6 Millionen Thalern in Sicherheit gebracht war. Später suchten sie Campêche heim, wo sie zwei Jahre lang hausten und von wo sie erst nach Plünderung und Anzündung der Stadt abzogen. Von dem Franzosen Grammont wird erzählt, er habe während der Belagerung jenes Platzes zu Ehren seines Königs am St. Louistage für mehr als eine Million Thaler des köstlichen Holzes von Campêche verbrannt — gewiß eine seltene Ehrenbrandfackel!

Während die Ufer des Antillenmeeres also unter den zerstörenden Einfällen frecher Eindringlinge schwer zu leiden hatten, landeten die Brüder der Gesellschaft Jesu an den Ufern des großen Ozeans. Unter allen Religionsgesellschaften hat diese vielleicht Neuspanien noch den meisten Segen gebracht. Sie erwarben sich nicht nur große Verdienste um die katholische Religion durch Gewinnung Tausender von Indianerseelen, sondern sie förderten in ihrer Art auch die Wissenschaft, indem die Väter Kühn, Salvatierra, Ugarte u. A. erfolgreiche Untersuchungen über „das Meer des Cortez“, seine Küsten, sowie über die Alterthümer des Landes und dessen Naturbeschaffenheit anstellten. Lange hatte man in Europa Californien für eine Insel gehalten — nun erlangte man erst die volle Gewißheit, daß es im Norden mit den Festlande zusammenhänge.

Von den friedlichen Arbeiten der Sendboten Roms wendet sich unser Blick den Zuständen des Landes in Bezug auf Fortentwickelung seiner bürgerlichen, politischen und religiösen Verhältnisse zu, damit unserem Auge die Quelle erkennbar werde, aus welcher der Umsturz im Jahre 1808 entsprang.

Wir wissen, die ungeheuren Gebiete jenseits des Ozeans gehörten nach ihrer Eroberung der damaligen Rechtsanschauung gemäß ausschließlich dem Monarchen, also der Krone Spaniens. Mexiko trug weniger, als jede andere ausländische Besitzung den Charakter einer Kolonie; die Großen, welche durch königliche Gnade zu Stellvertretern des Souverains über die transatlantischen Reiche erhoben wurden, durften nie vergessen, wem sie ihre Stellung verdankten. Deswegen waren sie auch meist nicht viel mehr, als willenlose Werkzeuge in den Händen der weltlichen und der mit ihr verbundenen geistlichen Gewalten, die von Madrid, Rom oder Toledo aus ihre Befehle ergehen ließen.

Als Stellvertreter der spanischen Majestät stand ein Vicekönig an der Spitze der Landesverwaltung; ihm war der Vorsitz in den Rathsversammlungen und das Commando über die bewaffnete Macht anvertraut. Neben ihm, und um seiner Macht als Gegengewicht zu dienen, war das hohe Tribunal, Audiencia genannt, eingesetzt worden, ein Appellationsgericht letzter Instanz für alle bürgerlichen und religiösen Angelegenheiten, in dessen Hand die schließliche Entscheidung bei allen wichtigeren Vorkommnissen gelegt war. Diese höchste Behörde stand in direkter Verbindung mit dem Hofe, sowie mit dem „Hause der beiden Indien" zu Madrid, dessen Gewalt über die spanischen Besitzungen uns aus dem ersten Bande bereits bekannt ist. Die Mitglieder der Audiencia besaßen große Vorrechte. Es wurden nur Spanier dazu auserkoren, und damit sie durch keinerlei Bande an Mexiko gefesselt seien, durften sie daselbst sich weder verheirathen, noch Güter kaufen. Ein gleiches Verbot bestand für den Vicekönig. Den Finanzen stand ein Intendant vor, der nicht selten seine ausgedehnten Befugnisse arg mißbrauchte und sein Möglichstes dazu beitrug, den Mexikanern den Druck des spanischen Joches recht fühlbar zu machen.

Die einzigen weltlichen Obrigkeiten, welche dem Volke noch zur Stütze dienten, waren die von den Bewohnern gewählten Regidores und Alcaldes, aus welchen die Ayuntamientos oder Stadtbehörden gebildet wurden.

Das Vicekönigreich Neuspanien wurde eingetheilt in drei Audiencias: Mexiko, Guadalaxara und Guatemala. Später schuf man zwei Generalcapitanate: Mexiko und Yucatan, sowie zwei Generalcommandantschaften. Provinzen oder Intendanzen gab es 13 zu Anfang dieses Jahrhunderts, nämlich: Puebla, Oaxaca, Veracruz, Merida (de Yucatan), Guadalaxara, Guanaxuato, Durango, S. Luis de Potosi, Sonora, Valladolid (de Mecheoacan), Zacatecas, Querentaro und Tlascala.

Die Lage der braunen Landesbevölkerung hatte sich wol gebessert, doch blieb sie immer noch traurig genug. Dem Buchstaben des Gesetzes nach war vollkommene Gleichstellung mit den Spaniern gesichert, doch in Wirklichkeit war der arme Indianer noch so verachtet, wie ehemals, so daß der Sohn eines Weißen, wenn er das Unglück hatte, von einer Eingeborenen

herzustammen, im eigenen Vaterhause die niedrigsten Dienste verrichten mußte. „Eres criollo, y basta!“ „Du bist ein Creole, das ist genug!“ war der Ausdruck tiefster Geringschätzung bei den spanischen Mexikanern.

Für den armen Eingeborenen hingegen war nachgerade „hablar christiano“ „christlich sprechen“ und „spanisch sprechen“ gleichbedeutend geworden. Natürlich thaten die höchsten Behörden der Kolonie Alles, um das braune Volk in seinem Glauben an die spanische Unfehlbarkeit zu erhalten. Und wahrlich, lange genug leistete der geplagte Eingeborene in dieser Hinsicht das Mögliche. Doch auch hier trifft die Richtigkeit des alten Spruches zu: „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht.“

Die staatswirthschaftliche Beschränktheit Spaniens kennzeichnet nichts mehr, als jener Erlaß, wodurch den Eingeborenen bei Todesstrafe der Anbau des Weinstockes sowie des Oelbaumes verboten wurde, deren ausschließliche Pflege, behufs weiterer Ausbeutung seiner transatlantischen Provinzen, sich das stiefmütterlich gesinnte Mutterland vorbehielt. Denn in Folge derselben Engherzigkeit galten die überseeischen Reiche für Domänen zur Bereicherung Spaniens, beziehungsweise als Mittel zur Herbeischaffung der enormen Bedürfnisse des königlichen Haushaltes. Durch die Monopolisirung des Handels zu Gunsten einer Anzahl großer spanischer Kaufleute ward Mexiko allerdings einen guten Theil seiner Schätze los; aber das Mutterland gewann durch seine Ausschließlichkeit nicht an dauerndem Wohlstand und an Bedeutung. Der Raum erlaubt es nicht, unsern Lesern all' die Verkehrtheiten der spanischen Verwaltung vorzuführen. Statt vieler Beispiele nur ein Pröbchen, worüber auch der ernsteste Mensch sein Gesicht zum Lachen verziehen muß. Wie höchst komisch müssen die armen Eingeborenen sich selbst und Andern erschienen sein, als sich mit einem Male nicht nur die Sehorgane des jungen Creolen, sondern auch das scharfe Auge des armen Indianers mit mächtigen Brillengläsern bewaffnen mußten!! Es war auf höchstes Geheiß, so erzählt Sealsfield, den Indianern der Gebrauch der Augengläser aufgedrungen worden — einzig um den Brillenhändlern von Cadix besseren Absatz zu verschaffen!

Wie es bei dieser spanischen Wirthschaft mit der Pflege der geistlichen Wohlfahrt in jenem schönen Lande ausgesehen hat, kann man sich leicht vorstellen. Ward jede freiere Regung schon in Spanien, dem Lande des crassesten Fanatismus, zu einem todeswürdigen Criminalverbrechen, wie mußte es um Erziehung und höhere Geistesbildung im Lande der Azteken stehen, dessen Bewohner erst durch päpstliche Bulle wieder für vernunftbegabte Menschen erklärt werden mußten!!!

Erst 1778 wurde der Verkehr zwischen Mexiko und dem Mutterlande etwas freier. Der Druck lastete nicht mehr auf den Eingeborenen allein, sondern auch auf den in Mexiko geborenen Spaniern. Auch diesen war es untersagt, Wein, Oel, Hanf, Flachs und Safran zu bauen, welches monopolisirte Aus-

fuhrartikel Spaniens blieben. Weder Creolen, noch weniger die mißachtete braune Rasse wurden zu Aemtern zugelassen, vielmehr nur geborene Spanier hierzu verwendet. Gleiche Ausschließlichkeit wie in weltlichen Dingen herrschte in kirchlichen, die unter der Leitung der Väter der Gesellschaft Jesu standen. Zwar machten die Creolen und Eingeborenen vereinzelte Versuche, das harte Joch des Mutterlandes zu brechen, aber sie wurden, ohne viele Worte davon zu machen, und ohne daß die Spanier in Europa etwas davon verlautbaren ließen, in aller Stille unterdrückt.

Wer es wagte, sich damit zu beschäftigen, Land und Volk von Mexiko ohne hohe obrigkeitliche Gutheißung dem Verständniß der gebildeten Welt näher zu bringen, hatte sich schon verdächtig gemacht. Ueber die spanischen Reiche durften nur die ernannten oder zugelassenen Historienschreiber für „beide Indien", überhaupt nur wohlaccreditirte Vertrauenspersonen schreiben und berichten; in die Oeffentlichkeit drang nur dasjenige, was Gnade vor den Augen der weltlichen und geistlichen Censoren gefunden! Fehlte dem Geschichtsforscher der Schutz des übermächtigen Klerus, da halfen ihm weder Stand, noch hohe Empfehlungen, wie das Beispiel des Ritters Boturini darthut, welcher trotz der Gunst der Gräfin Santibanez, die in direkter Linie von Montezuma abstammte, der Kerkerhaft und anderem Unbill nicht entging. Verloren für ihn und die Welt war das Ergebniß eines achtjährigen Aufenthaltes unter den Landeseingeborenen, deren Vertrauen der Chevalier sich erworben: seine unschätzbaren Sammlungen, bestehend aus Alterthümern, bilderschriftlichen Karten auf Baumwolle, Magueyfasern oder Häuten, aus werthvollen indianischen Hieroglyphen und gesammelten Urkunden im Bezug auf das Erscheinen der braunen heiligen Jungfrau von Guadeloupe. Alles ward ihm abgenommen und er hat nie wieder etwas von seinen Schätzen gesehen, welche der eifrige Sammler höher anschlug, „als Alles Gold, Silber und edles Gestein der neuen Welt." Er erlangte allerdings seine Freiheit wieder, aber seine Sammlungen, im vicekönigliechen Palaste zu Mexiko aufgeschichtet, vermoderten daselbst, oder sie wurden gestohlen, so daß A. v. Humboldt nur noch den achten Theil dieser unersetzlichen Gegenstände vorfand, als er fünfzig Jahre später die Hauptstadt Neuspaniens besuchte.

Zweihundert Jahre vorher war es nicht viel besser der verdienstvollen Arbeit des würdigen Franziskaner-Pater Sahagun ergangen. Dessen Historia universal de Nueva España, das Werk eines langen, ebenso thätig und nützlich verbrachten, als durch Edelsinn ausgezeichneten Lebens, verschwand nach mancherlei Schicksalen des Verfassers ganz und gar aus den Augen und dem Gedächtnisse der Menschen, und ist erst wieder in diesem Jahrhundert, zu Ende der zwanziger Jahre in Mexiko gedruckt, an's Licht getreten.



Erstürmung des Palastes.

Die erste mexikanische Revolution.

Vermöge des herrschenden Systems war begreiflicher Weise auch die Einführung freisinniger Bücher aus Europa in Mexiko auf das Strengste untersagt. Noch i. J. 1807 soll eine Mutter ihren eigenen Sohn vor Gericht angeklagt haben, weil er einen Band von J. J. Rousseau's Schriften besaß. Der Unglückliche entging der Verhaftung nur durch schleunige Flucht. Dennoch drangen nach der Befreiung der nordamerikanischen Freistaaten vom Joche Englands, sowie in Folge der siegreich ihren Lauf fortsetzenden französischen Revolution nach und nach Freiheitsideen oder nach der damaligen Anschauung „staatsgefährliche" Gesinnungen bis in die niedersten Schichten des Volkes ein, und es bedurfte nur eines Lufthauches, um die überall glimmenden Funken zur hellen Flamme empor lodern zu lassen.

Die mühsam verhehlte Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen gab sich bei erster Gelegenheit kund. Als im August 1808 die Nachricht in Mexiko eintraf, Napoleon habe die bourbonische Königsfamilie ihres Thrones entsetzt, und Reich und Krone von Spanien seinem Bruder Joseph verliehen, verlangten die bisher in den Hintergrund gedrängten Creolen völlige Gleichstellung mit den Spaniern. Der Vicekönig Don José Iturrigaray machte einige Zugeständnisse, aber gegen solche Neuerungen lehnten sich die privilegirten Altspanier sowie die Geistlichkeit auf.

Unterdessen hatte England, Napoleon's unermüdeter Widersacher, einen Sieg nach dem andern über Frankreichs Flotten davon getragen; als Verbün-

deter Spaniens gegen die bonapartische Gewaltherrschaft, wurde es dem englischen Volke nicht schwer, dem neueingesetzten Könige Joseph die Verbindung mit dem spanischen Amerika abzuschneiden; denn die britische Flagge beherrschte seit dem großen Seesieg von Trafalgar alle Meere. Dennoch gelang es Joseph Bonaparte, von Baltimore aus Beziehungen zu Mexiko anzuknüpfen und die unzufriedenen Creolen noch mehr gegen die Altspanier aufzustacheln.

Während der Bekämpfung der napoleonischen Herrschaft waren die Mexikaner in Folge der Vertreibung der Bourbonen aus Spanien mit Einem Male ihre eigenen Herren geworden, und sie dachten nun daran, sich ihr Schicksal selber zu bereiten. Die Worte „Freiheit", „Unabhängigkeit", „Volksherrschaft", über welche man lange im Stillen nachgegrübelt hatte, wurden plötzlich laut ausgesprochen — das im Stillen geschürte Feuer der Empörung griff rasch um sich. Als Vorwand für den Aufstand diente der altspanischen Partei der Eifer für die Sache des entthronten Königs Ferdinand VII.; den hell- und dunkelfarbigen Eingeborenen war jede Gelegenheit willkommen, welche den Wunsch nach Erlösung aus den drückenden Fesseln seiner Erfüllung näher brachte.

Erzürnt über die den Creolen gemachten kleinen Zugeständnisse stürmte die Partei der Altspanier in den Palast des Vicekönigs, bemächtigte sich seiner Person, ja man warf denselben unter Beschuldigung der Ketzerei in den Inquisitionskerker. Der tödlich erkrankte Mann konnte froh sein, als ihm die Erlaubniß ertheilt ward, nach Europa zurückzukehren. Von jenem Augenblicke an wurde die Kluft eine unausfüllbare; zwei Parteien standen einander schroff gegenüber, die der Spanier (Gachupines) und die der Mexikaner (Guadalupes).

Bei aller Verdienstlosigkeit der spanischen Verwaltung in Mexiko hatte sie doch etwas Gutes zu Wege gebracht: sie hielt alle Parteien und Farben gleich darnieder. Ihr Druck war gerade hinreichend, daß den sich gegenüberstehenden Andersfarbigen der Muth entschwand, sich zu bekämpfen und indem sie sich zerfleischten, jenes häßliche Schauspiel aufzuführen, das wir nun bald gewahren werden.

Als der General Venegas, der von der nationalen Regierung zu Cadix neuernannte Vicekönig, im September 1810 in Veracruz landete, fand er das ganze Land in höchster Aufregung. Es war vorauszusehen, daß nun Altspanier und Klerus alle Minen springen lassen würden zur Wiedererlangung ihrer Privilegien. An die hierdurch auf's Aeußerste erbitterten Creolen hatten sich angeschlossen auf der einen Seite alle von den Ideen der neuen Zeit erfüllten jugendlichen Gemüther, auf der andern aber auch eine nicht geringe Anzahl besonnener Männer, die einsahen, daß die Zustände des Landes einer Verbesserung dringend bedürftig waren. Noch fehlte es an einem Mittelpunkt für gemeinsame Bestrebungen. Aber auch dieser fand sich, und als der neue Statthalter seinen Feind in's Auge

faßte, war sein merkwürdiger Gegner bereits umgeben von angesehenen Männern aller Stände, Beamten, Priestern, Offizieren, Landeigenthümern aus verschiedenen Theilen des Landes 2c. Den Mann, um welchen sich der unzufriedene Norden geschart hatte, wollen wir etwas näher kennen lernen.



Rüstung zum Aufstande.

Don Miguel Hidalgo y Castilla, Priester im Städtchen Dolores, dessen Einwohner beinahe hauptsächlich aus Indianern bestanden, war in Mexiko geboren und längst als leidenschaftlicher Freund seines Vaterlandes allen Gleichgesinnten näher getreten. Schon über 60 Jahre alt, stellte er sich die Aufgabe, das Land seiner Väter den Händen der unfähigen spanischen Herrschaft zu entreißen.

Als die Regierung eines Tages die von ihm gepflanzten Weinstöcke ausrotten ließ, kam die lang unterdrückte Erbitterung zum vollen Ausbruch. Er leistete Widerstand und versammelte die Indianer, sowie die unter Beihülfe einiger Offiziere, namentlich des Hauptmanns Allende, zum

Abfall gebrachten regulären Truppen der Gegend von Dolores um das alte Reichsbanner. Binnen wenigen Tagen marschirte der kriegerische Priester an der Spitze von etwa 80,000 Mann — allerdings nur undisciplinirte und schlechtbewaffnete Scharen, von deren Zuverlässigkeit er noch keine Beweise hatte, — auf das silberreiche Guanaxuato, eine Stadt von 65,000 Einwohnern.

Der Intendant der Provinz suchte sich zwar zu vertheidigen, aber er fiel, und nun stürzten die Eingeborenen in den Ort und, gleich wuthschnaubenden Bestien, massacrirten sie dessen ganze spanische Einwohnerschaft.

Hidalgo ließ dem Ausbruche der Rache freien Lauf. Seine braunen Leute raubten, plünderten, bis sie ihrer blinden Wuth Genüge gethan hatten. Reiche Beute, die sich für jeden Einzelnen auf den Werth von 2—3000 fl. belaufen haben soll, fiel in die Hände der Aufständischen. Hierauf bemächtigten sich diese einer zweiten großen Stadt, Valladolid, wo sich der Anführer der Empörer zum General ausrufen ließ. Von nun an zeigte er sich öffentlich nur noch in prachtvoller Uniform — blau mit Gold gestickt — ein breiter schwarzer Gürtel umgab seine Hüften und auf seiner Brust glänzte an einer goldenen Kette das Bild seiner Schutzpatronin, „unserer lieben Frau von Guadeloupe." Kurze Zeit nachher stand der Priestergeneral mit seiner Armee vor der Hauptstadt Mexiko. Hier aber ließ er sich zu einem Fehler verleiten, der seinen Stern zum Sinken brachte. Er verharrte nämlich einige Tage in Unthätigkeit und vergönnte hiedurch den Spaniern hinlänglich Zeit zu wirksamen Vertheidigungsanstalten. Zum Rückzuge gezwungen von dem Royalistenoberbefehlshaber Callejas mehrfach geschlagen und zuletzt arg in die Enge getrieben, zog er nach den nördlichen Grenzen, wo er hoffte, unter dem Schutze der Vereinigten Staaten seine Armee neu ordnen zu können. Hier war es, wo der muthige Priester, von mehreren seiner eigenen Offiziere verrathen, in die Hände seiner unerbittlichen Feinde fiel. Diejenigen seines Gefolges, welche nicht zum geistlichen Stande gehörten, wurden augenblicklich erschossen, Hidalgo selbst und die übrigen am Aufruhre betheiligten Priester jedoch in Gewahrsam gebracht, bis sie ihres Amtes feierlich entsetzt worden waren. Alle, auch der Pfarrer von Dolores, wurden zu Pulver und Blei verurtheilt.

Sein Tod vermochte jedoch den Muth der Freiheitskämpfer nicht zu schwächen. Unter den Anführern, welche im Süden das Banner der Unabhängigkeit empor hielten, zeichnete sich vor Allen ein Freund und ehemaliger Lieutnant Hidalgo's, der Priester Morelos, durch ungemeine Thätigkeit und Geschick in Führung der Waffen aus. Ehe er zum geistlichen Stande überging, war er Soldat gewesen; seine ehemalige Liebe zum Kriegshandwerke wurde durch die Zusprache Hidalgo's auf's Neue geweckt. Man kann ihn ein „militärisches Talent", ja einen wirklichen „Helden" nennen. Aus 40 größeren und kleineren Gefechten ging er siegreich hervor und sein heftigster Widersacher, der Vicekönig Callejas selbst äußert über ihn:

„Wenn dieser Tapfere unter meinen Fahnen diente, hätte ich ihn längst zum General ernannt.“

Der Schauplatz seiner Kämpfe war vorzugsweise die südliche Küste Mexiko's und zwei ebenso entschlossene wie gewandte Führer, Canos und Villagran, dienten ihm als Unterfeldherrn. Im Jahre 1811 vereinigte er seine Truppen bei Tixtla. Theils durch schlaue Ueberfälle, theils durch kühne und rasche Angriffe eroberte er die Städte Izucar, Huexapan und el Real de Tasco. In Izucar ward er von einer übermächtigen Zahl königlicher Truppen eingeschlossen, schlug aber alle Angriffe glücklich zurück. Da seine Feinde ihm alle Zufuhr von Lebensmitteln abschnitten und ihn durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen suchten, machte er mit seiner Schar unvermuthet einen kecken Ausfall und schlug sich glücklich durch die überraschten Belagerer durch. In gleicher Weise rettete er sich, als er in der Festung Quantla Amilpas, die er durch List überrumpelt hatte, von den Königlichen belagert ward.

Er besetzte Acapulco und mehrere andere Städte und hatte 1812 eine geraume Zeit hindurch die Verbindung zwischen Mexiko und Veracruz gänzlich unterbrochen.

Wie Morelos gelebt hatte, so starb er auch. Nachdem er in vielen heißen Kämpfen gesiegt, erlitt er mehrere empfindliche Niederlagen; seit ihm der Erfolg fehlte, ward auch die Zahl seiner Anhänger eine immer geringere. Nun schlug auch seine Stunde. Am 15. November 1815 zu Alameda gefangen genommen, hierauf in Mexiko seiner priesterlichen Würde entkleidet und zum Tode verurtheilt, verließ ihn doch seine Standhaftigkeit keinen Augenblick. Am 22. December sollte der Verurtheilte in S. Cristoval hingerichtet werden. Hier speiste Morelos ruhig zu Mittag, umarmte den ihn begleitenden Offizier, dankte ihm für seine freundliche Behandlung, beichtete sodann und begab sich nunmehr festen Schrittes nach der Todesstätte. Vor seinem Ende sprach er folgendes kurze, aber ergreifende Gebet: „Herr, habe ich recht gehandelt, so weißt Du es, und wirst dessen gedenken; habe ich aber Unrecht gethan, so empfehle ich meine Seele Deiner endlosen Barmherzigkeit!“ — Hierauf verband er sich die Augen, kommandirte selbst „Feuer!“ und empfing den Tod mit dem nämlichen klaren Antlitze, das er so oft in heißer Schlacht seinen Anhängern gezeigt hatte.

Der unselige Bürgerkrieg hatte unterdessen von Tag zu Tag einen immer blutigeren Charakter angenommen. Vergebens machten einzelne einsichtsvolle Männer Vorstellungen, umsonst baten angesehene Guerillas-Anführer den grausamen Vicekönig Callejas um ein menschliches Verfahren, — eine Gräuelthat folgte der andern. Die berufene Junta, nicht minder der seit 1814 zusammengetretene Congreß erschöpften sich in Bemühungen, um durch milde Maßregeln Ruhe und Ordnung herbeizuführen. Alles umsonst. Jeder Aufständische, dessen man habhaft werden konnte, ward er-

barmungslos erschossen. Auch Matamoros, ein Liebling des tapfern Morelos, war gefangen genommen und zum Tode verurtheilt worden. Man bot den Spaniern mehr als 200 Gefangene zur Auslösung des Unglücklichen; das Anerbieten ward zurückgewiesen: Matamoros mußte sterben. Um seinen Tod zu rächen, ließ man gegnerischerseits nun auch die 200 gefangenen Spanier erschießen. Beide Parteien waren von gleich wildem Geiste beseelt!

Nur ein Offizier aus der Armee der „Unabhängigen" zeichnete sich in diesem Vernichtungskriege durch einen Zug von Menschlichkeit aus. Der Vater des „Nicolas Bravo" war in die Gewalt von Callejas gerathen und vom Tode durch Erschießen bedroht. Um seine Freiheit zu erlangen, bot der Sohn dem Vicekönig 300 gefangene Spanier. Die Antwort darauf bestand in der Hinrichtung des alten Bravo. Grenzenlose Wuth erfüllte Nicolas' Seele, er befahl, die 300 Spanier am nächsten Tage zu erschießen. Aber während der Nacht verfolgte ihn das zu erwartende mörderische Schauspiel so lebhaft in seinen Träumen, daß er von Reue ergriffen wurde. Sobald der Morgen graute, ließ er sämmtliche Gefangenen frei. „Geht", sagte er, „und verweilt keine Minute länger, sonst könnte mich doch noch der Wunsch übermannen, an Euch den Tod meines armen Vaters zu rächen."

Der Blutmensch Callejas war durch einen anderen Vicekönig, Juan Ruiz de Apodaca, ersetzt worden, welcher durch Milde und Mäßigung mehr zur Wiederherstellung der Ruhe beitrug, als sein Vorgänger durch seine Grausamkeit. Bald waren alle Städte in den Händen der Royalisten, während die Aufständischen sich nur noch Herren einzelner Landestheile nennen konnten. Dennoch besaßen sie vier mächtige Festungen, von welchen eine, Xaurilla, der Sitz einer vom Pater Torres, Generalissimus der mexikanischen Armee, zusammenberufenen Junta war. Unterdessen dauerte der Krieg, weniger energisch von beiden Seiten geführt, fort und fort; bereits fangen die „Unabhängigen" an, lässig und muthlos zu werden — da erscheint ein junger Held auf der Schaubühne und giebt mit seinem Häuflein kühner Abenteurer den Angelegenheiten eine neue Wendung.

Xavier Mina war der Neffe eines berühmten spanischen Guerilla-Häuptlings, Espoz y Mina. Er stand im Begriff, seine Studien in Saragossa zu vollenden, als der übermüthige Gebieter Europa's in sein Vaterland eindrang, um auch dieses seiner Unabhängigkeit zu berauben. Spaniens Volk erhob sich gegen den Despoten. Der junge feurige Student folgte dem Rufe, der an Alle ergangen war, welche den Tod der Fremdherrschaft vorzogen. Er begab sich nach dem nördlichen Spanien und zeichnete sich durch sein ritterliches Wesen bald unter allen Anführern der Guerillabanden aus. Im Winter des Jahres 1810 fiel er in Feindeshände und mußte bis 1814 im Kerker zu Vincennes schmachten. Nach Wiedererlangung seiner Freiheit hoffte er, bei Ferdinand VII. Belohnung für seine treuen Dienste und Ent-

schädigung für seine lange Gefangenschaft zu finden; doch galt auch hier der Satz: „der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“ Hiedurch auf's bitterste getäuscht und über die Undankbarkeit mit Recht empört, nahm er an einer von seinem Onkel ausgehenden Verschwörung Theil und mußte in Folge dessen nach England flüchten. Hier faßte er den Entschluß, im fernen Westen die Rolle eines zweiten Cortez zu übernehmen. Er wollte nicht mehr und nicht weniger, als Mexiko für die Freiheit erobern. Ein englisches Schiff trug ihn nach Baltimore, von wo er sich nach Neu-Orleans verfügte. Hier gesellte sich der amerikanische Oberst Perry mit etwa 100 kühnen Freischärlern zu ihm. Mit nur 450 Mann landete er am 15. April 1817 in dem kleinen Hafen Sotola Marina, von dem er Besitz ergriff. Er beabsichtigte, daselbst eine Festung zu erbauen, veruneinigte sich darüber mit seinem amerikanischen Verbündeten, und trennte sich von demselben, nachdem er ihm 50 der besten Soldaten überlassen hatte. Dieselbe Anzahl ließ er in der nach vielen Schwierigkeiten erbauten Festung Soto la Marina und machte sich endlich an der Spitze von 350 Kriegern marsch- und kampfbereit.



Hinterhalt durch Guerillas.

Das erste ernstliche Treffen zwischen Mina und den Royalisten fand bei der Hacienda de Peotillo statt, wo er mit 300 unerschrockenen Abenteurern 680 Mann europäisches Fußvolk und 1100 creolische Reiter in die Flucht schlug. Nach dieser bewundernswerthen That erstürmte der junge Held Real de Pinos und vereinigte sich bei Sombrero mit den mexikanischen Insurgenten. Unglücklicherweise ging ihm während dieser Treffen die Festung

von Soto la Marina verloren und überdies bemächtigte sich die Flotte von Veracruz der drei amerikanischen Schiffe, die ihn nach Mexiko gebracht hatten.

Die Aufständischen empfingen den jungen Mina mit Jubel. Er brachte seinen Gegnern nun noch mehrere empfindliche Schlappen bei, dann erbleichte auch sein Stern. Vom Insurgentenchef, dem Pater Torres, mehrfach getäuscht, zog er sich mit einem Trupp von 500 Mann in's Gebirge zurück. Dort gelang es seinen Feinden, den Tapfern gefangen zu nehmen. Es ward bestimmt, daß er bereits nach wenigen Tagen erschossen werden sollte. Man brachte ihn zuvor gebunden vor Orantia, den feindlichen Befehlshaber, der niedrig denkend genug war, seinen Gefangenen mit Schimpfworten zu überschütten, ja sich an ihm thätlich zu vergreifen, indem er ihm mehrere Hiebe mit dem flachen Säbel versetzte. Mina zeigte sich in Ketten, wie er auf dem Felde gewesen, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, fest und muthig. „Wol ist es ein Unglück", sagte er, „in Gefangenschaft zu gerathen, aber in die Hände eines Menschen zu fallen, der weder Sinn für die Würde des Kriegers, noch für die Ehre eines Spaniers hat — das ist zwiefaches Unglück." Am 11. November 1817 wurde der jugendliche Held auf die Richtstätte gebracht, wo er, erst 28 Jahre alt, der tödtlichen Kugel erlag.

Sein Fall wurde von den Royalisten mit einem Freudenfeste gefeiert. Man sang ein „Te Deum" in allen Kirchen Mexiko's, beleuchtete die Städte, löste Kanonen und veranstaltete öffentliche Lustbarkeiten aller Art.

Der Sieg däuchte den Altspaniern jetzt so gut wie gesichert; die Verfolgung desselben ward durch die inzwischen stattgehabte Abtretung der nordöstlichen Küstenprovinz Florida an die nordamerikanische Staaten-Union um den Preis von 5,000,000 Dollars erleichtert. Doch hatte der spanische Vicekönig noch immer einen schweren Stand. Die Verstärkungen waren in Folge der ökonomischen Zerrüttung des Mutterlandes immer höchst ungenügend und nie zur rechten Zeit eingetroffen, die Kriegsflotte Spaniens aber immer mehr in Verfall gerathen — nahmen doch Krieger der Insurgenten Angesichts der spanischen Küste ungescheut Handelsschiffe weg — kurz seit der Rückkehr der Bourbonen nach Madrid herrschte die alte Unfähigkeit und der Mangel staatsmännischen Geistes gab sich in einer Reihe der verderblichsten Maßregeln kund. Derselbe finstere Despotismus vergangener Jahrhunderte, mit allen Mitteln rechtloser Gewaltthaten durchgeführt, fand wie vordem seine Hauptstütze in der verhängnißvollen Billigung obscurer Hofschranzen und fanatischer Priester. Wie in Spanien, so sah es auch in seinen Kolonien aus. Jede freie geistige Regung in den gebildeten Klassen der Nation ward mit Verbannung, Kerker und Galeere geahndet und die Förderung des materiellen Wohles in der „alten und neuen Welt" gering geachtet. Kein Wunder, wenn Aufstände und neue Verschwörungen stets auf einander folgten.

Daß unter solchen Verhältnissen von einer wirklichen Beruhigung der amerikanischen Provinzen Spaniens keine Rede sein konnte, werden unsere

Leser begreiflich finden. Und in der That, obgleich im Juli 1819 die Empörung äußerlich gedämpft schien und der Feind nur noch in unmächtigen kleinen Guerillabanden an einzelnen Stellen sich zu zeigen wagte, glimmten doch die unbefriedigten Leidenschaften der Unabhängigkeitskämpfer unter der Maske der Ergebenheit im Stillen fort. Es war nur ein Waffenstillstand, kein Friede zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien eingetreten. Dennoch wäre die spanische Herrschaft Siegerin geblieben, hätte nicht die Wiedereinführung der spanischen Constitution vom Jahre 1812 und die daraus entstandenen bürgerlichen Streitigkeiten in Spanien selbst die Umsturzpläne der unzufriedenen Merikaner begünstigt und das Land zu erneutem Widerstande entflammt. Es fanden aller Orten heimliche Versammlungen statt, um die Form der anzustrebenden neuen Regierung zu besprechen. Alle Theile waren thätig und jeder Tag gab Veranlassung zu neuen Parteiungen. Die unzufriedenen Europäer und ihre Anhänger neigten sich zur Einführung der spanischen Cortes, den eingeborenen Merikanern schwebte völlige Unabhängigkeit vor Augen.

Die Mehrzahl der Creolen wünschte Verbannung der Spanier, ja die Heißblütigsten sogar ihre Köpfe und natürlich Einziehung ihrer Güter derselben — kurz es herrschte ein unentwirrbares Chaos von Meinungen, Ansprüchen, Aufregungen, Vorurtheilen.

Der Vicekönig Apodaca stand begreiflicher Weise an der Spitze der Royalisten. Er hegte die Absicht, dem in seinem Lande bedrängten König Ferdinand ein Asyl in Meriko darzubieten unter dem Schutze der alten Regierungsformen. Hiezu bedurfte er der Armee, vor Allem aber eines Mannes, der Einfluß genug besaß, um es mit der von den Aufständischen gestützten liberalen Partei der Merikaner aufzunehmen. Seine Wahl fiel auf Don Agostin Iturbide — denjenigen, der dieses Vertrauen wol am wenigsten verdiente.

Iturbide war in Valladolid (St. Mechoacan) geboren. Er entstammte einer angesehenen Familie und hatte in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung genossen. Obgleich von Hidalgo aufgefordert, an der Revolution von 1812 Theil zu nehmen, hatte er es doch vorgezogen, dieselbe zu bekämpfen, und unter der Fahne der spanischen Partei Beweise von Ergebenheit, Muth und militärischer Tüchtigkeit abgelegt, zugleich aber auch seinen glänzenden Weg mit Thaten der Grausamkeit bezeichnet. So wird erzählt, daß er am Charfreitage dreihundert Gefangene habe erschießen lassen, „zur Ehre dessen, der sein heiliges Blut an jenem Tage für uns vergossen!"

Zur Zeit, da er auf den Schauplatz tritt, mit dem wir uns in einem der folgenden Abschnitte bekannt machen wollen, wird er uns als großer stattlicher Mann geschildert — mit braunem Haare, röthlichem Barte und scheu blickendem Auge. Er wußte seine Rolle dem Vicekönige gegenüber so trefflich zu spielen, daß dieser nicht den mindesten Argwohn schöpfte. Er zog

ihn vielmehr in sein Vertrauen, übertrug ihm das Kommando der bewaffneten Macht in Mexiko und ertheilte ihm zunächst den Auftrag, 500,000 Piaster nach Acapulco zu escortiren. Unterwegs aber hielt es der vicekönigliche Vertrauensmann für angemessener, sich in den Besitz dieses werthvollen Geldtransportes zu setzen. Er gab hierdurch die Veranlassung zur zweiten mexikanischen Revolution. In einer von ihm erlassenen Proclamation — genannt der Plan von Iguala — ward am 23. August 1821 in der kleinen Stadt Iguala die mexikanische Nation für unabhängig, die römisch-katholische Religion zur Landesreligion erklärt; Neuspanien, als vom Mutterlande unabhängige Monarchie ausgerufen, sollte künftig von Ferdinand VII. oder einem spanischen Prinzen, oder auch im Falle dessen Weigerung von einem vom Congreß zu ernennenden souveränen Kaiser beherrscht werden; sämmtliche Bewohner Mexiko's sollten fortan freie gleichberechtigte Bürger eines neuen zukunftreichen Staates sein und wie die verheißenen schönen Dinge noch weiter lauteten. Was aus all' diesen Versprechungen geworden, erzählen wir in einem der folgenden Abschnitte.

Und hiermit unterbrechen wir absichtlich die begonnene Schilderung der zunehmenden Zerrüttung der staatlichen Verhältnisse im spanischen Nordamerika, um durch ein lichtvolleres Gemälde dem Gegenstande dieses Buches die ungeschwächte Theilnahme unserer Leser zu erhalten.



Zweites Buch.

Zweite Entdeckung Mexiko's

durch

Alexander von Humboldt und dessen Nachfolger.



Grotte de los Portales (Cuba).

Erstes Kapitel.

Erschließung des spanischen Amerika durch Alexander von Humboldt.

Alexander von Humboldt's Kindheit und Jugendjahre. Seine Studien. — Reisepläne. — Reise nach den canarischen Inseln. — Besteigung des Pik Teyde. — Fahrt nach Cumana. — Aufenthalt in den Tropen. — Schilderung eines Erdbebens. — Sternschnuppenregen. — Aufenthalt am Orinoco. — Die Llanos des Orinocogebietes. — Reisen und Reiseabenteuer. — Cuba. — Auf nach Mexiko! — Der Jorullo. — Vulkanische Gewitter. — Pyramide von Cholula. — Ansichten der Natur. — Vues des Cordillères. — Essai politique sur la nouvelle Espagne. — Humboldt's Rückkehr nach Europa. — Seine letzten Lebensjahre. — Sein Tod.

Noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren die spanischen Reiche in Amerika selbst für die gebildeten Kreise der europäischen Welt eine terra incognita. Bis dahin hatte die ausschließende Engherzigkeit des Hofes und der Regierung zu Madrid, sowie deren Organe in den Provinzen des westlichen Kontinents die Fußtapfen eines jeden Fremden, welcher den Boden Neuspaniens betrat, ängstlich Schritt für Schritt verfolgen lassen; man wollte Unberufene — und unberufen war ein Jeder — in Unbekanntschaft mit den ausgedehnten Besitzungen über dem Meere erhalten, die Domänen der westlichen Hemisphäre sollten dem Weltverkehr möglichst lang verschlossen

bleiben. Während der langen Zeit der spanischen Herrschaft im Norden und Süden Amerika's ist so gut wie nichts geschehen, um die interessanten ihr untergebenen großen Ländergebiete der allgemeinen Wißbegierde zu erschließen. Dies ist eine der Hauptursachen, daß alle jene Ereignisse, die wir in den vorigen Abschnitten schilderten und welche in die zwei ersten Decennien dieses Jahrhunderts fallen, erst dann für die Gebildeten an Bedeutung gewannen, als ihre Augen durch die ewig dankenswerthen Reisen des zweiten Entdeckers der neuen Welt wieder jenen merkwürdigen Theilen derselben zugewendet wurden.

Während der Jahre 1809—1825 erschien das (in zwei Formaten herausgegebene) 29 Bände mit 1425 Kupfertafeln große, epochemachende Reisewerk unseres berühmten Landsmanns: Alexander von Humboldt's „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent" (Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Kontinents), seine bis zum heutigen Tage noch unübertroffenen Schilderungen in den „Vues des Cordillères et Monuments des peuples indigènes de l'Amérique", sowie sein „Essai politique sur la Nouvelle-Espagne", jene treffliche Arbeit, wodurch er dem Beherrscher Spaniens die Abhülfe erheischenden Zustände, vermöge welcher Land und Volk der Provinzen seines nordamerikanischen Reiches immer mehr hinsiechten, dringend an's Herz legen wollte. Seit diesen unvergänglichen Geistesthaten Humboldt's ist Mexiko auch für unsere Nation ein Gegenstand größerer Theilnahme geworden, und was sich in unseren Tagen weiter begeben, hat nur dazu führen können, die öffentliche Aufmerksamkeit zu steigern.

Auch für den Leser dieses Buches wird die Geschichte der Lehrjahre eines nach Selbständigkeit ringenden Volkes an Interesse gewinnen, wenn er erfährt, wie die wichtigsten Theile des westlichen Kontinents in diesem Jahrhundert gewissermaßen zum zweiten Male entdeckt wurden, welche Anstrengungen nöthig waren, um das spanische Gouvernement zu überzeugen, es fördere nur seine eigene Wohlfahrt, wenn seine ausgedehnten Besitzungen jenseits des Ozeans dem Verständnisse und dem Unternehmungsgeiste der europäischen Welt näher gebracht werden. Wir hoffen, unsere Leser danken es uns, wenn wir ihnen in den folgenden Seiten den Columbus unseres Jahrhunderts und die Ergebnisse seiner preiswürdigen Verdienste um die Erschließung der unermeßlichen Gebiete des spanischen Amerika vorführen.

Alexander von Humboldt, den wir mit Stolz den Unsrigen nennen, erblickte das Licht der Welt zu Berlin am 14. September 1769. Schon im zehnten Jahre verlor er seinen Vater. Die Mutter, eine geborene v. Colomb, und wie aus Allem hervorgeht, eine ganz ausgezeichnete Frau, lebte fortan nur noch der Erziehung ihrer beiden Söhne Wilhelm und Alexander.

Bevor der würdige Christian Kunth die Ausbildung der beiden Knaben übernahm und mit ihnen in die innigste Beziehung trat, leitete der verdienstvolle Heinrich Campe — der Bearbeiter des Robinson — den frühesten Unterricht der Brüder. Trotz seines kurzen Aufenthaltes im Humboldt'schen Hause hatte dieser durch lebhafte Schilderungen ferner Länder Keime in die Brust des jüngeren, Alexander, gelegt, die sich später gar herrlich entwickelten.

In den ersten Jugendjahren soll es unserem Alexander schwer gefallen sein, mit seinem älteren Bruder Wilhelm im Lernen gleichen Schritt zu halten; erst später wurde es ihm nach seiner eigenen Aussage „licht im Kopfe." Dabei war er als Kind fortwährend kränklich und es schien der besorgten Mutter sogar zeitweise fraglich, ob er sich überhaupt zum Studiren eigne. Hätte sie zu jener Zeit einen Blick in die Zukunft thun können!

Vom Schlosse Tegel wandte sich Kunth mit seinen Zöglingen im Jahre 1783 nach Preußens Hauptstadt. Wilhelm neigte sich hauptsächlich dem Studium der alten Sprachen zu; Alexander folgte seinem Triebe, die Natur in ihrer Schönheit und Erhabenheit zu ergründen. Außer mit Botanik, welche er unter dem talentvollen Wildenow studirte, beschäftigte er sich mit Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Nach Beendigung der vorbereitenden Studien besuchten die beiden jungen Gelehrten 1786 mit ihrem nunmehrigen Freunde Kunth die damals eines hohen Rufes genießende Universität zu Frankfurt a. d. Oder, um nach Verlauf von zwei Jahren nach Göttingen überzusiedeln. Unser strebsamer Alexander hatte die Kameralwissenschaften gewählt, als diejenigen, die seinem Hange zu Naturstudien die meiste Nahrung boten. Die Liebe zu den naturwissenschaftlichen Studien wurde daselbst im Umgang mit Blumenbach, Beckmann, Gmelin, Link, Lichtenberg, sowie durch Ausflüge in den Harz vielfach genährt. Hier machte er auch die Bekanntschaft des berühmten Weltfahrers Georg Forster, in dessen Begleitung er im Jahre 1790 eine wissenschaftliche Reise längs des Rheins nach Belgien, Holland, Frankreich und England unternahm. Diese Reise lieferte ihm dem Stoff zu seinem ersten Werke, welches unter dem Titel „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein" erschien.

Noch im nämlichen Jahre begab sich Humboldt auf die von Busch und Ebeling geleitete Hamburger Handelsakademie. Nachdem er sich das Bergbaufach zum speciellen Lebensberufe auserkoren, lag ihm daran, Praxis und Geschäftsgang im höheren kaufmännischen Leben näher kennen zu lernen; nebenbei diente ihm die Umgegend von Hamburg zur Erweiterung seines Studiums der Gewächse. Im Frühjahre 1791 finden wir den wissensdurstigen jungen Mann in Freiberg, wo er unter dem berühmten Geognosten Werner ein Schüler der Bergakademie wurde. Hier trat er in eine innige Verbindung mit Leopold von Buch, dem großen Geologen, ein Bund,

welchen er selbst später gelegentlich der Widmung seines Werkes „Umrisse von Vulkanen der Cordilleren von Quito und Mexiko" eine sechzigjährige, nie getrübte Freundschaft nennt.

Daß einem solch' kenntnißreichen Manne eine rasche Carrière sich eröffnen mußte, ist natürlich. Schon im Jahre 1792 wurde Humboldt Assessor am Bergwerks- und Hüttenwesen zu Berlin, kurze Zeit darauf sehen wir ihn als Oberbergmeister und Bergrath am Fichtelgebirge in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth den Minister auf einer Rundreise begleiten. „Alle meine Wünsche sind nun erfüllt," schrieb er damals an einen Freund, „ich werde nun ganz dem praktischen Bergbau und der Mineralogie leben!" Während einer Reihe von fünf Jahren lebte nun Humboldt ganz und gar seinem Berufe hingegeben, beschäftigt mit chemischen, montanistischen und botanischen Arbeiten. Doch, so glücklich er sich auch fühlte, ein einziger großer Gedanke verließ ihn nie: hinaus! Es trieb ihn in die ferne Welt. Das Ziel seiner Reiselust waren und blieben die Tropenländer.


Alexander von Humboldt.

Im März 1797 löste er seine dienstlichen Verhältnisse gänzlich auf, um sich tüchtig auf die beabsichtigte größere Reise vorzubereiten. Wie lebhaft ihn jener Gedanke bewegte, bezeichnen folgende Worte: „Ich habe von meiner ersten Jugend an eine brennende Begierde empfunden, in entfernte, von Europäern wenig besuchte Länder zu reisen. Diese Begierde charakterisirt einen Zeitpunkt unseres Lebens, in welchem uns dieses wie ein Horizont ohne Grenzen erscheint, wo nichts größeren Reiz für uns hat, als die starken Bewegungen unserer Seele und das Bild physischer Gefahren. — In einem Lande erzogen, welches keine unmittelbare Verbindung mit den Kolonien beider Indien unterhält — und nachher ein Bewohner von Gebirgen, die, entfernt von den Küsten, durch ausgebreiteten Bergbau berühmt sind, fühlte ich in mir die lebhafte Leidenschaft für das Meer und für lange Schiffahrten fortschreitend sich entwickeln."

Die alsbaldige Ausführung seiner Pläne ward indeß durch den Tod seiner geliebten Mutter (December 1796) und durch die damit nothwendig gewordene Ordnung der Familienangelegenheiten vereitelt.

Er lebte vorerst einige Zeit bei seinem Bruder Wilhelm in Jena, wo er theils seine naturwissenschaftlichen Studien, theils den Umgang mit den

ausgezeichnetsten Männern jener Zeit — worunter auch Schiller und Goethe — pflegte. Hier hatte er Gelegenheit, seine Kenntnisse in Anatomie, Astronomie, geographischen Ortsbestimmungen zu erweitern, und beabsichtigte, von da aus eine Reise nach Italien über Prag und Wien anzutreten, um die dort thätigen Vulkane kennen zu lernen. Doch die Kriegsverhältnisse entfernten jede Aussicht auf wissenschaftliche Genüsse und so ward aus all' den schönen Plänen nichts; ebensowenig ließ sich eine Reise nach Oberägypten in Gesellschaft Lord Bristol's ausführen.

Im Jahre 1797 ging die französische Regierung mit dem Plane um, unter Leitung des Kapitän Baudin eine Expedition zur Erforschung der Südsee auszusenden. Sie wollte Naturforscher und Astronomen einladen, an dieser Untersuchungsreise Theil zu nehmen. Auf die Kunde von dieser willkommen geheißenen Gelegenheit zu einer größeren Weltfahrt eilte Alexander nach Frankreichs Hauptstadt, wo er sich an die bereits dort befindliche Familie seines Bruders anschloß und mit Aimé Bonpland, einem an der Expedition mitbetheiligten Zögling der medizinischen Schule und des botanischen Gartens zu Paris, in ein näheres freundschaftliches Verhältniß trat. Bald sollten sich auch die Lebensschicksale der beiden jungen Männer auf das Engste mit einander verknüpfen.

Aber auch die Hoffnung, sich bei der interessanten Fahrt unter Kapitän Baudin betheiligen zu können, mußte wegen der trüben Zeitverhältnisse einer schmerzlichen Täuschung weichen. Humboldt gab seinen Lieblingsgedanken deswegen nicht auf. Er bestimmte vielmehr den Ertrag eines ererbten Gutes zur Bestreitung der nun als Privatunternehmung in Aussicht genommenen größeren Reise und fand in Bonpland einen Sporn zur Verwirklichung seiner Absichten: denn auch den jungen Franzosen trieb unwiderstehlicher Drang in die Ferne.

Bald nachher sehen wir die beiden jungen Freunde auf dem Wege nach Spanien. Es galt, der Regierung zu Madrid die Erlaubniß zur Durchforschung der spanischen Reiche in Amerika abzuringen. Der damalige Staatssecretär Don Mariano Luis de Urquijo ward endlich für die Pläne Humboldt's gewonnen, und es sah sich dieser in einer bis dahin nie dagewesenen Weise von dem sonst so engherzigen spanischen Gouvernement wenn nicht gefördert, so doch auch in seinen Absichten nicht gehemmt. Wie mußte Alexander's Herz schwellen, als er nach vielen, oft unbesiegbar scheinenden Hindernissen und mancherlei Unterhandlungen im „Hause beider Indien" zu Madrid sich endlich nach dem Hafen von Coruña begeben und vortrefflich ausgerüstet auf der Corvette „Pizarro" am 5. Juni 1799 Europa verlassen konnte.

Das Fahrzeug richtete seinen Lauf nach Westen. Hören wir ihn selbst erzählen, was er empfand, als er zum ersten Male auf offener See dahin steuerte.

„Wer" — ruft er aus — „zu geistiger Thätigkeit erweckt, sich gern eine eigene Welt im Innern baut, den erfüllt der Schauplatz des freien,

offenen Meeres mit dem erhabenen Bilde des Unermeßlichen. Sein Auge wird vorzugsweise vom fernen Horizonte gefesselt, wo unbestimmt, wie im Dufte, Wasser und Land an einander grenzen, in den die Gestirne hinabsteigen und sich erneuern vor dem Schiffenden! — Zu dem ewigen Spiel dieses Wechsels mischt sich, wie überall bei der menschlichen Freude, ein Hauch wehmüthiger Sehnsucht...... Eigenthümliche Vorliebe für das Meer, dankbare Erinnerung an die Eindrücke, die mir das bewegliche Element zwischen den Wendekreisen in friedlicher, nächtlicher Ruhe oder aufgeregt im Kampfe der Naturkräfte gelassen, bestimmen mich, den individuellen Genuß des Anblicks vor dem wohlthätigen Einflusse zu nennen, welchen unbestreitbar die Berührung mit dem Weltmeere auf die Ausbildung der Intelligenz und den Charakter vieler Volksstämme, auf die Vervielfältigung der Bande, welche das Menschengeschlecht umschlingen sollen, auf die Möglichkeit, zur Kenntniß der Gestaltung des Erdraumes zu gelangen, endlich auf die Vervollkommnung der Astronomie und aller mathematischen und physikalischen Wissenschaften ausgeübt hat. — Seitdem Columbus den Ozean zu entfesseln gesandt war, hat auch der Mensch sich geistig freier in unbekannte Regionen gewagt."

So erschien unserem Humboldt das Meer — nicht ein großes Grab — nein, ein ewigquellender, sich stets verjüngender Strom des Lebens!

Das kleine Eiland la Graciosa wurde berührt und hierauf die Reise nach Teneriffa fortgesetzt. Hier angelangt, bestieg Humboldt mit seinen Gefährten — worunter auch Aimé Bonpland — den berühmten Kegelberg Pik Teyde, dessen Bau und Gesteine er untersuchte, ein kleines Vorspiel für seine späteren Reisen in den hohen Cordilleren!

Während seiner ersten Vulkanbesteigung wurde unserm berühmten Landsmann das Gesetz klar, welches später den Grundstein zu dessen so wichtiger Pflanzengeographie bildete. Er erkannte nämlich, daß die Gewächse vom unteren Theile des Berges bis zu dessen eisiger Spitze ganz in derselben Weise einer Veränderung unterliegen, als sie von den Tropen bis zur kalten Zone in den verschiedensten Geschlechtern auftreten; ferner entstand damals der Entwurf zu jenen Tabellen, welche die Vertheilung der Wärme über die Erdkugel veranschaulichen (Isothermen) und den Schlüssel zum Verständnisse des überall gleich thätigen Naturlebens bilden.

Die Absicht der beiden Freunde, mit dem „Pizarro" erst in Cuba zu landen und hierauf Mexiko zu bereisen, wurde durch ein auf dem Schiffe ausgebrochenes bösartiges Fieber vereitelt. Man mußte bereits bei Cumana in Südamerika an's Land steigen. Hier begannen Humboldt's wissenschaftliche Forschungen in der Tropenwelt des heutigen Freistaats von Venezuela.

„Wenn ein Reisender" — sagt Humboldt bei der Schilderung seines Aufenthalts in jenen Gegenden — „zum ersten Male die Wälder des südlichen Amerika betritt, so zeigt sich ihm die Natur in einer überraschenden Gestaltung.



Kahnfahrt durch einen tropischen Urwald.

Seine Umgebungen sind nur wenig geeignet, ihn an die Bilder zu erinnern, welche berühmte Reisende von den Gestaden des Mississippi, von Florida und anderen gemäßigten Gegenden der neuen Welt entworfen haben. — Hier aber (in Centralamerika) fühlt es der Reisende auf jedem Schritte, daß er sich nicht an der Grenze, sondern im Mittelpunkt des heißen Erdstriches befindet. Er weiß nicht, was ihn mehr anzieht und seine Verwunderung am Meisten rege macht, ob die stille Ruhe der Einsamkeit oder die Schönheit der einzelnen, von einander abstechenden Formen, oder jene Kraft und Frische des Pflanzenlebens, wodurch sich das Klima der Tropenwälder auszeichnet. Man möchte sagen, der mit Pflanzen überdeckte Boden habe nicht Raum genug für ihre Entwicklung. Ueberall sind die Baumstämme von einem dichten grünen Teppich umhüllt; wer mit Sorgfalt die Orchis-, Pfeffer- oder Pothospflanzen, welche ein einziger Heuschreckenbaum oder amerikanischer Feigenbaum nährt, verpflanzen wollte, der könnte damit ein großes Stück Land überdecken. Die nämlichen Schlingpflanzen, welche auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Gipfel der Bäume und dehnen ihre Ranken bis hundert Fuß hoch von einem zum andern hinüber."

Am 9. August 1799 trat der deutsche Naturforscher in Gesellschaft seines französischen Reisegefährten die erste Excursion in das Innere der neuen, ihn so fremdartig berührenden Welt an. Sie begaben sich zuvörderst nach der, ehemals durch Sklavenhandel und Perlenfischerei berühmten Halbinsel Araya; auf einem zweiten Ausfluge besuchten sie die herrlich gelegenen Missionen im Lande der Chaimas-Indianer; weiter wanderten sie nach der flammenspeienden Cuchivanoschlucht, welcher wir die interessantesten Betrachtungen über vulkanische Zustände und Erdbeben verdanken. Die bei dem (am 12. August erreichten) Kloster Caripe verbrachten herrlichen Nächte boten den beiden Naturfreunden besondere Reize. Noch in späteren Jahren erinnerte sich Humboldt gern daran. „Nichts ist dem Eindrucke erhabener Ruhe zu vergleichen," sagte er, „den der Anblick des Sternenhimmels in jener Einöde gewährt."

Die im Caripethal gelegene merkwürdige Guachara-Höhle ward untersucht, und als ein herrschendes bösartiges Fieber die Reisenden aus der Stadt Cariaco vertrieb, zum zweiten Male Cumana betreten. Hier wären unsere Forscher bei einem Spaziergange am Ufer des Golfes am 27. Oktober 1799 fast das Opfer eines Mordversuches geworden. Ein bewaffneter Zambo stürzte über sie her, schlug Bonpland mit seinem Knüttel zu Boden und wollte eben das Messer ziehen, als herbeigeeilte Kaufleute den Verbrecher festnahmen. In die nächste Zeit fällt ein anderes Erlebniß Humboldt's, das wir ihn selbst erzählen lassen wollen. Es war am 4. November, als ein Erdbeben die Bewohner der Umgegend in Unruhe versetzte.

„Von Kindheit an", sagt er, „haben wir die Vorstellung, daß das Wasser ein bewegliches Element, die Erde aber eine unbewegliche träge Masse sei,

es ist eine Vorstellung alltäglicher Erfahrung. Die Erscheinung eines Erdstoßes, eine Erschütterung der Erde, von der wir glaubten, daß sie auf ihrem alten Fundamente festruhe, zerstört in einem Augenblicke die langgehegte Täuschung. Es ist eine Art von Erwachen, aber ein unangenehmes; man fühlt, daß man durch die scheinbare Ruhe der Natur sich täuschen ließ; von nun an wird man bei dem leisesten Geräusche aufmerksam und zum ersten Male mißtraut man dem Boden, worauf man lange Zeit mit Zuversicht wanderte."

Und weiter sagt er:

..... „Es ist ein unaussprechlich tiefer und ganz eigenthümlicher Eindruck, welchen das erste Erdbeben, das wir empfinden, sei es auch von keinem unterirdischen Getöse begleitet, in uns zurückläßt. — Ein solcher Eindruck — glaube ich — ist nicht Folge der Erinnerung an die Schreckensbilder der Zerstörung, welche unserer Einbildungskraft aus Erzählungen oder Erfahrungen der Vergangenheit vorschweben. — Was uns so wunderbar ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren, der festen Erdrinde. Alle Zeugnisse unserer Sinne haben diesen Glauben befestigt. Wenn nun urplötzlich der Boden erbebt, so tritt geheimnißvoll eine unbekannte Naturmacht als ein das Starre Bewegendes, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur; wir fühlen uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, auf den man tritt. Das Ungewöhnliche der Erscheinung bringt dieselbe ängstliche Unruhe bei Thieren hervor. Schweine und Hunde sind besonders davon ergriffen; die Krokodile, sonst so stumm wie unsere kleinen Eidechsen, verlassen den erschütterten Boden des Flusses und laufen brüllend dem Walde zu. Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem auf unsere Wohnung gerichteten Lavastrome kann man sich entfernen; bei dem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herde des Verderbens. Ein solcher Zustand des Gemüthes, aus unserer innersten Natur hervorgerufen, ist aber nicht von langer Dauer. Folgt in einem Lande eine Reihe von schwachen Erdstößen auf einander, so verschwindet bei den Bewohnern fast jegliche Spur von Furcht. An den regenlosen Küsten von Peru kennt man weder Hagel, noch den vollendeten Donner im Luftkreise. Den Wolkendonner ersetzt dort das unterirdische Getöse, welches die Erdstöße begleitet. Vieljährige Gewohnheit und die sehr verbreitete Meinung, als seien gefahrbringende Erschütterungen nur zwei oder drei Mal in einem Jahrhundert zu befürchten, machen, daß in Lima schwache Erschütterungen des Bodens kaum mehr Aufmerksamkeit erregen, als ein Hagelwetter in der gemäßigten Zone. Das unterirdische Getöse, wenn

es von keinen fühlbaren Erdstößen begleitet ist, läßt einen besonders tiefen Eindruck selbst bei denen zurück, die schon lange einen oft erbebenden Boden bewohnt haben. Man harrt mit Bangigkeit auf das, was nach dem unterirdischen Krachen folgen wird."

In einer der Nächte nach dem erlebten großartigen Naturereignisse hatte Humboldt Gelegenheit, ein anderes interessantes Phänomen zu beobachten. Am 12. November fiel ein lebhafter Sternschnuppenregen, durch welchen er zu der jetzt allgemein angenommenen Ansicht gelangte, daß jene Erscheinung von Himmelskörpern herrühre, die gleich unserem Planeten einen bestimmten Lauf um die Sonne verfolgen.

Als nächstes Reiseziel wählten die beiden Freunde Caracas, von wo aus sie über die merkwürdigen Grassteppen von Calabazo den Fluß Apure und vermittelst dieses den Orinoco zu erreichen gedachten. Bonpland schlug den Weg dorthin längs des Ufers ein, Humboldt war furchtlos genug, in einem unsichern kleinen Fahrzeuge über den mit Haifischen bevölkerten Golf zu setzen. Schon am Abend des 21. November, vier Tage vor seinem Reisegefährten, traf er in Caracas ein. Daselbst verweilte er zwei Monate, bestieg den in der Nähe der Stadt liegenden, mehr als 8000 Fuß hohen Silla und stellte von hier aus mit Bonpland eine wissenschaftliche Untersuchung über die Verbindung des Orinoco mit dem Rio Negro und dem Amazonenstrome an. Unser Bild zeigt die beiden jungen Reisenden in einer Urwaldshütte, umgeben von den seltsamen Pflanzen und Thieren der Tropenwelt in den Gegenden des mächtigen Flusses.

Von den Llanos, den Grassteppen des Orinocogebietes, entwirft uns der unermüdliche Altmeister der heutigen Naturforschung folgendes prachtvolle Gemälde:

„Tagereisen von einander entfernt" — erzählt er — „liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in den Steppen umher. Tausendjährige Wälder, in welchen ein undurchdringliches Dunkel herrscht, erfüllen den feuchten Erdstrich, welcher die Wüste umgrenzt — mächtige Granitplatten verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Der Wald hallt wieder von dem Donner des stürzenden Wassers, von dem Gebrüll des Jaguar, vom dumpfen Geheul der Affen. Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenen Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die plumpen Körper der Krokodile; — den Schwanz um einen Baumast zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boaschlange. Schnell vorgestreckt ergreift sie den näher kommenden jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwingt den Raub, in Geifer eingehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals. Wenn aber unter den senkrechten Strahlen der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert.



Humboldt und Bonpland in einer Urwaldshütte des Orinocogebietes.

Gleich rauschenden Wasserhosen wirbeln entgegengesetzte Winde Staubwolken trichterförmig hervor — ein trübes, strohfarbiges Halblicht wird von der nun scheinbar niedrigen Himmelsdecke auf die verödete Flur geworfen — der Horizont tritt plötzlich näher — er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme.

„Während die Thiere im eisigen Norden durch Kälte erstarren, schlummert hier unbeweglich das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben im trockenen Letten. — Ueberall verkündet Dürre den Tod, überall verfolgt den Dürstenden die trugvolle Luftspiegelung des wellenschlagenden Wasserspiegels. — In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer noch nicht ganz verdampften Lache zu errathen. — — Folgt auch auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleichlangen Nacht, so können doch Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich freuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus und hängen sich auf dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erzeugen, in welche eine Schar stechender Insekten sich einnistet. — Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwachen Schein vom Sternbilde des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magelhanischen Wolken erlischt; selbst die über dem Scheitel schwebenden Gestirne des Adlers und Schlangenträgers leuchten mit zitterndem Lichte. — Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, nebelartig breiten die Dünste sich über den Zenith aus und ferner Donner verkündet den belebenden Regen. . . .

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit den mannichfaltigsten Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne neben dem Frühgesange der Vögel und den sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Im hoch aufschießenden Grase versteckt sich der schön gefleckte Jaguar und erhascht katzenartig im leichten Sprunge die vorüberziehenden Thiere. . . . Bisweilen sieht man an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben — mit heftigem Getöse, wie beim Ausbrechen kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert; — wer des Anblickes kundig ist, flieht die Erscheinung, denn eine riesige Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigt aus der Gruft hervor, durch den Regenguß von dem Scheintode geweckt. —

Schwellen nun allmälig die Flüsse, dann zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst fast verschmachteten, als Amphibien zu leben; ein Theil der Steppen erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. — Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. — Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von dem blühenden Grase, das sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und dann verschlungen; nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die, dem Rachen dieser blutgierigen Eidechsen entschlüpft, noch die Spur ihrer spitzigen Zähne am Schenkel tragen.

„Wie aber Tiger und Krokodile in diesen Steppen mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir auch in einzelnen Theilen dieser Wildniß ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. — Mit unnatürlicher Begierde trinken die Völker das Blut ihrer Feinde — andere würgen sich, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumennagel. — Die schwächeren Horden von Menschen vertilgen, wenn sie das sandige Ufer betreten, sorgsam vor den stärkeren mit den Händen die Spur ihres schüchternen Trittes. So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit (ebenso wie im Scheinglanze höherer Bildung) sich stets ein mühevolles Leben; so verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Land und Meer, sowie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts! — Darum versenkt derjenige, welcher im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in das innere Wirken der heiligen Naturkraft; oder — hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll auf zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklange die alte ewige Bahn vollenden."

Hingerissen von der farbenreichen Pracht seiner Naturschilderung, haben wir etwas länger, als wir eigentlich wollten, mit Humboldt auf diesen Steppen verweilt, folgen wir ihm nun auf seiner Reise nach Neu-Spanien!

Ehe er dahin gelangte, hatte er zahllose Hindernisse zu überwinden, gegen Thiere und wilde Menschen, gegen Hunger, Durst, Gift und tausenderlei andere Gefahren zu kämpfen, dafür schaute er aber auch des Neuen und Interessanten die Fülle. Der milchgebende Kuhbaum, die Wälder von Pimichin, die Gymnoten oder elektrischen Zitteraale, die Art des Schildkrötenfanges, vor Allem aber die großen Wasserfälle von A t u r e s und M a y p u r o s, sowie die Todtenhöhle von A t a r u i p e fesselten seine Aufmerksamkeit

im höchsten Grade und gaben dem denkenden Manne Veranlassung zu den wichtigsten Forschungen*).

Nach einer fünfundsiebenzigtägigen Fahrt, während welcher die Reisenden 375 geographische Meilen — meist auf leichten Indianerbooten (ausgehöhlten Baumstämmen), dem Laufe der Ströme folgend, unter glühend heißem Himmel, von unzähligen Gefahren bedroht — zurückgelegt hatten, trafen sie Mitte Juni 1800 in Angostura, der Hauptstadt der Provinz Guyana, ein. Jetzt zeigten sich die Folgen der fast übermenschlichen Anstrengungen: Humboldt und Bonpland wurden von einem heftigen Nervenfieber ergriffen, an welchem der Erstere über einen Monat litt. Kaum genesen, entwarfen sie wieder neue Reisepläne, und zwar schwebte Humboldt diesmal Cuba als nächstes Ziel vor Augen; von da aus wollte er sich nach Mexiko begeben, um längere Zeit in diesem Wunderlande zu verweilen. Am 23. Juli langten die Freunde in Neu-Barcelona an, wo sie die sorgfältig verpackten Manuskripte und Sammlungen der Orinocoreise einem dortigen jungen Missionär zur Weiterbeförderung nach Europa übergaben. Aber diese werthvollen Schätze sollten sammt ihrem Sendboten während der Ueberfahrt spurlos in den Wellen verschwinden!

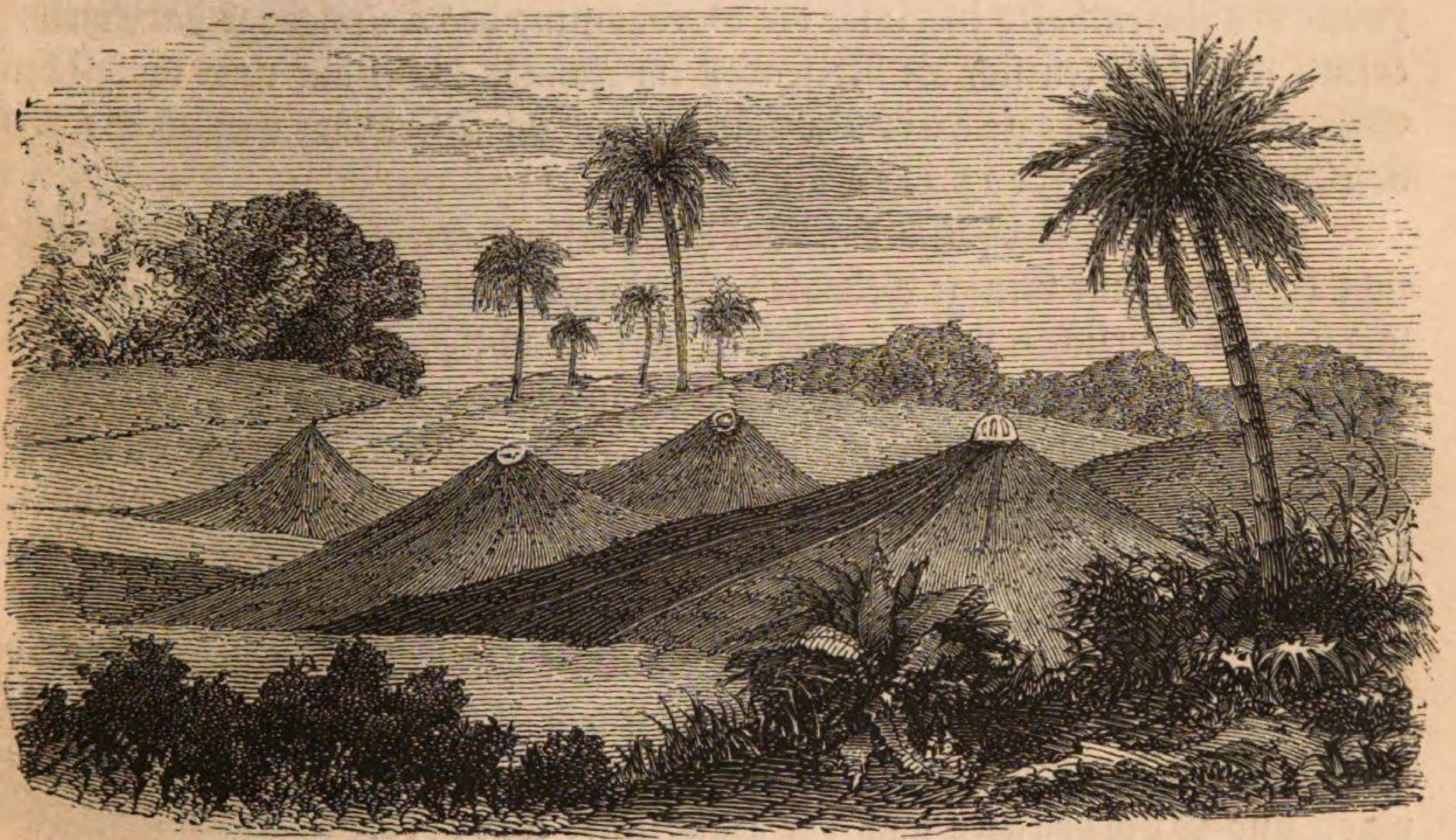
Erst nach mancherlei Abenteuern zu Wasser und zu Land — einmal wurde er von einem Kaper gefangen — gelangte Humboldt mit seinem Begleiter am 19. December 1800 nach Havana. Der Aufenthalt auf der „Perle der Antillen“ währte einige Monate — eine Zeit, welche unser Freund namentlich zu Studien über Größe, Boden, Kultur und Bevölkerung dieser Insel benutzte. Auch mit dem beklagenswerthen Zustande der Sklaven und dessen Verbesserung beschäftigte sich der Menschenfreund.

Eben war man mit den nöthigen Vorbereitungen zu Stande gekommen, um nach Veracruz abzusegeln, als Humboldt aus amerikanischen Zeitungsblättern erfuhr, daß der oben erwähnte französische Kapitän Baudin von Europa aufgebrochen sei und seinen Weg erst um das Kap Horn, dann an Chile und Peru vorüber nehmen werde. Jetzt traten unserem Reisenden wieder die ehemaligen Lieblingspläne vor die Seele. Mit jenem Seefahrer eine Reise um die Erde zu machen, wozu er sich durch ein früheres Versprechen gebunden erachtete, schickte er sich am 6. März 1801, aller Warnungen ungeachtet, zur Fahrt nach Karthagena an. — In der Nähe dieses Hafens befinden sich einige merkwürdige kleine Vulkane, Volcanitos genannt, deren Oeffnung sich mit Wasser anfüllt, während sie unter lautem Getöse Luftblasen ausstoßen. Die Beschaffenheit jener eigenthümlichen Erscheinung

*) Wir verweisen den wißbegierigen Leser, der eine eingehendere Schilderung der Reisen Humboldt's kennen lernen möchte, auf dessen „Ansichten der Natur“, sowie wir demjenigen, der eine ausführliche Biographie des großen Mannes wünscht, Klencke's „Alexander von Humboldt“ Leipzig 1862, empfehlen.

fesselte Humboldt's ganze Aufmerksamkeit; sein Freund Bonpland dagegen botanisirte um so fleißiger in der Umgegend der Schlammvulkane.

Zu seinem Leidwesen mußte der emsige Forscher in Karthagena erfahren, daß die vorgerückte Jahreszeit eine Reise auf der Südsee von Panama bis Guayaquil unmöglich mache. Humboldt sah sich daher der langgehegten Hoffnung auf eine wissenschaftliche Untersuchung des Isthmus von Panama beraubt. Um sich zu entschädigen, beschloß er, zu Lande den Weg nach Peru einzuschlagen und fuhr zu diesem Zwecke in einem Kahne den Magdalenenstrom hinauf bis Honda. Von hier aus war es nur mit Hülfe von Mauleseln möglich, weiter zu kommen. Nach einer ebenso genuß- als gefahrvollen Reise von 35 Tagen erreichte Humboldt die Hauptstadt Santa Fé de Bogota, wo er längere Zeit verweilte und die Umgegend fleißig durchforschte.



Schlammvulkane.

Ueber den unbequemen und sogar gefährlichen Paß der Cordilleren von Quindiu zogen die beiden Freunde nach Popayan und kamen über die Hochebene von Los Pastos nach viermonatlicher Reise endlich am 6. Januar 1802 in Quito an.

Hier erfuhren sie, daß Kapitän Baudin nicht um das Kap Horn herum, sondern vielmehr nach Australien gesegelt sei, eine neue Enttäuschung für die schon vielfach Enttäuschten! — Aber die beiden beharrlichen Männer ließen sich nicht durch dergleichen Vorkommnisse muthlos machen; sie beschlossen nunmehr, ihre Pläne um so eifriger auf eigene Hand zu verfolgen.

Beinahe neun Monate verwendete Humboldt auf die Erforschung der schönen Hochthäler von Quito. Er wanderte nach den mit ewigem Schnee bedeckten Vulkanen, die dasselbe umschließen und überschaute von den Kuppen des Antisana, Tunguragua, Pichincha die Reize der südamerikanischen

Gebirgswelt; am 23. Juni 1802 erklomm er den Chimborazo bis zu einer Höhe von 18,096 Fuß. So hoch war vor ihm noch kein Sterblicher vorgedrungen. Ein anderer, noch thätiger Vulkan, der Cotopaxi, erregte sein Interesse in kaum geringerem Grade und wurde ebenfalls beinahe bis zum Rande des Kraters bestiegen.

Hierauf wurde die Reise nach dem Magdalenenstrome angetreten und bis Lima fortgesetzt. Von der Hochebene von Caramarca aus genossen die Reisenden aus einer Höhe von 9000 Fuß zum ersten Male den langersehnten Anblick der Südsee. Angelangt in der Hauptstadt Peru's, wurden von hier aus wichtige klimatische und astronomische Beobachtungen, sowie Forschungen über den peruanischen Küstenstrom angestellt, der seitdem seinem Untersucher zu Ehren „Humboldtsströmung" genannt wurde. Nachdem einer der Hauptzwecke des Aufenthalts in Lima, die Beobachtung des Durchgangs des Merkur, erfüllt war, schifften sich die Reisenden im Januar 1803 auf einer königlichen Corvette nach Guayaquil ein und trafen am 23. März nach einer Fahrt von 30 Tagen in Acapulco ein.

Nun hatten sie endlich den Boden Mexiko's erreicht, das sie in der Absicht betraten, nur wenige Monate daselbst zu verweilen; aber Natur und Bewohner des herrlichen Landes fesselten sie so mächtig, daß sich ihr Aufenthalt immer mehr und mehr ausdehnte. Bis zur Mitte des Winters blieben sie aus wohlbegründeter Besorgniß vor dem gelben Fieber in Acapulco, welche Zeit Humboldt mit Beobachtungen über die Erscheinungen der Atmosphäre, sowie mit Ordnen seiner Sammlungen ausfüllte.

Von hier aus ging die Reise durch die brennend heißen Thäler von Mescala und Paragayo — wo die Luft selbst im Schatten 32 Grad Réaumur hatte — nach den Hochebenen von Chilpantzingo, Tehuilotepec und dem silberreichen Tasco; dann wanderten sie über Cuernavaca und Guchilaque nach der Hauptstadt Mexiko.

Hier fand Humboldt die reichste Nahrung für seinen Forschungstrieb: er prüfte die bisherigen geographischen Längenbestimmungen, die auf allen Landkarten fehlerhaft angegeben waren, und wandte außerdem seine Aufmerksamkeit den interessanten Landesalterthümern, sowie den statistischen Zuständen der Bevölkerung zu. Damals lebte in der reichen Landeshauptstadt eine große Anzahl höher gebildeter, vornehmer Spanier, welche die warm empfohlenen Naturforscher in ihren Bestrebungen freundlichst unterstützten. Die treffliche Sammlung der Bergschule von Mexiko, deren Direktor, wie Humboldt, Schüler Werner's in Freiberg war, lieferte ihm die nöthigen Instrumente zu astronomischen Ortsbestimmungen. Von hier aus besuchte er behufs wissenschaftlicher Durchforschungen die berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte, sowie deren Umgebung und kehrte erst im Juli 1803 wieder nach Mexiko zurück. Während einer seiner Reisen nach dem nördlichen Theile des Landes nahm Humboldt den künstlichen, die Gewässer

von dem Thale Meriko's ableitenden Durchbruch des Berges Sinoq bei Desague de Huehuetoca in Augenschein und ging dann weiter über Salamanca nach den Bergwerken von Guanaxuato, wo er zwei Monate lang geognostische Untersuchungen, namentlich über die Lagerungsverhältnisse der Erze anstellte. Hierauf ergriff er wieder den Wanderstab und pilgerte durch das Thal von San Jago südwärts nach Valladolid, der Hauptstadt des alten Königreichs Mechoacan.



Waarentransport über die Anden.

Von hier aus stieg der Unermüdliche trotz der anhaltenden Regenzeit mit seinem Freunde über Patzcuaro an die Küsten des stillen Ozeans, in die Ebene von Jorullo hinab, wo sich im sogenannten „Malpais" im Jahre 1759 während einer einzigen Nacht ein Vulkan von beinahe 1500 Fuß erhoben hatte, von mehr als 2000 kleinen, noch rauchenden Kratern umgeben. Längst schon war er begierig, Natur und Beschaffenheit dieses merkwürdigen Feuerbergs näher kennen zu lernen: jetzt stieg er selbst mit Bonpland 250 Fuß tief in den rauchenden, feuerausströmenden Krater des mittleren Vulkankegels auf sich losbröckelnden Lavastücken hinab. Höchst interessant sind die Mittheilungen, welche wir über die oben erwähnte plötzliche Erhebung des Jorullo dem deutschen Naturforscher verdanken.

„Die große Katastrophe, welche den Vulkan von Jorullo hervorrief und die Oberfläche einer großen Landstrecke völlig verwandelte," so erzählt

Humboldt, „ist eine der außerordentlichsten physischen Erscheinungen, welche die Jahrbücher der Naturgeschichte unseres Planeten aufbewahren. Die Geologie hat die Punkte des Ozeans bezeichnet, an welchen in der neueren Zeit, d. h. seit 2000 Jahren, vulkanische Inseln aus der Tiefe des Meeres hervorgehoben wurden, bald in der Nähe der Azoren, bald im ägäischen Meer oder an den Küsten von Island, aber sie bietet uns kein Beispiel dar, daß sich im Innern eines Kontinents, 36 Stunden von der Küste und 42 vom nächsten thätigen Vulkane, plötzlich mitten unter tausend kleinen brennenden Kegeln ein Gebirge von Lava und Asche gebildet habe, dessen Gipfel sich mehr als 1200 Fuß über das Niveau der umliegenden Ebene erhebt.

Von den Hügeln von Aguascarco bis nahe zu den Dörfern Teipan und Petatlan, beide bekannt durch ihre gute Baumwollenzucht, erstreckt sich eine weite Ebene, welche gegen 2200 bis 2500 Fuß über dem Meere erhaben ist. Einige Basaltketten erheben sich mitten aus einer Landschaft, in welcher Grünsteinporphyr das vorherrschende Gestein bildet. Ihre Gipfel sind mit immergrünen oliven- und weidenblättrigen Eichen, mit zierlichen Palmen abwechselnd, bedeckt — eine schöne Vegetation, welche mit der dürren, durch vulkanisches Feuer verbrannten Ebene sonderbar contrastirt.

Bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts befanden sich zwischen den Flüßchen Cuitimba und San Pedro große Felder von Zuckerrohr und Indigo, sie waren von Basaltbergen umgeben, deren Struktur anzuzeigen scheint, daß diese Gegend in der Urzeit vielfach von Vulkanen verändert wurde. Jene Felder gehörten zu der Hacienda San Pedro Jorullo, einer der größten und reichsten des Landes. Im Monat Junius 1759 hörte man ein unterirdisches Getöse: schreckenerregende Donner waren von häufigen Erdstößen begleitet, welche während fünfzig bis sechzig Tagen die Einwohner der Gegend in Angst und Schrecken versetzten.

Im Anfang des September schien Alles eine völlige Ruhe zu verkünden, als plötzlich in der Nacht vom 28. auf den 29. ein furchtbares unterirdisches Getöse ausbrach. Die erschreckten Indianer flohen auf das Gebirge von Aguascarco, und bald darauf erhob sich eine Strecke Landes von einigen Quadratmeilen, welche man Malpais nennt, wie eine Blase. Noch heute erkennt man an der Schichtung des Erdreichs die Grenze des Phänomens. Die erhöhte Masse hat an ihrem Rande nur 12 Meter Erhebung über das alte Niveau der Ebene von Jorullo. Aber gegen die Mitte dieser Auftreibung vermehrt sich die Höhe allmälig und erreicht 160 Meter.

Die Augenzeugen jener großen Naturerscheinung, welche sie von den Bergen von Aguascarco her beobachteten, versichern, daß sie aus einem Raum von mehr als einer halben Geviertstunde Flammen hervorbrechen sahen, daß große glühende Felsblöcke zu einer ungeheuren Höhe emporgeschleudert wurden, und daß sie durch eine dicke Wolke von Asche, im Wider-



Vulkan Jorullo.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

scheine des vulkanischen Feuers, die erweichte Erdrinde gleich einer wogenden See emporschwellen sahen. Damals verloren sich die Flüßchen Cuitimba und San Pedro in den glühenden Schlacken. Die Zersetzung des Wassers entflammte die Glut noch höher, so daß man das Feuer in Pascuaro sah, einer Stadt, die 19 Stunden von Jorullo, auf einer Hochebene, 1400 Meter höher als der Vulkan liegt.

Tausende von kleinen Kegeln, 6 bis 10 Fuß hoch, von den Eingeborenen hornitos (Oefchen) genannt, deckten die gehobene Oberfläche des Malpais. Mitten zwischen diesen kleinen Kegeln, auf einer Spalte von Südsüdwest nach Nordnordost, erhoben sich 6 Berge, jeder von 400 bis 500 Meter, über den alten Boden der Ebene. Der höchste derselben ist der Vulkan von Jorullo, er ist noch thätig, und hat auf der Nordseite eine unendliche Masse verschlackter basaltischer Lava ausgeworfen, welche Trümmer von Urgestein enthält.

Die Hauptausbrüche währten bis 1760, darauf wurden sie seltener. Die Indianer, welche im Beginn, voll Schrecken über das furchtbare Donnergetön des neuen Vulkans, ihre Dörfer im Umkreis von 6 bis 8 Stunden verlassen hatten, gewöhnten sich allmälig an das ungewöhnliche Schauspiel. Sie kehrten zu ihren Hütten zurück und wagten sich herab zu den Bergen von Aguascarco und Santa Inés, um die prachtvollen Feuerfontainen zu bewundern, welche durch eine Menge größerer und kleinerer Mündungen emporgeschleudert wurden. Damals deckte die Asche die Dächer von Queretaro, 48 Stunden vom Vulkane in gerader Linie entfernt."

Nach allen Seiten hin hat Humboldt den vulkanischen Erscheinungen, und insbesondere in Amerika seine Aufmerksamkeit zugewendet. Das eigenthümliche Ende eines vulkanischen Ausbruchs schildert er folgendermaßen:

„Das vulkanische Gewitter erregt einen langanhaltenden, wolkenbruchartigen Regen. Solch' eine Erscheinung charakterisirt unter allen Zonen das Ende einer Eruption. Da während derselben der Aschenkegel in Wolken gehüllt ist und da in seiner Nähe die Regengüsse am stärksten sind, so sieht man Schlammströme von allen Seiten herabfließen. Der erschrockene Landmann hält dieselben für Wasser, die aus dem Innern des Vulkans aufsteigen und sich durch den Krater ergießen; der getäuschte Geognost glaubt in ihnen Meerwasser zu erkennen oder kothartige Erzeugnisse des Vulkans, sogenannte „Eruptions boueuses", oder, nach der Sprache alter französischer Systematiker, Produkte einer feurig-wässerigen Liquefaction.

Wenn die Gipfel der Vulkane (und dies ist meist in der Andeskette der Fall) über die Schneeregion hinausreichen, oder gar bis zur zweifachen Höhe des Aetna anwachsen, so werden, des geschmolzenen und einsinternden Schnees wegen, die soeben beschriebenen Inundationen überaus häufig und verwüstend. Es sind Erscheinungen, die mit den Eruptionen der Vulkane meteorologisch zusammenhängen und durch die Höhe der Berge, den Umfang ihrer stets be-

schneiten Gipfel und die Erwärmung der Wände der Aschenkegel vielfach modificirt werden; aber als eigentliche vulkanische Erscheinungen dürfen sie nicht betrachtet werden. In weiten Höhlen, bald am Abhange, bald am Fuß der Vulkane, entstehen unterirdische Seen, die mit den Gebirgsbächen vielfach communiciren. Wenn Erdstöße, welche allen Feuerausbrüchen der Andeskette vorhergehen, die ganze Masse des Vulkans häufig erschüttern, so öffnen sich die unterirdischen Gewölbe und es entstürzen ihnen zugleich Wasser, Fische und tuffartiger Schlamm."

Ein solches vulkanisches Gewitter ist mit tropischen Gewittern gewöhnlicher Art nicht zu verwechseln. Diese entwickeln sich anders als jenes. Humboldt schildert an einem andern Orte auch diese Naturerscheinung.

„Der Eindruck," sagt er, „welchen ein tropisches Gewitter auf einen in dieser Zone noch fremden Europäer hervorbringt, ist imposant — die Erscheinungen der Atmosphäre sind dabei nicht zufällig, sondern folgen in der Aequinoctialgegend immer mit einer wunderbaren Gleichförmigkeit auf einander.

Der Reinheit der Atmosphäre vom December bis Februar gleicht nichts. — Der Himmel ist beständig wolkenlos und wenn eine Wolke erscheint, so ist diese für die Bewohner ein Aufmerksamkeit erregendes Phänomen. Die östliche und ost-nord-östliche Brise bläst heftig, und weil die durch sie herbeigeführte Luft stets einerlei Temperatur hat, so können die Dünste durch Erkältung nicht sichtbar werden.

Gegen Ende Februars oder zu Anfang des März ist das Himmelsblau wieder dunkel gefärbt, das Hygrometer deutet allmälig auf größere Feuchtigkeit, die Sterne sind zuweilen von einer leichten Dunsthülle verdeckt, ihr Licht ist nicht mehr ruhig, man sieht sie von Zeit zu Zeit auf zwanzig Grade Erhöhung über dem Horizonte funkeln. Die Brise weht um diese Zeit minder heftig und weniger regelmäßig und wird oft durch W i n d s t i l l e unterbrochen. Im Süd-Südost sammeln sich Wolken — sie erscheinen wie ferne Berge mit sehr unbestimmten Umrissen; zuweilen sieht man, wie sich dieselben vom Horizonte losmachen und das Himmelsgewölbe mit einer Schnelligkeit durchlaufen, die der Schwäche des in den unteren Luftschichten herrschenden Windes keineswegs entspricht.

Zu Ende des März wird die südliche Region der Atmosphäre durch kleine elektrische Explosionen erleuchtet; sie sind wie phosphorescirende, auf eine einzige Dunstgruppe beschränkte Funken. — Von da an treten nun von Zeit zu Zeit mehrere Stunden anhaltende Südwestwinde ein — dies ist das s i c h e r e Z e i c h e n d e s A n r ü c k e n s d e r R e g e n z e i t.

Der Himmel fängt an bedeckt zu werden, die Azurbläue verschwindet, und eine gleichförmige, graue Färbung ersetzt dieselbe. Gleichzeitig nimmt die Wärme der Luft mehr und mehr zu. Bald sind es nicht nur Wolken, sondern verdichtete Dünste, welche das ganze Himmelsgewölbe decken.

Die Brüllaffen fangen an, ihr klagendes Geschrei schon lange vor Tagesanbruch hören zu lassen — die atmosphärische Elektrizität, die während der großen Trockenheit vom December bis zum März fast beständig den Tag über 1,7—2 Linien des Voltaischen Elektrometers betragen hatte, wird von nun an höchst wechselnd, oft gleich Null, oft 3—4 Linien.

Die Regenzeit ist zugleich die Zeit der Gewitter. Das Aufsteigen der Gewitter erfolgt zwei Stunden nach Mittag (nach dem Durchgange der Sonne durch den Meridian), also kurze Zeit nach dem Momente, wo die Tageshitze unter dem Tropenhimmel ihr Maximum erreicht hat. Höchst selten läßt sich im Binnenlande der Donner in der Nacht oder am Morgen hören."

Ihren abermaligen Rückweg nach Mexiko schlugen Humboldt und sein Begleiter über die Hochebene von Toluca ein. Sie wollten jetzt ihre reichen botanischen und geologischen Sammlungen ordnen, ihre barometrischen und trigonometrischen Beobachtungen reguliren und feststellen und endlich auch die Skizzen zu einem geognostischen Atlas entwerfen.

Im Januar 1804 unternahm Humboldt einen neuen größeren Ausflug, welcher die Untersuchung der Ostseite der Cordilleren von Mexiko zum Zwecke hatte; er bestimmte die Höhe der Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl, untersuchte hierauf die berühmte, von uns S. 68 abgebildete Pyramide von Cholula. Letztere bestieg er der schönen Aussicht wegen und malt uns das Bild, das er von ihr aus erblickte, in seinen Vues des Cordillères mit folgenden Worten:

„Von der Platform der Pyramide von Cholula genießt man eine prachtvolle Aussicht auf den Popocatepetl, Iztaccihuatl, den Pik von Orizaba und die Sierra von Tlascala, letztere bekannt durch die Gewitter, welche sich um ihren Gipfel sammeln: man sieht mit einem Male drei Berge, höher als der Montblanc, von denen zwei noch jetzt feuerspeiende Vulkane sind. Eine kleine von Cypressen umgebene und „Unserer lieben Frau von Remedios" geweihte Kapelle nimmt die Stelle ein, wo ehemals der Tempel des Luftgottes oder des mexikanischen Indra gestanden: ein Geistlicher indianischer Rasse verrichtet täglich das Meßopfer auf dem Gipfel des alten Denkmals."

Nach seinen Untersuchungen in der Gegend von Cholula schlug Humboldt den Weg über Perote nach Jalapa ein, wo er durch dichte Eichen- und Tannenwälder dringen mußte. Auf seine Veranlassung wurde hier später eine Kunststraße angelegt. Hier entstanden auch — durch seine dreimaligen Barometermessungen — die ersten senkrechten Ansichtszeichnungen (Projectionen und Profile), mittelst welcher man den westlichen Abfall des Hochlandes von Mexiko mit dem schon früher gemessenen an der Südsee vergleichen und hiernach richtig bestimmen konnte.

Noch zwei weitere Berge bestieg er vor seiner Abreise von Mexiko: den Cofre de Perote und den Pik von Orizaba; dann kehrte er, reich an wissenschaftlichen Erfahrungen und neuen geistigen Anregungen, mit Bonpland

nach Veracruz zurück. Von da begab er sich auf der spanischen Fregatte „La O" nach Havanna, wo er seine im Jahre 1800 zurückgelassenen Sammlungen wieder in Empfang nahm.

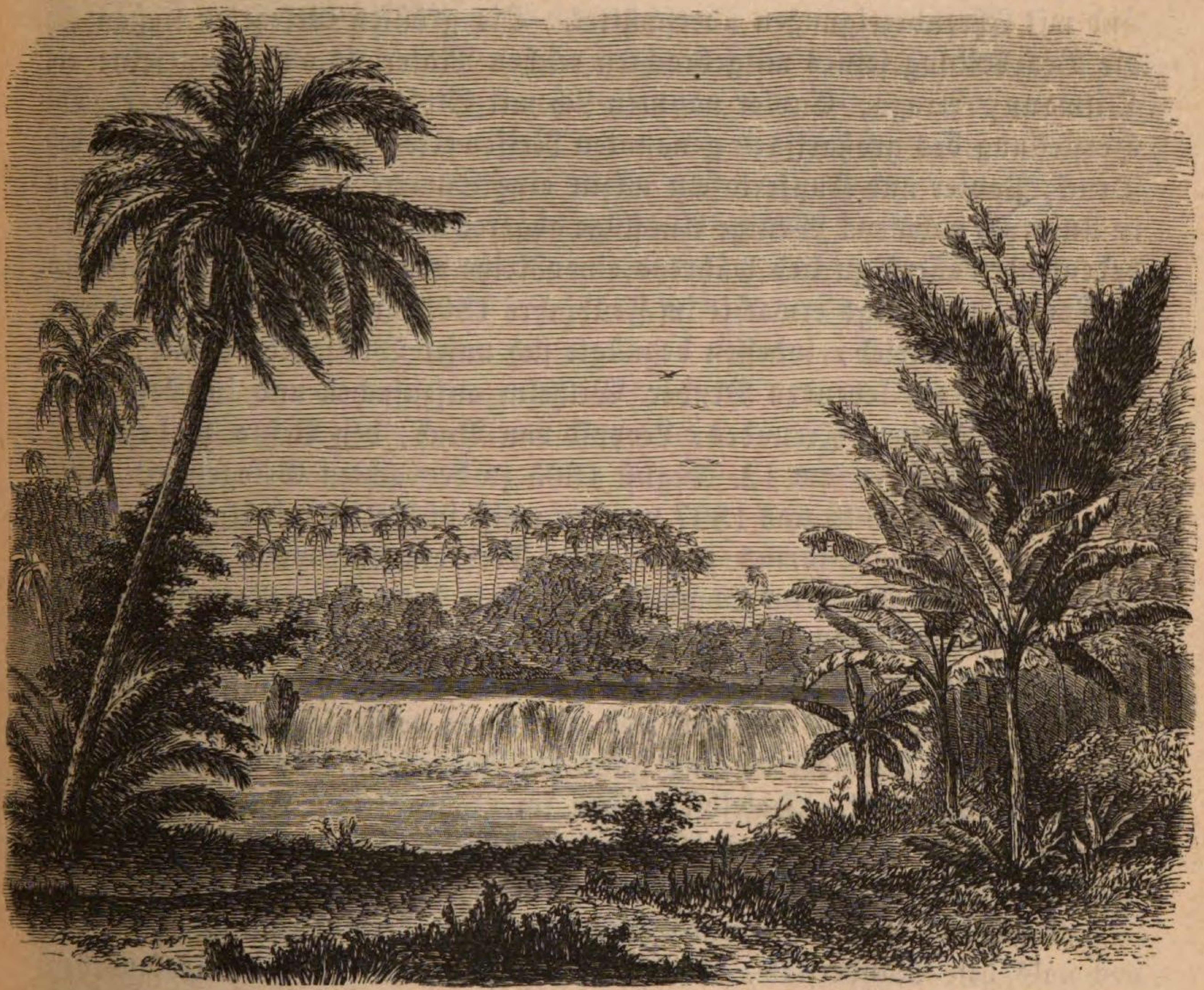
Humboldt's weitere Reisen und Lebensschicksale wollen wir in möglichster Kürze zusammenfassen, dagegen etwas länger bei den großartigen Werken verweilen, in welchen er die während seines Aufenthaltes in Mexiko gemachten Erfahrungen und neugewonnenen Ansichten niedergelegt hat. Wie sehr ihn die Reize jener Wunderwelt hinrissen, und wie schwer er sich von ihnen trennte, bezeugen die Worte: „Was ich Romantisches und Grandioses an den Ufern der Saverne, im nördlichen Deutschland, der Centralkette Europa's, auf dem steilen Abhange des Vulkans von Teneriffa gesehen — Alles findet sich vereinigt in den Cordilleren der neuen Welt. Jahrhunderte würden nicht hinreichen, alle Schönheiten zu beobachten und alle Wunder zu entdecken, welche die Natur hier verschwendet hat." — Und den mächtigen Eindruck, welchen die Zauber jener Tropennatur auf sein empfängliches Gemüth gemacht, weiß er in den seinem Bruder Wilhelm gewidmeten „Ansichten der Natur" auch auf den Leser zu übertragen.

In der Vorrede zu diesen bezaubernden Naturgemälden heißt es: „Sie sind im Angesichte großer Naturgegenstände, auf dem Ozean, in den Wäldern des Orinoco, in den Steppen von Venezuela, in der Einöde peruanischer und mexikanischer Gebirge entstanden. Einzelne Fragmente wurden an Ort und Stelle niedergeschrieben und nachmals nur in ein Ganzes zusammengeschmolzen. Ueberblick der Natur im Großen, Beweis von dem Zusammenwirken der Kräfte, Erneuerung des Genusses sind die Zwecke, nach denen ich strebe. Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Wer sich herausrettet aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unübersehbaren Steppen und auf den hohen Rücken der Andeskette."

Das Werk „Vues des Cordillères et Monuments des Peuples indigènes de l'Amérique" (Ansichten von den Cordilleren und Denkmalen der eingeborenen amerikanischen Völker), 1810 zu Paris in zwei Foliobänden mit 60 theils schwarzen, theils illuminirten Kupfertafeln ausgestattet erschienen, soll, wie uns Humboldt selbst berichtet, dazu dienen, „einige große Naturscenen aus der hohen Andeskette darzustellen, dann auch über die alte Civilisation der Amerikaner Licht zu verbreiten, welches durch das Studium ihrer architektonischen Monumente, Hieroglyphen, ihres Kultus und ihrer astrologischen Träumereien geschieht." —

Das andere uns hier vorzugsweise interessirende, in zwei Bänden erschienene Werk: Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne" (Politische Abhandlung über Neuspanien) nebst dem dazu gehörigen Atlas

entwirft uns ein klares Bild der politischen und statistischen Verhältnisse Mexiko's zu Anfang dieses Jahrhunderts und ist, trotz den seit der Zeit seines Erscheinens stattgefundenen Veränderungen, noch immer eine der werthvollsten Quellen für das Studium jenes Landes. Auch wir verdanken diesem Werke mancherlei Belehrung und in den nachfolgenden Kapiteln, in denen wir Land und Volk von Mexiko schildern, war nicht selten Humboldt unser Führer und Anhalt.



Wasserfälle von Husillo auf Cuba. Kohlpalme und Banane.

„Möge diese in der Hauptstadt Neuspaniens begonnene Arbeit", sagt der Fürsprecher der Eingeborenen Mexiko's am Schlusse seiner Abhandlung, „Denjenigen von Nutzen sein, die berufen sind, über das öffentliche Wohl zu wachen; mögen sich dieselben vor Allem von der wichtigen Wahrheit überzeugen, daß das Wohl der Weißen mit dem der kupferfarbenen Rasse auf das Engste in Verbindung steht, und daß sich die beiden Amerika nur dann eines dauerhaften Glückes erfreuen können, wenn diese durch langjährigen Druck gebeugte, aber nicht (in dem Verhältniß) gesunkene Rasse alle Vortheile mitgenießen wird, welche aus einer vorgeschrittenen Bildung und vervollkommneten socialen Ordnung entstehen."

Doch kehren wir nun zu Humboldt selbst zurück, den wir in Habana verlassen haben. — Nach einem zweimonatlichen, der Durchforschung der „Perle der Antillen“ gewidmeten Aufenthalte begaben sich die beiden Freunde nach den Vereinigten Staaten, besuchten Philadelphia und Washington, traten hierauf die Rückreise nach Europa an und landeten im August 1804 im Hafen von Bordeaux. Humboldt wurde als ein Columbus des neunzehnten Jahrhunderts, als zweiter Entdecker der neuen Welt begrüßt und mit Ehrenbezeigungen überschüttet. Die größten Gelehrten ließen sich die Bearbeitung seines mitgebrachten reichen Materials angelegen sein: ein Oltmann, Arago, Cuvier nannten sich mit Stolz seine Mitarbeiter. Die Herstellung des großartigen genannten Reisewerkes war so kostspielig, daß Druck, Papier und Kupfertafeln allein eine Summe von 226,000 Thalern in Anspruch nahmen! Wenige Ausflüge abgerechnet, verblieb Humboldt jenem bedeutenden Werke zu lieb während einer Reihe von Jahren fast ausschließlich in Paris. Allerdings erwachte im Frühjahre 1805 unwiderstehlich der schwer gezügelte Reisetrieb, indessen begnügte sich unser Weltfahrer damit, seinen damals in Rom lebenden Bruder Wilhelm aufzusuchen und in Gesellschaft seines langjährigen Freundes, Leopold von Buch, den Vesuv zu besteigen, dessen Ausbruch er am 12. August 1805 zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die Jahre 1806 und 1807 wurden meist in Berlin mit Untersuchungen über den Erdmagnetismus zugebracht. Mehrere ehrenvolle Anträge zur Annahme einer Stelle im Staatsdienste lehnte der eifrige Naturfreund aus Liebe zu seinen stillen Beschäftigungen ab. Im Jahre 1808 sehen wir ihn auf kurze Zeit in Geschäften London durchstreifen und hierauf von dort aus sich wieder nach Paris wenden, wo er seinen wissenschaftlichen Arbeiten weiter oblag. Darüber verging Jahr auf Jahr. Er war unterdessen nach Berlin übergesiedelt. Daselbst fanden im Jahre 1827 Humboldt's denkwürdige Vorlesungen in der Akademie der Wissenschaften statt, die seinen schon errungenen Lorbern neue hinzufügten.

Reich an Erfahrungen und Ehren, ergriff er, bereits sechszig Jahre alt, nochmals den Wanderstab, als ihn im Jahre 1829 Kaiser Nikolaus von Rußland einlud, sich einer großen, der Erforschung des Ural und Altai, der chinesischen Tartarei und des kaspischen Meeres gewidmeten Expedition anzuschließen. Diese in Begleitung der Naturforscher Gustav Rose und Ehrenberg unternommene Reise hat nicht nur der Wissenschaft, sondern speciell auch dem russischen Bergbau reichen Segen gebracht.

In die Jahre 1845—1852 fällt das Erscheinen desjenigen Werkes Humboldt's, durch das er unsern Zeitgenossen geistig am nächsten getreten ist, wir meinen seinen großartigen „Kosmos.“ In diesem „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“, wie Humboldt bescheiden die umfassende Arbeit nennt, sucht derselbe in einer edlen, jedem gebildeten Denker verständlichen Sprache große Aufgabe zu lösen, die Erscheinung der körperlichen Dinge in ihrem

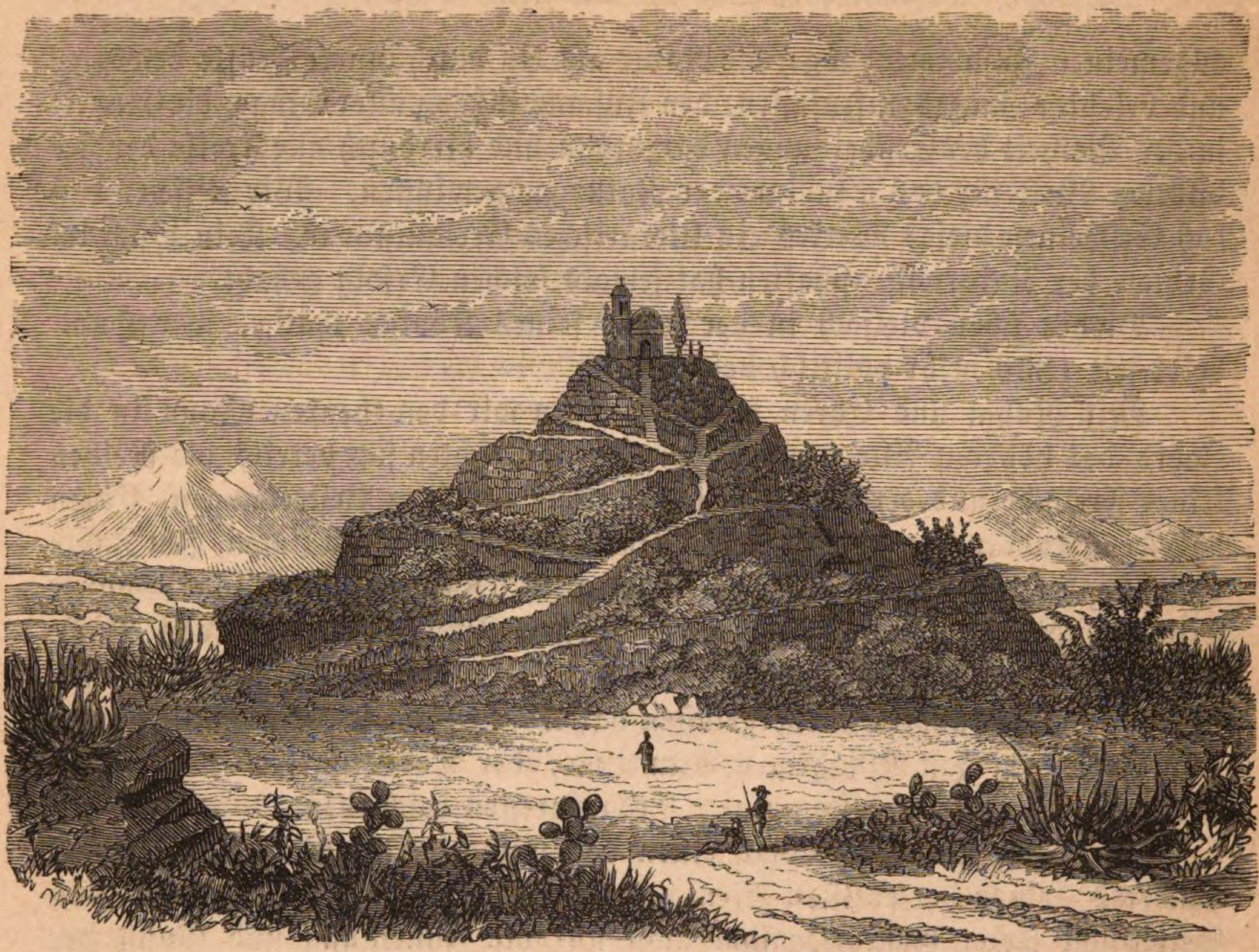
allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen, den Zusammenhang aller Dinge, die Einheit in der Vielheit der Erscheinungen darzuthun und hierdurch alle Kreise der gebildeten Welt für das Studium der Natur zu gewinnen. Wir wissen, daß das Erscheinen dieses Werkes ein literarisches Ereigniß war. Kein Buch im Gebiete der Naturwissenschaften hat jemals solchen Erfolg gehabt.

Bisher schon vielfach in der Nähe seines Königs thätig, war Humboldt seit 1830 mehr politisch beschäftigt.

Mit Ruhm und Ehren beladen, sehen wir den theuren Mann in die Jahre des höheren Alters eintreten. Um ihn lichten sich bereits die Reihen seiner Freunde und der Genossen seiner preiswürdigen Bestrebungen. Einen nach dem Andern von denen, die er liebte, sah er ins Grab sinken. Im Jahre 1835 starb sein Bruder Wilhelm, kurz darauf, 1840, sein königlicher Gönner Friedrich Wilhelm III., dann sein geistvoller Freund, Leopold von Buch, später der herrliche Rauch und sein einstiger Reisegefährte Bonpland, der sich in Südamerika häuslich niedergelassen hatte. Erst am 6. Mai 1859 winkte auch ihm, dem fast 90jährigen Altmeister, der Todesengel — nach einem Leben so reich, wie es selten einem Erdgeborenen beschieden.

Mit ihm verlor die Welt einen der universellsten Geister des Jahrhunderts, einen der edelsten Menschen, dessen fleckenloses Leben und von Selbstsucht freier Charakter ihm nicht nur die Zuneigung und Gunst der Großen, sondern auch die Verehrung und Hochachtung aller gebildeten Zeitgenossen erwarb! Der beschränkte Raum erlaubt uns nicht, alle Geistesarbeiten aufzuzählen, welche unser großer Landsmann während einer so langen Lebenszeit förderte.

Durch seine wissenschaftlichen Leistungen hat Alexander von Humboldt auf die gesammte Naturforschung einen ebenso großen, als nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Nicht blos Sammler und Naturforscher, hat der mit großem Scharfblick ausgerüstete Mann die bewundernswerthe Eigenschaft gehabt, Länder und Menschen in ihren Eigenthümlichkeiten zu ergründen und in großen Zügen zu schildern; in der Beobachtung scharfsinnig und gewissenhaft, besaß er die seltene Fähigkeit, an den gewonnenen Thatsachen jene Seiten aufzufassen, wo sie sich mit andern verbinden lassen, andere unterstützen oder diese erklären. Bestrebt, die Wissenschaften mit der Geschichte und der Fortentwicklung der Menschheit in engsten Zusammenhang zu bringen, ward er Mentor und Lehrer einer großen Anzahl Jünger und von Tausenden und aber Tausenden denkender Menschen. Sein Geist durchweht mehr oder weniger die höheren Leistungen aller seiner Nachfolger, aller europäischen Reisenden neuerer Zeit. Dem westlichen Kontinent ist er ein zweiter Columbus geworden, ein zweiter, besserer Cortez für das interessante Land, mit dem wir uns beschäftigen.



Pyramide von Cholula in ihrem heutigen Zustande.

Zweites Kapitel.

Wanderung durch die mexikanischen Ruinen.

Humboldt's Nachfolger. — Kurzer Rückblick auf die Geschichte und das bauliche Schaffen der Völker von Mexiko. — Vergleichende Zusammenstellung einiger der bedeutendsten Bauwerke verschiedener Kulturperioden: Tempel und Paläste, Befestigungen und Stadtmauern, Brücken und Brunnen, Teiche und Wasserleitungen. — Wanderungen nach den Ruinenstädten von Chunjuju und Zayi. (Teocalli, Paläste, Ballspielhof.) — Chichen-Itza, Tuloom, Palenque, Uxmal. — Die Pyramiden von Papantla, Teotihuacan. — Ruinen von Xochicalco. — Mitla. — Königsgräber. Brunnen von Chack und Bolonchen. — Alterthümer von Copan.

Seit Humboldt und insbesondere in den letzten Jahrzehnten, während welcher die bürgerlichen Streitigkeiten in den ehemals spanischen Provinzen von Nordamerika zeitweilig ruhten, sind Berufene und Unberufene in jene interessanten Theile der neuen Welt auf Entdeckungen ausgezogen. Doch hat keiner der Nachfolger Humboldt's — hauptsächlich in Bezug auf Specialbeobachtungen, universelle Auffassung, Schilderung der Natur und Beschaffenheit jener interessanten Gebiete — sich gleich großartiger Ergebnisse rühmen können. Dagegen sind Gegenden durchforscht worden, die sein Fuß nie betrat und viele der merkwürdigsten Alterthümer hat man inzwischen entdeckt und bloßgelegt,

welche entfernt von den Reiserouten lagen, die unser berühmter Landsmann eingeschlagen hat. Das Wichtigste dieser Forschungen, besonders aber das, was dazu beitragen kann, dem Zwecke unseres Buches zu dienen, soll durch diesen Abschnitt unsern Lesern vorgeführt werden, ehe wir den Faden unserer Geschichte, den wir zeitweilig fallen gelassen, wieder aufnehmen.

Die Urgeschichte aller der Völker, welchen wir auf unserer Wanderung nach den Ruinen Meriko's begegnen, ist zur Zeit noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Einige Alterthumsforscher lassen sie aus Aegypten abstammen, weil sie Pyramiden gebaut und hieroglyphenartige Ueberlieferungen haben; Andere halten ihre Tempel für Nachahmungen des Thurmes von Babylon. Lord Kingsborough sucht wegen der Aehnlichkeit des toltekischen großen Teocalli von Palenque mit dem salomonischen Tempelbau ihre Verwandtschaft mit den Kindern Israel zu beweisen; mehrere deutsche Gelehrte glauben allen Ernstes, in ihnen verschlagene Seefahrer und Auswanderer aus dem untergegangenen Karthago zu finden; weiterhin fehlt es nicht an Vermuthungen, wonach sie Abkömmlinge der Reiterstämme des innern Asiens sein sollen, obgleich die Völker Anahuac's fast noch mehr vor den Rossen der weißen Ankömmlinge erschrocken waren, als vor diesen selbst; infolge einiger Uebereinstimmung hinsichtlich der astronomischen Kenntnisse der Mongolen mit denen der Azteken werden letztere in Verbindung mit Chinesen und Tataren gebracht. Die Hypothesen nehmen kein Ende.

Wenn bestimmte Ueberlieferungen nicht vorhanden, wenn Sprache und Sitte, Werkzeuge und Geräthe, Gebräuche, Religion und Wissen, wenn besondere Eigenthümlichkeiten der physischen Natur des Menschen nicht ausreichen, um sichere Anhaltspunkte für Beantwortung der Frage nach seiner ursprünglichen Herkunft, nach den frühesten Stätten seiner Gesittung zu gewinnen, so sind es die Baudenkmäler eines Volkes, welche zu vergleichenden Schlüssen eine Handhabe bieten.

Daher die Frage: welches sind die Völker der alten Welt, deren Bauweise in Wirklichkeit auf einen Zusammenhang mit derjenigen der merkwürdigen Denkmäler von Cholula, Mitla, Palenque hinzuweisen scheint? Die scharfsinnigsten Untersuchungen aber sind nicht darüber hinausgekommen, die Aehnlichkeit der Werke mehrerer Völker Vorderasiens, sowie jener des Nilthals auf der einen, mit denen der großen merikanischen Völkerfamilie auf der andern Seite zu constatiren. Aber diese Aehnlichkeitspunkte in den äußeren Formen genügen nicht, um die Denkmäler Yucatan's und Chiapas' auf die Bauweise Aegyptens oder Babylons zurückzuführen. Beim Beginn ihres Strebens nach Kultur haben eine Menge Völker in Hügel- oder Pyramidenbauten ihrer Baulust Ausdruck verliehen. Dasselbe gilt in Bezug auf die aztekische Bilderschrift, zu der man nicht erst die Motive aus dem Lande Kemi herzuleiten braucht. Und vergleichen wir eine höhere Kunststufe der Bildhauerei des Nilthals mit jener von Anahuac und Yucatan, so ist

für uns belehrend genug, daß die ägyptischen Werkleute, welche den Meißel führten, ihre Figuren vertieft in den Stein eingruben, wogegen die Sculpturen der mexikanischen Bauwerke in halb erhabener Arbeit ausgeführt sind. Die Künstler Yucatan's gaben allerdings so treu wie die Aegypter den Typus ihres Volkes wieder, aber bezeichnend für ihr Schaffen ist der Aufwand von Mühe und Arbeit, welcher auf Nachahmung bestimmter Details verwendet ist. Sie verstanden es, ihre unschönen Menschenfiguren in reiche und verschiedenartige, zugleich aber charakteristische Gewänder zu hüllen, so daß wir uns beispielsweise sagen müssen, jener massenhafte Kopfputz (Vergl. „Das alte Mexiko" Seite 30 f.) müsse einer ganz bestimmten Persönlichkeit angehört haben, und es sei eben damit deren inviduelle Erscheinung zur Darstellung gebracht, wenn schon die Bildhauer der Azteken durch den Kopfschmuck im Grunde vielleicht nur Stand und Stellung der gemeißelten Gestalt andeuten wollten. Die Aegypter hielten sich an die gesammte äußere Erscheinung, eine Königsfigur glich meist der andern, die Künstler von Palenque dagegen führten in den charakteristischen Einzelheiten ihrer Gestalten außerdem noch bestimmte Persönlichkeiten vor.

Die geringen Reste von Kunstwerken, irdenen und marmornen Gefäßen, kupfernem Handwerkszeug, wie Meißel und Aexte, welche sich unter den zerfallenen Bauten vorfanden, gestatten ebenfalls nicht mehr, als ganz allgemeine Folgerungen. — Auch in Bezug auf die Periode, bis zu welcher die Baureste Mexiko's hinauf reichen, sind wir nicht besser daran. Man ist allerdings berechtigt, das Alter der Denkmäler, welche die Spanier schon in zerfallenem Zustande antrafen, ziemlich hoch anzuschlagen; weniger verläßlich sind aber die Berechnungen, die sich auf die Beschaffenheit der den größten Theil der Ruinen überlagernden Pflanzendecken gründen. Zwar sind innerhalb derselben oft Räume von 8—9 Fuß im Durchmesser vorgefunden worden, man muß sich oft durch eine Humusschicht von 8 — 10 Fuß hindurch arbeiten, will man in den Hofraum einer der Prachtbauten gelangen und dort weiter festen Fuß fassen; in unsern Breitegraden würde dies freilich auf ein hohes Alter hinweisen, aber auf dem üppigen Boden der Tropennatur, unter der brennenden Sonne der Wendekreise, wo eine Ueberfülle von Wachsthum ohne Unterlaß eine unendlich größere Ablagerung zu Wege bringt, ist die heutige Bodenbeschaffenheit nicht entscheidend.

So viel steht fest, daß die Mehrzahl der Alterthumsforscher an der Annahme einer ostasiatischen Abstammung hinsichtlich der mexikanischen Völkerfamilie festhält. In den nördlichen Breiten, wo sich die Kontinente von Asien und Amerika bis auf zwölf Meilen nähern, würde es nicht schwer fallen, einen geeigneten Ueberfahrtspunkt ausfindig zu machen. Auch würde ein Bewohner Japan's mit nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, um sein Fahrzeug von einer benachbarten Insel zur andern überzuführen, denn um an der jenseitigen Küste zu landen, brauchte er hinter ein-

ander kaum länger als ein paar Tage auf dem Meere zu sein. Gelang es doch auf der atlantischen Seite, wo die Verbindung schon schwieriger ist, manchem Nordlandsrecken vor tausend Jahren schon, den Weg von Europa nach dem Grün- und Weinlande Amerika's zu finden!

Entwirren wir uns aus dem Irrgarten von Annahmen, Voraussetzungen und Folgerungen, so kommen wir mit Prescott zu dem Schlusse, daß bis zu einem gewissen Grade auf die Bildung von Anahuac der Einfluß Ostasiens thätig gewesen sei, daß aber keine Fäden nach dem so entfernten Zeitpunkte hinleiten, wo die eigenthümliche Kulturentwickelung Mexiko's zusammenfällt mit der Geschichte eines der uns bekannter gewordenen Völker Ostasiens.

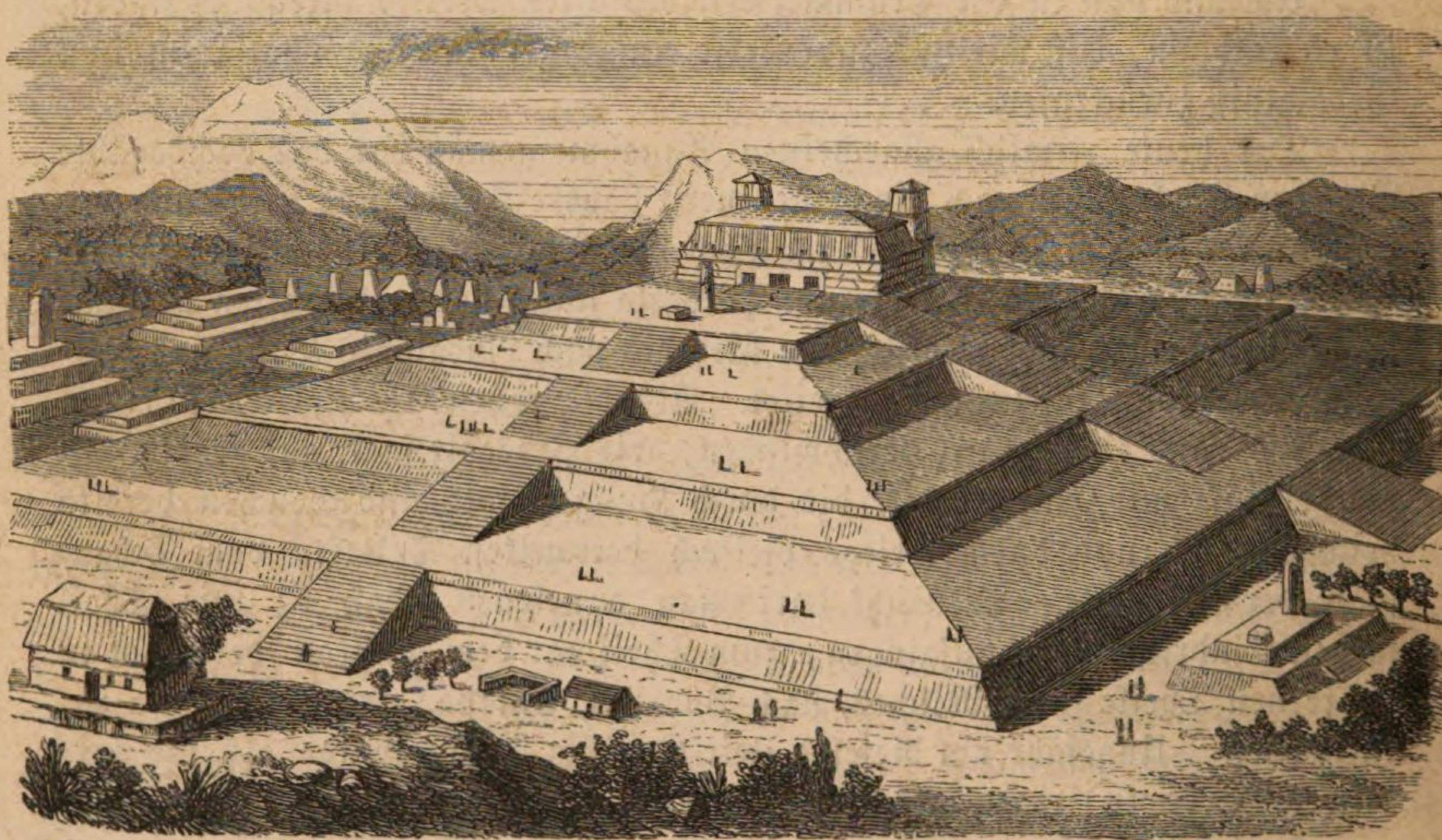
Um uns nun in der Trümmerwelt des alten Mexiko zurecht zu finden, ist es rathsam, daß wir uns zuvörderst einige geschichtliche Thatsachen in's Gedächtniß zurückrufen.

Der heute ziemlich allgemeinen Annahme gemäß hat das hochbegabte Volk der Tolteken nach Anahuac zuerst höhere Kultur und Gesittung gebracht. Es ist vom Norden her im Thal von Mexiko im Jahre 648 unserer Zeitrechnung erschienen, hat die um Tlascala und Cholula seßhaften Stämme der Olmeken unterjocht und sich von hier bis nach Yucatan's Küste und weiterhin über die Inseln ausgebreitet. Als die rohen Chichimeken 1170 n. Chr. ins Land einbrachen, verschwinden, wie Prescott sagt, auf geheimnißvolle Weise mit Einem Male die durch Hungersnoth und Seuchen bereits heimgesuchten und durch Kriege vielfach decimirten Tolteken vom Schauplatz der Geschichte. Vielleicht darf man annehmen, daß sie zum Theil in den Eindringlingen aufgingen, zum Theil vor dem Anprall derselben in die fernen Theile ihres Reiches, nach Yucatan, Chiapas und Guatemala zurückwichen. Ungefähr um dieselbe Zeit (dreißig Jahre später als die nordischen Barbaren) zogen aus derselben Richtung die durch wilde Sitten ausgezeichneten Acolhuaner heran, die Gründer von Tezcuco.

Den neuen Herren des Landes folgten bereits zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Römer Mexiko's, die Azteken, welche erstaunlich rasch ihr Reich emporbrachten und auszudehnen verstanden. Sie fand Ferdinand Cortez als herrschende Rasse vor, als er 1519 auf der Hochebene von Anahuac erschien, und ihrer Herrschaft ein Ende machte. Doch überschritt ihr Einfluß nicht das eigentliche Thal von Mexiko und dessen nächste Umgebung, wenigstens haben sie zuverlässig keinen Antheil an den Bauwerken von Yucatan und Centralamerika. Drang auch dies kriegerische Volk auf seinen Eroberungszügen bis nach jenen entfernten Provinzen vor, so gründete es doch dort keine Niederlassungen, vielmehr erkennen Sachverständige in den Ruinen von Zayi, Tuloom, Uxmal, Palenque und andern Orten die charakteristischen Merkmale toltekischer Bauweise.

Wandere der geneigte Leser nun mit uns zu dem Trümmerhaufen, welcher von einem der ältesten Denkmäler Mexiko's übrig geblieben, zur

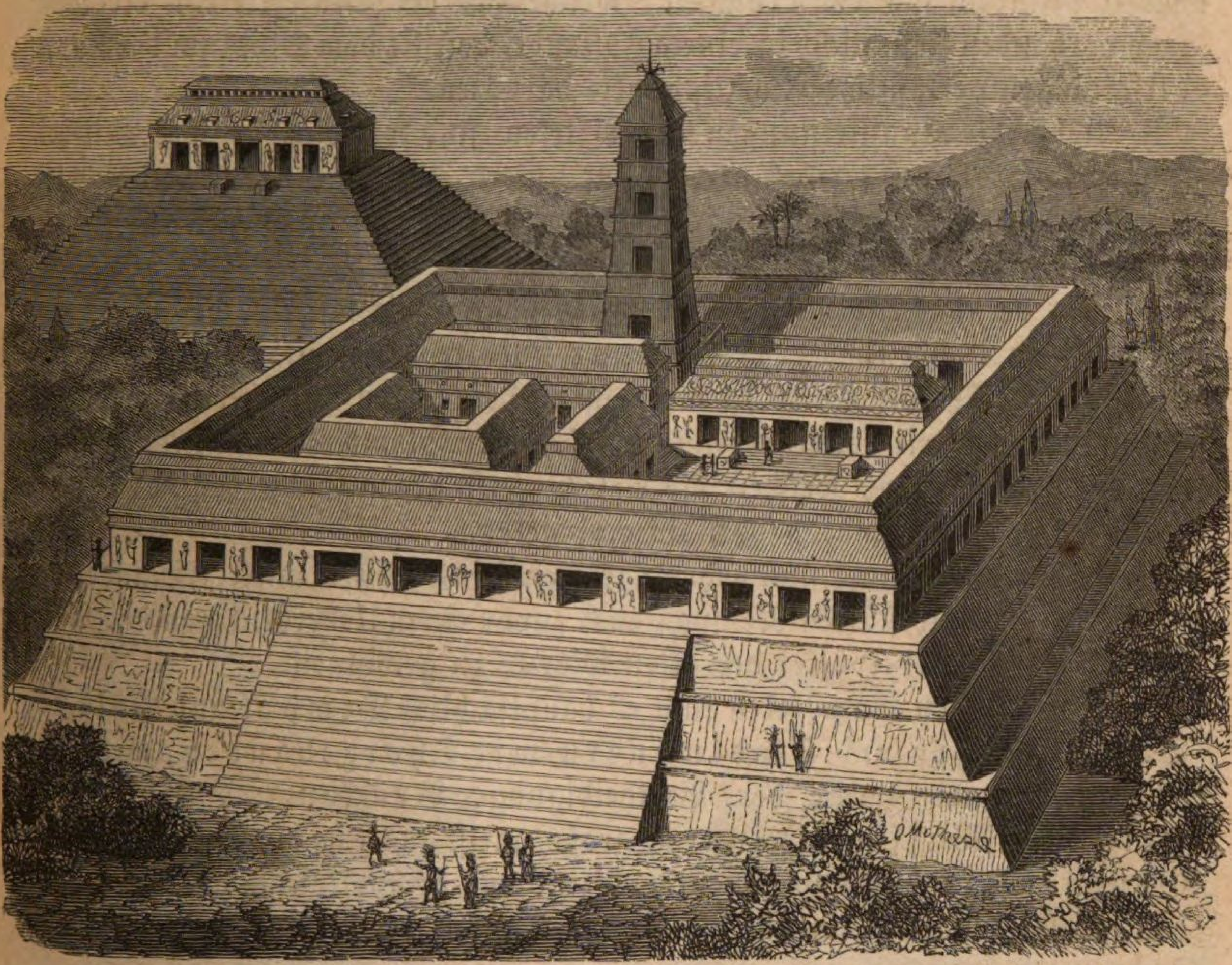
sogenannten Pyramide von Cholula. Sie ist das kolossalste und denkwürdigste Bauwerk aus der Zeit der Olmeken und wetteifert an Größe mit den Pyramiden der alten Welt, denn an jeder der vier Seiten ihrer untersten Terrasse beträgt die Länge über 1400 Fuß, also doppelt soviel, als die der Pyramide des Cheops, während ihre Höhe von 177 Fuß allerdings nicht die Hälfte des ägyptischen Baues erreicht. Sie weicht also vermöge ihrer mehr sich ausbreitenden, als emporstrebenden Gestalt von den Denkmälern im Nilthale um so wesentlicher ab, als wir nicht vergessen dürfen, daß sie eigentlich nur den Unterbau zu dem prachtvollen Tempel bildete, der sich auf ihrer Platform erhob, und der Statue des milden Luftgottes als Aufstellungsort diente.



Pyramide von Cholula aus der Zeit der Olmeken, aus der Vogelperspective. Nach Angaben von Fergusson u. A. restaurirt von O. Mothes.

Wie bei der uralten Pyramide von Teotihuacan lieferten auch hier ungebrannte Ziegel oder Thon mit Kieseln untermischt das Baumaterial. Sie ist überkleidet gewesen mit Platten von leichtem, löchrichtem Tetzontlistein. Der Leser kann sich eher eine Vorstellung von dem Umfange dieses Riesenbaues machen, wenn er erfährt, daß der Koloß an seiner Grundfläche einen Raum von 44 Morgen einnahm, während er an seiner abgestumpften Spitze noch immer mehr als einen Morgen umfaßte. Eine Treppe führte nach den vier Terrassen des Pyramidenbaues. Von der Platform desselben und noch mehr von der Höhe des Tempels hatte man ein Panorama, das an Großartigkeit mit den bezauberndsten Fernsichten wetteiferte. Ehemals das Ziel der Frömmigkeit Tausender von Pilgern aus allen Theilen Anahuac's, mahnt der heutige Anblick der Pyramide von Cholula an die Unbeständigkeit alles Irdischen; denn sie ist gegenwärtig nur noch ein Haufen von Geröll und

Schutt, und die Marienkirche auf ihrer Spitze sagt uns, daß andere Geschlechter an die Stelle derer getreten, die jenen Prachtbau errichtet haben. Eine geschickte Hand hat uns diesen Teocalli vorgeführt, wie wir ihn uns zu seiner besten Zeit vorstellen dürfen. Die Darstellung auf Seite 72 und die an der Spitze dieses Abschnitts zeigen das Vormals und Heute!



Toltekischer Palastbau von Palenque. Aus der Vogelperspective.
Restauration von O. Mothes.

Die Reste umfangreicher Baudenkmale aus der Toltekenherrschaft sind so mannichfaltig, daß die zahlreichen Zeugnisse ihrer Bauthätigkeit Veranlassung geworden sind, den Namen Tolteken für gleichbedeutend mit Baumeister zu halten. Von den 7 Meilen von Mexiko entfernten Trümmern des uralten Pyramidenbaues Teotihuacan glaubt man, daß sie von einem Tempel herrühren, welcher den beiden großen toltekischen Gottheiten, der Sonne und dem Mond, geweiht gewesen. Ebenso sind die Tolteken aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Gründer von Colhuacan, der bewunderungswürdigen Ruinenstadt von Palenque.

Wir begegnen den interessanten Bauwerken dieses Kulturvolks auf unsern Wanderungen nach Yucatan Schritt für Schritt und begnügen uns daher, an dieser Stelle behufs des Vergleichs den toltekischen Palastbau von Palenque dem Leser vorzuführen.

Die Erben der toltekischen Kunstliebe waren die Tezcucaner. Die wenigen übrig gebliebenen Bauwerke dieses hochgesitteten Volkes sind ganz geeignet, uns in der Meinung zu bestärken, daß die Ueberlieferungen von der hohen Ausbildung der tezcucanischen Baukunst nicht sehr übertrieben sind. Wir haben einiger Schöpfungen derselben bereits im „Alten Mexiko" gedacht. Leider befinden sich die Trümmer, welche aus der Blütezeit von Acolhuac noch vorhanden sind, nicht in einem Zustande, daß sie dem Studium der Kunstverständigen verläßliche Anhaltspunkte darböten.

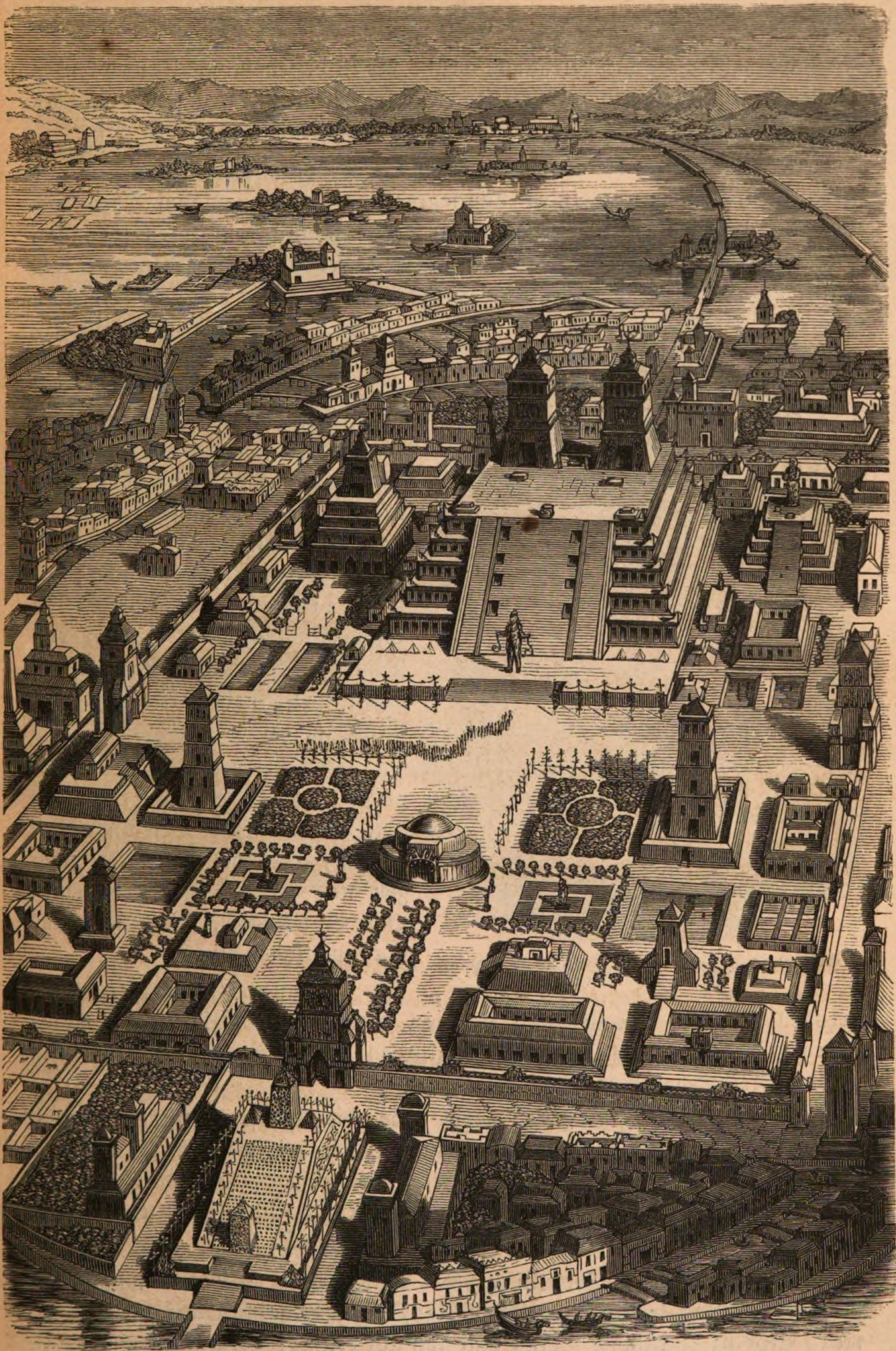
Ueber die Kunstleistungen der Azteken sind wir durch unsere Mittheilungen im „Alten Mexiko" bereits für unsern Zweck genügend unterrichtet. Ihre Bauwerke wetteiferten mit denen der Tezcucaner an Prunk und Schaugepränge, aber ihnen fehlte die solide Pracht.

Der vergleichenden Uebersicht wegen stellten wir mehrere besonders charakteristische Baudenkmäler verschiedener Kulturepochen zusammen und schließen ihre Reihe auf Seite 75 mit einem der letzten und hervorragendsten Werke des zur Zeit der Eroberung herrschenden Stammes, dem großen Tempel zu Tenochtitlan, welchen die Azteken erst gegen Ende des XV. Jahrhunderts in ihrer Landeshauptstadt errichteten.

Lassen wir es uns nunmehr angelegen sein, behufs unserer Wanderung nach den Trümmerstätten Neuspaniens, zuvor einen Ueberblick von der Bauthätigkeit der Kulturvölker des alten Mexiko zu gewinnen.

Unter diesen Bauwerken sind es hauptsächlich Tempel und Paläste, Befestigungen und Stadtmauern mit Thorgebäuden, mehr zur Zierde als zum Zwecke der Vertheidigung, Brücken und Brunnen, Teiche und Wasserleitungen, große, meist aus einem Stein gefertigte Götzenbilder, mehr ornamental-bizarr und architektonisch-grotesk behandelt als statuenartig, welche die Aufmerksamkeit der reisenden Forscher auf sich gezogen haben.

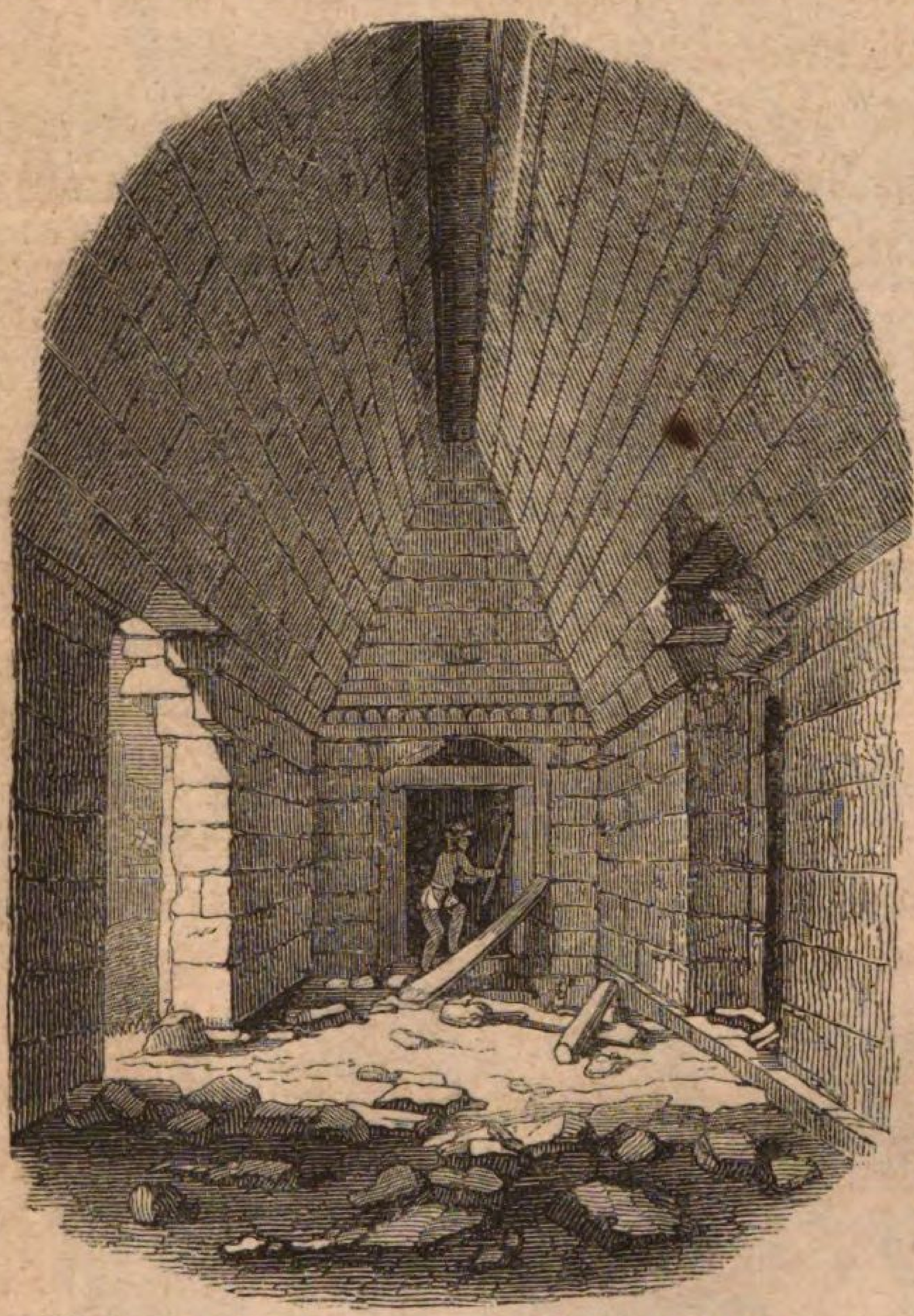
Alle Teocallis sind Pyramiden, auf welchen der eigentliche Tempel steht. Sie erheben sich auf viereckigem Fundamente und liegen, wie beispielsweise auch jene der Ruinenstädte Yucatan's, meistens in der Mitte derselben, umgeben im Viereck von einer Umfassungsmauer mit stufenförmigen Zinnen, in deren Nischen sich oft Götzenbilder, seltsame Menschen- oder Thiergestalten in bizarrstem Ornamentenschmuck oder steinerne Schlangenfiguren befinden. Denn die Mexikaner verehrten, nächst den Licht und Wärme spendenden Gestirnen, wie Sonne und Mond, eine große Anzahl anderer Gottheiten, sinnbildlich auch Thiere, z. B. Schlangen, weshalb sie von Vielen zu den Schlangenanbetern gezählt wurden. Wenn die in ihren Tempeln aufbewahrten Amphibien zischten, erbebte das abergläubische Volk, und die Priesterschaft that, wie an andern Orten, ihr Möglichstes, um das Gewürm und dessen Verehrer zu beruhigen. Weihrauchwolken hüllten die thierische Gottheit ein.



Der große Teocalli der Azteken zu Mexiko.
Aus der Vogelperspective. Nach der Beschreibung Gomara's gezeichnet von O. Mothes.

Es hallten die Tempelräume, welche wir in diesem Abschnitt noch kennen lernen werden, von dem barbarischen Lärm wider, womit man jene gräßlichen Opferfeste begleitete, während welcher Menschenblut in Strömen floß.

Die Stockwerke der Teocallis, sowie die der Palastbauten sind meist aus gehauenen Steinen aufgeführt und waren vor Zeiten wol zum Theil roth bemalt. Ihre Außenseiten erscheinen in der Regel mit Sculpturen überladen, welche nicht selten erst nach Errichtung des Gebäudes ausgehauen worden sein mögen. Unter der Platform der Tempel befinden sich öfters Räume, zum Theil (bis 180 Fuß) in Felsen hineingetrieben, zum Theil aber auch mit künstlicher Decke aus behauenen Steinen versehen. Diese sind über einander geschoben, nicht ganz unähnlich denen der alten griechischen Schatzhäuser, wie nebenstehende Abbildung eines Zimmers in Uxmal oder Izamal darthut; Gewölbe kannte man aber nicht. Die Schädelstätten, wo die Tausende von Todtenschädeln aufbewahrt wurden, lagen meist neben oder vor den Tempeln.


Gemach in der Casa de las Monjas zu Izamal.
Nach Catherwood.

Der Tempelhof schloß, wie es auch bei den Azteken der Fall war, eine Anzahl kleiner Bethäuser (Kapellen), auch wol Priesterwohnungen und Schulräume, Gymnasien und Spielplätze, Brunnen und Gartenanlagen ein.

Terrassenartig emporsteigend erhoben sich die Teocallis weit sichtbar, meist auf künstlichen oder natürlichen Hügeln, zu welchen man gewöhnlich auf den glänzend polirten Stufen breiter Freitreppen hinanwanderte.

Bei der Mehrzahl der Tempel mag die Platform mit Götzenbildern geschmückt gewesen sein. Je mehr wir südwärts wandern, desto mehr vertreten diese phantastischen Göttergestalten nebst den üblichen Opfersteinen oder Herden für die heiligen Feuer die Stelle der eigentlichen Tempel. (Vergl. unsere Abb. „Das alte Mexiko" S. 37).

Einem solchen Opferstein gehörte muthmaßlich auch der nachstehend abgebildete kolossale Kopf aus Izamal an, einem Städtchen unfern von Merida (Provinz Yucatan). Man fand ihn als Stuckverzierung an einer Hof-

mauer, er ist 7 Fuß 8 Zoll hoch und 7 Fuß breit; ein etwa anderthalb Fuß langer, am Kinn hervorragender Stein erscheint als Ueberbleibsel eines Altars, vielleicht zum Kopalverbrennen. Der Ausdruck des riesigen Götzengesichts ist finster und hart, doch verleihen die großartigen Verhältnisse dem Steinbilde ein imposantes Ansehen.



Kolossaler Kopf aus Izamal (Yucatan). Nach Catherwood.

Die Palastbauten gleichen im Aeußern den Teocallis, nur ist bei denselben der Pyramiden-Unterbau im Verhältniß länger, aber weniger hoch. Sie gruppiren sich meist terrassenförmig um große Hofräume. In Uxmal werden wir auf unserer späteren Wanderung große und zwar zum Theil auch wohl erhaltene Palastanlagen dieser Art kennen lernen.

Die Ornamente an diesen Ruinen sind nach mexikanischer Weise phantastisch-schnörkelreich, die dargestellten Figuren schlank, kräftig, die Gesichtsprofile national, und es erinnert ihr ganzer Typus an den scharfen Gesichtsschnitt der indianischen Jägerhorden im Norden von Mexiko. Die Figuren stehen entweder mit geschlossenen Beinen oder sitzen mit verschränkten Füßen und mit über die Brust gekreuzten Armen da. Die Kleidung erinnert an die der alten Aegypter, die Kopfbedeckung bisweilen an die der alten Perser.

Die Ausstaffirung der Figuren bei ausgezeichneten Personen ist eine wunderbare Mischung von Aufputz aus Federn und Blumen, Insignien der Würde und Wehrgegenständen, umgeben von Mißgestalten, Fratzen und Ranken, fabelhaften Ungeheuern, Schlangen und andern Thiergestalten, besonders aus dem Reiche der Amphibien, eine Ornamentik, welche bisweilen an die Trachten und Bizarrerien auf den malayischen Inseln erinnert. Unverkennbar waren manche der Steinstatuen ehemals mit Gold überkleidet; die Reliefs, zum Theil in Stuck ausgeführt und bemalt, hoben sich nur mäßig von der Fläche der Wände und Mauern ab, welche sie zieren sollten. Die Fenster der Bauten sind nicht immer zahlreich, bisweilen breiter als hoch, erscheinen sie durch kurze Pilaster eingefaßt oder schräg vergittert. Die Thüren sind scheitelrecht, die Thore laufen in der Form der abgebildeten Gewölbe nach oben dreieckig zu. Bei großen Räumen ruhen die Decken auf hölzernen Trägern, gestützt auf steinerne Pfeiler.

Den Teocallis ähnelten auch die Grabmäler der Könige. Sie liefen gleich jenen pyramidal zu, doch waren sie etwas schmaler in der Anlage und es fehlte ihnen der eigentliche Tempelbau auf der Platform. Um sie oder um die Teocallis gruppirten sich in regelmäßigen Reihen von Nord nach Süd Hügel und Pyramiden, wahrscheinlich bestimmt zur Aufnahme der Ueberreste der Landeskinder, welche dem Fürsten näher standen. Die Tempel auf diesen Begräbnißstätten stehen bei den Azteken meist gepaart, einer geweiht dem Sonnengotte Tonatiuh, der andere der Mondgöttin Meztli. In Beziehung auf die vorgefundenen Grabhügel mit sichtbarem Eingang glaubt man, daß sie nicht von den Azteken, sondern von den früheren Bewohnern herrühren. Die Grabkammern befinden sich bei jenen meist unter der Erde.

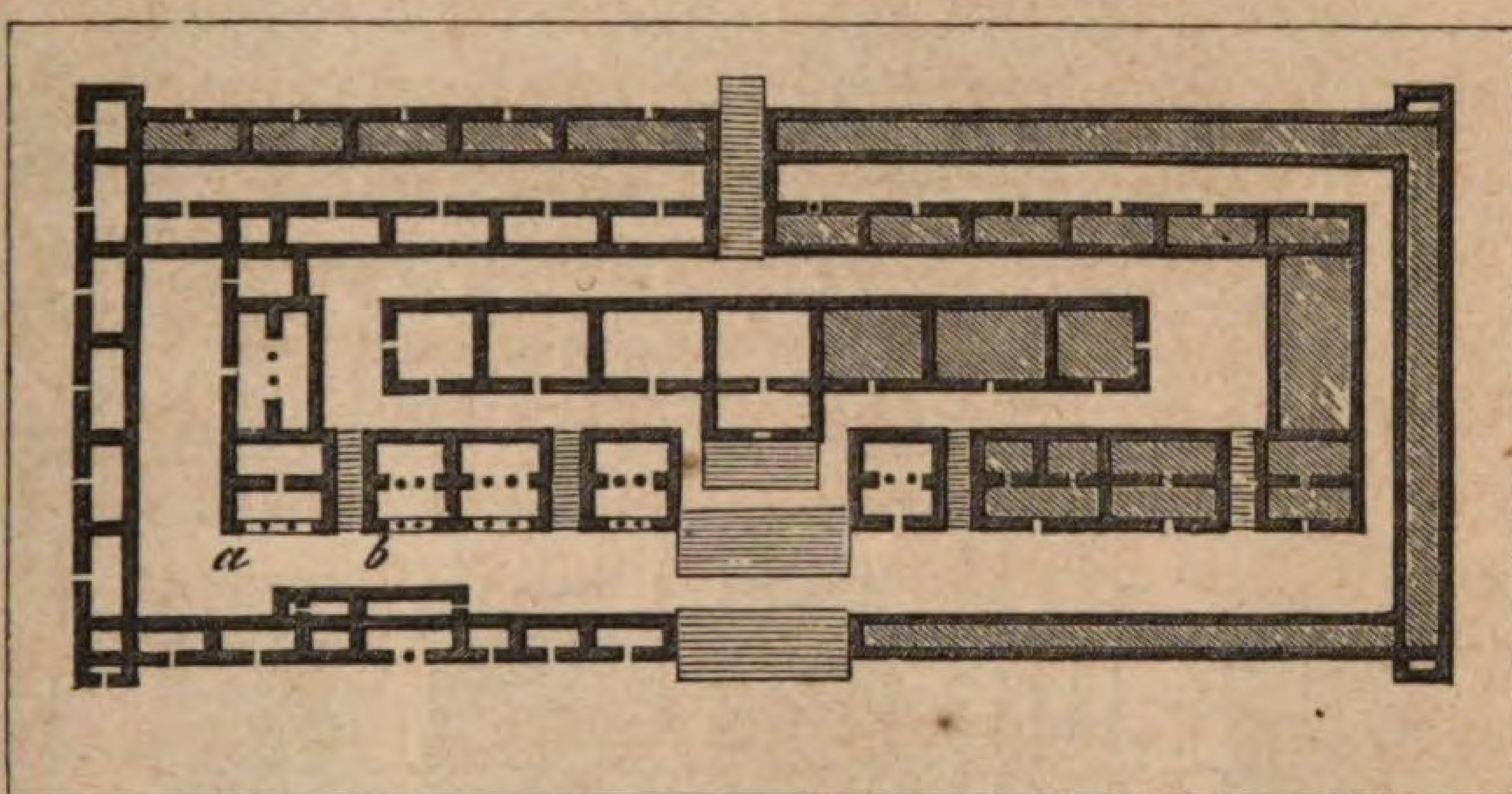
Vom Mittelpunkte der Städte, wo sich, wie wir wissen, in der Regel der Haupttempel oder der Palast des Herrschers befand, liefen gewöhnlich in der Richtung der vier Himmelsgegenden vier Hauptstraßen, zu denen man durch Thore gelangte, über welchen meist Waffensäle angebracht waren. Auch der Mauern und Befestigungen haben wir schon gedacht; hier genüge es, daran zu erinnern, daß sie weniger hoch als massiv und stark waren.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wollen wir einige der verdienstvollsten Reisenden nach den bekannter gewordenen Ruinenstätten begleiten. Unter den Nachfolgern A. v. Humboldt's sind es in neuester Zeit vorzugsweise zwei, die sich durch Erforschung der Alterthümer des ehemaligen spanischen Nordamerika nicht geringe Verdienste um die Kenntniß jener Länder und deren ehemalige Bewohner erwarben, wir meinen die Nordamerikaner John L. Stephens und E. G. Squier. Stephens ist derjenige, welcher uns in seinen „Reiseerlebnissen in Centralamerika, Chiapas und Yucatan" zum ersten Male ein vollständiges Bild dieser interessanten Gegenden vor Augen führte. Seinem Werke, sowie den schönen Landschaften Catherwood's ist der größte Theil der nachfolgenden Abbildungen entlehnt.

Und nun rüste sich der Leser zum Aufbruch nach den Allerthümern Chiapas' in den Wäldern Yucatan's. Dort liegen ganze Städte in Ruinen. Nirgends aber finden sich Ueberreste, die unserer Vorstellung von der Einrichtung des gewöhnlichen Wohnhauses der alten Landesbewohner zu Hülfe kämen. Nur Paläste und Teocallis, nur Steinhaufen von Mauern, Befestigungen, Brücken und dergleichen sind noch vorhanden.

Als älteste Bauwerke Yucatan's gelten die von Chunjuju und Zayi.

Die interessanten Trümmer von Zayi oder Zachila wurden von Stephens zuerst aufgesucht und genau beschrieben. Der nachstehend abgebildete Plan des aufgefundenen großen Palastes von Zayi zeigt den Umfang dieser sogenannten „Casa grande“ und es gestattet derselbe, einige Schlüsse zu ziehen auf die Beschaffenheit der Privatwohnungen, insofern dieser wohl durchgeführte Prachtbau darauf hinweist, welche Einrichtung die Häuser der Vornehmen hatten. Das erwähnte Bauwerk liegt in der Mitte eines großen Waldes begraben und besteht aus drei in einander gefügten Gruppen, so daß die Gemächer der beiden untersten nach vorn als Erdgeschoß, nach hinten als Souterrain erscheinen. Das mittelste und höchste Gebäude hat vermuthlich die Prunksäle, das zweite die Wohnräume des Besitzers, sowie Empfangssäle, das unterste Wohnungen der Diener und Beamten enthalten. Dieser ausgedehnte Bau ist von weißem Gestein hergestellt. Es führt in der Mitte desselben eine große, 32 Fuß breite Treppe bis zur Platform der höchsten Terrasse hinan. Dieselbe, wie nicht minder der ganze Palastbau befand sich bereits in außerordentlich zerfallenem Zustande, als unser Gewährsmann dort verweilte. Er nennt ihn einen bloßen „Ruinen-Hügel“. Die unterste der drei Reihenbauten mißt 265 Fuß in der Fronte und 120 Fuß in der Tiefe. Unser Reisender zählte 16 Pforten, die nach Räumlichkeiten von je zwei Gemächern führten.

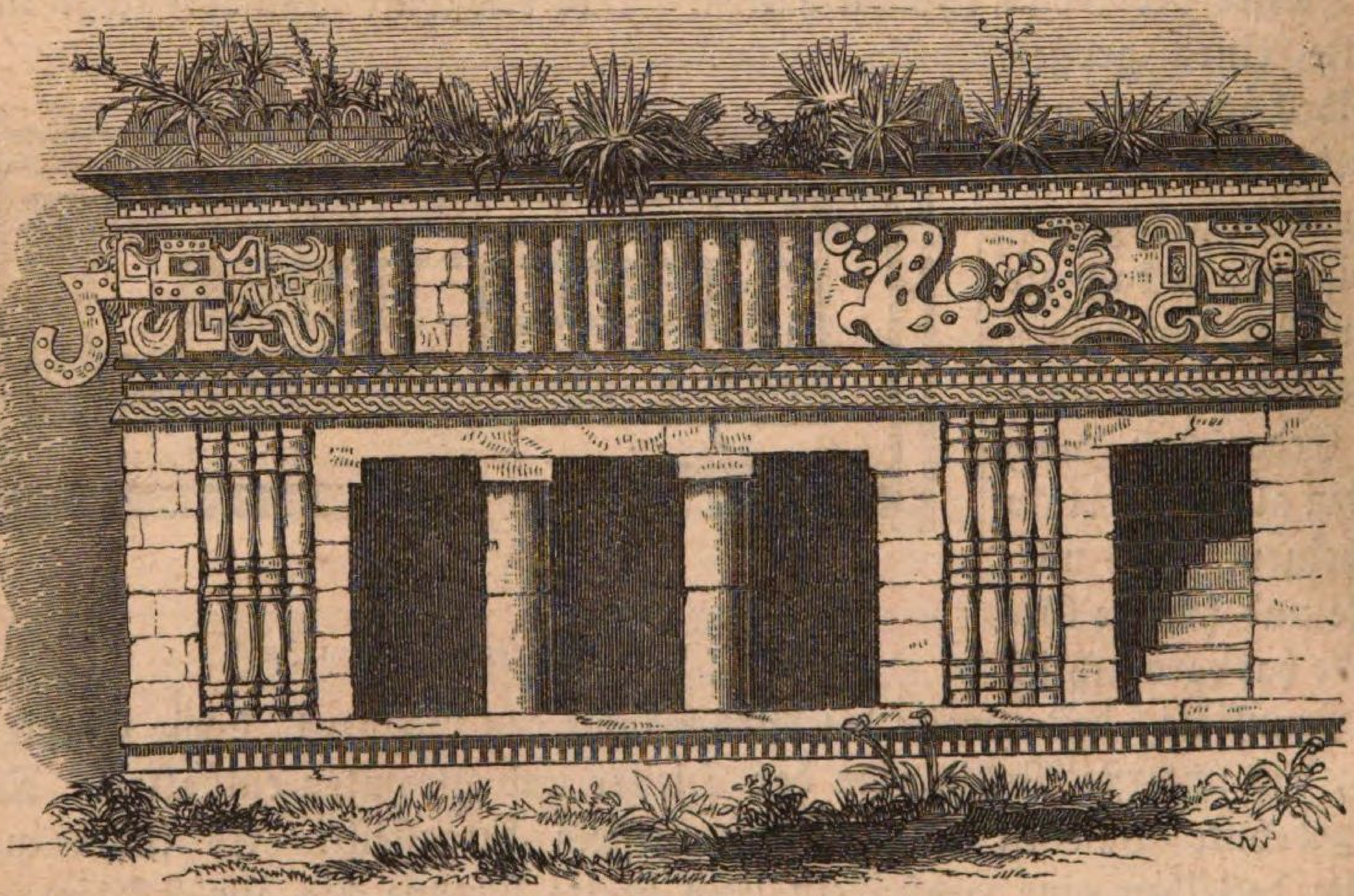


Plan des Palastes von Zayi.

Die Gebäudereihe auf der zweiten Terrasse war 220 Fuß lang und 60 Fuß tief und hatte vier Thüren an jeder Seite der großen Treppe. Die noch übrigen zur Linken haben an jeder Thür zwei 6 Fuß 6 Zoll hohe Säulen mit viereckigen Kapitälen, ähnlich den protodorischen in Aegypten. Die Felder zwischen den Thüren werden durch vier kleine Stäbchen ausgefüllt, die dicht neben einander in die Mauer eingesenkt sind. Kleine Treppen

führen zwischen der ersten und zweiten, sowie zwischen der dritten und vierten Thür nach der Terrasse der dritten Reihe, deren Platform vorn 30 Fuß Fronte und hinten 25 Fuß hat. Das auf der Terrasse befindliche Gebäude ist 150 Fuß lang und 18 Fuß tief; sieben Thüren öffnen sich nach ebenso vielen Gemächern, die eine Größe von 10—23 Fuß haben. Die Nordseite der zweiten Reihe heißt „Casa Cerrada“ oder „verschlossenes Haus“, denn sie besitzt zehn Thüren, welche sämmtlich innen mit Stein und Mörtel zugemauert sind.

Während das Aeußere der beiden unteren Reihen reich verziert war, zeigt sich das der dritten und höchsten Reihe glatt. Unsere nachstehende Abbildung stellt einen Theil der Façade des zweiten Stockwerkes dar. Dagegen zeigt unser Plan S. 79 den Grundriß der drei Reihenbauten und gibt eine Vorstellung von den Größenverhältnissen der Terrassen.



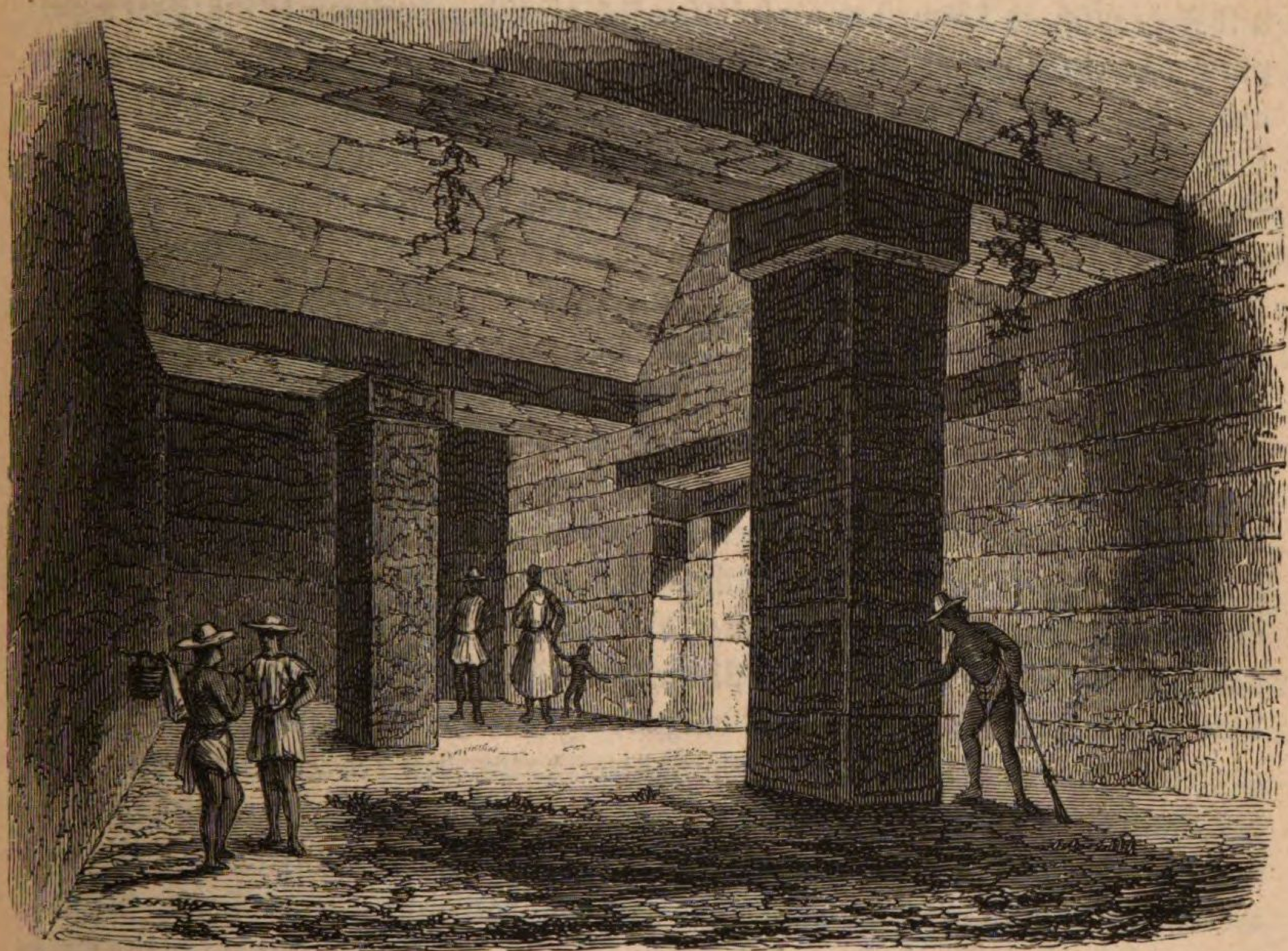
Theil der Façade des Palastes von Zayi, vom zweiten Stockwerke.

Von dem Gipfel der beschriebenen Ruine genießt man eine großartige Aussicht auf ein wellenförmiges Waldland. In einer Entfernung von 600 Schritt ist ein Bauwerk sichtbar, welches einige Aehnlichkeit mit einer Fabrikanlage hat, und ¼ Meile weiter erhebt sich auf großer Platform wiederum eine Casa von 117 Fuß Länge und 84 Fuß Tiefe.

Es ist seltsam, beinahe unglaublich, daß die Indianer der Umgegend niemals über den Ursprung dieser Bauüberreste, die sie doch täglich vor Augen haben, nachdachten. Auf alle Fragen, die der Reisende an sie richtet, erhält er dieselbe Antwort: „Quien sabe?“ — „Wer weiß es?“ —

Nicht geringeres Interesse als die eben beschriebenen Ruinen bieten die 9 Stunden von Valladolid entfernten Ueberreste von Chichen, deren Umfang

gegen 2 Meilen beträgt. Unsere Abbildung zeigt einen der inneren Räume, 19 Fuß 8 Zoll lang, 12 Fuß 9 Zoll breit und 17 Fuß hoch, in einem verfallenen Gebäude. Zwei viereckige Pfeiler in diesem Gemache zeigen auf allen Seiten Sculptur-Arbeiten und tragen massive Sapotaholzbalken, mit Schnitzwerken und sonderbaren Zeichnungen bedeckt. Leider sind letztere aber so verwittert, daß sie bei der Dunkelheit des nur durch die Thüröffnung erhellten Gemaches beinahe unerkennbar geworden sind. Der Eindruck, den dieses geräumige, hohe Zimmer auf Stephens und seine Reisebegleiter hervorbrachte, war ein mächtiger. Sie hielten sich einen ganzen Tag darin auf, nur von Zeit zu Zeit auf der nahen Platform frische Luft schöpfend.



Ein Theil des Innern eines Hauses zu Chichen-Itza. Nach Catherwood.

Einen andern, nicht weniger interessanten Bericht liefert Stephens über den in Chichen entdeckten Ballhof. Hören wir aber vorerst, was Herrera von diesem bei Montezuma beliebten Vergnügen zu erzählen weiß.

„Es machte dem Könige viel Vergnügen, das Ballspielen mitanzusehen, welches die Spanier seitdem verboten haben wegen des vielen Unheils, das sich oft dabei ereignete. Es war unserem Racketballspiele sehr ähnlich. Die Bälle, aus dem Gummi-Saft eines Baumes hergestellt, wenngleich hart und schwer für die Hand, flogen dahin, wie unsere Fußbälle (Ballons), und brauchten nicht geschlagen zu werden. Man wetteiferte darin, die rechte Stelle der Wand zu treffen; die Gegenpartei mußte den Ball wieder zur

Stelle schaffen oder hinüberwerfen. Es war gleichgültig, womit sie ihn schlugen und sie thaten es mit jedem Theile ihres Körpers, wie es gerade passen wollte. Doch bisweilen verlor derjenige, welcher ihn mit einem anderen Theile des Körpers, als mit der Hüfte berührte, was bei ihnen für die größte Geschicklichkeit galt. Damit der Ball um so besser zurückspringen möchte, hefteten sie ein Stück hartes Leder an die Hüften. Man mochte ihn schlagen, womit man wollte, der Ball sprang jederzeit zurück, und dies that er sogar mehrere Male hinter einander, so daß es aussah, als ob er lebendig sei. Man belustigte sich damit in Gesellschaften, gleich viel Spieler auf jeder Seite. Der Einsatz war eine Tracht Mäntel in so und so vielen Absätzen, oder er bestand aus Geld und Federputz, ja bisweilen verspielten sich die Eingeborenen selbst. Der Spielplatz war ein Zimmer im Erdgeschoß, lang, schmal und hoch, aber oben weiter, als unten, und an den Seiten höher, als an den Enden. Man hielt diesen Ort stets gut gegipst und geglättet, die Wände wie den Fußboden. An der Seite der Wände befestigten sie gewisse Steine, gleich denen einer Mühle, mit einer in der Mitte befindlichen Oeffnung, so groß wie der Ball. Wer ihn da durchschlagen konnte, gewann das Spiel; und zum Zeichen, daß dies ein außerordentliches Glück sei, welches sich sehr selten ereignete, hatte der Gewinnende ein Recht auf die Mäntel sämmtlicher Zuschauer, nach einem alten Gebrauche und Rechte unter den Spielern. Es war sehr erheiternd mitanzusehen, wie, sobald der Ball in ein Loch gerathen war, alle Dabeistehenden sich auf's Laufen legten und lachend aus Leibeskräften rannten, um ihre Mäntel zu retten, während andere hinter ihnen herliefen, um dem Gewinner die Mäntel zu sichern. Der Sieger war verpflichtet, dem Götzen des Ballhofes und dem Steine, durch dessen Loch der Ball gegangen war, ein Opfer darzubringen. Jeder Ballhof war nämlich zugleich ein Tempel, der zwei Schutzgötter hatte, den des Spielens und jenen des Balles. An einem glücklichen Tage um Mitternacht vollzogen die Spieler an den beiden niedrigeren Mauern und auf der Mitte des Bodens Ceremonien und Beschwörungen, gewisse Strophen und Verse singend, worauf ein Priester des großen Tempels den Ballsaal segnete, indem er einige Worte sprach und einen Ball viermal im Hofe herum warf. Hierdurch war derselbe geweiht, und erst jetzt durfte darin gespielt werden. Der Eigenthümer des Ballhofes, der stets einer der Vornehmen war, spielte niemals, ohne vorher dem Schutzgotte ein Opfer dargebracht oder gewisse Ceremonien begangen zu haben; ein Zeichen des Aberglaubens der Leute, die sogar bei ihren Vergnügungen den Götzen solche Ehrfurcht bewiesen. Montezuma selbst geleitete die Spanier zu diesem Spiele, und freute sich sehr, sie spielen zu sehen, sei es Ball, Karten oder Würfel."

Die Beschreibung dieses Ballhofes in Mexiko stimmt bis auf einige unwesentliche Abänderungen mit dem von Stephens beschriebenen, wahrscheinlich toltekischen Ballhofe oder Gymnasium von Chichen überein.

Die Ruinen desselben bestehen aus zwei ungeheuren, in einer Entfernung von 120 Fuß parallel laufenden Mauern, von welchen jede 274 Fuß lang und 30 Fuß dick ist; 100 Fuß von dem nördlichen Ende befindet sich auf einer Anhöhe ein 35 Fuß langes Gebäude mit einem einzigen Zimmer und den Resten von zwei reich mit Sculptur verzierten Säulen; auch die ganze innere Mauer ist von unten bis oben mit Figuren in Basrelief bedeckt. Am andern Ende steht wiederum ein Bau mit den Resten zweier reich mit Sculpturen verzierten Säulen. Im Mittelpunkte der großen Steinmauer, etwa 20 Fuß vom Boden, sind zwei massive Steinringe befestigt, deren Rand zwei verschlungene Schlangen darstellt. In diesen Bauüberresten, vordem für die einer angefangenen Kirche oder „Yglesia" gehalten, erblickte Stephens ein altmexikanisches Gymnasium, und legte ihnen demgemäß den Namen desselben oder den eines Ballhofes bei.

Eine nicht minder bedeutsame Merkwürdigkeit in Chichen-Itza, wie der Ort nach dem ehemals dort ansässigen Volke auch genannt wird, bilden die Ruinen von „Las Monjas" oder der „Nonnen"; nicht zu verwechseln mit dem Haus der Nonnen in Uxmal. — Sie zeichnen sich sowol durch ihren gut erhaltenen Zustand, als durch Reichthum und Schönheit ihrer Ornamente aus, wie der Leser auf der nach Catherwood verfertigten Zeichnung (vergl. „Das alte Mexiko" S. 53) gewahr wird. Die Höhe der dort abgebildeten Façade beträgt 25 Fuß und ihre Breite 35. Sie hat zwei Karnieße von ebenso geschmackvollem als künstlichem Dessin. Ueber der Thüre befinden sich vier Reihen Hieroglyphen. Weiter oben stehen in einer Linie 6 kühn hervorragende ähnliche Ornamente, und im Mittelpunkte über der Thüre sehen wir eine kreisrunde Nische, in welcher sich Ueberbleibsel einer sitzenden Figur befinden. Nur der Federkopfputz ist noch vollständig vorhanden. Die übrigen Zierathen tragen alle das eigenthümliche Gepräge, welches die altamerikanischen Städtebauten charakterisirt. Eine nicht weniger malerische Wirkung bringen die Tropenpflanzen und Sträucher hervor, die auf dem Dache wachsen und das Karnieß gleich grünem Fransenwerke überschatten. Diese eben beschriebene Façade ist nur das eine Flügel-Ende eines aus zwei völlig von einander verschiedenen Bauwerken bestehenden Gebäudes, dessen ganze Länge 228, während die Tiefe des Hauptgebäudes 112 Fuß beträgt. Eine große 32 Fuß hohe und 26 Fuß breite Treppe von 39 Stufen führt zum Scheitel des Unterbaues, welcher sich als eine breite, jetzt mit hohem Grase überwachsene Platform ausdehnt, von wo aus man eine prachtvolle Aussicht über das ganze umherliegende Land genießt. Auch die Ruinen von Tuloom, unter ihnen das umstehend abgebildete Castell oder Schloß, hat Stephens durchforscht. Sie liegen auf einer Felsenklippe unfern der Küste von Yucatan. Die Stufen der Platform dieses merkwürdigen Gebäudes, sowie den ganzen freien Platz vor ihm fand der Reisende mit Gestrüpp und Ramonbäumen überwachsen, welche „mit ihrem tiefen Grün und den umherliegenden geheimnißvollen Gebäuden ein Bild von einem dem Druidendienst

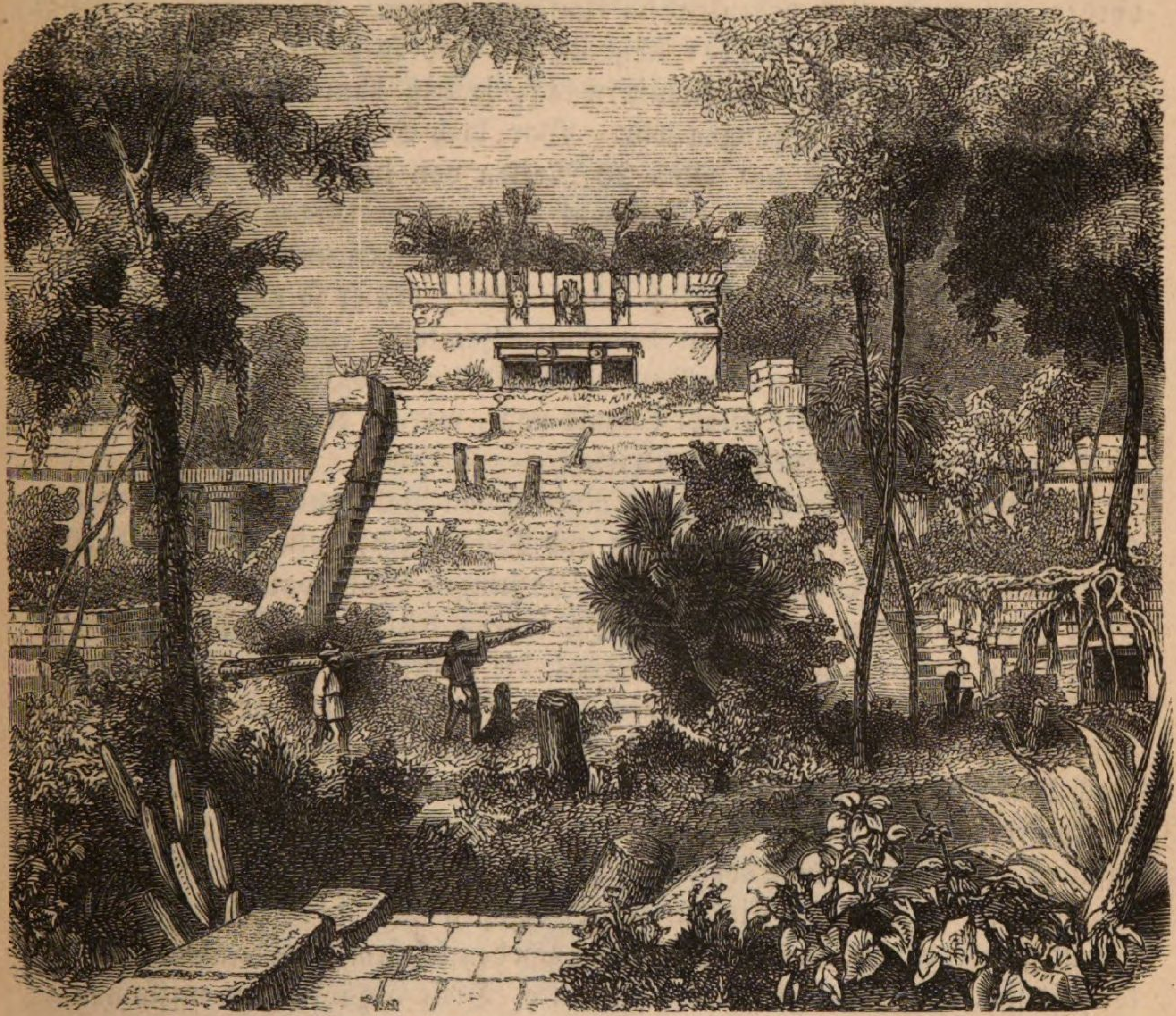
geweihten Haine bieten." Das Gebäude selbst mag mit Einschluß der Flügel an der Basis 100 Fuß in der Länge messen, der großartige Treppenaufgang ist 30 Fuß breit und zählt 24 Stufen, ein massives, noch gut erhaltenes Bauwerk zu beiden Seiten verleiht dem Ganzen einen imposanten Anstrich. Das Innere des Palastes zerfällt in zwei Corridore, jeder von 26 Fuß Länge. In dem vorderen Gemache, dessen beide Enden mit Steinbänken versehen sind, befinden sich an den Wänden die geheimnißvollen Abdrücke der sogenannten „rothen Hand", nach Schoolcraft das Symbol der Kraft, Macht oder Herrschaft.

In den hintern Corridor tritt man durch eine Thür und auch hier fehlt nicht die längs des Fußes der Mauer sich hinziehende Steinbank. Auf jeder Seite der Thür sind, wahrscheinlich zur Stütze, Steinringe angebracht und in der Hintermauer längliche Oeffnungen, welche der Seeluft freien Zugang gestatten. Die Decken der beiden Gemächer werden durch dreieckig zulaufende Bogen gebildet; sie sind der Lage entsprechend so angemessen und verständig angeordnet, daß sich Stephens über diesen Aufenthaltsort sehr befriedigt ausspricht.

Die Flügel des Palastes sind weit niedriger, als das Hauptgebäude. Jeder besteht aus zwei Reihen, von der unteren, auf einer niedrigen Platform befindlichen Reihe führen Stufen nach der oberen. Diese letztere ist in zwei Räume getheilt; dem vorderen 24 Fuß breiten und 20 Fuß tiefen fehlen so wenig wie der Eingangspforte die üblichen zwei Säulen, vermittelst welcher die Thür drei Eingänge erhält. Zwei dergleichen Pforten, den vorhergegangenen entsprechend, befinden sich in der Mitte des Gemaches. Die Mittelsäulen sind mit Stuccaturen versehen, aus denen die Phantasie des Beschauers sich dort ein maskirtes Menschenangesicht, hier den Kopf eines Kaninchens zu bilden vermag. Die Wände waren, als Stephens dort weilte, leidlich erhalten, das ehemalige wahrscheinlich flache Dach indessen war eingefallen. Aus dem eben beschriebenen Gemache führt eine 3 Fuß hohe Oeffnung zu einem 24 Fuß breiten und 9 Fuß tiefen Zimmer, dem aber auch das Dach fehlt.

Stephens fand auf dem freien Platze vor dem Castell einige kleine verfallene Gebäude, die er für ehemalige Altäre hielt; dann entdeckte er, daß die im Walde begrabene Stadt Tuloom mit einer 8 — 13 Fuß dicken Mauer umgeben war, die allen auf sie einwirkenden Elementen der Zerstörung Trotz geboten hatte. Diese Mauer bildet nach der Küste zu ein Parallelogramm; sie ist ohne alle Kunst aufgerichtet und besteht aus unbehauenen, ohne Mörtel oder Bindemittel irgend einer Art aufeinandergelegten Steinen. An der Südseite befinden sich zwei gegen 5 Fuß breite Thore. Ihr ganzer Umfang beträgt 2800 Fuß und sie umschließt eine rechteckige Fläche, in welcher das Castell die mittelste Stelle einnimmt. Noch verdienen zwei Wachtthürme, welche an zwei Seiten der Mauer angebracht sind, unsere Beachtung. Doch gegenwärtig bedarf die verödete Stadt keiner Bewachung mehr; ein trauri-

ges Zeichen vergangener Größe, liegt sie inmitten dichter Wälder, wohin nur selten menschliche Tritte dringen. „Sie ruht“ — wie Stephens bemerkt — „in Einsamkeit, ein Wohnort des Schweigens und der Oede.“ —



Ruinen des Palastes von Tuloom. Nach Catherwood.

Von ihr wenden wir uns der noch berühmteren Ruinenstadt von Palenque und der Geschichte ihrer Auffindung zu.

Diese überaus merkwürdigen Bauüberbleibsel, die ersten, welche die Blicke der Alterthumsfreunde auf das Vorhandensein alter und unbekannter Ruinenstädte im alten Mexiko hinlenkten, liegen im Staate Chiapas, acht Meilen von der Stadt Neu-Palenque entfernt, in einer weithin öden Gegend. Das ganze Land umher ist meilenweit mit einem Walde von riesigem Baumwuchse bedeckt, dazwischen Gebüsch und Gestrüpp von einer Undurchdringlichkeit, wie sie in den Wildnissen unserer Wälder unbekannt ist; man muß sich dahin mittelst eines Beiles, der sogenannten Machete, den Weg bahnen. Die Ausdehnung des Raumes, den die bis jetzt entdeckten Monumente einnehmen, ist nach Stephens zwar nicht viel größer als der „Park“ in New-York, aber wenn man mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen darf, daß die gänzlich

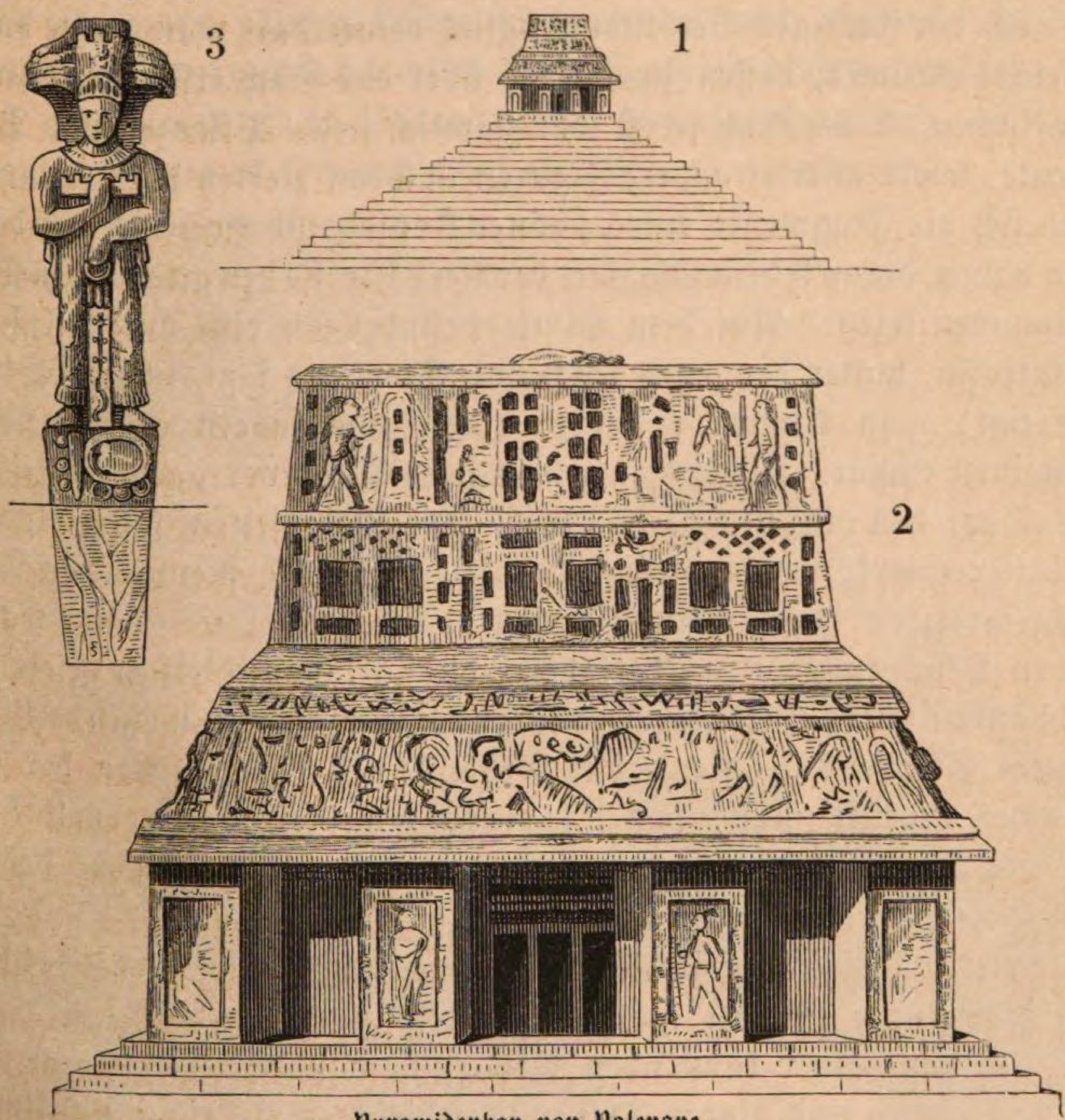
verschwundenen Häuser der ehemaligen Einwohner gleich denen heutiger Indianerstämme aus leicht zerstörbaren Materialien bestanden haben, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß wir vor einer alten Indianerstadt von vordem außerordentlich bedeutendem Umfange stehen.

In Bezug auf ihr Alter liegt Grund vor, zu glauben, daß sie schon zur Zeit der Eroberung in Trümmern lag, ja daß damals die Erinnerung an sie schon verloren gegangen war. War doch Cortez gelegentlich seines Zuges nach Honduras nur etwa 20 Meilen von dem Orte entfernt, den wir heute Palenque nennen. Sollte er aus unbegreiflicher Schonung von der Unterjochung und Plünderung der Stadt abgesehen und von der Straße sich abgewendet haben? Sicherlich wäre es ihm, als er so nahe vorüberzog, schwer gefallen, seine Leute in der Enthaltsamkeit, einer bei Soldaten so seltenen Tugend, zu üben, nachdem das Gold die Habgier der Spanier aufgeregt hatte. Bestand die Stadt damals noch, warum erwähnte er derselben nicht wenigstens in einem seiner Briefe?

Ueber die erste Entdeckung der Ruinen von Palenque wird uns berichtet, daß wir sie den fröhlichen Neffen und Nichten eines einfachen Landgeistlichen, Antonio de Solis, verdanken. Die jungen Leute wanderten vorzugsweise gern nach den sonst nur von Indianern betretenen Wäldern. Hier erkletterten sie in jugendlicher Heiterkeit die Stufen jener unter hundertjährigen Baumstämmen begrabenen Tempel und Paläste, die sie in ihrer Einfachheit nur „Las Casas de Piedras" (die st[illegible]einernen Häuser) nannten. Nach dem Tode des ehrwürdigen Pfarrers zerstreute si[illegible] die Familie und die merkwürdigen Baureste wären nun wahrscheinlich der Verg[illegible]essenheit anheimgefallen, wenn nicht einer der Neffen, Don José de la Fu[illegible]ente Coronado, die Universität Ciudad-Real bezogen und dort dem [illegible] später berühmt gewordenen Ramon de Ordoñez von den seltsamen „Steinhäu[illegible]ern" die [illegible]nten lebhaftesten Schilderungen entworfen hätte. Diese Erzählungen entflam[illegible] [illegible]nd die Phantasie des jungen Ordoñez; er wollte die Wunderbauten an Ort [illegible] Stelle betrachten. Als Ziel seines Lebens erschien ihm die Ergründung der Geheimnisse von Yucatan, er begab sich nach den ersehnten Ruinen, durchforschte sie und legte das Ergebniß seiner Untersuchungen unter dem geschmacklos salbungsvollen Titel: „Historia de la creacion del ciel y de la tierra" (Schöpfungsgeschichte des Himmels und der Erde) in einem Werke nieder, das im Jahre 1803 zwar nach Spanien, leider aber nie zur Oeffentlichkeit gelangte. Genaue Kenntniß der amerikanischen Sprachen, dreißig Jahre eifrigster Beobachtungen und eine Menge alter Ueberlieferungen aus dem Munde der Indianer würden dem Buche bleibenden Werth verschafft haben.

Seit Auffindung der Ruinenstadt waren wieder dreißig Jahre vergangen. Genauere Kunde über die Alterthümer derselben verdanken wir dem Kapitän Antonio del Rio, welcher im Auftrage der Regierung von Guatemala Palenque besucht hatte. Im Jahre 1822 erschien in London die erste Uebersetzung

seiner interessanten Berichte und mit ihr gelangte die erste Kunde von jenen Denkmälern nach Europa. Den ausführlichen Arbeiten eines Dupaix, Lord Kingsborough, Catherwood, Stephens, Squier, Nebel, Lenoir, Baradère verdanken wir ihre nähere Kenntniß. Das hier abgedruckte Bild eines Hauses von Palenque stellt ein restaurirtes Gebäude auf der Spitze eines Pyramidenbaues dar. Das Haus mißt 50 Fuß Fronte, 31 Fuß Tiefe und hat 3 Eingänge.



Pyramidenbau von Palenque.

1. Pyramide mit dem Prachtbau auf der Platform. 2. Letzterer in Vergrößerung dargestellt. 3. Sculptur von der Façade des Aufsatzes.

Auf der ganzen Vorderseite waren Stuckornamente sichtbar, die zwei äußeren Pfeiler lassen Hieroglyphen erblicken, von den beiden inneren ist einer umgestürzt und der andere mit einer zerstörten Figur in Basrelief versehen.

Das Innere des Hauses oder der „Casa" ist in zwei der Länge nach erlaufende Corridore abgetheilt und mit großen Quadersteinen gepflastert, nter welchen Nachgrabungen angestellt zu sein scheinen. Der Haupteingsthür gegenüber befindet sich ein länglicher, eingeschlossener Raum. n Innern zählt diese Kammer 13 Fuß Breite und 7 Fuß Tiefe und es nnte das Licht blos durch die Thür zu ihr gelangen. Die Seitenwände d alles Schmuckes bar und in der hinteren Wand, deren ganze Breite

einnehmend, befindet sich ein merkwürdiges Steinbild, dessen Hauptgegenstand ein Kreuz ist, auf welchem ein seltsamer Vogel mit sonderbarem Federschmucke auf dem Kopfe sitzt. Zwei danebenstehende Figuren blicken nach dem Kreuze hin und die eine scheint ein Opfer, vielleicht ein Kind, darzubringen.

Stephens nimmt an, daß dieses einzelne Gebäude ein Tempel gewesen und die umschlossene innere Kammer zu einem adoratorio, d. h. zu einer Betkapelle gedient habe. Nach dem oberen Theile des Baues war weder eine Treppe, noch ein sonstiges Verbindungsglied bemerkbar; man mußte durch Erklettern eines Baumes, dessen Zweige sich über das Dach erstreckten, hinauf zu gelangen suchen. Das Dach selbst war ziemlich steil. Pflanzen und Blumen, Ornamente, sowie allerlei andere Figuren in Stuck zierten die Seitenmauern. Es sollen sich die Fragmente eines schönen Kopfes und zweier Leiber darunter befunden haben, die an Ebenmäßigkeit der Verhältnisse den griechischen Mustern nahe gekommen seien. Auf dem Simse befindet sich eine nur 2 Fuß 3 Zoll breite Platform, hinter der jenes Dach, wie Stephens sagt, in zwei Stockwerken aufsteigt; man klimmt von dem einen zum andern auf vorstehenden Quadersteinen empor. Flache, quer übergelegte und vorragende Steine bilden das Dach des oberen Stockwerkes. Die Längsseiten sind mit offener Stuckarbeit verziert, welche die sonderbarsten Gebilde menschlicher Figuren mit ausgespreizten Armen und Beinen darstellt. Das Ganze war einst mit reichen Stuckornamenten überladen, die sich, von Weitem gesehen, wie hohes phantastisches Gitterwerk ausgenommen haben mögen. Vielleicht — so meint Stephens — diente das Gebäude als Warte. Von der oberen Galerie aus erblickt man, jenseits eines unübersehbaren Waldes, den ruhigen See Terminos und weiterhin die bewegte Wasserfläche des mexikanischen Golfes.

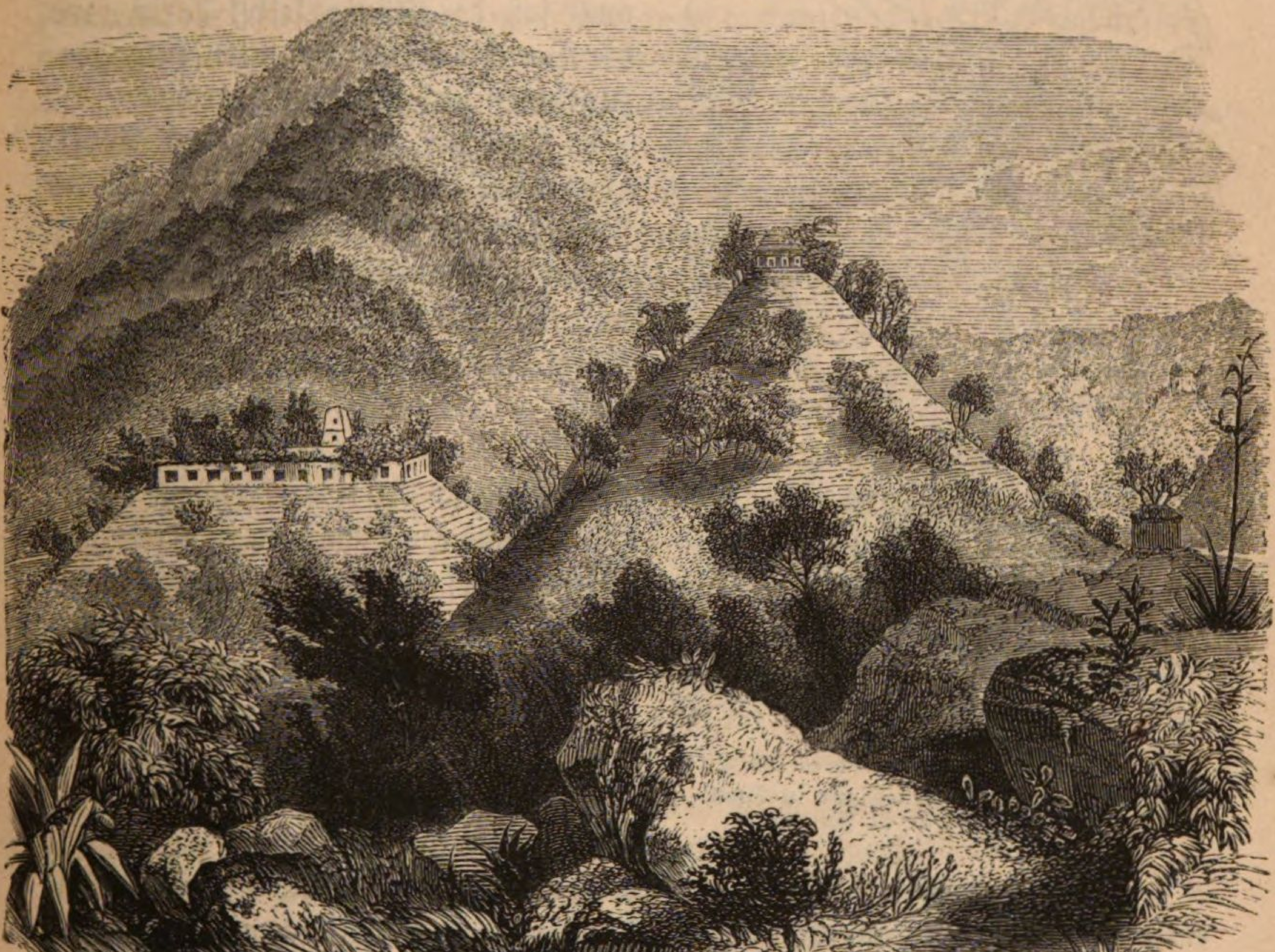
Das merkwürdigste der in Palenque untersuchten alten Gebäude ist jedenfalls der sogenannte „Palast". (Siehe Abbildung Seite 89.)

Er steht auf einer künstlichen Erhöhung von oblonger Form, welche 40 Fuß hoch, vorn und hinten 310 und auf jeder der Seiten 260 Fuß lang ist. Dieser künstliche Hügel war ehedem mit Stein überkleidet, seine Gestalt ist aber jetzt durch dichten Baumwuchs beinahe unkenntlich geworden.

Die Fronte des Palastes geht nach Osten und mißt 228 Fuß in der Länge, 180 Fuß in der Tiefe, seine Höhe beträgt nur 25 Fuß. Die Vorderseite hat 14 Eingänge, von denen jeder gegen 9 Fuß breit war. Die zwischen ihnen stehenden Pfeiler haben eine Breite von 6 bis 7 Fuß.

Das Gebäude ist aus Steinen, die durch Mörtel und Kalk verbunden wurden, errichtet und seine ganze Fronte mit Stuckarbeit und Malereien verziert; Figuren in Basrelief schmücken die Pfeiler. Jedes dieser Bilder hat seine eigene Bedeutung. Das Ganze sollte wahrscheinlich eine zusammenhängende geschichtliche Allegorie darstellen. Der Gesammteindruck muß, als die Farben noch in ihrer ersten Frische prangten, ein wirkungsvoller gewesen sein.

Der Haupteingang wird durch eine Reihe breiter steinerner Stufen angekündigt. Eigentliche Thüren sind nicht vorhanden. An den Gewänden befinden sich zu beiden Seiten jeder Eingangsöffnung drei, gegen 8—10 Quadratzoll große Vertiefungen, in welche ein cylindrischer Stein von etwa 2 Zoll Durchmesser aufrecht eingefügt ist. Längs des gegen 1 Fuß über die Fronte herausstehenden Karnießes waren in Zwischenräumen Löcher durch den Stein gebohrt, welche Stephens zu der Meinung brachten, es sei ein ungeheures, an dem Gebäude in seiner ganzen Länge hinlaufendes und vielleicht in ähnlicher Weise wie die Ornamente bemaltes Stück Zeug an diesem Karnieße befestigt gewesen und gleich einem Theatervorhange aufgezogen und niedergelassen worden, je nachdem es Sonnenschein oder Regen erforderten.



Alterthümer der Umgegend von Palenque. Links der Palast, im Vordergrund der Teocalli.

Die Eingänge, deren Giebel sich sämmtlich losgebröckelt vorfanden, sind offenbar viereckig gewesen.

Das Gebäude hat zwei parallele Corridore, die gegen 9 Fuß breit sind und sich in der ganzen Länge des Palastes über 200 Fuß hinziehen.

In der langen Mauer, welche die beiden Corridore scheidet, befindet sich — der Hauptpforte gegenüber — nur eine einzige Thür. Auf der andern Seite liegt ein dieser entsprechender Eingang, der in einen Hof hinter

dem Gebäude führt. Die Fußböden sind von hartem Cement, die Wände — gegen 10 Fuß hoch — abgeputzt und auf jeder Seite des Haupteinganges mit Medaillons geschmückt, von denen übrigens nur noch die Ränder vorhanden sind. Die Scheidemauer besaß etwa 1 Fuß große Oeffnungen, von welchen einige die Form eines griechischen Kreuzes, andere die Form eines T hatten. Man hat sie zum Gegenstande sehr gelehrter Hypothesen gemacht.

Die Decken jedes Corridors hatten die uns bereits bekannt gewordene Gestalt eines Paralleltrapez, d. i. sie liefen gegen oben schmäler zu. Die langen, ununterbrochen fortlaufenden Corridore vor dem Palaste waren vielleicht für wartende Große und Vornehme des Reiches bestimmt; vielleicht auch saß der König selbst darin, um die Berichte seiner Beamten entgegenzunehmen und Recht zu sprechen.



Basrelief einer weiblichen Figur in Stuck.
(Aus Stephens' Reise in Yucatan.)

Von der Mittelthür des Corridors der Fronte führt eine Reihe 30 Fuß langer steinerner Stufen nach einem rechtwinkligen, 80 Fuß langen und 70 Fuß breiten Hofe. Auf jeder Seite dieser Stufen sind 9 bis 10 Fuß hohe, gerade nicht sehr freundlich aussehende Figuren (vergl. „Das alte Mexiko" S. 30) mit reichem Kopfschmuck und Halsschnüren in Stein und in Basrelief eingehauen. Die schnörkelreiche hier abgebildete weibliche Figur schaut weniger grimmig drein. Ob sie zu den weltlichen oder himmlischen Gottheiten jener Zeit, der sie entstammte, gehörte, berichtet „kein Heldenbuch, auch kein toltekisch Lied".

Auf der hinteren Seite der Scheidemauer befand sich — der ersten entsprechend — eine andere steinerne Treppenflucht, ebenfalls mit eingehauenen Figuren eingefaßt; nur waren noch an der glatten Fläche zwischen ihnen Cartouchen von Hieroglyphen bemerkbar.

Der den Hintergrund des Hofes bildende und mit diesem durch Stufen in Verbindung stehende Theil des Palastes enthält wiederum zwei Corridore, welche den vorderen ganz ähnlich, gepflastert, gegipst und mit Stuckarbeiten geziert sind.

Der entferntere Corridor öffnet sich nach einem zweiten Hofe von 80 Fuß Länge und nur 30 Fuß Breite. Diese Gänge sind theilweise in Gemächer abgetheilt, von denen einige räthselhafte Basreliefsiguren enthalten.

Zur Linken des Palastes liegen mehrere abgesonderte Gebäude, welche jedoch geringererz Interesse gewähren. Das bedeutendste dieser Bauwerke ist der Thurm am Südende des zweiten Hofes. Seine Basis mißt 30 Fuß ins Quadrat und er hat noch jetzt vier Stockwerke. Stephens nennt ihn einen kernigen Bau von Stein, in seinen Einrichtungen und Zwecken aber ebenso räthselhaft, wie die Sculpturentafeln.

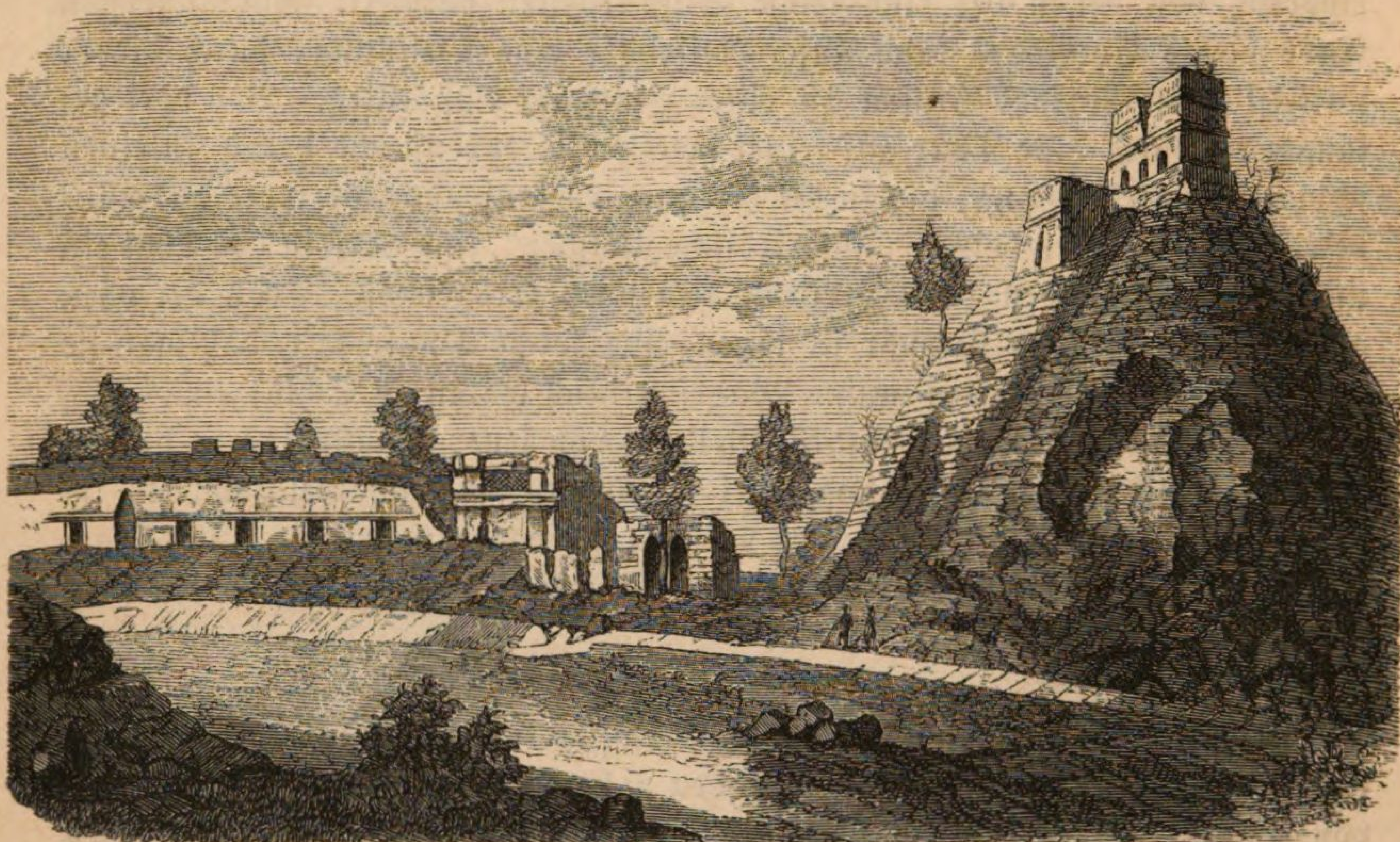
Oestlich vom Thurme erstreckt sich ein anderes Gebäude mit zwei Corridoren, von denen der eine reiche Stuckarbeiten enthielt. Am äußersten Ende dieses Corridors fand unser Reisender eine Oeffnung, durch die er mittelst einer Anzahl Stufen zu einer Platform emporstieg. Von dort gelangte er durch eine Thür auf einer zweiten Treppenflucht herab in einen schmalen dunkeln Gang, der in andere quer verlaufende Corridore ausmündete. Diese letzteren heißen „unterirdische Zimmer", sind aber in der That ein unter dem Fußboden der Corridore liegendes Erdgeschoß. Trotz der oben angebrachten Fenster herrscht in ihnen eine solche Dunkelheit, daß man sie mit Lichtern durchschreiten muß. Wahrscheinlich waren es Schlafgemächer.

Dies genüge, um sich eine Vorstellung von jener Palastruine zu bilden. Ein Blick auf unsere Abbildung zeigt sie uns in ihrer Waldeinsamkeit, im Hintergrunde ein steiler Berg, wo vermuthlich vordem auch ein Tempel gestanden. — — Wenn Steine sprechen könnten, was würden diese Alles auszuplaudern haben!

Können wir dem Leser auch nicht zuverlässige Kunde aus Mexiko's Vorzeit versprechen, wenn er uns weiter nach den nicht minder interessanten Ruinen von Uxmal begleitet, so werden ihm die letzteren doch des Interessanten genug bieten. Bei der Hacienda Uxmal, unfern von Merida, Yucatan's Hauptstadt, führt der Weg durch ein prächtiges Gehölz nach einer weithin freie Umschau darbietenden Ebene, die uns von Stephens als „bedeckt mit Trümmerhaufen, gewaltigen Gebäuden auf Terrassen und pyramidalen Bauten, großartig geschmückt, und reich an malerischen Effekten, fast den Ruinen von Theben im Nilthale gleichend" geschildert wird.

Der erste Gegenstand, der das Auge fesselt, ist ein hochaufsteigender Bau, 68 Fuß lang, auf einer von der Ebene aus solid aufgeführten und durchaus künstlichen Erhöhung von oblonger Form, die von allen Seiten bis zur Spitze hinauf durch eine Mauer aus Quadersteinen geschützt ist. Auf der Ostseite des Hochbaues befindet sich eine breite Treppenflucht, deren Stufen je 8—9 Zoll hoch und von außerordentlicher Steilheit sind. Da, wo diese Stufen oben aufhören, betritt man eine steinerne Platform von 4½ Fuß Breite, die sich längs der ganzen Außenseite des Baues hinzieht. Das Innere bietet drei Gemächer von 18—34 Fuß Länge. Das Bauwerk besteht aus Stein; die Wände sind inwendig glatt und polirt; außen läuft über der Thür ein erhaben gearbeiteter Fries hin. Von hier aus bis zum

Gesims bedecken mannichfaltige Arabesken bildende Sculpturverzierungen alle Seiten der Ruine. Unter diesen seltsamen Verschlingungen, die vielleicht das Wort „Sculptur-Mosaik" am passendsten veranschaulicht, befinden sich Vierecke und Rauten mit Brustbildern menschlicher Wesen, Leopardenköpfen, Guirlanden von Blättern und Blumen und die unter dem Namen „à la grecque" bekannten Verzierungen. Die Gesammtwirkung ist eben so großartig als eigenthümlich anregend.



Das Haus des Zwerges und das Haus der Nonnen in Uxmal.

Ein mit hartem Cement belegter Pfad von 25 Fuß Länge und 15 Fuß Breite führt von der Hauptthür dieses merkwürdigen Gebäudes auf das Dach eines andern, tiefer unten auf einer künstlichen Erhöhung ruhenden Hauses. Es ist dem eben beschriebenen Bau ganz ähnlich. Die Indianer nennen es „Casa del Enano" oder Haus des Zwerges und knüpfen daran folgende wildromantische Sage:

„Es war einmal ein altes Weib, das in einer Hütte auf derselben Stelle, welche jetzt der künstliche Hügel, den dieses Gebäude krönt, einnimmt, gegenüber dem Hause des Gouverneurs wohnte. Von Zeit zu Zeit beschlich sie unendliche Traurigkeit, weil sie keine Kinder hatte. In ihrem Kummer nahm sie eines Tages ein Ei, bedeckte es mit einem Tuche und legte es sorgfältig in einem Winkel ihrer Hütte nieder. Tag für Tag sah sie darnach, bis sie eines Morgens das Ei ausgebrütet und eine Kreatur oder vielmehr ein Kindlein geboren fand! Die alte Frau war entzückt, sorgte für eine Amme und ließ ihm gute Pflege angedeihen, so daß es in einem Jahre ging und sprach, gleichwie ein Mann, aber von da an zu

wachsen aufhörte. Die Alte war außer sich vor Freude und sagte, er werde einmal ein großer Herr und König werden. Eines Tages sprach sie zum Kleinen, er solle in das Haus des Gouverneurs gehen und ihn zu einer Kraftprobe herausfordern. Der Zwerg suchte bittend die Sache abzuwenden, allein die Alte bestand darauf und er gehorchte. Die Wache ließ ihn herankommen und er rief seine Herausforderung dem Gouverneur hinauf. Der Letztere lächelte und befahl ihm, einen Stein von 3 Arrobas (75 Pfund) aufzuheben, worauf der kleine Mensch aufschrie und zu seiner Mutter zurücklief, die ihn aber ohne Weiteres wieder hinschickte mit dem Auftrag, zu sagen, daß, wenn der Gouverneur den Stein zuerst aufhöbe, er es ihm nachthun wolle. Der Gouverneur hob ihn und der Zwerg that sofort das Nämliche. Der Gouverneur erprobte den kleinen Riesen hierauf durch mehrere andere Kraftstückchen und der Zwerg vermochte in der That regelmäßig Alles, was der Gouverneur that. Empört darüber, daß ihm ein solch kleiner Wicht gleichstehe an Kraft, sagte endlich der Gouverneur, daß er ihn tödten lassen werde, wenn er nicht in Einer Nacht ein Haus aufbaue, das höher als jedes andere im Orte sei. Wiederum kam der kleine Mann schreiend zu seiner Mutter gelaufen, die ihn anwies, nicht den Muth zu verlieren. Und siehe da, als er am nächsten Morgen erwachte, befand er sich in einem hochemporstrebenden Gebäude. Der Gouverneur, der es vom Eingange seines Palastes aus erblickte, war darüber erstaunt, schickte nach dem Zwerg und sagte ihm, nun solle er zwei Bund Coyolholz — eine sehr harte Art von Holz — zusammenlesen, mit deren einem er ihm über den Kopf schlagen wolle, dagegen dieser nachher ihm mit dem anderen einen Hieb versetzen möge. Da lief wiederum weinend der arme Zwerg zur Mutter zurück, die ihm neuerdings Muth zusprach; er solle nur nicht besorgt sein, sagte sie, und legte ihm einen kleinen Kuchen von Weizenmehl auf den Scheitel. Die Prügelprobe ward vor den Augen aller Großen der Stadt vorgenommen. Der Gouverneur zerschlug sein ganzes Bündel auf des Zwerges Kopf, ohne den Kleinen im mindesten zu verletzen; jetzt kam die Reihe an diesen. Der vornehme Herr ahnte nichts Gutes und suchte der Probe auf seinen eigenen Schädel auszuweichen; allein er hatte sein Wort in Gegenwart seiner Beamten und aller Vornehmen gegeben und war daher genöthigt, still zu halten. Der erste Hieb erfolgte und bereits der zweite Schlag des Zwerges zerschmetterte seine Hirnschale in Stücke. Nun begrüßten alle Zuschauer den Sieger als ihren neuen Gobernador. Die Alte starb jetzt; aber in dem indianischen Dorfe Mani, das 17 Wegstunden entfernt ist, befindet sich ein tiefer Brunnen, von welchem aus eine Höhle bis nach Merida unter der Erde fortläuft. In dieser Höhle, am Ufer eines Baches und unter einem großen Baume sitzt ein hoch betagtes Weib mit einer Schlange neben sich. Sie verkauft Wasser in kleinen Mengen, nicht für Geld, sondern blos für ein Kindlein,

mit dem sie ihre Schlange füttern könne; und dieses Weib ist des Zwerges Mutter." — „Wunderliches Märchen!" hören wir sagen.... Kaum wunderlicher, als die Bauwerke, auf welche es sich bezieht!

Nicht weit vom „Hause des Zwerges" befindet sich ein Gehöfte, welches „Casa de las Monjas" „Haus der Nonnen" oder Kloster genannt wird. Es ist viereckig, ungefähr 170 Fuß breit und 220 Fuß lang, von vier Gebäuden umgeben; das Hauptgebäude liegt auf einer künstlichen Erhöhung von etwa 15 Fuß. Gleich der „Casa del Enano" sind auch diese Gebäude aus gehauenen Steinen errichtet und die Außenseite mit reichen, geheimnißvoll verschlungenen Sculpturverzierungen überdeckt.

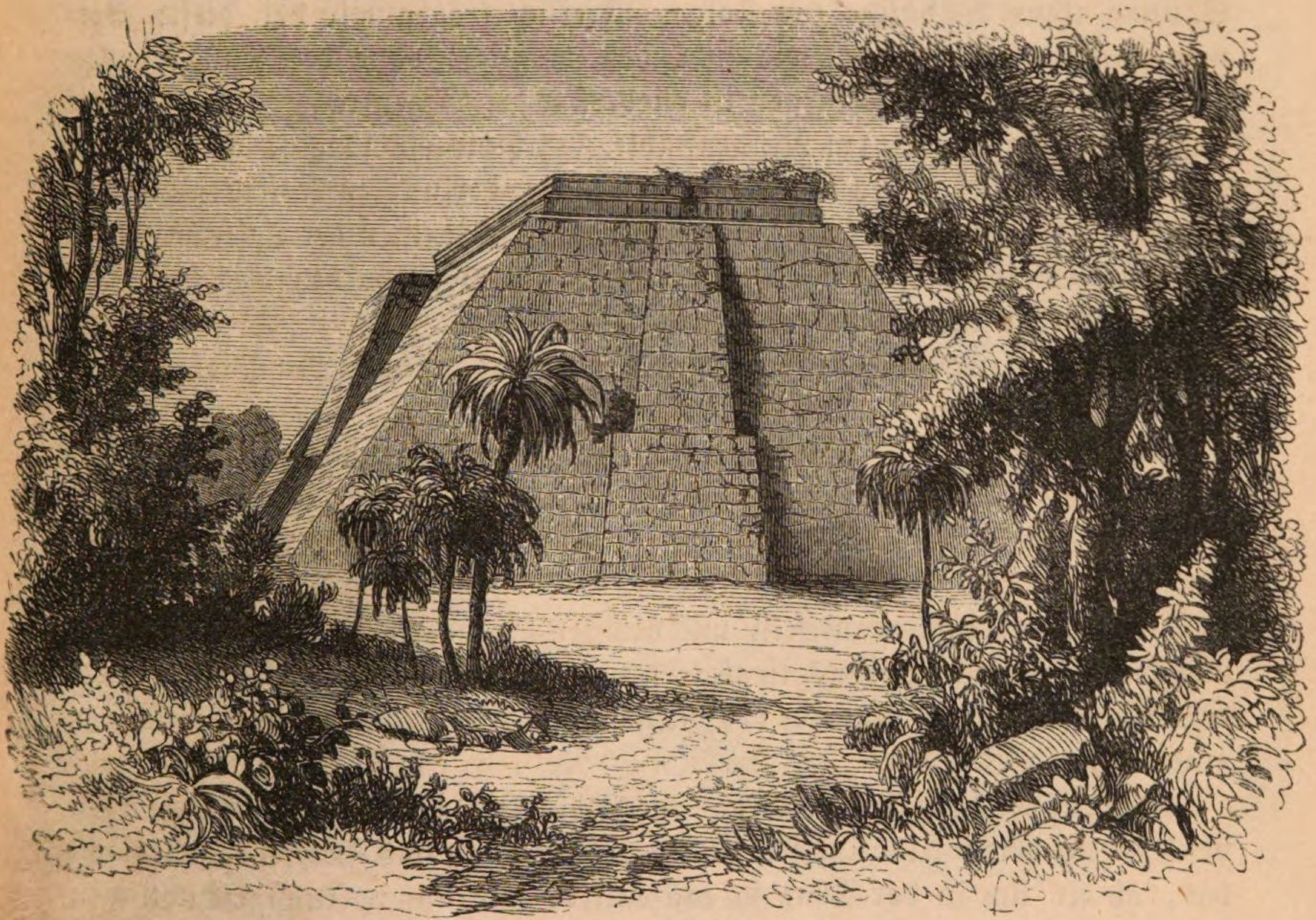
Vor dem Kloster steht in einiger Entfernung ein drittes Gebäude, auf einem niedrigeren Unterbau, sonst aber von demselben Charakter wie das vorherbeschriebene. Es wird „Casa de Tortugas", „Haus der Schildkröten" wegen der über der Thür eingemeißelten Schildkröten genannt. An mehreren Stellen befinden sich gewaltige Risse, die von Erschütterung durch Erdbeben herzurühren scheinen. Da dieses Haus ungefähr im Mittelpunkte der Ruinen steht, so kann man von seiner Höhe die wundersame zerfallene, alterthümliche Steinwelt überblicken.

Weiter nach rechts stößt man auf einen andern höchst sonderbaren Bau, längs dessen Haupttheilen eine verzierte Mauer terrassenartig auf- und niedersteigend hinläuft. Die Ruine heißt die „Casa de Palombas", d. i. „Taubenhaus" und soll auch wirklich aus der Ferne einer Reihe Taubenhäuser auffallend ähnlich sehen. Es befinden sich noch mehrere Trümmer in der Nähe, ein Bild früherer Pracht und Größe. Vielleicht würden sie öfters von Reisenden aufgesucht, wenn die Umgegend nicht durch ihren gänzlichen Mangel an Wasser in Verruf gekommen wäre. Weit und breit ist kein Fluß, kein Brunnen, keine Quelle zu entdecken; wer seinen brennenden Gaumen kühlen will, muß entweder Durst stillende Vorräthe mitgebracht haben oder er mag sich nach der $1^1/_2$ Meilen entfernten Hacienda von Uxmal begeben.

Das Hauptgebäude der alten Ruinenstadt ist die „Casa del Gobernador", „das Haus des Gouverneurs", am Fuße der zwar höheren aber an Umfang kleinern Casa del Enano (s. oben). Stephens bezeichnet es als das „seiner Stellung gemäß bedeutendste, seiner Architektur und seinen Verhältnissen nach prächtigste und von allen Bautenresten in Uxmal am besten erhaltene Bauwerk."

Das Gebäude besteht aus 3 Terrassen, von denen die erste 600 Fuß in der Länge und 5 Fuß in der Höhe hat. Es ist von gehauenem Stein ummauert; oben befindet sich eine 20 Fuß breite Platform, von welcher aus sich eine zweite Terrasse von 15 Fuß Höhe erhebt. Die große Platform oben ist flach, in ihrem südöstlichen Theil befindet sich eine 100 Fuß hinlaufende Reihe runder Pfeiler von 18 Zoll Durchmesser und 3—4 Fuß Höhe. In der Mitte, 250 Fuß vom äußersten Rande entfernt, ist eine Flucht steinerner Stufen von mehr als 100 Fuß Breite, die zu einer dritten Terrasse aufsteigen.

Diese erhebt sich 15 Fuß über der letzten. Auf ihr erblickt man, den Haupteingang gegen die Treppe gekehrt, die „Casa del Gobernador". Das ganze Bauwerk besteht aus Stein und ist noch so vollkommen erhalten, als ob seine Bewohner es eben erst verlassen hätten. Von unten bis zu dem über dem Portale hinlaufenden Karnieß ist es glatt, weiter oben jedoch mit der nämlichen reichen, kunstvollen und seltsamen Sculptur bedeckt, die wir an den vorhergehenden Bauten bemerkt haben. Die Zeichnung trägt den Stempel von Symmetrie und Großartigkeit.



Alterthümer aus Uxmal.

Die Fronte des „Palastes des Gouverneurs" ist gegen Osten gerichtet. Eine Stufenflucht führt zur Terrasse hinauf. Ihr gegenüber, in der Mitte des Gebäudes, befinden sich drei Haupteingänge, von denen der mittlere 8 Fuß 6 Zoll weit und 8 Fuß 10 Zoll hoch, die andern von gleicher Höhe, aber 2 Fuß weniger breit sind. Die Fußböden der im Innern vorhandenen Gemächer bestehen aus glattem Quaderstein, und die Mauern aus viereckigen, sorgfältig gelegten und polirten Blöcken. Ein abgestumpft-dreieckig zulaufendes, scheinbares Gewölbe, dem der Schlußstein fehlt, gleich denen zu Palenque, bildet die Decke; nur sind die Steine hier schief behauen und bieten eine glattere Oberfläche dar. In einem Zimmer sind die Wände mit sehr feinem Mörtel überkleidet, der unserm besten Gips nicht nachsteht; von Malereien, Stuckverzierungen oder anderem Schmucke ist jedoch nichts zu bemerken.

Unwillkürlich drängt sich uns auch beim Anblicke der Ruinen von Uxmal wieder die Frage auf: „Wer waren ihre Erbauer?“

Infolge des wohlerhaltenen Zustandes dieser Ueberbleibsel früherer Kultur werden wir in der Annahme bestärkt, daß sich Trümmer des hochbegabten Toltekenstammes in die Waldregionen von Yucatan und Chiapas zurückzogen und daß sie noch zur Zeit der Besitzergreifung Mexiko's durch die Spanier dort fortbestanden. Wahrscheinlich hatte der Untergang des Aztekenreiches auch den gänzlichen Zerfall der toltekischen Macht und die Verwüstung ihrer Wohnsitze zur Folge. Freilich fragen wir bei dieser Vermuthung unwillkürlich: „wie war das möglich, ohne daß Kunde davon zu uns gelangte?“ Hiergegen ist wiederum die Gegenfrage gestattet: „wie konnten diese interessanten Ruinenstädte Jahrhunderte lang so gänzlich aus dem Gesichtskreis eines abenteuer- und wanderlustigen Volkes, wie das spanische war, verschwinden?“ Entstammen diese Ruinen der Toltekenzeit, so paßt auf sie nicht die Grabschrift, die man dem Volke vorbehalten darf, das heute dort lebt und welche dereinst lauten wird:

„Es war unkundig der Kunst und ist untergangen in der Rohheit eines wilden Lebens.“ — —

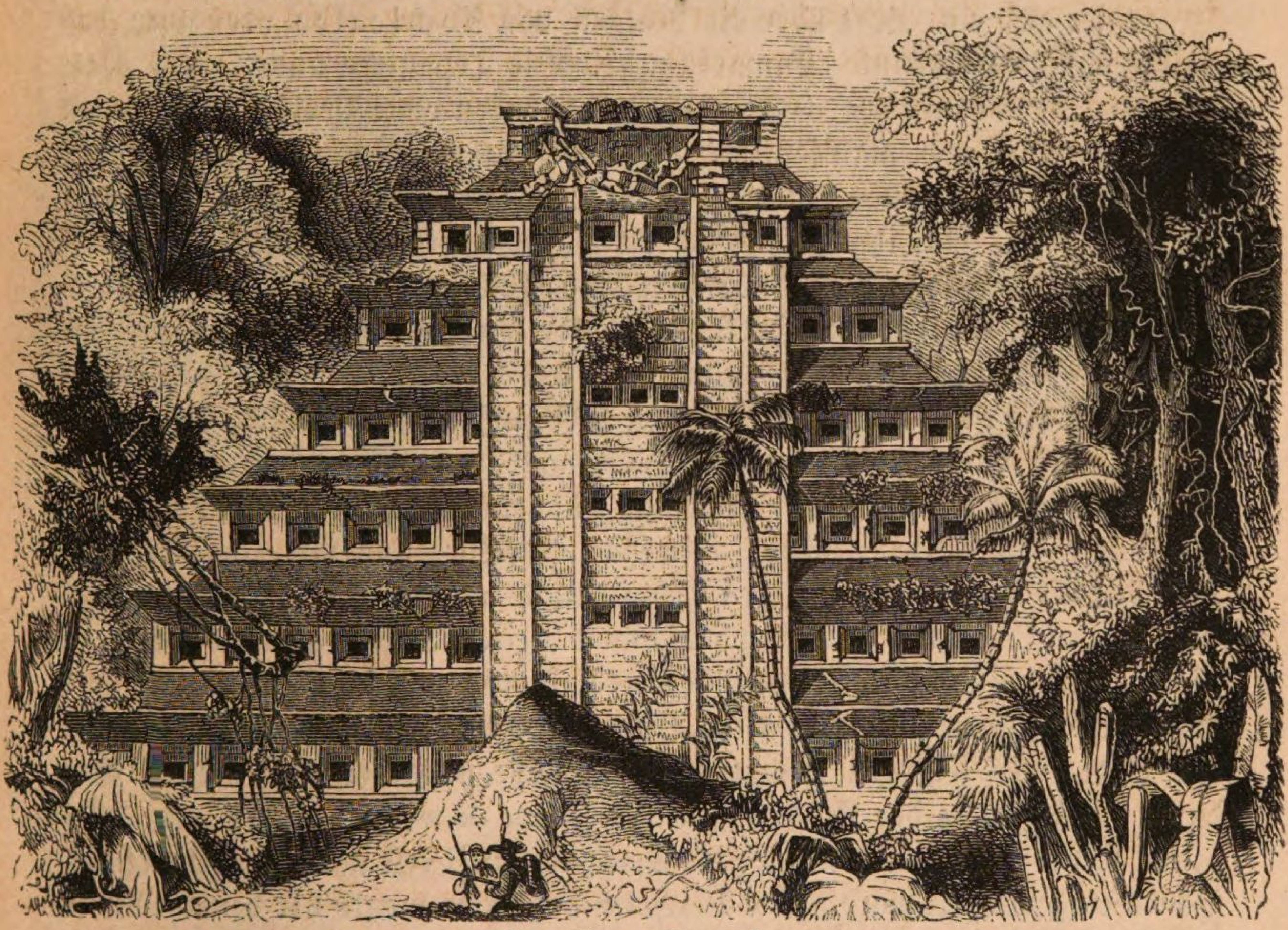
Sicherlich bietet jene interessante Trümmerwelt dem eifrigen Alterthumsforscher noch lange ein reiches Feld interessanter und tiefsinniger Forschungen.

Eines der interessantesten und ältesten Bauwerke aus dem Alterthum mexikanischen Kulturlebens liegt fern von Yucatan's Ruinenstätten, nördlich von Veracruz, südlich von der Mündung des Rio Tecolutla, mitten in einem dichten Walde.

Alexander von Humboldt hat zuerst die Pyramide von Papantla beschrieben, deren geläufige Darstellung oft schon in uns Zweifel rege gemacht hat, ob sie sich in der That so präsentire, wie unsere kunstgeschichtlichen Werke und auch nebenstehende Illustration glauben lassen. Dieses aus kolossalen Porphyrsteinblöcken errichtete Bauwerk, zwei Meilen von dem Indianerdorfe Papantla entfernt, ist den ersten Eroberern unbekannt geblieben, obgleich sie oft in seiner Nähe sich befanden. Die Totonaken nannten es Tajin und es gelang ihnen, die Existenz dieses Gegenstands ihrer höchsten Verehrung während Hunderten von Jahren vor den Spaniern zu verheimlichen. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde es ganz zufällig von Jägern entdeckt.

Der Bau ist weniger durch seine Größe, als durch seine Construction, sowie durch die Anordnung der hierzu verwendeten, außerordentlich glatt und regelmäßig bearbeiteten Steine auffallend. Die Basis der Pyramide ist vollkommen viereckig. Jede Seite mißt etwa 75 Fuß Länge. Die senkrechte Höhe scheint kaum mehr als etwa 50—60 Fuß betragen zu haben.

Gleich allen mexikanischen Teocallis besteht dieses Denkmal aus mehreren Stockwerken. Man unterscheidet deren noch sechs, nach Andern sieben und nimmt an, das siebente (oder vielmehr dann das achte) sei durch den üppigen Pflanzenwuchs verhüllt, der die Pyramide größtentheils überwuchert. Eine große Treppe von 57 Stufen führt nach dem abgestumpften Gipfel des Teocalli, bis zu der Stelle, wo ehedem Menschenopfer verrichtet wurden. Zu jeder Seite der großen Treppe befindet sich eine kleinere.



Teocalli von Papantla.

Die Bekleidung der Stockwerke war früher mit Hieroglyphen überdeckt, zwischen denen sich heute noch reliefartig eingegrabene Nachbildungen von Schlangen und Krokodilen erkennen lassen. Ueber die Außenseiten des Baus ist eine große Anzahl viereckiger, symmetrisch angeordneter Nischen vertheilt, deren die ganze Pyramide nicht weniger als 378 besaß, was in Abbé Marquez die Vermuthung entstehen ließ, die Zahl dieser Luken sei eine Anspielung auf das Kalendersystem der Mexikaner; er glaubt sogar, in jeder derselben wiederhole sich eine der 20 Figuren, welche in der Hieroglyphensprache der Tolteken als Symbol für die gewöhnlichen Jahres- und die Schalttage am Schlusse des Cyklus gedient haben. Wirklich bestand das Jahr aus 18 Monaten, jeder zu 20 Tagen, was 360 Tage macht, denen man, wie im alten Aegypten, die 5 übrigen Tage — nemontemi genannt — hinzufügte. Alle 52 Jahre war ein großes Schaltjahr; man vermehrte den

Cyklus um 13 Tage und nun hatte man 360 + 5 + 13 = 378 als Resultat. Diesen bürgerlichen Kalender nannte man compohualilhuitl oder tonalpohualli, um ihn von dem comilhuitlapohualliztli, oder dem von den Priestern gebrauchten Kalender zu unterscheiden. Wir wollen uns indeß über die sinnreichen Forschungen und Folgerungen jenes gelehrten geistlichen Herrn nicht weiter den Kopf zerbrechen und lieber ein anderes Bauwerk in's Auge fassen.

Hier also ein Wort über die Ruinen von Xochicalco oder über das vielgerühmte sogenannte „Blumenhaus". Die Tepaneken und die Coviscas, die Herren des Landes vor Cortez' Landung, haben ohne Zweifel diese Bauten errichtet, von denen man jetzt nur noch die Trümmer sieht. Der kleine Berg, auf dem sie sich erheben, ist von kegelförmiger Gestalt und mag etwa 400 Fuß hoch sein. Auf ihm befand sich die Pyramide in 5 Terrassen emporsteigend, an der Westseite derselben führte eine Freitreppe von 9 Fuß Breite nach der Platform, die 84 Meter breit, 95 Meter lang und mit einer Mauer von 2 Meter Höhe umgeben war. Dort stand der Tempel, der auf der Ostseite 2 Thürme trug und etwa 20 Meter in 5 Abstufungen erreichte. Der ganze Tempelbau, oder wenn man will Festungsbau, war von einem breiten Graben umgeben und es hat dieser augenscheinlich mit zum Schutze des interessanten Bauwerkes gedient. Die fünf Terrassen sind mit Porphyrtafeln überkleidet, deren regelmäßigen Schnitt und geschickte Aneinanderfügung, sowie deren seltsamen Hieroglyphenschmuck Reisende nicht genug bewundern können. Hier sind es wasserspeiende Krokodile und andere Thiergestalten, dort menschliche Figuren mit gekreuzten Beinen, welche ihre Neugierde rege machten. Jede dieser Figuren nimmt die Oberfläche mehrerer Steine ein, ohne durch die Fugen in der Zeichnung unterbrochen zu werden. Man irrt daher kaum, wenn man annimmt, daß die Sculpturarbeit erst nach Vollendung des Baues eingemeißelt ward. Die Platform des Monuments hat beinahe 8000 Quadratmeter (ungefähr 98,000 Quadratfuß) und enthält noch Reste eines kleinen viereckigen Thurmes, welcher den Belagerten wol zum letzten Rückzugsorte diente.

Unser Zeichner hat einen Theil der interessanten Ruinenstätte in ihrem gegenwärtigen Zustande dargestellt und sich dabei gestattet, auf einigen der im Vordergrund liegenden Steintrümmer Basreliefs anzubringen, welche noch vor 25 Jahren deutlich zu erkennen waren, die sich aber heute weder an dem dargestellten Bauwerke vorfinden, noch unter den Trümmern zu erblicken sind. Im Jahre 1830 existirte dieses prachtvolle Teocalli nach der Versicherung Nebel's, eines deutschen Architekten, noch ziemlich wohlerhalten. Die ungeheuren Steinblöcke, die vor Jahrhunderten zu seiner Erbauung verwendet wurden, sind nach und nach zur Errichtung von Landhäusern in der Umgegend fortgeschafft worden. Sie mußten vormals aus großer Entfernung herbeigebracht werden: denn es ist blauer Porphyr, der hier nicht vorkommt.



Ruinen von Xochicalco.

In der Provinz Oaxaca, dem „Garten Mexiko's", und zwar in Mitla, sind höchst interessante Reste aztekischer Bauweise näher untersucht worden. Es sind dies zwei Gruppen, von denen jede aus vier Gebäuden besteht. Einige derselben lagen schon ganz in Trümmern.

Die Mauern werden aus zwei Theilen gebildet: der innere ist aus rohen, durch Kitt verbundenen Steinblöcken aufgeführt; der äußere hingegen besteht aus einer Art Mosaik von den nach der Länge eingesetzten Spitzen buntfarbiger Steine und zwar weicher Sandsteine. Diese Schnittttheile sind 7 Zoll lang, 1 Zoll hoch, und 2 Zoll breit. Die Arbeit an ihnen ist so sorgsam, daß die verschiedenartigsten Muster wie Mosaik genau an einander passen. Noch ist eine Halle mit 12 sechs Fuß hohen Säulen, die ehemals überdacht gewesen sein mögen, sichtbar. Letztere haben weder Piedestal noch Kapitäle, sondern laufen nur allmälig etwas spitz zu.

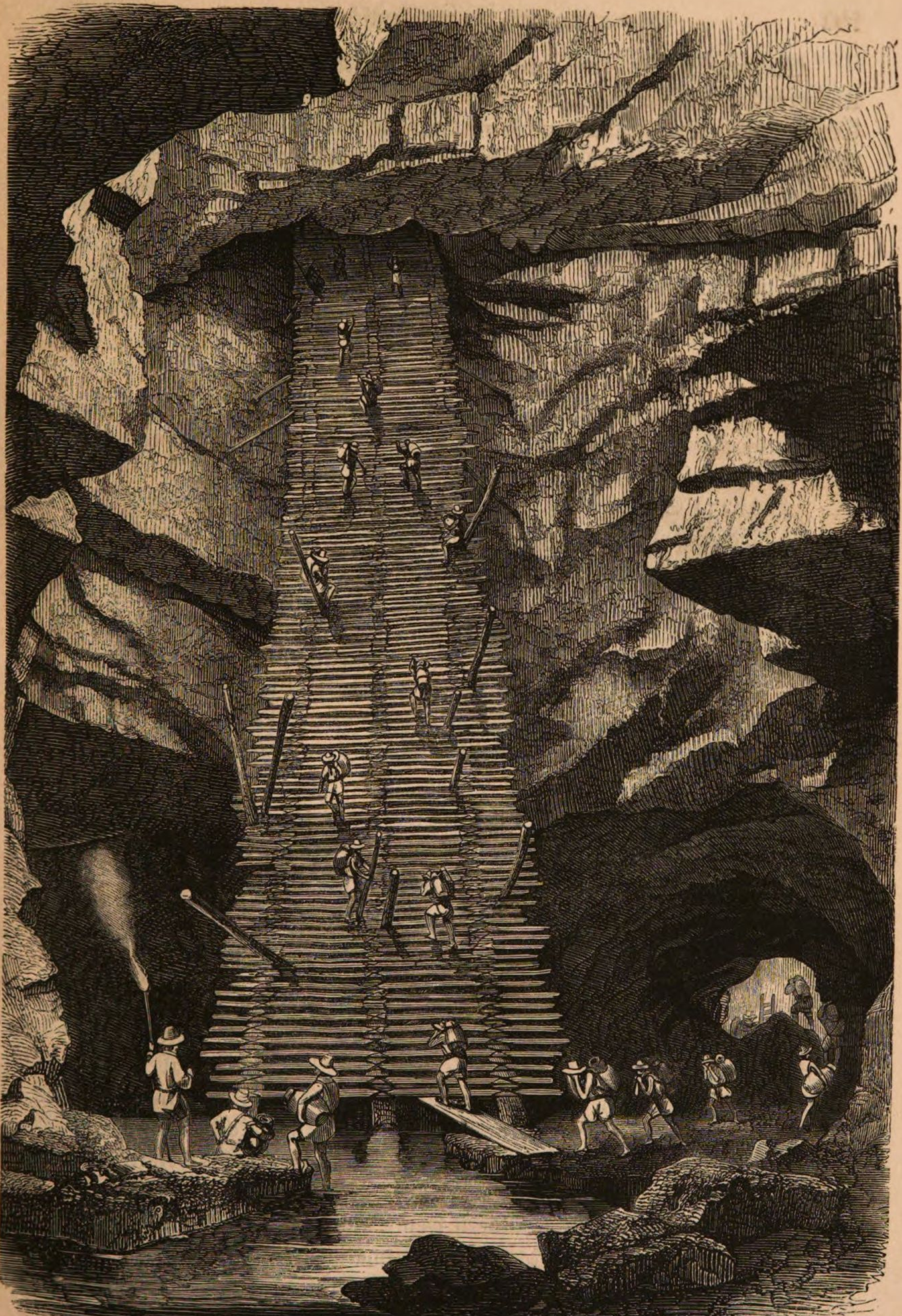
In einem unter dem Hauptgebäude befindlichen Raume steht eine Säule, die Todessäule genannt, von welcher unter den Eingeborenen die Sage geht, daß jeder Indianer, welcher sie umfasse, unfehlbar binnen kurzer Frist sterben müsse, während sie auf die Angehörigen anderer Völker keine tödliche Wirkung ausübe.

Humboldt macht darauf aufmerksam, daß bei den Reliefs dieser Bauwerke die Figuren nicht so untersetzt und stämmig seien, wie bei den übrigen aztekischen Sculpturen, vielmehr seien sie schlanker, ebenmäßiger, menschenähnlicher. Sie zeugen augenscheinlich von einer andern Bildung — von einer Bildung, die, wie unser berühmter Landsmann meint, hoch über die der gegenwärtigen Bewohner Mexiko's zu setzen sei.

Weiter belehrt uns derselbe, daß Mitla früher Miguitlan oder „Ort des Dunkels und der Trübsal“ geheißen habe und zieht hieraus, wie aus der Vertheilung der Ruinen den Schluß, daß jene Baureste einem über Königsgräber errichteten Palaste angehört haben mögen. Er glaubt, der Herrscher habe sich bei Todesfällen — etwa beim Heimgange eines Sohnes, einer Gattin, einer Mutter — in jenes Gebäude für einige Zeit zurückgezogen. „Wenn man die Größe dieser Gräber“ — sagt er — „mit der Unbedeutendheit der Häuser der Lebenden vergleicht, so könnte man mit Diodor von Sicilien sagen, daß es Völker gebe, die den Dahingeschiedenen prächtige Denkmale errichten, weil das irdische Dasein kurz und vergänglich ist und sie es nicht der Mühe werth erachten, den Lebenden schöne Häuser zu bauen.“

Da Yucatan arm an Wasser ist, und nur wenige Flüßchen sein Gebiet durchrieseln, so mußten sich die Einwohner das Wasser durch Brunnen von außerordentlicher Tiefe zugänglich machen. Zu dem Brunnen von Chack steigt man absatzweise mit Fackeln hinab, entlang einer Reihe von Klüften, die nicht selten so eng sind, daß kaum ein Mensch sich durchwinden, noch weniger lang darin sich aufhalten kann. Man erreicht diese Tiefe bald auf Leitern, bald auf rohen Treppen von Baumstämmen, die lothrecht längs der Felswände angebracht sind, bald auf Rampen von oft schwindelnder Steile, bald auf Stufen, die in das Gestein und in den Boden gehauen sind. Von Zeit zu Zeit gelangt man zu Absätzen, wo man ausruhen und Denjenigen ausweichen kann, die von unten emporsteigen. Bei Chack ist dieser Niedergang 150 Meter lang, im Brunnen von Bolonchen, den unsere Abbildung darstellt, 450 (seine lothrechte Tiefe beträgt nahe an 160 Meter). Täglich steigen die Indianer in diese Tiefe, um an den sieben Bassins ihre Calabassen mit dem unentbehrlichen Getränke zu füllen.

Die Aguadas sind Seen mit Wasserbehältern, welche man mit weiten Cisternen vergleichen kann, insofern sie als Reservoirs dienen. Am Boden derselben befinden sich nämlich die Zugänge mehrerer Brunnen von verschiedener Form, in denen das Wasser sich auch dann noch erhält, wenn das eigentliche Wasserbecken während der heißen Zeit ausgetrocknet ist. Diese Senkbrunnen, meist flaschenförmig nach unten zu erweitert, sind mit behauenen Steinen ausgemauert und von großer Wichtigkeit für das wasserarme Land.



Wasserbassins und Brunnen von Bolonchen.

Auch an Wasserleitungen aus alter Zeit fehlt es besonders in der Umgegend von Palenque nicht. Eine derselben von 186 Fuß ist aus kolossalen Steinmassen aufgeführt und macht in ihrer Formenschönheit und Regelmäßigkeit einen so überwältigenden Eindruck, daß der Reisende Domingo Juaros dadurch veranlaßt wurde, sie als ein Werk römischer Kolonisten anzusehen!

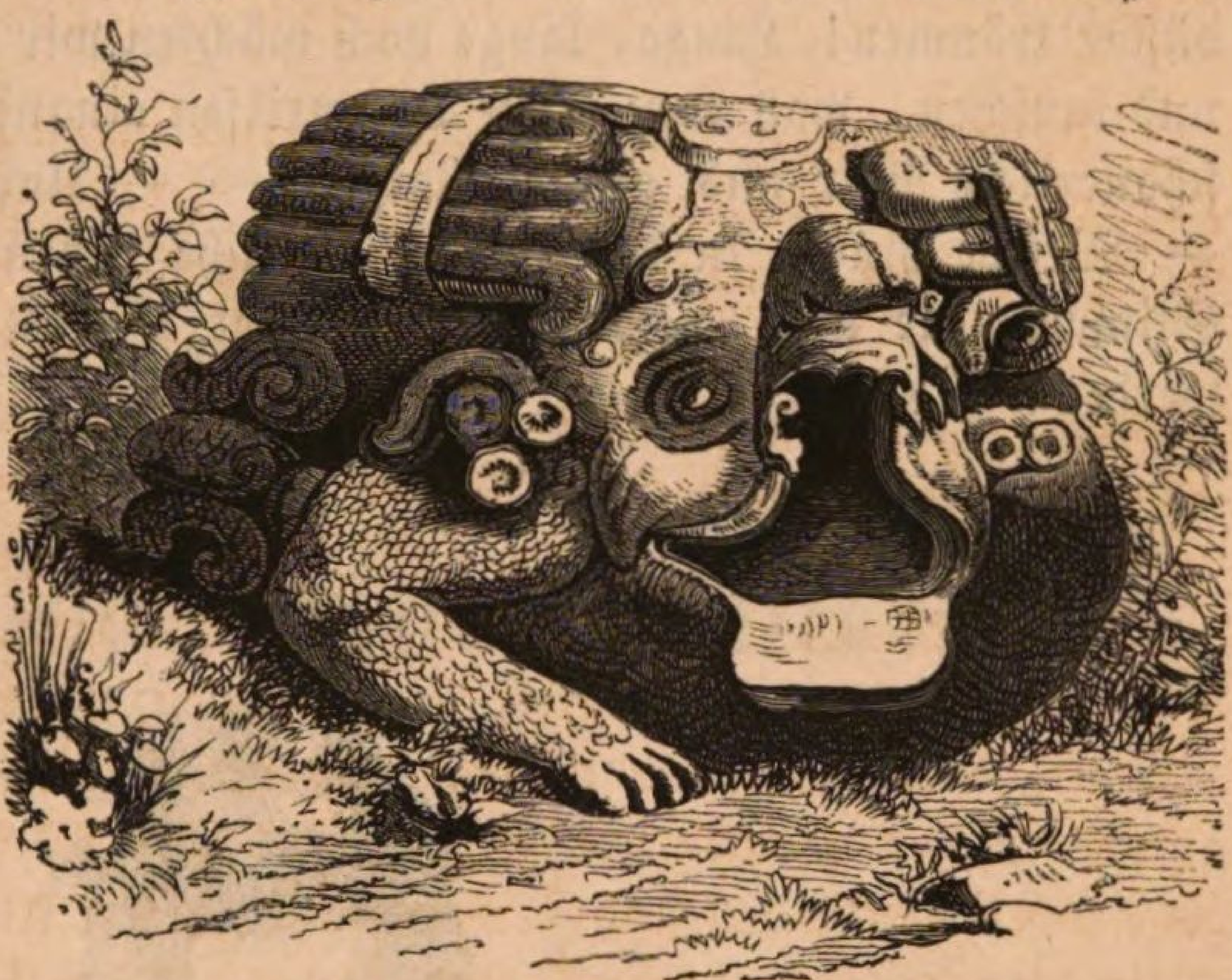
Die noch vorhandenen Brückenanlagen sind meist geringen Umfanges und auf die einfachste Weise durch Aneinanderstemmen mächtiger Steine errichtet.

Ueber einige weiter südwärts im fruchtbaren Thale „Copan" (im Staate Honduras) entdeckte Ruinen brachte das „Athenäum" kürzlich eine interessante Notiz, der wir schließlich in nachstehender Mittheilung folgen.

„Osbert Salvin", so heißt es dort, „hat aus Centralamerika eine Anzahl Photographien von ganz eigenthümlichem Interesse mit nach Hause gebracht. Vor etwa zwanzig Jahren setzte ein kühner Reisender die Gelehrten in Kenntniß, daß es in vielen undurchforschten Theilen Mexiko's und Guatemala's indianische Ruinen von großer Ausdehnung und höchst eigenthümlichem verschiedenem Charakter gebe, Ruinen, welche die Sage von einem ehemaligen Reich und einer dahingegangenen Civilisation in jenem Theile des amerikanischen Kontinents bestätigen. Die Mehrzahl der von Stephens erwähnten Thatsachen sind Gemeinplätze unserer Alterthumsbücher geworden; allein die sehr sonderbaren Steine, die er als bei Copan vorhanden erwähnte, waren dem Schalten und Walten der Indianer überlassen geblieben, bis Herr Osbert Salvin mit einer in seinem Besitz befindlichen Camera den Weg zu jener Oertlichkeit fand. Die Kunst an jenen neuerdings aufgefundenen Bauwerken ist roh und bizarr. In ihren grotesken Formen und unentzifferten Inschriften ist derselbe Stil erkennbar, wie ihn die uns bekannte mexikanische Bildnerei zeigt. Das Alter dieser Ruinen kann nicht sehr groß sein. Zu unserem Erstaunen finden wir, daß diese Blöcke höchstens in's XIV. Jahrhundert hinaufreichen; denn das Holz, welches um dieselben herum wächst, ist jung, und die Bäume des umliegenden Waldes haben kein sehr hohes Alter. Wie wir glauben, haben die Säulen die Bestimmung von Altären gehabt; einige der Steine bezeichnen vielleicht die Stellen von Gräbern. Zwei oder drei haben ein klassisches Aussehen; alle aber regen zum Denken an und sind interessant."

Aus Centralamerika's Wäldern wende sich nun der geneigte Leser für eine kleine Weile nach dem Norden des ehemaligen spanischen Amerika, wo sich gleichfalls Ruinenfelder in Menge, vorfinden. Wir erwähnen dieselben nur kurz, da wir auch noch an einer anderen Stelle von ihnen zu berichten haben.

Den Franziskanermönchen Garces und Font verdanken wir die erste Kunde (1773) von den berühmten Casas grandes, jenen räthselhaften Trümmern altmexikanischer Kultur. Diese, eine Quadratmeile Flächenraum einnehmenden Ruinen liegen einsam in einer Steppe, südlich vom Gilafluße, welcher sich mit dem Rio Colorado in den californischen Meerbusen (Mar de Cortez) ergießt. Der aus ungebrannten Letten aufgeführte Castellbau (denn ein solch' kunstloses Gebäude verdient den Namen „Palast" eigentlich nicht) hat 420 Fuß Länge und 260 Fuß Breite. Man schreibt die Erbauung der Casas grandes den Azteken zu, die sich, nach ihrem Aufbruche aus Aztlan, um's Jahr 1160 eine Zeitlang am Gila-Strome niederließen. Die ganze Ebene ist mit Scherben von bemaltem irdenen Geschirr bedeckt. Weiß, roth und blau sind die vorherrschenden Farben. Auch findet man unter diesen Scherben von mexikanischem Porzellan Obsidianstücke, was zur Vermuthung führt, daß dieses Material nicht nur in Neuspanien, sondern auch in nördlicheren Gegenden vorhanden sei und daß die Azteken schon vor ihrer Einwanderung in Anahuac davon Gebrauch zu machen wußten.



Altarstein aus Copan. (S. 102.)

Aus den Ruinen des Hauptgebäudes ist noch zu erkennen, daß es dereinst aus einer Terrasse und drei Stockwerken bestand, zu welchen eine, wahrscheinlich hölzerne Außentreppe führte, die sich emporziehen ließ. Das Innere enthielt fünf Gemächer, jedes 25 Fuß lang und 10 Fuß breit und ebenso hoch. Eine von großen Löchern durchbrochene Mauer umfaßt den Bau, und scheint ihm ehemals zur Vertheidigung gedient zu haben.

Man darf diese Casas grandes aus der Zeit der zweiten Ansäßigmachung der Azteken nicht mit denen in Chihuahua aus der Periode ihrer dritten Niederlassung verwechseln, auf die wir später zu sprechen kommen, wenn wir die indianischen Jägerhorden im Norden von Mexiko und insbesondere die Indianer im silberreichen Staate Chihuahua aufsuchen. Theilweise bewohnen dieselben die verlassenen Casas der ehemaligen Bewohner, scheinbar ohne von der früheren Beschaffenheit ihrer Wohnsitze viel mehr zu wissen, als ihre höchst verwahrlosten und rohen Stammesgenossen, die wir in Yucatan antrafen.

Hiemit nehmen wir Abschied von jenen Stätten, die uns so lebhaft an Leben und Leiden dahingeschwundener Geschlechter mahnen. Noch ist uns die sonst so beredte Sprache, welche das verwitterte Gestein redet, zum großen Theile unverständlich, aber wir werden sie verstehen, wenn wir zu seiner Hieroglyphenschrift nur erst den Schlüssel besitzen. Sicherlich bleibt die Zeit nicht aus, in der es uns vergönnt sein wird, tiefere Blicke des Verständnisses in die graue Vorzeit der Kulturvölker der amerikanischen Kontinente zu werfen.

Und so lebt denn wohl, ihr geheimnißvollen Wälder mit euren Ruinenpalästen, die Geist und Sinn fesseln! Gar schön läßt es sich in eurem Laubdüster träumen! Lange, lange noch möchten wir in eurem Schatten weilen und lauschen, was eure alten Baumriesen einander zuflüstern, wol manch' schauerliche Mär aus grauer Vorzeit. — — Unsere Losung heißt: weiter! — Weiter hinein in das frische wirkliche Leben — und wir folgen der Stimme, die uns „vorwärts!" gebietet. — — Ob wir euch wiedersehen werden? — —

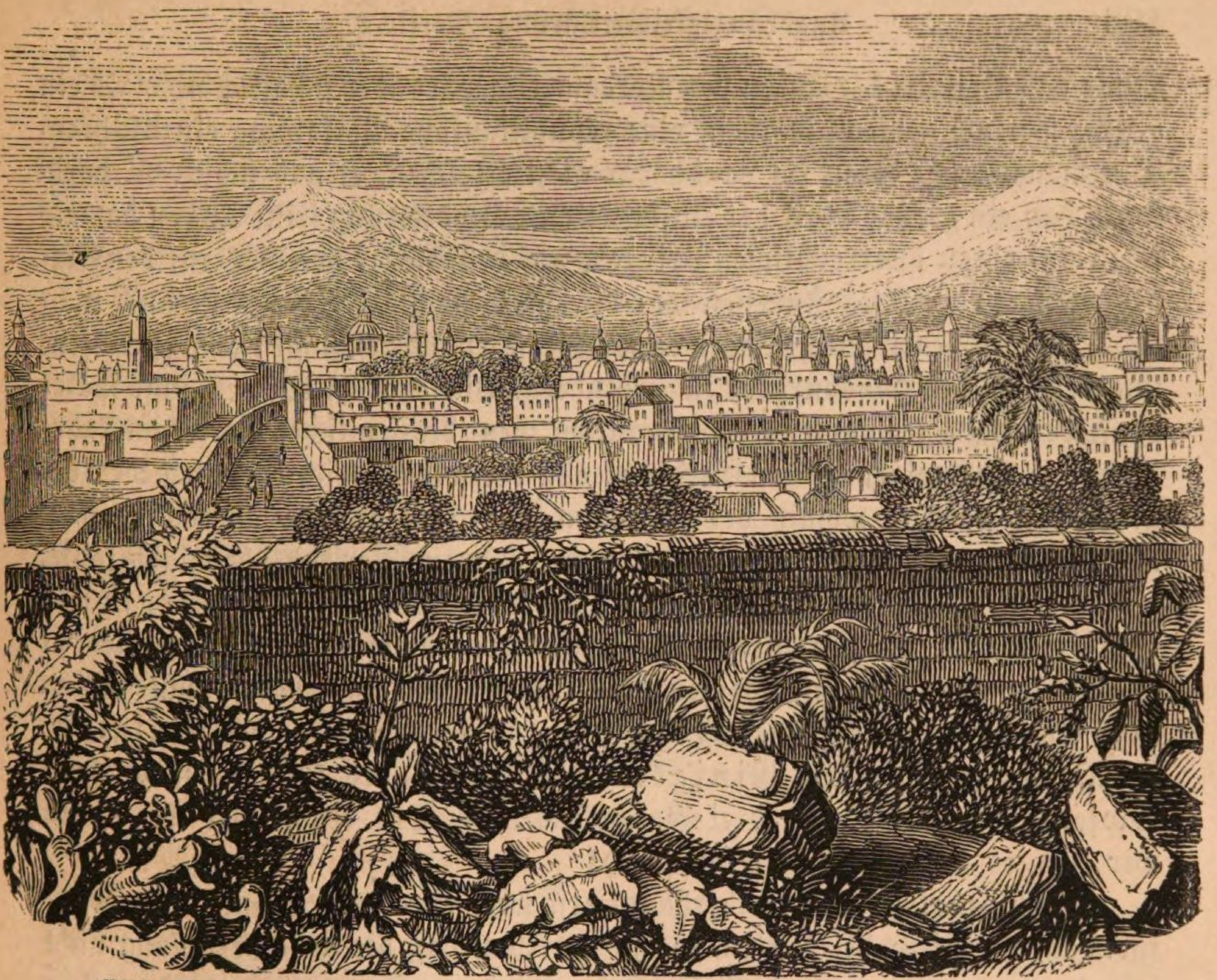
— Quien sabe? —



Indianerin, mit ihrem Sprößling auf dem Rücken.

Drittes Buch.

Mexiko als selbständiger Staatenbund.



Blick auf das heutige Mexiko mit dem Popocatepetl und Iztaccihuatl im Hintergrund.

Erstes Kapitel.

Unabhängigkeitserklärung Mexiko's.

Kampf zwischen den Spaniern und Iturbide. — Vertrag von Cordova. — Tod O'Donojou's. — Congreß der mexikanischen Staaten. — Kaiser Augustin I. — Sein Sturz. — Der neue Congreß. — Aufstand Lobato's. — Die mexikanische Constitution. — Losreißung Guatemala's. — Gerücht von Iturbide's Rückkehr nach Mexiko.

(1821.)

Als wir unsere Blicke von der Geschichte Mexiko's während des letzten und seiner Freiheitsbestrebungen während der ersten zwei Decennien des jetzigen Jahrhunderts hinweglenkten und unser Interesse der Durchforschung seines Gebietes zuwandten, wollten wir hierdurch unsern Lesern eine Erholung vergönnen; denn ein fortwährendes Augenmerk auf die an lichten Punkten so arme und an dunkeln Schatten so reiche Geschichte der Lehrjahre und Bildungsversuche der Mexikaner während der letzten Jahrzehnte könnte ermüdend wirken.

Nach der Befreiung von der spanischen Herrschaft schritten, wie wir wissen, die Mexikaner zur Gründung eines selbständigen Staatswesens.

Ohne das Beispiel der Union von Nordamerika wäre aber sicherlich niemals ein ernster Versuch gemacht worden, eine republikanische Verfassung einzuführen. Der monarchische Sinn im Lande war nicht erloschen, er gab sich u. A. darin kund, daß ein großer Theil der einflußreichen Bevölkerung seine Augen damals schon auf einen österreichischen Prinzen, auf den Sieger von Aspern, den Erzherzog Karl richtete. Indessen war die spanische Partei, wenn sie auch nicht ihren Auserkorenen durchzusetzen vermochte, stark und geschlossen genug gewesen, um die Wahl des Habsburgers zu verhindern. Vielleicht hätten die Dinge später denselben Gang genommen wie in Brasilien, wenn die spanischen Cortes im Jahre 1821 die Uebereinkunft von Cordova, von der wir sogleich berichten werden, genehmigt hätten, womit der Plan von Iguala insofern übereinstimmte, als auch hiernach ein spanischer Prinz den Thron Mexiko's besteigen sollte.

Mittlerweile war infolge dieses „Vertrages von Iguala" Iturbide zum Präsidenten der „provisorischen Junta" erhoben worden, oder vielmehr er selbst hatte sich hierzu aufgeworfen. Zur Befestigung seiner Macht suchte er nun rasch eine Armee zu schaffen, und taufte die zur Vertheidigung der Religion, Unabhängigkeit und Einigkeit des Vaterlandes zusammengebrachten Tapfern „die Armee der drei Garantien". — Der Name war da, sehen wir, wie es um die Sache selbst stand!

Noch gebot Iturbide überhaupt erst über etwa 800 Mann, von denen fortwährend Viele desertirten, als sie merkten, daß die neue Verfassung nicht mit dem erwarteten Enthusiasmus im Lande aufgenommen wurde. Ein wenig mehr Entschlossenheit von Seite des Vicekönigs — und sein Gegner hätte verlorenes Spiel gehabt. Apodaca mußte sein unkluges Zögern schwer genug büßen: die unzufriedenen Spanier Mexiko's entsetzten ihn seines hohen Amtes und wählten einen Artillerieoffizier, Don Francisco Novella, an seine Stelle. Die Zerwürfnisse in den Reihen der Royalisten kamen Iturbide gar sehr zu Statten. Novella fand in Mexiko nur theilweise Anerkennung, es entstanden neue Zwistigkeiten — und während man sich in der Landeshauptstadt hin und her stritt, konnte der schlaue Creole seinen Umsturzplan ungestört weiter verfolgen. Hierzu kam noch, daß der spanische General Celestino Negrette, sowie der Hauptmann Bustamente — unzufrieden mit den eingetretenen Veränderungen — sich zu seiner Fahne schlugen. Der eine führte ihm alle unter seinem Befehle stehenden Truppen, der andere über 1000 gutgeschulte Reiter zu, gewiß eine ganz annehmbare Verstärkung für die nicht gerade übermächtige Armee des Drei-Garantien-Mannes. Außerdem glückte es Iturbide, einen angesehenen Patrioten, den General Guerrero für sich zu gewinnen, der sich an der Spitze einer starken Guerillabande in der Gegend des Flusses Zacatula herumtrieb. Von diesem Augenblicke an war der Erfolg der Aufständischen gesichert. Die ehemaligen Häupter der Insurgentenpartei sowie zahlreiche Deserteure aus den Reihen der Creolen schlossen sich den Militärhäuptern an; Geistlichkeit

und Volk begrüßten Iturbide mit dem Namen eines Befreiers. Nun liefen auch aus den entferntesten Bezirken Ergebenheitsadressen ein, und wenn der leider raschverhallende Jubel der Menge als entscheidend für den Bestand eines großen Unternehmens gehalten werden könnte, so wäre Iturbide für immer der „Mann des Volkes" gewesen.

Noch vor Juli 1821 hatte das ganze Land — mit Ausnahme der Hauptstadt — sich seiner Herrschaft unterworfen, und das Glück hörte noch nicht auf, ihm hold zu sein. In der Mitte des Siegesjubels erfuhr der „Befreier", General O'Donojou, der von dem Hofe zu Madrid neuernannte Vicekönig, sei in Veracruz gelandet. Auch hieraus wußte seine Klugheit Vortheil zu ziehen. Er lud nämlich O'Donojou zu einer Unterredung nach Cordova ein und machte ihm daselbst den Vorschlag, die Uebereinkunft von Iguala anzunehmen — als einziges Mittel, das Leben und die Güter der in Mexiko seßhaften Spanier, sowie die Thronrechte des bourbonischen Königshauses zu sichern. Die Beredsamkeit Iturbide's, nicht minder die geltend gemachten Beweggründe für sein eigenthümliches Verfahren, bewirkten, daß der königliche Abgesandte Namens seines Monarchen die Unabhängigkeit Mexiko's anerkannte und die Hauptstadt an die Armee der „drei Verheißungen" überlieferte. Ohne Blutvergießen wurde am 27. September 1821 die Metropole besetzt. Novella und seine Truppen verließen das Gebiet Mexiko's und wurden kostenfrei nach Havanna übergeführt. Auch die im Lande ansässigen Spanier konnten sich nicht beklagen; ihnen ward mit Wohlwollen und Achtung begegnet. O'Donojou selbst blieb es überlassen, die pünktliche Befolgung der zum Besten seiner Landsleute getroffenen Bestimmungen des „Vertrages von Cordova" (so wurde die neue Uebereinkunft, eigentlich nur eine Wiederholung des Vertrags von Iguala, nach dem Orte, wo sie geschlossen worden war, genannt) zu überwachen.

Dieses Abkommen ist von spanischen Staatsmännern vielfach und bitter getadelt worden. Iturbide jedoch übernimmt die Vertheidigung des Vicekönigs in seinen Denkwürdigkeiten mit folgenden treffenden Worten: „Es blieb ihm keine andere Wahl. Unterzeichnen oder sich ergeben, so lautete für ihn, dem es an Mitteln fehlte, die empfangenen Verhaltungsmaßregeln in Vollzug zu setzen, die Alternative. Den Beitritt verweigern, hieß in jenem Augenblicke der allgemeinen Aufregung, Leben und Eigenthum aller Spanier auf das Spiel setzen, hieß die Krone aller ihr gemachten Zugeständnisse berauben, hieß mit einem Worte, einer höchst ungewissen Zukunft entgegengehen." Die Vortheile waren allerdings auf Seiten der Independenten, welche, indem sie sich ohne Kampf in den Besitz der Hauptstadt setzen konnten, Sieger in dem unblutigen Kampfe blieben. O'Donojou erlebte nicht den weitern Verlauf der siegreichen Revolution, er starb vielmehr Ende 1821 ganz plötzlich, wie Einige behaupten, durch Iturbide vergiftet.

Am 24. Februar 1822 wurde der Congreß der mexikanischen Freistaaten eröffnet, dessen Mitglieder sich bald drei bestimmten Parteien zugesellten: den Bourbonisten oder Anhängern des Planes von Iguala, welche einen Prinzen des spanischen Königshauses zum Herrscher wünschten; den Republikanern, die eine republikanische Föderation einer jeden Art constitutioneller Monarchie vorzogen, und drittens den Iturbisten, d. h. denjenigen, welche den „Befreier" zum Könige machen wollten und dem Plan von Iguala mit Ausschluß des dem spanischen Königshause günstigen Paragraphen zustimmten.

Wie bei allen bürgerlichen Streitigkeiten glaubte natürlich jede Partei, in ihrem vollen Rechte zu sein, jede war rasch bei der Hand, die Gegner „Verräther" zu nennen.



Don Augustin Iturbide.

Die Bourbonisten zogen sich indessen bald zurück, als die spanischen Cortes den Vertrag von Iguala für null und nichtig erklärten. Um so erbitterter bekämpften sich nun erst die zwei anderen Schattirungen. Die Republikaner warfen dem Präsidenten seine Verschwendung und was ihnen sonst mißfällig war, vor; Iturbide hingegen beschuldigte jene der Undankbarkeit gegen die tapfere und „unvergleichliche" Armee, deren Kosten zu bestreiten sich der „Unverstand der Befreiten weigerte". Der Mißmuth des Präsidenten wuchs, als man sich im Congresse dem Vorschlag geneigt zeigte, diese Armee von 60,000 auf 20,000 Mann zurückzuführen. Es mußte ein entscheidender Schritt gethan werden, wenn der Befreier die errungene Stellung nicht verscherzen wollte. Die Freunde Iturbide's sammelten das Häuflein seiner treuen Anhänger, setzten die Proletarier der Hauptstadt, die müßigen Leperos, die Sanscülotten Mexiko's, in Bewegung und in der Nacht vom 22. Mai 1822 strömte ein mächtiger Zug nach dem Hause des Befreiers. Die abgekartete Komödie ward gespielt und Iturbide als Agostino oder Augustin I. zum Kaiser von Mexiko ausgerufen. Der freudige Rausch währte bis zum andern Morgen, ja noch etwas länger. Natürlich wurden alle die gewöhnlichen Kunstgriffe in Scene gesetzt, um die Sache als eine vom Volke ausgehende Großthat erscheinen zu lassen. Auch spielte der schlaue Iturbide seine Rolle ganz leidlich. Wie es bei allen großen „Volksmännern" Sitte ist, zögerte er zuerst, dem „erklärten Willen der Nation"

Folge zu leisten, — er ließ sich die Kaiserwürde fast aufnöthigen, während er doch selbst am meisten nach unbeschränkter Macht verlangte.

Tags darauf spannte sich die begeisterte Menge vor den Wagen des glücklichen Monarchen, um ihn im Triumphzug nach dem zusammengetretenen Congresse zu fahren, wo er von der Mehrzahl der Abgeordneten in der Kaiserwürde bestätigt ward. Die Krone sollte in seiner Familie erblich sein, seinen ältesten Sohn erklärte man zum Kronprinzen, seine übrigen Söhne zu Prinzen des mexikanischen Kaiserreichs, seine Schwester ward zur mexikanischen Prinzessin erhoben, sein Vater zum Fürsten der Union. Die Krönung des transatlantischen Napoleon sollte unter Feierlichkeiten und Pomp aller Art begangen werden. Ein Ritterorden „unserer lieben Frau von Guadeloupe" wurde gestiftet, um die kaiserliche Narrethei voll zu machen. Man beschloß, vorerst alle Ausgaben des Kaisers aus der Staatskasse zu bestreiten; für später wurde ihm eine Civilliste von 1½ Millionen Piaster (3¾ Mill. rh. Gulden) zugesichert.

Natürlich fehlte es einem so außerordentlichen Manne nicht an Schmeichlern; ehe Se. Majestät noch Zeit hatte, irgend etwas Gutes oder Schlechtes zu verfügen, wurde ihm schon der Beiname „der Große" zugelegt! — Doch der Erwählte des Volkes verstand es nicht, die erworbene Gunst zu behaupten. Allerdings kannte auch die frühere Regierung kein wirksames Zaubermittel, um dem zunehmenden Geldmangel zu steuern, aber sie hatte doch ihr Möglichstes gethan, den Handel zu heben, den Ackerbau zu befördern und die Bergwerksarbeiten wieder in Gang zu bringen. Augustin der Große drückte das Volk durch Erhöhung der Abgaben, vermehrte die Zahl seiner Gegner durch despotisches Auftreten und entzweite sich in Folge dessen mit dem Congresse; zuletzt löste er diesen auf, setzte eine Junta an dessen Stelle und versäumte überhaupt nichts, um sich bald ebenso gründlich verhaßt zu machen, als er vormals beliebt gewesen. Als sein schlimmster Feind zeigte sich ein ehemaliger Günstling von ihm, General Santana; ob politische Gründe oder Privatinteressen dabei im Spiele waren, ist nicht genau ermittelt worden: genug, Santana, wie behauptet wird, erzürnt über einen ihm von Iturbide unverdient gemachten Vorwurf, war der Erste, der sich öffentlich gegen den Emporkömmling aussprach. Der junge General — damals Befehlshaber in der Provinz Veracruz — hielt eine feurige Rede an das Volk, in welcher er Iturbide der Auflehnung gegen die Constitution durch Auflösung des Congresses und des Eidbruchs durch willkürlichen Gebrauch seiner Gewalt anklagte. Dann verlangte er, sowol in seinem eigenen Namen als im Namen seiner Armee, die Wiederzusammenberufung der Nationalversammlung.

Um einen Aufruhr zu dämpfen, der sich nach Iturbide's Meinung auf die Garnison von Veracruz beschränkte, ließ der Kaiser eine Truppenabtheilung nach jener Gegend abgehen. Doch schon war es zu spät, um San-

tana's Unterwerfung zu erzwingen. Dieser war nicht mehr der Einzige, welcher dem Machthaber entgegentrat, bereits hatte sich Fernandez Vittoria, ein Republikaner von strengen Grundsätzen, ihm angeschlossen und das Obercommando übernommen, nachdem der kluge Santana ihm in sehr verbindlicher Weise bemerkt: „er schätze sich glücklich, unter der Fahne eines solchen Mannes, wie er, dienen zu dürfen." Sobald die Parteigenossen Vittoria an der Spitze der Aufständischen gewahrten, eilten sie scharenweise seinen Reihen zu. Der Offizier, welchen Augustin I. zur Bewältigung des Aufruhrs auserkoren hatte, hieß Echavari; er war unter allen Vertrauenspersonen derjenige, welchen Iturbide für den zuverlässigsten hielt. Er zeigte sich allerdings treu — aber nur so lange der kaiserliche Glücksstern im Aufsteigen begriffen war. Sobald dieser von Iturbide gewichen, wich auch Echavari von ihm. Nach einigen unbedeutenden Gefechten in der Gegend von Puente del Rey ging der Verräther zum Heer von Veracruz über. Um dem Aufstand einen gewissen Anstrich von Gesetzmäßigkeit zu geben, unterschrieben die drei Anführer am 1. Februar 1823 den, unter dem Namen des Vertrags von Casa-Mata bekannt gewordenen Akt. Von jenem Augenblicke an verbreitete sich die Insurrection gleich einem Lauffeuer nach allen Provinzen Mexiko's. Eine große Anzahl höherer Offiziere stellte sich an die Spitze der Bewegung; unter ihnen der Marquis von Vibanco, Befehlshaber eines bedeutenden Armeetheils im Staate La Puebla, die Generale Guerrero und Bravo, welche die Hauptstadt verließen, um in den westlichen Provinzen — dem Schauplatze ihrer alten Kämpfe — das neue Staatsgrundgesetz zu proclamiren. Auch General Negrette begab sich zur „nationalen" Armee, welche bald auf dem Marsch nach Mexiko begriffen war. Iturbide nahm mit seinen treugebliebenen Truppen eine Stellung zwischen der Hauptstadt und dem republikanischen Heere ein. Im Bewußtsein seiner Schwäche entschloß er sich zu unterhandeln, statt zu kämpfen. Er erbot sich, einen neuen Congreß zusammenzuberufen und sich dessen Entscheidung zu unterwerfen. Sein Antrag wurde zurückgewiesen und ihm sogar eine gewünschte Unterredung mit den Hauptanführern der republikanischen Armee verweigert. Geringer ward mit jedem Tage die Zahl seiner Anhänger; zuerst verließen ihn — eine alte Erfahrung — diejenigen, die ihm ihr Glück zu danken hatten. So sah er sich zum letzten Schritt gezwungen. Er berief den alten, von ihm aufgelösten Congreß wieder und legte am 20. März 1823 Regierung und Krone nieder, die ihm während seines zehnmonatlichen Regiments zur Dornenkrone geworden war. Nachdem der Congreß den Plan von Iguala sowie den Vertrag von Cordova für ungültig erklärt, verhängte er, jedoch unter Gewährung einer jährlichen Pension von 25,000 Piaster (63,000 fl.), über den Exkaiser die Strafe lebenslänglicher Verbannung.

Am 11. Mai 1823 schiffte sich Iturbide nach Italien ein.

Natürliche Folge der Revolution war der Triumph der republikanischen Partei; es war nur noch fraglich, welche Formen der junge Freistaat annehmen sollte. Unterdessen war die höchste Gewalt in die Hände des Congresses übergegangen; aber auch diese Körperschaft zeigte sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen, sie erwies sich nur fruchtbar im Zerstören, doch unfähig im Aufbauen; sie beging vielmehr eine Willkürhandlung nach der andern. Zuerst wurden alle Anhänger des Exkaisers aus ihrer Mitte entfernt; dann beraubte man den unschuldigen Adler des mexikanischen Wappens seiner Krone und erkor einen ungekrönten zum nationalen Sinnbilde; auch beeilte man sich, ein von Iturbide bei dem Hause Denis Smith in Baltimore kontrahirtes Anleihen für ungültig zu erklären. Dabei ließ man es sich auch angelegen sein, dem Klerus die Einmischung in Politik und Regierung zu erschweren. Endlich fing man an, sich ernstlicher mit Errichtung republikanischer Staatsformen zu beschäftigen. Aber während der Congreß die wichtigsten Regierungsfragen hin- und herwog, wurde seine Legitimität vielfach in Zweifel gezogen, die Thätigkeit der Körperschaft matt gelegt.

Nach unendlichem Wirrwarr von allen Seiten — die Provinzen Guadalaxara, Valladolid, Oaxaca, Zacatecas, Guanaxuato, Queretaro, San Luis de Potosi erklärten sich für unabhängig, Santana machte von Neuem Miene, die Fahne der Erhebung aufzupflanzen und dergleichen mehr — eröffnete am 7. November 1823 ein neuer Congreß seine Sitzungen.

Die Stadt Mexiko selbst war zu jener Zeit der Schauplatz großer Unruhen. Der Sturz Iturbide's hatte dort die Keime ernster Streitigkeiten zur Reife gebracht; das zurückgesetzte Militär, sowie das aufgehetzte Volk standen auf der Seite der Unzufriedenen. Der General Lobato, während der Freiheitskämpfe vom Schuhmacher zur Befehlshaberwürde emporgestiegen, beschuldigte die kaum constituirte Regierung der Schwäche und Verrätherei und drohte laut, sie umzustürzen. Es blieb nicht bei der Drohung. Lobato gewann etwa 1000 Mann von der Garnison für seine Sache, und an der Spitze dieser ebenfalls „unvergleichlichen" Tapfern verlangte er von dem Congresse, daß er seine Mitglieder Michelna und Dominguez, welche die höchste vollziehende Gewalt in Händen hatten, sowie Alaman, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als der Republik feindlich gesinnte Spanier aus seiner Mitte ausstoße. Er erklärte, erst dann werde er die Waffen niederlegen, wenn alle zweifelhaften Personen aus den öffentlichen Aemtern verjagt seien, und Spanien die Unabhängigkeit Mexiko's anerkannt habe. Es gelang zwar dem Maulhelden, den Congreß einzuschüchtern, aber nicht, wie er gehofft, das Volk zur Empörung aufzureizen. Die Generale Guerrero und Bravo eilten der Regierung zu Hülfe und Lobato war schließlich herzlich froh, von der verkündeten Amnestie Gebrauch machen zu können.

Wenige Tage später wurde die als höchst „liberal" gepriesene mexikanische Constitution verkündet. Auf Grund der neuen Staatsverfassung sollte

Mexiko einen Föderativstaat bilden; die katholische Religion wurde zur Landesreligion erklärt, die höchste Souveränetät dem Volke zuerkannt, d. h. die Vollziehung der gesetzgebenden, ausübenden und richterlichen Gewalt als unveräußerliche Volksrechte erklärt. Sie sollte durch einen aus dem Senate und dem Hause der Deputirten bestehenden Generalcongreß ausgeübt werden. Jeder Distrikt von 40,000—80,000 Einwohnern war zur Wahl zweier Senatoren und eines Abgeordneten berechtigt; die vollstreckende Gewalt wurde in die Hände eines auf vier Jahre gewählten Präsidenten gelegt, dem man einen Vicepräsidenten zugesellte. Zum Sitz der obersten Regierungsbeamten erwählte man die Bundesstadt Mexiko; hier sollte auch der Generalcongreß alljährlich vom 1. Januar bis zum 15. April zusammentreten. Ein Staatsrath, dem die Hälfte der gewählten Senatoren angehörte, hatte von einem Congresse zum andern zu fungiren. Fünf Minister standen an der Spitze der Geschäfte, der des Innern, des Aeußern, der Finanzen, des Krieges und des öffentlichen Unterrichts. Eine Centralregierung vertrat sämmtliche zur Republik gehörigen Provinzen oder Staaten. Weder Geburt, noch Reichthum gaben Anspruch auf Vorrechte, die öffentliche Besprechung der Staatsinteressen durch die Presse ward garantirt; Gütereinziehung, Leibesstrafen, sowie Entziehung der persönlichen Freiheit auf blosen Verdacht hin wurden verpönt; sie sollten, als einer barbarischen Zeit angehörend, nie mehr vorkommen dürfen. Jeder Mexikaner galt mit 18 Jahren für vollkommen selbständig, doch mußte jeder Deputirte 25, jeder Senator 30, der Präsident und Vicepräsident (nur geborene Mexikaner konnten zu dieser Würde gelangen) 35 Jahre alt sein.

An dieser Constitution hat nun jede der zahlreichen, oft nur Monate, Wochen, ja nur Tage bestehenden Regierungen so viel gemäkelt und herumgedüftelt, daß sie ein unvergleichliches Werk sein müßte, wenn alle Veränderungen immer auch Verbesserungen wären. Völlig umgestoßen wurde sie eigentlich nie.

Nachdem das gerühmte Meisterstück, sowie ein Anleihen von 8 Millionen Pfund Sterling zu Stande gebracht worden war, erklärte die Republik dem die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit fortwährend verweigernden Mutterlande den Krieg und verwies alle geborenen Spanier aus dem Reiche.

Unterdessen hatte auch Guatemala seine Selbständigkeit erklärt und sich dem unter dem Namen „Centralamerika“ bekannt gewordenen Staatenbunde angeschlossen.

Schon waren, Anfangs 1824, neue Zwistigkeiten — diesmal unter den Generalen Santana und Lobato — im Anzuge, da bewirkte eine Nachricht aus Europa die höchste Aufregung unter den Gemüthern, die allen Streit vergessen machte. Es hieß, der „große“ Iturbide befinde sich auf dem Wege nach Mexiko, um noch einmal an die Stelle der Föderativ-Republik die erst vor Kurzem kläglich zu Grabe gegangene Monarchie zu setzen.



Kampfscene aus den bürgerlichen Streitigkeiten.

Zweites Kapitel.

Mexiko als Republik bis zum Kriege mit der nordamerikanischen Union.

Rückkehr und Hinrichtung Iturbide's. — Innere und äußere Zustände des Landes. — Hernandez Vittoria als Präsident. — Verschwörung Arenas'. — Vertreibung der Spanier. — Escoseſos und Yorkinos. — General Bravo. — Präsident Pedraza. — Kampf in der Hauptstadt. — Guerrero. — Spanien gegen Mexiko. — Bustamente. — Verrath Picalunga's. — Guerrero's Tod. — General Ynclan. — Santana als Präsident, — als Dictator. — Neuer Kampf zwischen den Föderalisten und Centralisten. — Abfall von Texas. — Ueberblick seiner Geschichte seit seiner Entdeckung bis zu seiner Losreißung von Mexiko. — Zerwürfniß mit Frankreich. — Santana wieder Präsident. — Verbannung desselben nach Cuba.

(1824–1845.)

Das Gerücht von der Rückkehr des Exkaisers, das wie auf Sturmesfittigen durch die ganze Conföderation getragen wurde, machte unzählige Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften in den Herzen der Mexikaner rege. Die noch nicht erstarkte Regierung verdoppelte ihre Vorsichtsmaßregeln. Sie vermuthete nicht ohne Grund, Iturbide habe Verbindungen mit seinen im Lande gebliebenen Freunden angeknüpft, und unruhige Bewegungen in

einigen Staaten, besonders aber in der Provinz Guadalaxara, trugen dazu bei, sie in dieser Meinung zu bestärken.

Am 28. April 1824 erklärte der Congreß Augustin Iturbide für vogelfrei und mit ihm diejenigen, welche versuchen würden, durch Schrift oder Wort seine Rückkehr zu begünstigen. Um diesem strengen Ausspruche noch mehr Gewicht zu verleihen, stellte General Bravo, in dessen Hand sich die höchste vollziehende Gewalt befand, rasch und mit Erfolg die Ruhe in dem Staate Guadalaxara her, zog die unzufriedenen Führer Quintana und Bustamente auf seine Seite und ließ die Küsten scharf bewachen. In der Hauptstadt wurden mehrere angesehene Anhänger Iturbide's, die sich verdächtig gemacht hatten, von der Regierung zum Tode oder zur Verbannung verurtheilt.

Iturbide selbst näherte sich unterdessen mit vollen Segeln den Gestaden seines Heimatlandes. Er hatte am 11. Mai 1824 — gerade ein Jahr nach seiner Einschiffung in Veracruz — Southampton verlassen. Seine Frau, zwei seiner Kinder, sein Adjutant Beneski und drei Diener begleiteten ihn. In Jamaica, wo er landete, erfuhr er die gegen ihn erlassene Verfügung; doch eine dämonische Macht schien ihn seinem Untergange zuzutreiben. Er erreichte auch glücklich den Hafen von Soto la Marina, wo er sich ohne Zögern der Loyalität seines ehemaligen Freundes, des Generals Lagarza, anvertraute. Dieser empfängt ihn mit größter Freundschaft, überhäuft ihn mit Artigkeiten, speist und trinkt mit ihm — — — eine Stunde später sendet er seinem Gaste einen Priester, um dessen letzte Beichte zu empfangen! Der unglückliche Exkaiser ward noch am nämlichen Tage nach Pedilla gebracht und dort erschossen, — ein Opfer ungezügelten Ehrgeizes, unendlicher Selbstgefälligkeit, sowie allzugroßer Leichtgläubigkeit und endlich der widerwärtigsten Verrätherei!

Während die Execution des verrathenen Mannes stattfand, schwebte seine bedauernswerthe Frau in peinlichster Ungewißheit über das Schicksal ihres Gatten. Schon hatte sie einige ihrer Effekten vom Schiffe an's Land bringen lassen, als sich die Kunde vom Tode Iturbide's verbreitete. Da lichtete das britische Schiff seine Anker und machte sich auf den Rückweg nach England — die Verwaisten ohne alle Mittel, ohne jeglichen Schutz zurücklassend. Es blieb diesen nichts übrig, als die Hülfe des falschen Lagarza anzurufen. Dieser begab sich selbst zu ihnen, um die Papiere und Koffer seines schlecht berathenen Freundes zu durchsuchen. Hier entdeckte er, nach offiziellen Berichten, allerdings Dekorationen, Siegel und alle Abzeichen der kaiserlichen Würde, aber auch Proclamationen, in welchen Iturbide nicht als Kaiser auftrat, sondern als einfacher Soldat, gekommen, um die Pläne Spaniens zu vereiteln und die bedrohte Unabhängigkeit sichern zu helfen.

Die Nachricht vom tragischen Ende des „Befreiers" wurde von den Einen mit Freude begrüßt, von Andern mit unverhohlenem Mißbehagen aufgenommen. Doch war das Verfahren der Regierung bei dieser Gelegenheit

klug und großmüthig. Sie sorgte für die Familie des Hingerichteten, indem sie derselben eine Pension von 8000 Piastern (etwa 20,000 fl.) gewährte, unter der Bedingung, dieselbe im Auslande zu verzehren. Die unglückliche Witwe begab sich mit ihren Kindern nach Baltimore.

Der junge Freistaat war einer großen Gefahr entronnen. Regierung und Congreß konnten sich nun ungestört mit der Hebung des allgemeinen Wohlstandes beschäftigen. In der That wurden einige Verfügungen erlassen, denen der Menschenfreund seine Beistimmung nicht versagen kann; so wurde vor Allem der Sklavenhandel abgeschafft und jeder Neger für frei erklärt, der den mexikanischen Boden betrat. Zum Präsidenten der Republik erwählte man den General Hernandez Vittoria, zum Vicepräsidenten den General Bravo, zwei Männer, deren Talente, Charakter und Mäßigung gerühmt werden. Weiter wurde der Bau der Straßen wieder aufgenommen, Handel und Verkehr erleichtert, dem Bergbau Aufmerksamkeit zugewendet, Monopole wurden aufgehoben, nützliche Erfindungen begünstigt, Marine-, Militär- und Unterrichtsanstalten überhaupt, sowie Volksschulen gegründet. Aber was will die Gründung von Volksschulen heißen ohne ausreichende Lehrkräfte? — Und so tritt uns schon hier die Frage entgegen: war Mexiko auch reif für so viel Freiheit, so große politische Rechte und so viele neue Einrichtungen? Waren die in der Constitution niedergelegten Grundsätze der großen Masse überhaupt verständlich? — Nein und abermals nein!! — Die Durchführung großer Prinzipien wird nur einer herangereiften Nation, die sich im Schweiße ihres Angesichts zur Freiheit emporgeschwungen hat, Segen bringen, niemals aber tief gesunkenen Mischlingen, die sich bis zur Stunde noch auf's Schroffste gegenüberstehen, jenem Volke, welches ein menschenwürdiges Dasein noch gar nicht kennen gelernt und die Grundlage körperlichen wie geistigen Wohlbefindens erst noch in der Arbeit — der intellectuellen, wie der physischen — aufzusuchen hat. Die Mexikaner waren dem raschen Uebergange vom Druck der Tyrannei zu den Rechten und Pflichten einer demokratischen Republick durchaus nicht gewachsen. Die niederen Volksschichten, so plötzlich zur Selbständigkeit und Freiheit gelangt, wußten von dieser keinen Gebrauch zu machen, während die mittleren Stände, Militärs, Kaufleute, sowie Beamte, die neue Staatsform nur als ein Mittel zur Vergrößerung ihres Vermögens und ihres Einflusses betrachteten. Unverstanden von der großen Masse, welche nicht so rasch zu soliden bürgerlichen Verhältnissen gelangen konnte, blieb die freie Verfassung nur ein Blatt Papier. Da aber auch die andern Classen die erwarteten Vortheile ausbleiben sahen, so glimmt seitdem der Funke der Unzufriedenheit fort und fort. Die Staatsabgaben wurden als ärgerliche Lasten angesehen und es gingen deswegen keine oder doch nur wenige Steuern ein; man sah sich außer Stande, die Zinsen der kürzlich kontrahirten großen Nationalschuld zu entrichten, und die englischen Agenten, welche nach Mexiko gereist waren, um der angehenden Republik die mittelbare

Anerkennung Großbritanniens zuzusichern, forderten, da sie keine Sicherheit in den Zuständen erblickten, ihre Pässe.

Am 1. Januar 1825 wurde durch den Präsidenten Hernandez Vittoria der erste freigewählte unabhängige Generalcongreß eröffnet; im nämlichen Jahre gelang es der Republik, sich des spanischen Linienschiffes „Asia" und der Brigg „Constantia" im neukalifornischen Hafen Monterey zu bemächtigen, und am 19. November ergab sich die Festung San Juan de Ulua, der letzte Punkt, welchen die Spanier in Mexiko in Besitz hatten. Mit ihm verlor das ehemalige Mutterland den Schlüssel zu seinem abgefallenen Vicekönigreiche. Damit war die Unabhängigkeit des jungen Freistaates entschieden. Nach dem Beispiele Englands schickten nun auch die andern europäischen Mächte nach und nach Agenten und Consuln nach Mexiko und erkannten die neue Republik an.

Mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika schloß das nun selbständig gewordene Land einen Handelsvertrag, und man hätte mit dem Stande der öffentlichen Angelegenheiten nach Außen wohl zufrieden sein können, wenn nicht ein Erlaß des Papstes Leo X., worin der „heilige Vater" die Mexikaner aufforderte, sich wieder dem Mutterlande zu unterwerfen, neue Keime der Zwietracht hervorgerufen hätte. Von den nicht eingeborenen Spaniern ging das damalige Zerwürfniß aus; sie hatten es auch zu büßen. Dieselben befanden sich nämlich in jener Zeit noch immer im Besitze eines großen Theils des Grundvermögens und der Beamten-Stellen, und waren — im Widerspruche mit früheren Beschlüssen, und trotz des allgemeinen Volkshasses — zahlreich im Lande geblieben. Jetzt erschien am 14. Mai, infolge des Anschlags eines Mönches, welcher gerne im Sinne des päpstlichen Schreibens Mexiko wieder unter die Zuchtruthe Spaniens und unter die Herrschaft der Inquisition zurückgeführt gesehen hätte, ein Dekret, kraft dessen sämmtliche im öffentlichen Dienste befindlichen Spanier bis zum Frieden mit dem ehemaligen Mutterlande suspendirt wurden.

Arenas, so hieß jener Fanatiker, stand nicht allein; es zeigte sich, daß viele bedeutende Persönlichkeiten, eine Menge Priester, sowie einige Generale, worunter auch die früher im Unabhängigkeitskriege so thätig gewesenen Arana, Negrette und Echavari beim Complot betheiligt waren. Arenas ward zu Pulver und Blei verurtheilt und demgemäß am 2. Juni vor der Stadt erschossen.

Die Verfolgung der Spanier begann nun ungescheut. Man vertrieb sie Ende 1827 in einzelnen Staaten sogar gänzlich aus dem Lande. Selbst mit dem Klerus machte man keine Ausnahme. In manchen Theilen wurde den Spaniern nicht einmal gestattet, ihr Eigenthum mitzunehmen; in andern waren nur die über 50 Jahre alten und diejenigen, welche für Mexiko die Waffen getragen hatten, von den grausamen Ausschließungsgesetzen ausgenommen. Auf diese Weise gelangte das Land noch immer nicht zur Ruhe und die gehofften Segnungen der „Befreiung" ließen vergeblich auf sich warten.

Zu jener Zeit kam die Bezeichnung Escoseſos und Yorkinos als Parteinamen in Mexiko auf. Die ersteren bestanden hauptsächlich aus dem Landadel, der hohen Geistlichkeit, aus reichen Kaufleuten und höhern Beamten, — Monarchisten, die einen spanischen Prinzen auf den Thron von Mexiko und statt der einzelnen Staaten eine centralisirte Regierung wünschten: kurz, sie entsprachen in politischer Hinsicht den Aristokraten anderer Länder. Sie waren durch Freimaurerbande nach schottischem Ritus (daher der Name) unter einander vereinigt und versammelten sich regelmäßig in Logen, um hier ihre Interessen zur Sprache zu bringen. Zu ihren einflußreichsten Mitgliedern zählte auch der General Bravo, einer der ehrenwertheren Charaktere, die uns die neuere Geschichte Mexiko's vor Augen führt.

Die Yorkinos empfingen ihren Namen infolge der Verbindung, welche sie mit einer Loge zu New-York unterhielten. Zur Zeit ihrer Bildung als Partei bestanden sie aus den „Independenten“, erklärten Vaterlandsfreunden, und es war damals ihr Verhältniß zu den Escoseſos keineswegs ein feindliches. Später erst nahm ihr politisches Glaubensbekenntniß eine Richtung an, (wir würden sie heute eine „rothe“ nennen) wodurch sie bald einen nur zu verhängnißvollen Einfluß erlangten. Es dauerte nicht lange, so traten sie als die bittersten Gegner der Escoseſos, sowie aller in Mexiko seßhaften Spanier auf. Sie führten stets die volltönenden Worte: „Freiheit“ und „öffentliches Wohl“ im Munde, stachelten unermüdlich die Leidenschaften der großen Menge auf und waren für Mexiko zu ihrer Zeit das, was die Jakobiner einst für Frankreich gewesen. Zu ihnen hielten sich alle Farbigen und Indianer und die eifrigsten Anhänger des Föderativsystems. Da ihre Zahl weit größer war, als die der Escoseſos, so erlaubten sie sich allerlei Uebergriffe. Infolge dessen sah sich die Regierung genöthigt, ihre Loge zu schließen; aber es gelang ihr nicht, die Eröffnung einer neuen zu verhindern, und so dauerte unter anderem Namen das alte Unwesen fort, nach wie vor.

Als die Aussichten Spaniens immer geringer wurden, hörte die Bedeutung der Namen „Escoseſos“ und „Yorkinos“ auf und sie hießen nunmehr Centralisten und Föderalisten.

Zu den Centralisten zählten vorzüglich die Mitglieder der hohen Geistlichkeit und des Militärs, besonders die Generale, sobald sie die Zügel der Regierung in Händen hielten, mochten sie auch früher zu der andern Partei gehört haben, wie Guerrero, Bravo, Bustamente, Pedraza und Santana. Zu diesen inneren Zerwürfnissen gesellte sich noch die Calamität einer enormen Schuldenlast. Trotz aller glänzenden Verheißungen zeigte sich neuerdings wieder ein ungeheures Deficit: man mußte im September 1827 zu einer neuen Anleihe schreiten und die Steuern und Abgaben erhöhen.

Die öffentlichen Unruhen nahmen unter solchen Umständen noch mehr zu, als es sich um Ernennung eines neuen Präsidenten, des Nachfolgers von Hernandez Vittoria, handelte. General Bravo, der die Regierungs-

gewalt gerne in den Händen der Centralisten gesehen, versammelte seine Anhänger zu diesem Zwecke Anfangs des Jahres 1828 um sich. Er wurde jedoch von Guerrero geschlagen, mit andern Häuptern seiner Partei gefangen genommen und zur Deportation nach Südamerika verurtheilt. Durch diesen schlechten Ausgang des Unternehmens ihres Anführers ließen sich seine Parteigenossen aber keineswegs entmuthigen, sondern sie schlugen bei der Präsidentenwahl den verdienstvollen früheren Kriegsminister, General Pedraza, vor, während die Föderalisten den General Guerrero zum Präsidenten verlangten. Dies gab Anlaß zu neuen Streitigkeiten. Pedraza war von 11 Staaten gegen 8 gewählt worden und gesetzlich konnte er auf die Präsidentenwürde Anspruch machen, allein Santana und andere Parteiführer traten gegen ihn auf. An der Spitze von 500 Mann bemächtigte sich der Letztgenannte der Festung Perote und erklärte von dort aus die Wahl Pedraza's für ungültig, indem er verkündete, der kundgegebene Wille der einzelnen Staaten sei nicht der des „Volkes", die Mehrzahl der Bürger stimme nicht für den neuerwählten Präsidenten, sondern für Guerrero.

Die Regierung hatte zwar General Rincon mit 5000 Mann gegen Santana gesendet, und dieser sich auch Anfangs zurückgezogen; bald aber wuchsen die Kräfte seiner Partei. Schon am 30. Nov. 1828 waren die Föderalisten im Besitz der wichtigsten Punkte der Hauptstadt, und vom 2—4. December kam es in den Straßen derselben zu einem Kampfe, der die völlige Niederlage und Vertreibung der „Aristos" zur Folge hatte. Entsetzlich war die Verwüstung, welche die Föderalisten, und besonders der Janhagel Mexiko's, die Leperos, angerichtet hatten. Unter dem Vorwande, ihren spanischen Feinden nachzustellen, brachen die Helden der Gasse in die Häuser der Reichen ein und schleppten fort, was sich nur ergreifen ließ. Der große Markt, Parian, wurde von ihnen rein ausgeplündert und bot einen greulichen Anblick dar. Dieses Volk, in Lumpen gehüllt, mit ungekämmten Haaren, von eckelhaftem Ungeziefer bedeckt, riß sich um die feinsten Mousseline und indische Seidenzeuge, um chinesisches und japanesisches Porzellan, um kostbare Möbel, um Edelsteine, Goldsachen und Silberschmuck, — Dinge, die es meist gar nicht verwerthen konnte!!

Mehr als fünfhundert wohlhabende Familien sind damals in einer einzigen Nacht um all' ihr Hab und Gut gekommen. Am nächsten Morgen glich Mexiko einem mit Ruinen und Leichen bedeckten Schlachtfelde. Pedraza selbst sah sich genöthigt, die Hauptstadt in der Kutte eines Mönchs zu verlassen, um nur sein Leben zu retten.

Die Föderalisten übernahmen nun die Regierung. Zu Anfang des Jahres 1829 wurde Guerrero zum Präsidenten erwählt, während dem General Anastasio Bustamente die Vicepräsidentschaft, Santana das Kriegsministerium zugetheilt wurde. Das erste, was sich der neue Präsident angelegen sein ließ, war die nun endlich erfolgende strenge Vollziehung des Dekrets gegen

die Altspanier. Es ward ihnen, unter Androhung von Festungsstrafe, befohlen, im Laufe von drei Monaten das Gebiet der Republik zu verlassen; nur Gebrechliche, Kinder und insbesondere alle diejenigen Frauen, welche die Absicht aussprachen, im Lande zu bleiben, durften eine Ausnahme machen. Sie erhielten die Erlaubniß, ihre Güter zu behalten und die ihrer Gatten konnten ihnen nur zum dritten Theile weggenommen werden.



Leperos, die Helden der Gasse.

Diese eben so ungerechte als gehässige Maßregel brachte Mexiko keinen Segen, denn durch den Wegzug von 20,000 Bewohnern gingen dem Lande nicht nur mehr als 100 Millionen Piaster verloren, sondern auch Tausende der fleißigsten Mitbürger. Die Ausführung der Verbannungsedikte, neue Streitigkeiten im Innern des Landes, sowie dessen immer zerrütteter werdende Geldverhältnisse ermuthigten Spanien im Sommer 1829 zu dem Versuche, Mexiko wieder zu gewinnen.

Seine transatlantischen Besitzungen zurückzuerobern, war bei Ferdinand VII. zur fixen Idee geworden. Der schwachsinnige Monarch ließ sich von seinen Höflingen und Schmeichlern so sehr bethören, daß er sich fest einbildete, seine ehemaligen amerikanischen Unterthanen wünschten nichts sehnlicher, als von Neuem unter das spanische Scepter zu kommen, — als ob sie nicht an dessen „mildem" Walten drei Jahrhunderte lang genug gehabt hätten! Jetzt schien der Regierung zu Madrid der günstige Augenblick zur Wiederherstellung ihrer Herrschaft gekommen. So groß war die Täuschung, der sich die Rathgeber des spanischen Monarchen hingaben, daß sie eine Armee von 5000 Mann für hinreichend hielten, das abtrünnige Vicekönigreich wieder zu unterwerfen. In großsprecherischen Proclamationen nannte sich der Obergeneral Don Isidore Barradas „Befreier des Landes"; er versprach

Vergessen des Geschehenen und eine Menge anderer wohllautender Dinge. Doch die schönen Verheißungen bewirkten gerade das Gegentheil von dem, was sie ausrichten sollten. Die Mexikaner entsagten allen bisherigen Uneinigkeiten und griffen in Masse zum Schwert, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren. Ueberall bildeten sich Milizen, bereit, beim ersten Zeichen auf den Feind loszustürzen.

Am 27. Juli landeten zu Cabo Rojo, 16 Meilen von Tampico, die 13 Schiffe, welche den neuen Cortez und die gepriesenen Conquistadores des XIX. Jahrhunderts an Bord trugen. Der nächstfolgende Tag sah sie auf dem Marsche nach Tampico, das damals keine Festung war. Der „unvergleichliche“ Barradas war im Voraus so sehr überzeugt, die „nach seiner Befreiung dürstenden“ Mexikaner würden haufenweise den Fahnen seines Königs zuströmen, und er ward in dieser Ueberzeugung so wacker durch die Zusprache der ihn begleitenden Franziskanermönche bestärkt, daß er in seiner Siegeszuversicht nicht nur alle Kanonen zurückließ, sondern auch seine Schiffe — allerdings nicht etwa versenkte — aber doch als unnütz wieder nach Cuba schickte.

Es dauerte nicht lange, so zeigte das Land seine wahren Gesinnungen; allerseits rüstete man sich zum Kriege; verbannte Generale suchten und erhielten Erlaubniß zum Wiedereintritt in den Dienst, vergessen war der alte Zwiespalt — ganz Mexiko erhob sich wie Ein Mann. Der Congreß trat zusammen. Der Präsident Guerrero aber, statt sich an die Spitze der Armee zu stellen und den anrückenden Gegner anzugreifen, verlangte die Dictatur und erging sich in wortreichen Proclamationen, um eine Vaterlandsliebe anzufachen, die damals der Anregung gar nicht bedurfte. Dieses unkluge Benehmen machte sich Santana zu Nutzen. Er begab sich ohne Zögern nach Veracruz, rief das Volk unter die Waffen, nahm an Geld und Gut an sich, was er bekommen konnte und schiffte sich mit noch nicht 900 Mann nach der von den Spaniern besetzten Provinz ein.

Barradas wartete unterdessen auf das Heranströmen aller loyalen Mexikaner; als er sieht, damit habe es gute Weile, entschließt er sich, mit seiner „unvergleichlichen“ Armee allein vorzudringen. Er erringt auch einige Erfolge über Lagarza, da hört er mit einem Male, daß Santana auf Tampico losmarschire, wo sich zur Zeit nur 300 gesunde Spanier, aber um so mehr kranke befinden. Diese schwache Garnison leistet kräftigen Widerstand, und als Barradas heraneilt und seinen Feind im Rücken faßt, — da hält sich Santana einen Augenblick für verloren; doch weiß er sich noch durch eine List zu retten. Er läßt das Gerücht verbreiten, mehrere Regimenter seien zu seiner Unterstützung im Anzuge; infolge dessen wagt es Barradas nicht, ihn zu verfolgen, obgleich er ihn mit seinen 3000 Mann hätte erdrücken können. Statt nun irgend einen entscheidenden Schlag zu führen, bleibt der spanische Obergeneral, auf Verstärkungen wartend, unthätig, während Hunger,

Krankheit und nachtheilige Witterung die Reihen seiner Truppen von Tag zu Tag mehr lichten. Zuletzt im Stich gelassen von den „Getreuen des Königs", bleibt ihm nichts übrig, als vor den täglich mehr erstarkenden Mexikanern die Waffen zu strecken. Infolge der am 11. September 1829 geschlossenen Kapitulation verlassen die Spanier für immer ihr früheres Goldland.

Aber sonderbar! Das Volk, welches wir mit solcher Einigkeit dem äußeren Feinde entgegentreten und denselben siegreich bezwingen sehen, vermag zu keiner Zeit, den Feind im Innern loszuwerden. Bei den Mexikanern schien das Revolutionsfieber der normale Zustand geworden zu sein. Ein Aufstand folgte dem andern. Zunächst war es wieder der Präsident, der das Unglück hatte, die allgemeine Unzufriedenheit zu erregen. Die Reichen verziehen ihm nicht die Abschaffung der Sklaverei, die mittleren Classen seufzten über das Joch, das er ihnen „durch Mißbrauch seiner Gewalt" auferlegte, auch mit der Armee hatte er es verdorben: kurz es erhob sich Murren und Klagen von allen Seiten. Zuletzt hieß es, er sei ein Farbiger und dies allein genüge, ihn der Präsidentschaft unwürdig zu machen.

Das Militär erklärte sich in dem sogenannten „Pronunciamento von Jalapa" am 4. December 1829 gegen die Regierung, verlangte Entsetzung des Präsidenten, Abdankung der Minister ꝛc. Statt sich aufzuraffen, floh Guerrero in größter Eile nach der Küste und schiffte sich auf einem sardinischen Fahrzeuge unter dem Befehle eines genuesischen Kapitäns, Picalunga, ein. Es wurde nun eine provisorische Regierung aus Don Pablo Velez, General Rayon, Luis Quintana und dem ehemaligen Minister des Auswärtigen, Lucas Alaman, eingesetzt und Bustamente, mit dem Titel eines Vicepräsidenten, an die Spitze der Verwaltung gestellt.

Während jener Zeit war der Zustand des Landes trauriger denn je: die Gesetze wurden mit Füßen getreten, die Sitten kamen noch mehr in Verfall, der Handel gerieth ins Stocken und bald entspann sich ein neuer Bürgerkrieg, dessen Entstehung hauptsächlich der Unzufriedenheit zugeschrieben ward, die sich wegen Parteilichkeit der Regierung in Bezug auf Vollziehung des Verbannungsgesetzes allerwärts kund gab. Auch Guerrero, der sich anfangs in sein Schicksal ergeben, begann sich auf's Neue zu regen. Er wußte den Süden für sich zu gewinnen, schlug seine Gegner in mehreren Gefechten, ließ den ihm feindlichen General Armijo ermorden und nahm Acapulco ein. Wahrscheinlich wäre Bustamente unterlegen, wenn man den Streit nicht mehr für eine Privatsache als für eine Nationalangelegenheit gehalten hätte. —

Unterdessen war auch Gomez Pedraza wieder aus Europa zurückgekehrt. Eine große Mehrheit wäre bereit gewesen, ihn zum zweiten Male als Präsidenten anzuerkennen, hätte er nicht seiner Würde aus ehrenhaftem Bedenken, vielleicht auch aus Furcht vor abermaligen Aufständen freiwillig entsagt. Man sollte meinen, diese Entsagung müsse ihm die Freundschaft

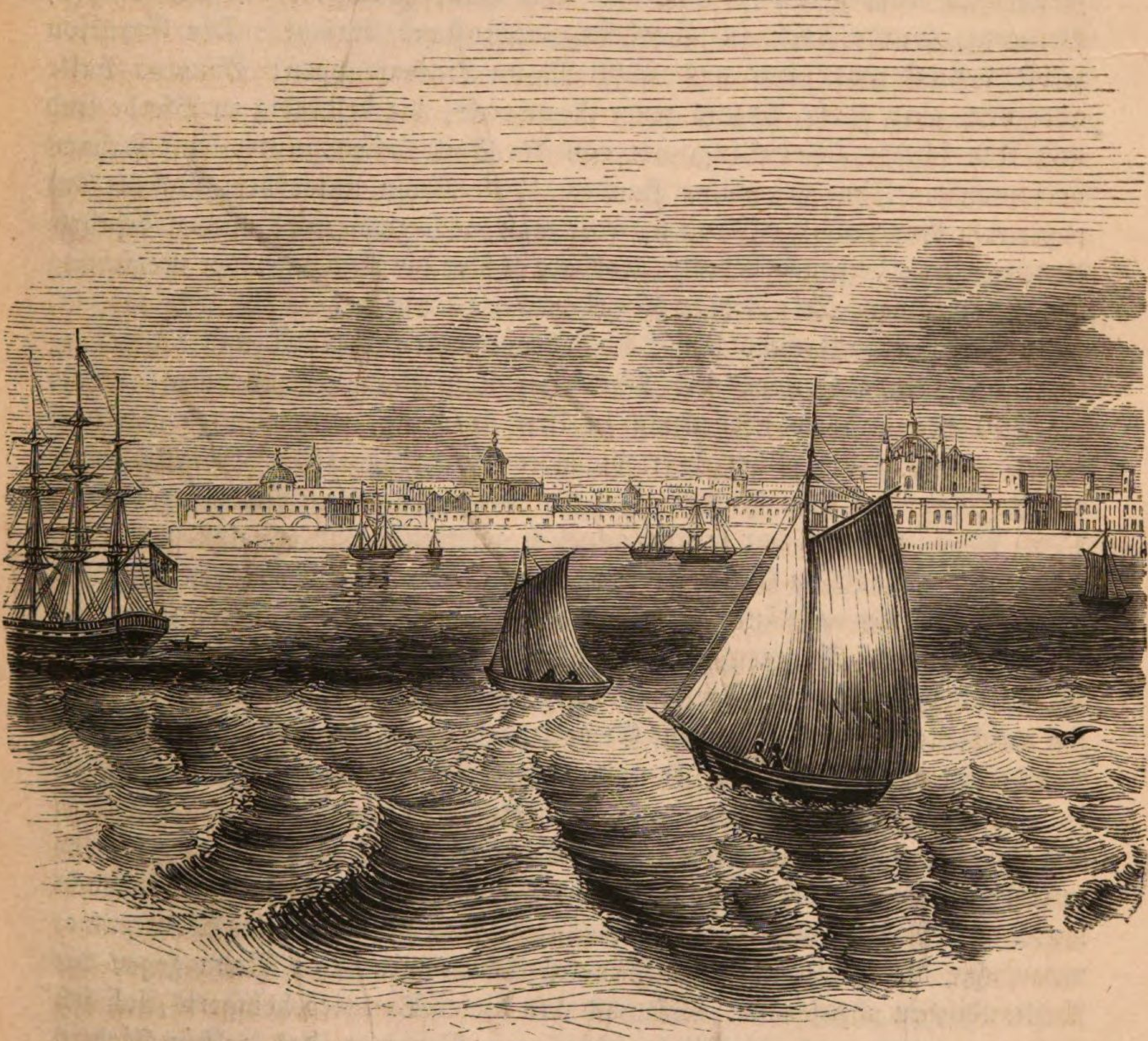
und Dankbarkeit Bustamente's erworben haben; nein, — im Gegentheile! An Pedraza erging strenger Befehl, sich binnen 24 Stunden wieder nach Europa einzuschiffen!

Das Glück neigte sich nun immer mehr auf die Seite Bustamente's. Allenthalben siegten seine Truppen unter dem an die Stelle des ermordeten Armijo getretenen General Bravo. Jetzt erhielt er unerwartet Gelegenheit, auch noch einen andern Vortheil zu erlangen. Durch schändlichen Verrath fiel sein Gegner Guerrero in seine Hände.

Der nämliche Picalunga, welcher dem abgesetzten Präsidenten einst zur Flucht verholfen, bittet den Minister Facio eines Tages um Gehör. Er stellt sich ihm vor als Freund Guerrero's, als den Einzigen, der ihn der Regierung überliefern könne, — wenn ihm diese seinen Dienst würdig lohne. Als Preis für seinen Verrath verlangt der dunkle Ehrenmann ein Sümmchen von 50,000 Piastern. Der abscheuliche Vertrag wird geschlossen. Picalunga beeilt sich, sein argloses Opfer in die Hände seiner Feinde zu liefern. Er schleicht sich durch Versicherungen aufrichtiger Ergebenheit in Guerrero's Vertrauen ein, ladet den General zu einem Frühstück an Bord seines Schiffes, wo er den um die Befreiung seines Vaterlandes so verdienten Mann mit den Ausdrücken zärtlichster Theilnahme empfängt. Sobald Guerrero jedoch am Tische des Verräthers Platz genommen, segelt dieser geradeswegs nach dem Hafen Huatulco. Hier wird der gefangene Expräsident vor ein Kriegsgericht gestellt und von den Richtern, die zu seinen bittersten Gegnern gehören, zum Tode verurtheilt. Ende 1830 fand die Hinrichtung durch Pulver und Blei statt. Das Herz jedes rechtlichen Menschen empörte sich, als diese Vorgänge bekannt wurden, und wohlverdiente Schmach fiel auf die Häupter ihrer Urheber. Noch lange galt der Ausdruck „picalungada" als Bezeichnung niedrigster Verrätherei. —

Einige Jahre blieb Mexiko mit Revolutionen und Pronunciamentos verschont; da fing auch Bustamente's Stern an zu bleichen. Sowol der Präsident als sein Ministerium erregten durch mehrere Maßregeln das öffentliche Mißvergnügen. Die Constitution, an und für sich nicht ohne Werth, ward fast von keiner Seite gehalten; die Beschränkung des auswärtigen Handels, Zollerhöhungen, gezwungene Anleihen und andere Behelfe, die fortwährende Geldnoth zu mindern, trugen auch nicht dazu bei, die Beliebtheit der Regierung bei der großen Menge zu erhöhen; nicht minder verderblichen Einfluß übte die Presse auf die herrschende üble Stimmung. Da ereignete sich ein Vorfall, welcher der Unzufriedenheit weitere Nahrung und Veranlassung zu einem erneuten Ausbruche gab. Das Privatleben des Divisionärs zu Jalisco, Y n c l a n, war in einer daselbst erschienenen Flugschrift heftig angegriffen worden. Voller Grimm stürzte der Beleidigte zu dem Buchdrucker Brambilla, bei welchem die Broschüre herausgekommen war, und denselben mit Rache und Tod bedrohend, verlangte er von ihm die

Kundgebung des Namens des Verfassers. Der muthige Verleger verweigert dies, indem er erklärt, das Gesetz verlange nur, daß er vor dem Geschworenengerichte den Autor nenne. Hierauf verkündigt der General dem Bedrohten, er möge sich auf sein Ende vorbereiten, in 24 Stunden werde er erschossen. Diese Gewaltthätigkeit bewog den Civilgouverneur von Jalisco, einzuschreiten. Brambilla wurde sogleich in Freiheit gesetzt.



Veracruz.

Obgleich YncIan sich durch diesen Vorfall den Unwillen der Presse, ja der ganzen öffentlichen Meinung Mexiko's zugezogen, standen doch Regierung und Militär auf seiner Seite. Man berief ihn zwar von seinem Posten ab; er erhielt jedoch keine eigentliche Strafe, sondern der Kriegsminister Facio begnügte sich, den Congreß vermittelst einiger entschuldigenden Worte von seiner Amtsenthebung in Kenntniß zu setzen. Die Erbitterung stieg hiedurch auf's Höchste. Die Besatzung von Veracruz — wahrscheinlich im

Einverständniß mit Santana, der wenige Stunden von der Stadt auf seinem Landgute lebte — erließ am 2. Januar 1832 ein neues Pronunciamento gegen die Regierung, worin sie die Entlassung des Ministeriums Alaman verlangte. Santana erhielt den Auftrag, dem Congresse die Gesinnung des Staates Veracruz zu verkünden. Alaman vertheidigte sich, bot aber seine Entlassung an; die Regierung verweigerte sie ihm. Dies war das Zeichen zu einer neuen Revolution. Das Hauptquartier der Aufständischen, Veracruz, wurde rasch in Vertheidigungszustand versetzt. Die Garnison selbst bestand zwar nur aus 2000 Mann Linientruppen; Santana hatte aber noch eine große Anzahl jener Rancheros, die beständig zu Pferde sind und ihre scharfe Toledoklinge nie von der Seite lassen, unter seine Fahnen versammelt. Ihm gegenüber standen 4000 Mann unter dem Befehle des ergrauten Generals Calderon, dem man noch zwei nicht minder bejahrte Untergenerale beigegeben hatte, weshalb später die Anhänger der Regierung den Spottnamen „Viejocitos" (Alterchen) erhielten.

Santana unternahm am 24. Februar einen Ausfall und es gelang ihm auch, einen Convoi mit Munition und Geld wegzunehmen, wobei die 300 Mann starke Bedeckung zu ihm überging. Dem guten Anfange folgte jedoch kein gleich befriedigender Fortgang. Der General erlitt am 3. März bei dem Flecken Tolome eine vollständige Niederlage; seine 1700 Mann starke Schar wurde gänzlich zerstreut, und er selbst mußte sich während der Nacht im Walde versteckt halten. Der Sieg der Regierung wäre ohne Zweifel ein vollständiger geworden, wenn General Calderon nun rasch einen Sturm auf Veracruz versucht hätte. Statt dessen ließ er pomphafte Bülletins vom Stapel, zögerte und zögerte, und als er Ende März endlich sich anschickte, die Stadt in seine Gewalt zu bringen, fand er sie in so gutem Vertheidigungszustande, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Die Bewegung riß nun auch die Staaten Tamaulipas und Tampico mit sich fort. Ihre ganze bewaffnete Macht schloß sich Santana an, der sich unterdessen wieder erholt und eine neue Schar von 500 Mann gesammelt hatte. Der Abfall eines ihrer Befehlshaber, des Commandanten Montezuma, veranlaßte die Regierung, den General Teran mit 1200 Mann gegen die Aufständischen abzusenden. Während nun dieser Tampico belagerte, sah sich Calderon gezwungen, die Belagerung von Veracruz des gelben Fiebers wegen aufzugeben, und hiedurch nahm die Empörung selbst unter Teran's Truppen so überhand, daß sich der General aus Verzweiflung entleibte.

Noch bis zum Jahre 1833 erhielt sich Bustamente in der Präsidentschaft; dann dankte er ab. Santana, um seiner Sache einigermaßen den Schein von Gesetzlichkeit zu geben, rief nun Pedraza aus seiner Verbannung zurück, während Bustamente gegen Montezuma auszog, dem er auch wirklich eine Schlappe beibrachte. Kaum hatte er aber diesen Vortheil errungen, so mußte er zur Vertheidigung Mexiko's herbeieilen, gegen welches Santana

mittlerweile über Puebla vorgedrungen war. Es kam jedoch nicht zum Kampfe, denn Pedraza vermittelte in Puebla einen Waffenstillstand, sowie einen Vertrag mit Bustamente, durch welchen Vergessenheit alles Geschehenen zugesichert und ein neuer Congreß auf den 1. April berufen wurde. Bis dahin sollte Pedraza als Präsident im Nationalpalaste residiren. Es war vorauszusehen, daß Santana von den zusammenberufenen Deputirten zu seinem Nachfolger gewählt werde. Den mehr als räthselhaften Charakter dieses merkwürdigen Mannes, der jetzt immer mehr in den Vordergrund der Geschichte Mexiko's während der letzten Jahrzehnte tritt, schildert ein Kenner der Zustände jenes Landes wie folgt: „Im Besitze eines unternehmenden Geistes, einer außerordentlichen Geschmeidigkeit und vorzüglich einer Tollkühnheit ohne Gleichen, hatte er längst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und trotz seiner geringen militärischen Befähigung doch Vertrauen eingeflößt. In seinen Adern mischt sich spanisches Blut mit indianischem, und so verbindet er die Energie der einen Rasse mit der Verstellungskunst der anderen. Sein schwarzes Auge ist voll Verschmitztheit und Feuer, sein Körper wie von Eisen, denn er besitzt mit 50 Jahren noch die Kraft des Jünglings. Grausam zuweilen bis zur Wildheit ließ er im Jahre 1835, der gesetzlichen Uebereinkunft zum Hohne, die sich ihm ergebenden Insurgentenabtheilungen ohne Weiteres erschießen. Er haschte sein ganzes Leben lang begierig nach Popularität und konnte Niemand neben sich sehen, dem sich die Volksgunst mehr zuwendete. Sie sich zu erhalten oder sie zu vergrößern, wich er vor keinem Mittel zurück. Oft sah man ihn bei den Hahnenkämpfen unter die zerlumpte Menge sich mischen und einen Piaster für den einen der Kämpfer wetten, gleich dem letzten der Leperos." —

Einem solchen Manne konnte — besonders als er sich später den Wünschen des Klerus entgegenkommender zeigte, als irgend einer seiner Vorgänger — allerdings ein beinahe unbeschränkter Einfluß zu Gebote stehen, und nur zu gut wußte Santana diesen zu seinem Vortheile auszubeuten. Lange ließ er durch schöne Worte glauben, sein Triumph sei der seiner Verbündeten, der Triumph der Demokratie. Damals sprach man nur von Abschaffung der Zehnten und anderer Privilegien der Geistlichkeit, von Freiheit der Confessionen und vor Allem forderte man völlige Preßfreiheit. Die liberale Partei schien nach vierjährigem Kampfe gesiegt zu haben. Allein der Klerus, sowie die Reste der noch immer viel vermögenden altspanischen Partei setzten Alles in Bewegung, um die durch den Congreß in Aussicht gestellte Reform des geistlichen und Militär-Standes rückgängig zu machen und besonders die Einziehung der Güter der Geistlichkeit sowie die Beschränkung des Militär-Budget zu hintertreiben. Infolge dessen erhob Ende Mai, zu einer Zeit, da man es am wenigsten erwartete, wiederum die Empörung, und zwar diesmal zu Valladolid, ihr grinsendes Haupt. Es handelte sich jetzt nicht mehr um einen Wechsel der Personen,

sondern um eine gänzliche Veränderung des Systems. Die Centralisten, Bustamente und der ehemalige Minister Manjino an der Spitze, wollten Santana zum Dictator ausrufen. Dieser, so willkommen ihm das Verlangen auch erscheinen mochte, zögerte doch, die ihm angebotene Würde anzunehmen. Noch mehr: er bat den Congreß um Erlaubniß, gegen die Aufständischen zu Felde ziehen zu dürfen, eine Erlaubniß, die ihm unter Lobpreisung seiner „unvergleichlichen" Vaterlandsliebe auch ertheilt ward. Er zog aus — rückte indessen nur sehr behutsam gegen seine eigenen Anhänger vor. Bald genug entwirrte sich der Knoten, als Santana von einem Theile seiner Truppen verlassen, in Gefangenschaft seiner Freunde gerieth und nun seine Zustimmung dazu geben mußte (!!), sich zum Dictator ausrufen zu lassen! — Wenige Wochen wieder, und es wurden im Juni Manjino und 30 weitere Urheber des Aufstandes vom Congresse auf sechs Jahre verbannt. Nach vier Monaten marschirte Santana abermals gegen die Aufrührer, ein Zug, der beiden Theilen große Verluste infolge des ausgebrochenen gelben Fiebers brachte. Indessen siegte der neue Dictator mit seinen wenigen verschont gebliebenen Leuten, und nur dem Oberst Duran gelang es, sich mit 400 Reitern nach Oaxaca zu retten.

Hierauf wurden die versprochenen neuen liberalen Gesetze verkündet. Es sollte fortan kein Zwang mehr zur Abgabe des Zehnten stattfinden. Das Ernennungsrecht des Papstes ward für Mexiko von nun an nicht mehr anerkannt; Mönche und Nonnen sollten für die Folge nach Belieben in's bürgerliche Leben zurücktreten dürfen. Zu gleicher Zeit schaffte man die Asche Iturbide's in das mexikanische Pantheon, wo sie neben der Asche der ersten Helden des Unabhängigkeitskriegs zu ruhen kam. Die Witwe und die Kinder des frühern Kaisers erhielten Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren und hier von ihrer Pension zu leben.

Damit war die Unzufriedenheit indeß nicht beschwichtigt. Sie trat weniger stark, aber nicht minder beunruhigend in den südlichen Provinzen wieder offen auf, und zwar ging der Aufstand diesmal vom General Bravo aus. Es wurden Truppen gegen ihn geschickt, die er anfangs schlug; später weniger glücklich, mußte er zuletzt die Waffen niederlegen. Am Schlusse des Jahres stritten sich noch zwei Parteien in Mexiko: die eine wollte die „unvermischte" Demokratie, die andere wünschte eine starke Centralgewalt unter dem Einflusse der Kirche und der Vornehmen. Während dieser Zwistigkeiten konnten Industrie und Handel nicht zum Aufblühen gelangen.

Das Land ging mit jedem Tage mehr seinem Untergange entgegen.

Diesen Zustand der Dinge wußte Santana bestens auszunutzen. Erst trat er im Stillen, doch gar bald öffentlich gegen die Föderalisten auf, als deren Freund er sich so lange gezeigt hatte. Am 31 Mai 1834 löste er den Congreß auf und erklärte alle zum Nachtheile des Klerus erlassenen Dekrete für null und nichtig; gleichzeitig gab er sämmtlichen verbannten Spaniern

Erlaubniß zur Rückkehr nach Mexiko. Die demokratische Partei hatte sich durch immer ungemessenere Forderungen selbst zu Tode gehetzt. Ein anderes Ministerium kam an's Ruder, und Alaman, auf dessen Kopf eine Zeit lang ein Preis gesetzt war, trat nun wieder auf die politische Schaubühne. Nur die nördlichen Staaten blieben der Föderation zugethan und suchten sich der siegreichen Reaktion zu widersetzen. Sie wurden jedoch von demselben Santana, der erst kürzlich an der Spitze ihrer Militärkräfte gestanden, in den Ebenen von Guadeloupe geschlagen, und diesmal so vollständig, daß sie nicht nur 3000 Mann als Gefangene, sondern auch all' ihren Kriegsvorrath: Kanonen, Waffen und Gepäck verloren. Dieser glänzende Sieg war von bedeutendem Einfluß für den militärischen Ruf des Dictators, sowie auf die zuversichtliche Stimmung der Centralisten.

Am 1. Januar 1835 eröffnete Santana einen Generalcongreß, durch welchen die Rechte der einzelnen Staaten sehr beschränkt und überhaupt der Republik weniger föderale als vielmehr centralisirende Einrichtungen aufgenöthigt wurden. Der Klerus gewann hierdurch so großen Einfluß, als er je vorher besessen hatte, sowie mancherlei greifbare Vortheile; am besten kam aber die Armee weg, deren jeweilige Führer nach wie vor die eigentlichen Herren des Landes blieben. Der gemeine Mann freilich war nicht viel besser daran als ein Lepero und sah auch nicht viel respekteinflößender aus.



Mexikanische Soldaten.



Zusammenfluß des Gila und Colorado.

Abfall von Texas.

Während also Umwälzungen auf Umwälzungen das Innere des Freistaats zerwühlten, schwebte Mexiko in Gefahr, einen Theil seiner ausgedehnten Grenzländer zu verlieren. Texas, dessen voller Werth von der Republik bisher so wenig erkannt worden war, wie einst von der spanischen Regierung, arbeitete mächtig an Gewinnung seiner Unabhängigkeit.

Ehe wir jedoch die Zerwürfnisse, welche infolge dieser Bestrebungen eintraten, näher in's Auge fassen, wollen wir einen kurzen Blick auf die Beschaffenheit und frühere Geschichte jenes Landes werfen, welches die Ursache einer ganzen Reihenfolge neuer Streitigkeiten ward.

Die natürlichen Grenzen von Texas sind im Osten der Sabinefluß, im Norden der Rio Roxo, Red River oder „rothe Fluß", im Westen eine den weiten Prairien zum Abschluß dienende Gebirgskette, dann auf der nämlichen Seite gegen Süden hin der Rio Bravo del Norte und endlich von der Mündung dieses Flusses bis zu der des Sabine der Golf von Mexiko. Die Provinz stößt also östlich und nördlich an die Vereinigten Staaten, westlich an Mexiko.

Das wohl bewässerte Land läßt sich in drei Zonen eintheilen, von denen die erste, der Küste entlang laufend, eine durchaus flache Gegend bietet. Endlos scheinende Prairien wechseln hier mit dunkeln Wäldern, die sich bis zum Rio del Norte fortsetzen; der Boden, von großer Fruchtbarkeit, zeigt nur selten steinige Stellen; das Klima entspricht dem des Staates Louisiana, den heißen Sommermonaten folgt eine Regenzeit; im Frühjahre stellen sich gefährliche Fieber ein, vor welchen besonders Neuangekommene sich hüten müssen. Die zweite Region, der sogenannte Rolling, bildet den Uebergang der Ebene zur Gebirgsgegend Der Boden steigt hier wellenförmig empor gleich ungeheuren Meereswogen. Es ist dies der schönste Theil von Texas; die Waldungen sind reicher, das Klima ist gemäßigter, man findet hier reizende Landschaften. Der Rolling, zwischen den Flüssen San Jacinto und Colorado sich erstreckend, erhebt sich langsam nach dem Innern des Landes zu, bis er sich mit der durch die Sierra Madre, einen Theil der Cordilleren, gebildeten Gebirgsregion vereinigt.

Der Rio de Guadeloupe, der auf dem Hochlande von Texas entspringt, ist gleich dem nur wenig bekannten Nueces für den Verkehr von untergeordneter Bedeutung, denn Beide sind nur zum Theil schiffbar. Der Küstenstrich, vom Sabine bis zum Nueces, dem zur Seite in seinem untern Laufe die Kette der noch wenig durchforschten Orgelgebirge (organ mountains) sich hinzieht, hat eine zackige Form und enthält eine Menge Wasserbecken oder Lagunen. Er wird fast überall von kleinen Inseln und Halbinseln eingefaßt, die wie eine zweite Küste erscheinen, dazu bestimmt, die erste gegen den heftigen Andrang der Fluten zu schützen; aber eben diese Inseln verhindern auch die Anlage von Häfen. Nur in Galveston können größere Schiffe einlaufen.

Was die Erzeugnisse des Bodens betrifft, so liefert Texas vor Allem ganz ausgezeichnete Baumwolle. Sie soll an Quantität wie an Qualität weit über dem Erzeugnisse der begünstigtsten Staaten der Union stehen. Auch das Zuckerrohr gedeiht hier ganz vortrefflich, ebenso der Mais, und die höher gelegenen Theile der Umgegend von San Antonio de Bejar zeigen sich sehr geeignet zum Anbau der europäischen Getreidearten. Die Kultur des Maulbeerbaumes, des Tabaks und des Indigo wird mit Erfolg betrieben. Unter den Bäumen des Waldes liefert eine Eichenart das beste Holz zum Schiffbau. Nicht minder wohl versehen ist das Land mit Viehheerden, welche auf den prachtvollen, während sechs Monaten mit saftigem Grün bekleideten Fluren Futter und Freiheit zur Genüge genießen. Als die Spanier noch Herren des Landes waren, durchstreiften auch große Züge wilder Pferde jene einsamen Grasflächen, heute hat jene stolze und muthige Rasse meist einer weniger schönen aber um so brauchbareren, die aus den Vereinigten Staaten stammt, weichen müssen.

Wenn auch Texas nicht, wie Mexiko, Gold und Silber in seinem Boden birgt, so besitzt es doch das der Industrie viel nützlichere Eisen und

9*

ansehnliche Steinkohlenlager. Unter den Städten waren zur Zeit seiner Losreißung von Mexiko am Ufer des San Antonio Goliad und Bejar bemerkenswerth, von welchem die letztere besonders durch ihre Lage zwischen Louisiana und Mexiko von Bedeutung war. An den Gestaden des Brazos, Colorado und Buffalo Bayou befanden sich die wichtigsten Orte. Hier liegt das damals etwa 6000 Einwohner zählende San Felipe de Austin, die Wiege der texanischen Selbständigkeit, dann Houston, das von den Mexikanern die grausamste Verwüstung erleiden mußte, um sich später vergrößert und verschönert aus den Trümmern zu erheben.

Ein Blick auf die früheste Geschichte des Landes zeigt uns, daß es schon von dem weiter oben erwähnten Cabeça de Vaca im Jahre 1536 durchkreuzt wurde, als sich dieser muthige Reisende von Florida nach den nördlichen Provinzen Mexiko's begab. Aber nicht ihm, sondern dem unglücklichen La Salle ist die erste Niederlassung in Texas und die eigentliche Besitzergreifung des Landes zuzuschreiben. Er nahm irrthümlicher Weise die Mündung des Colorado für die des Mississippi, und errichtete auf der Lagune San Bernado zwischen Velasco und Matagorda ein Fort. Als er nachher nach dem Innern vordringen wollte, wurde er das Opfer eines schändlichen Mordanschlages. Von nun an schickten die Spanier zwar von Zeit zu Zeit bewaffnete Scharen und geistliche Sendboten nach Texas, auch errichteten sie eine Anzahl fester Plätze oder Presidios, sonst bekümmerten sie sich jedoch wenig um ihre neue Besitzung, da sie ihnen nicht die gewünschte Gold- und Silberausbeute versprach. Im Beginn des jetzigen Jahrhunderts war die Bevölkerung der Provinz nur spärlich und auf wenige Punkte zusammengedrängt. Während die Mexikaner ihre werthvolle Grenzprovinz also vernachlässigten, wußten die benachbarten Nordamerikaner, deren Jäger, Trapper und Handelsleute immer häufiger den Boden von Texas betraten, die Bedeutung dieses fruchtbaren Landstriches besser zu würdigen, und als in der ersten Periode des mexikanischen Unabhängigkeitskampfes die Aufständischen anglo-amerikanische Freischaren zu Hülfe riefen, um das Freiheitsbanner in Texas aufzupflanzen, erhielten die Vereinigten Staaten über sein Inneres nähere Kunde und wurden noch lüsterner nach seinem Besitze. Nach dem Sturze Hidalgo's floh einer seiner Parteigänger, Don Bernardo Gutierrez, nach dem Nachbarstaate, wo es ihm gelang, eine Schar Abenteurer um sich zu versammeln und sie nach Texas zu führen. Hier griff er zuerst die Städtchen Salcedo und das spätere Goliad, damals la Bahia del Spiritu Santo genannt, an. Bald hatte sich die Zahl seiner Anhänger hinreichend vermehrt, um auch einen Angriff auf das größere San Antonio de Bejar wagen zu können. Die Stadt ergab sich. Der Commandant und seine vornehmsten Offiziere fielen einem traurigen Schicksale anheim. Gutierrez ließ ihn sowie 13 niedere Befehlshaber über die Klinge springen. ese Barbarei empörte selbst das Herz der amerikanischen Abenteurer.

Sie weigerten sich unter einem solchen Anführer länger zu dienen. Nachdem Gutierrez am 20. Juni 1813 in die Enge getrieben worden war, und zuletzt das Glück sich gänzlich von ihm abgewandt hatte, trat an seine Stelle ein anderer Befehlshaber, Don Alvarez Toledo, der mit einem Freischaren-Trupp aus allen Nationen sammt Kriegsvorräthen und einigen Kanonen von den Vereinigten Staaten aus nach Texas gekommen war.



Amerikanischer Trapper.

Trotz aller Verstärkungen stand es mißlich um die Sache der Unzufriedenen, denn die mexikanische Regierung hatte von zwei verschiedenen Seiten her Regimenter gegen sie marschiren lassen, eines unter dem Befehle Arredondo's und das andere aus Milizen des Staates Cohahuila bestehend. Die beiden Abtheilungen hatten sich vereinigt, ehe Toledo Zeit gewann, sie anzugreifen. Am 13. August fand bei Medina ein Treffen statt, welches beiden Parteien große Verluste brachte, so daß jede derselben, sich für besiegt haltend, sich eben anschicken wollte, das Schlachtfeld zu verlassen, als die Texaner sich plötzlich durch einen Theil ihrer Kavallerie verrathen sahen. Die Royalisten erfuhren von diesen Ueberläufern, in welch' kläglichem Zustande von Auflösung sich die Aufständischen befanden. Hierauf unternahm Arredondo einen zweiten Angriff, durch welchen es ihm gelang, den Feind völlig zu schlagen. Es wurde weder Pardon verlangt, noch gegeben; die Wenigen, welche dem Blutbade entrannen, zerstreuten sich nach allen Richtungen. Die Empörung war gedämpft, aber von da an beginnt für längere Zeit eine Entvölkerung von Texas und der Verfall des Landes. Erst mit der zweiten mexikanischen Revolution änderte sich dieser trostlose Zustand.

Die wenigen texanischen Ansiedler, welche während jener Periode der innern Auflösung im Lande blieben, sahen sich fortwährend von Ueberfällen

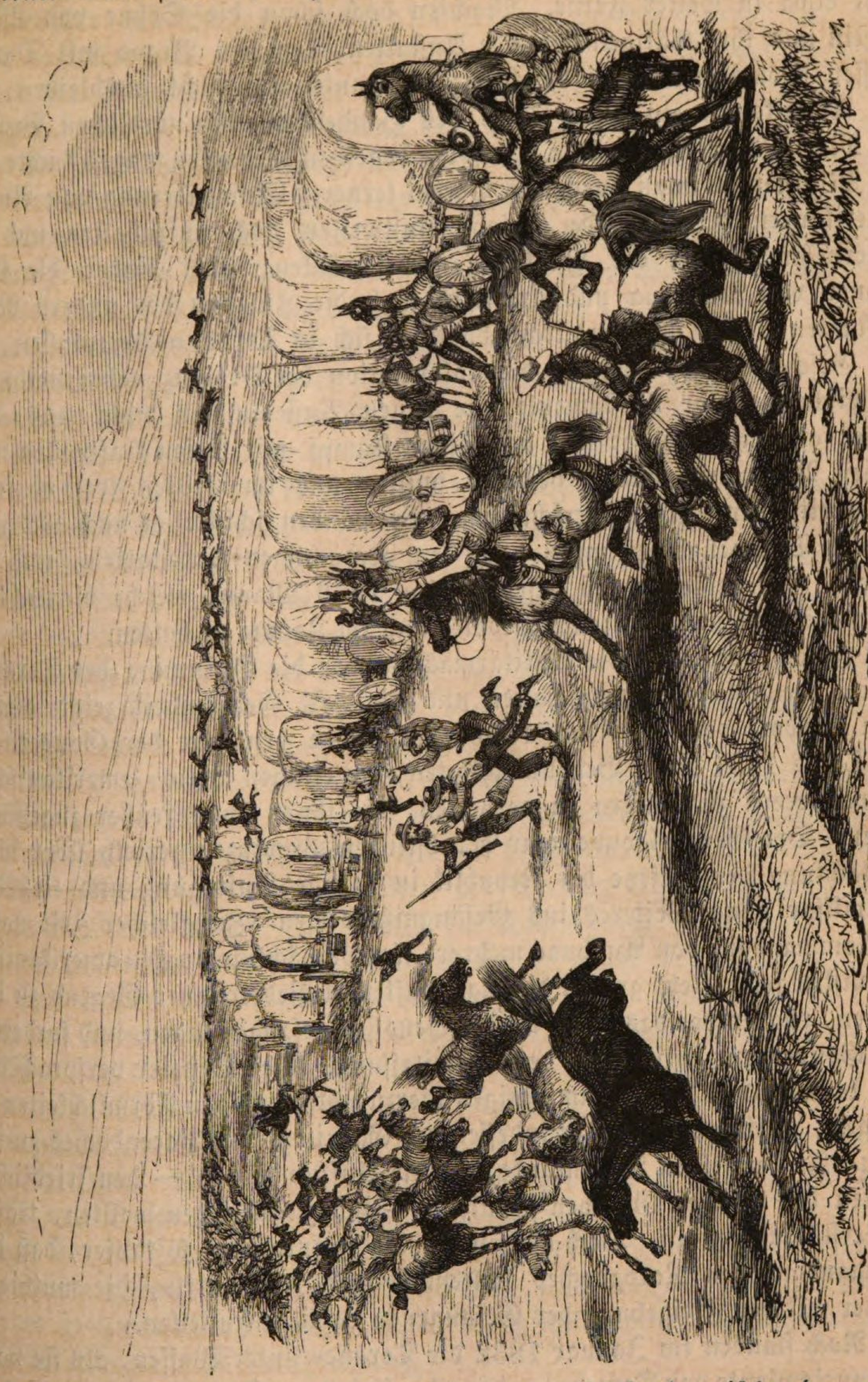
der Comanches — eines wilden Indianerstammes — bedroht, welche durch die in Natchitoches (Louisiana) seßhaften Kaufleute mit Pulver und Blei versorgt wurden. Als einer der thätigsten und habgierigsten jener Händler erwies sich der nämliche Gutierrez, den wir kurz vorher die Freiheit von Texas mit so glühendem Eifer verfechten sahen.

Endlich brachen für das schwer geprüfte Land bessere Tage an. Nachdem die Regierung der Vereinigten Staaten durch den Vertrag von 1819 ihre Ansprüche an Texas aufgegeben hatte, fiel es einem verständigen Bürger von Missouri, M. Moses Austin, ein, mitten unter den in dem Territorium ansäßigen Spaniern eine Niederlassung von nordamerikanischen Landsleuten zu gründen. Er erhielt in der That vom spanischen Gouvernement die Erlaubniß, dreihundert fleißige Familien nach Texas zu bringen; nur wurde die Bedingung gestellt, daß diese Familien katholischer Religion sein müßten. Inmitten seiner Vorbereitungen starb Austin. Sein Sohn führte den Plan weiter aus. Er wandte sich an den damals als Kaiser regierenden Iturbide um Bekräftigung der seinem Vater gemachten Zugeständnisse, die er ohne Mühe erhielt. Hierauf ließ er sich im Jahre 1821 mit den ersten Emigranten an den Ufern des Brazos nieder. Anfangs hatte die junge Kolonie viel von den Einbrüchen wilder Indianerstämme zu leiden, aber schon im Jahre 1824 war sie stark genug, die frechen Eindringlinge zu züchtigen und fern zu halten. Während der Präsidentschaft Vittoria's und Guerrero's, 1824—1830, gedieh die Ansiedlung immer mehr; Mexiko hatte zu viel mit sich selbst zu thun, um den Eingewanderten besondere Aufmerksamkeit schenken zu können; es ließ sie stillschweigend gewähren und sogar die Einführung der Sklaverei geschehen, während dieselbe doch in allen andern Theilen Mexiko's auf das Strengste verpönt war.

So waren acht Jahre verflossen seit dem Tage, an welchem die Anglo-Amerikaner sich zuerst in der mexikanischen Grenzprovinz niedergelassen hatten. Unter ihren rührigen Händen hatte sich das Land allmälig wieder erhoben, sein bester Boden war beinahe gänzlich in den Besitz fleißiger Yankees übergegangen; sie bildeten die herrschende Bevölkerung und obgleich sie ihre Herkunft nicht vergessen, hatte sich dennoch in ihnen kein Wunsch einer Losreißung von der Republik geregt, höchstens strebten sie dahin, einen besonderen Staat der mexikanischen Conföderation zu bilden. Das Trachten der Unions-Regierung zu Washington war hingegen darauf gerichtet, die Landesgrenzen bis zum Ufer des Rio Bravo del Norte zu erweitern, und sie fand ihren Stützpunkt hauptsächlich in dem damit übereinstimmenden Verlangen der südlichen, d. h. der Sklaven haltenden Staaten. Man sprach laut von einer Unterhandlung mit der mexikanischen Republik behufs Abtretung von Texas, indem man auf die Finanznoth sowie auf die inneren Zerwürfnisse Mexiko's rechnete.

Doch hatte man die Rechnung ohne den Wirth gemacht; die Nation wies empört die Zumuthungen des Kabinets zu Washington von der Hand.

Denn darüber waren nunmehr die einsichtsvollen Staatsmänner beider Nationen einverstanden, daß Texas eine segensreiche Zukunft bevorstehe.



Eine Karawane nach dem Colorado geräth unter die wilden Pferde der Prairie.

Schon begannen ansehnliche Handels-Karawanen das Land zwischen dem rothen Flusse, dem Rio grande del Norte und dem westlichen Colorado zu durchziehen

und der spekulative Yankee war ganz der rechte Mann, um den Handel weit über die Grenzen seines Gebietes auszudehnen. Solche Aussichten lagen nicht etwa in weiter Ferne. Machten doch schon die Söhne von Moses Austin und ihre thätigen Freunde Anstalten, den Rio Bravo mit Dampfschiffen stromaufwärts zu befahren; es konnte also nicht ausbleiben, daß den Amerikanern ein guter Theil des Handels mit den nördlichen Provinzen Mexiko's zufallen würde. Infolge desselben Gedankenganges suchte nun der Minister Alaman durch das Verbot fernerer Einwanderung von Anglo-Amerikanern die drohende Gefahr einstweilen noch aufzuhalten und die Unternehmungslust der Yankees zu beschränken; aber weder die Einwohner von Louisiana und Arkansas noch die Insassen der andern Nachbarstaaten ließen sich hierdurch abhalten, sich in Texas niederzulassen und ihre Geschäfte auszudehnen; die Kolonisation der Provinz nahm stetig zu. Inzwischen verlor Bustamente die neuen Ansiedlungen nicht aus dem Auge; er ahnte, daß er wol bald einen Kampf mit diesen kraftvollen nordischen Pionnieren werde bestehen müssen und im Stillen traf er seine Vorbereitungen. Unter verschiedenen Vorwänden schickte er nach und nach kleinere Truppenabtheilungen nach den verdächtigen Territorien, und im Jahre 1832 befanden sich daselbst schon 1260 Mann, welche hinreichten, die so spärliche und zerstreute Bevölkerung im Zaume zu halten.

Jedoch vermochte die Militärmacht nicht, die Gesinnung der Texaner in eine freundlichere umzuschaffen und die erste Gelegenheit zeigte dieses. Dem Verbote vom 6. April 1830 zum Trotze ernannte der Gouverneur von Texas 1831 einen Bevollmächtigten, um einigen anglo-amerikanischen Einwanderern zu Gütern zu verhelfen, die ihnen schon früher zugesichert waren. Der Generalgouverneur der östlichen Provinzen gerieth über diese Nichtachtung der Gesetze der Republik in heftige Aufregung und ließ den Commissär ohne Weiteres ins Gefängniß werfen. Zu gleicher Zeit nahm der Commandant von Anahuac mehrere ihm verdächtige anglo-amerikanische Kolonisten fest. Jetzt griffen die mannhaften Ansiedler jener Gegend zu den Waffen, rückten vor das Fort, wo die Genossen gefangen lagen, und forderten vom Gouverneur entschieden deren Freilassung. Der Offizier versprach dieselbe binnen zwei Tagen, um einigen hierzu nothwendigen Förmlichkeiten zu genügen; mittlerweile zog er indessen die Garnison von Nacogdoches zu sich heran. In demselben Augenblicke, als die Aufständischen — den friedlichen Worten des Listigen Glauben schenkend — sich zurückziehen wollten, trafen die Verstärkungen ein. Doch hielten sich die Insurgenten so tapfer, daß der Commandant von Nacogdoches schließlich froh sein durfte, die muthigen Gegner mit der Freigebung der Gefangenen zufriedenzustellen.

Noch standen im Januar 1832 die Texaner unter Waffen, als sie vom Pronunciamiento von Veracruz und von der Erhebung Santana's gegen Bustamente Kunde erhielten. Ihr Interesse erheischte, daß sie sich auf die Seite

der Föderalisten schlugen, denn von der Centralisationspartei durften sie nie die Anerkennung von Texas als Frei-Staat erwarten. Zuerst machten sich die Kolonisten des Brazos, mit John Austin an der Spitze, auf den Marsch nach Anahuac. Unterwegs gelang es ihnen, sich des Fort Velasco, trotz der hartnäckigen Gegenwehr seines Commandanten Ugartechea, zu bemächtigen. Hierauf schickte Santana, dem die eigentliche Ursache des texanischen Aufstandes nicht entging, den Hauptmann Mexia mit 400 Mann in die empörte Provinz, um sie wieder zur Ruhe zu bringen. Die Unzufriedenen nahmen nun zur List ihre Zuflucht. Sie läugneten alle feindlichen Gesinnungen gegen Mexiko, entschuldigten die letzte Waffenthat mit der Nothwendigkeit, sich gegen die Willkür der Beamten Bustamente's zu vertheidigen und erklärten sich für Santana. Hierdurch zufriedengestellt, zog Mexia wieder ab; kaum hatte er jedoch den texanischen Boden verlassen, so unternahmen die Kolonisten von Nacogdoches einen Angriff auf die Festung dieses Namens, eroberten sie und vertrieben deren Garnison. Zu Ende des Sommers 1832 befand sich kein einziger mexikanischer Soldat mehr in demjenigen Theile von Texas, wo sich die anglo-amerikanischen Ansiedler niedergelassen hatten. Jetzt traten diese mit ihren Absichten ungescheut an's Tageslicht. Sie beriefen eine Landesversammlung nach San Felipe, beschlossen die Errichtung einer eigenen Verfassung für Texas und erließen eine Erklärung, worin sie der Regierung von Mexiko die Gründe auseinandersetzten, die sie zu einer Trennung von der Republik bewogen. Ihre Hauptklage bestand darin, daß die Regierung so wenig, oder vielmehr gar nichts thue, sie gegen die Einfälle der Indianer zu schützen; sie verlangten weiterhin, daß die Gesetze nicht mehr nur in spanischer Sprache erlassen und daß ferner den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken gewährt würden.

Als selbständiger Staat wollten die Texaner ihre Landsleute der nordamerikanischen Union zum Werke der Kolonisation heranziehen, und ihnen die politischen und bürgerlichen Rechte zu Theil werden lassen, mit deren Gewährung Mexiko selbst so sehr an sich hielt. Sie ließen zu dem Zwecke den General Stephen Austin mit der mexikanischen Regierung in Unterhandlung treten. Austin that Alles, was er vermochte, um die ersehnte Trennung zu Stand zu bringen. Er drohte im Falle längerer Weigerung mit einem allgemeinen Aufstande. Aber seine Vorstellungen fanden keine Berücksichtigung. Nun verlor Austin die Geduld und meldete der Stadtbehörde von Bejar die Erfolglosigkeit seines Versuches. Sein Schreiben gelangte in die Hände der Centralregierung, die infolge dessen Verdacht gegen Austin schöpfte und ihn festnehmen ließ. Nach der Hauptstadt gebracht, ward der Friedensstifter in langwieriger, indeß nicht strenger Haft gehalten; erst 1835 erfolgte seine Freisprechung.

Als Austin wieder unter seinen Mitbürgern erschien, traf er das Land in voller Bewegung, die bald auch ihn mit fortriß. Am 2. Oktober kam es

zum Kampfe zwischen den Texanern und Mexikanern, in welchem sich die ersteren ihrer einzigen Kanone so gut zu bedienen wußten, daß sich ihre Gegner genöthigt sahen, sich nach Bejar zurückzuziehen. Auf die Nachricht von diesem Siege machten sich Nacogdoches und San Augustin schlagfertig und wählten Samuel Houston (ein Name, der untrennbar geworden von der Geschichte Texas') zum Oberbefehlshaber. Neue Scharen strömten diesem zu, und binnen weniger Tage sah sich die kleine texanische Armee um zwei wohlbewaffnete Abtheilungen verstärkt. Meist ist das Glück dem Kühnen hold; die Texaner errangen einen Sieg um den andern über ihre Feinde, und am 8. Oktober war der mexikanische General Cos in Bejar eingeschlossen.

Während dessen hatten Abgeordnete, aus allen Städten der Provinz in San Felipe de Austin versammelt, eine Erklärung erlassen, die sich von einer Unabhängigkeitserklärung nicht sehr unterschied. Man hielt sich zwar noch an die Constitution von 1824, errichtete jedoch eine provisorische Regierung unter der Leitung Henry Smith's. Zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht wurde Samuel Houston ernannt. —

Die Belagerung von Bejar zog sich indeß in die Länge. Der General Cos vertheidigte sich geschickt und mit Ausdauer, während die Belagerer nach und nach den Muth verloren. Mit der eingetretenen Regenzeit nahmen die Desertionen immer mehr zu. Schon sollte die Belagerung aufgegeben werden, als ein kühner Mann vortrat und seinen Kameraden den Besitz der Festung in Aussicht stellte, wenn 300 Gleichgesinnte den Tod nicht scheuen wollten. Milam, so hieß der Tapfere, flößte durch seine Worte den Entmuthigten neue Kampflust ein; der feste Posten wurde erstürmt, der Held selbst aber bezahlte den Sieg mit seinem Leben.

Ende des Jahres 1835 befand sich kein einziger mexikanischer Soldat mehr in Texas.

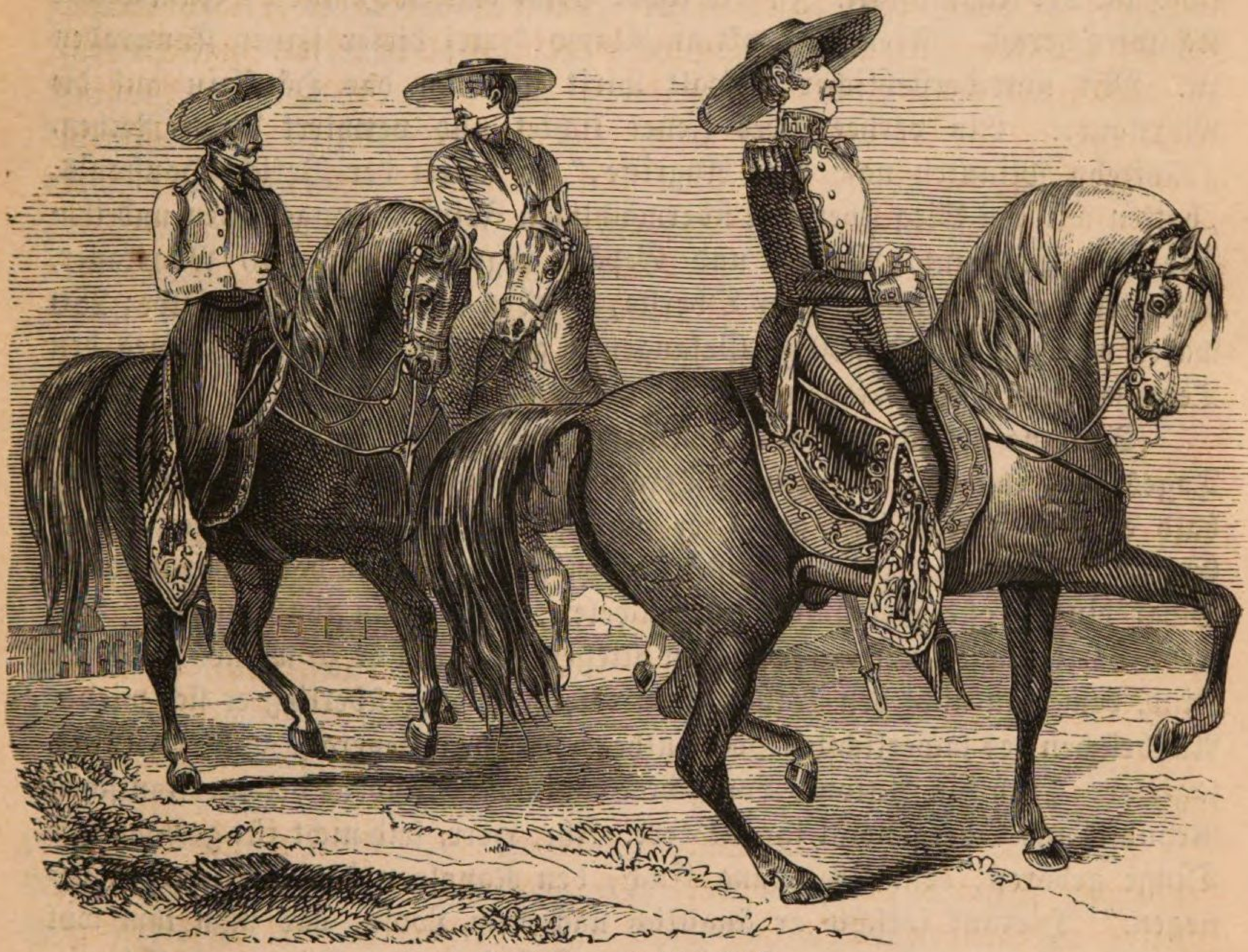
Santana hielt sich in San-Luis-Potosi auf, als die Kunde von der Eroberung Bejar's zu ihm drang. Sogleich rüstete er sich, die erlittene Schmach auszutilgen. Doch auch die Texaner verharrten nicht in Unthätigkeit. Sie trafen die kräftigsten Anstalten zur Vertheidigung ihres Bodens.

Am 1. Februar 1836 marschirte der Obergeneral der Mexikaner an der Spitze von 6000 Mann in drei Colonnen in Texas ein. Die Texaner hatten versäumt, die Garnisonen der Städte Bejar und Goliad zu verstärken. Oberst Travis, Commandant des erstgenannten Platzes, zog sich mit nur 180 Mann in die Citadelle zurück und vertheidigte diese während 14 Tagen löwenmuthig gegen die beiden 3000 Mann starken und mit Artillerie wohl versehenen Divisionen der Generale Santana und Cos. Auf's Höchste bedrängt, dachte er keineswegs an Uebergabe, vielmehr äußerte er: „Wenn ich unterliege, soll der Sieg meinen Feinden so theuer zu stehen kommen, daß sie eine Niederlage vorgezogen hätten!"

Die Hülfe blieb aus, und Travis schickte sich an, mit den Seinen wie

Männer zu fallen. Die Festung Alamo wurde genommen, aber 1500 Mexikaner ließen dabei ihr Leben. „Ein zweiter Sieg wie dieser,“ sagte Santana, „und es ist um uns geschehen!“

Nicht besser ging es den Belagerten zu Goliad. Diese Stadt hatte keine Festungswerke wie Bejar. Oberst Fannin mit nur 500 Mann stand dem mexikanischen General Urrea mit 1900 Soldaten gegenüber. Auch er vertheidigte sich vom Morgen bis zum Abend mit bewundernswürdigem Heldenmuthe, mußte sich aber zuletzt doch der Uebermacht ergeben.



Santana und sein Stab.

Der feindliche General hatte die Zusicherung gemacht, das Leben seiner Gegner schonen zu wollen, — doch wie wurde sie gehalten? — Santana befahl die Hinrichtung sämmtlicher Gefangenen. Und in der That, am Morgen des 17. März, am Palmsonntage, wurden alle, beinahe 400 an der Zahl, zwischen Goliad und dem Meer niedergemetzelt. Die Greuelthat lastet allein auf Santana, seine Generale, besonders Urrea, widersetzten sich ihrer Ausführung; doch ihr Widerspruch nützte nichts, denn der Untergang der Unglücklichen war beschlossen. Aber wenn der Wütherich mit dieser schmählichen Handlungsweise vielleicht den Zweck der Abschreckung zu erreichen gedachte, so sah er sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht. Diese nutzlose Grausamkeit zeigte, was von einem solchen Gegner zu erwarten war und spornte

zum energischen Widerstande an. Jetzt trat zu den Empfindungen der Abneigung und der Unzufriedenheit das heiße Gefühl der Rache.

Voll Zuversicht, sich schon Herr des ganzen Landes dünkend, drang Santana mit 1600 Mann von Bejar nach den Ebenen von San-Jacinto vor. Hier fand er aber nicht elende entmuthigte Flüchtlinge, sondern ein herzhaftes kleines Heer, das ihm unter Anführung Houston's entschlossen den Weg verlegte, obgleich es kaum halb so stark war, als das der Gegner, denn die Texaner zählten nur 783 Mann, worunter 61 Reiter. Der Zusammenstoß fand am 21. August statt. In feierlicher Stille rückten Houston's entschlossene Kämpfer heran. „Freunde denkt an Alamo!" rief dieser seinen Kameraden zu. Mit unwiderstehlicher Gewalt wirft sich nun das Häuflein auf die Mexikaner. Ein verheerendes Feuer lichtet und verwirrt deren Reihen. „Achtzehn Minuten nach dem Angriffe," so lautet der Bericht Houston's, „hatten wir den Sieg über den übermächtigen Feind davongetragen und ihm Fahnen, Proviant, Waffen und Gepäck abgenommen; 630 Mexikaner, darunter ein General und vier Oberste, blieben auf dem Schlachtfelde; 280 waren verwundet und 730 zu Gefangenen gemacht, während der Sieg den Texanern nur zwei Gefallene und 23 Verwundete kostete.

Santana befand sich unter den Flüchtigen. Am Morgen des folgenden Tages fand ihn eine Abtheilung Texaner in einem Gebüsche versteckt. Sobald er sich entdeckt sah, gefiel er sich in einer höchst unwürdigen Rolle. Er küßte die Hand des ihm nächststehenden Gegners, und bot der feindlichen Schar eine große Belohnung in Juwelen, wenn man ihn freilasse. Als seine Verlockungen auf taube Ohren stießen, begann er zu weinen, wie ein Kind, dem man nicht den Willen thut. Gleich nachher überließ er sich wieder Ausbrüchen des lächerlichsten Hochmuthes. Vor den General Houston geführt, sagte er: „Ich bin Antonio Lopez de Santana, Präsident der mexikanischen Republik und Obergeneral ihrer Heere. Ihr, Herr, seid nicht für gewöhnliche Dinge geboren, denn es gelang Euch, den Napoleon des Westens zu besiegen." Hierauf forschte er ängstlich nach dem Loose, das man ihm wol bereiten würde, und suchte die ihm zur Last fallenden Blut- und Schandthaten von sich ab- und Andern zuzuwälzen. Houston ließ sich auch wirklich zur Nachsicht bewegen und versprach dem gebrochenen Manne seinen Schutz.

Wenige Tage später, am 14. Mai, wurden in Velasco zwei Verträge unterzeichnet, der eine öffentlich und der andere insgeheim. Es war vorauszusehen, daß der hierin befindliche Artikel zu Gunsten Santana's den Unterzeichner der Uebereinkunft im höchsten Grade unbeliebt machen müsse. Denn die bewaffnete Macht der Texaner verlangte den Tod des Blutmenschen als gerechte Sühne der Metzelei von Goliad. Die provisorische Regierung, zu schwach, der öffentlichen Meinung entgegen zu treten, vertagte nun die Bestätigung der Verträge und hielt Santana noch im Gewahrsam. Auch hier plagte den mexikanischen „Napoleon" ein unausstehlicher Dünkel. Täg-

lich kam er mit Beschwerden und Prätensionen anderer Art. Mit Würde entgegnete ihm Präsident Burnet auf vorgebrachte neue Klagen: „Ich habe Ihrer Person das Befinden meiner eigenen kranken Familie hintangesetzt. Wenn Sie auch jetzt noch über Mangel an Bequemlichkeiten klagen, so haben Sie dies nur Ihrem Besuche bei uns zuzuschreiben. Uns selbst scheint es, als ob Sie nur wenig unsere eigenen Entbehrungen theilten."

Der Sieger von San-Jacinto war in jenem Augenblicke der Held von ganz Texas. Er wurde fast einstimmig zum Präsidenten des jungen Staates gewählt und der verdienstvolle Oberst Lamar ihm als Vicepräsident zugesellt. Zugleich trug die Wählerschaft auf eine Einverleibung von Texas in die Vereinigten Staaten an. Doch verhinderten damals gewichtige Gründe die Regierung zu Washington, auf dieses Anerbieten einzugehen; jedoch erkannte man die Unabhängigkeit von Texas an, das nunmehr seinen ganzen Stolz darein setzte, einen selbständigen Freistaat zu bilden. Houston allein wollte den Gedanken einer Vereinigung mit Nordamerika nicht aufgeben. Hiedurch, sowie infolge der Schonung, die er Santana gewährte (er hatte diesen nach den Vereinigten Staaten schaffen lassen), zog sich der vor kurzem noch so hoch Gefeierte den Unwillen seiner Mitbürger zu und diesem Wechsel der Volksgunst war es zuzuschreiben, daß die Präsidentschaft im Jahre 1838 auf Mirabeau Lamar, einen eifrigen Anhänger der nationalen Unabhängigkeit, überging. Die Verfassung, welche sich das Land gab, war höchst einfacher Natur und hauptsächlich der Unions-Verfassung nachgebildet. Die vollziehende Gewalt lag in den Händen eines in seiner Macht sehr beschränkten Präsidenten; derselbe, von allen Bürgern auf drei Jahre gewählt, durfte nicht zweimal hinter einander den Präsidentenstuhl annehmen. Die gesetzgebende Versammlung bestand aus zwei Körperschaften, einem Senate, der ebenfalls alle drei Jahre erneuert wurde, und an dessen Spitze der Vicepräsident der Republik stand, sowie aus einem alljährlich neu zu wählenden Abgeordnetenhause. Die richterliche Gewalt handhabte ein oberster Gerichtshof; Freiheit des Kultus und Geschworenengerichte bestanden bei dieser Constitution neben dem Institute der Sklaverei.

Frankreich war die erste auswärtige Macht, die mit dem jungen Staate einen Handels- und Schiffahrtsvertrag abschloß. Holland und Belgien folgten, zuletzt auch England. Dem mächtigen Einflusse Großbritanniens hatte es Texas zu verdanken, daß Mexiko schließlich doch dessen Unabhängigkeit anerkannte. Die Erzählung der fernern Schicksale von Texas, sowie seine weitere Kolonisation vorzüglich durch deutsche Kraft und Intelligenz, gehört nicht in den Rahmen dieses Buches.

Zustände bis zum Jahre 1845.

Auch während der Kriege, welche Texas zur Selbständigkeit verhalfen, war in Mexiko eine Revolution der andern gefolgt. Es war in der That eine Republik, der nicht mehr als Alles, der vor Allem — — die Republikaner fehlten.

Wenn wir zurückschauen auf die Periode der ersten Streitigkeiten mit Texas, so finden wir im Februar 1836 Bustamente noch am Ruder der Regierung. Unter diesem ihrem Staatsoberhaupte war es den Merikanern zwar gelungen, ihre Selbständigkeit durch Spanien anerkannt zu sehen; dagegen entstanden recht ernstliche Zerwürfnisse mit Frankreich. Seit der Proclamirung der Republik hatten nämlich Franzosen in mehreren Städten, besonders an Küstenplätzen, einen gewinnreichen Kleinhandel betrieben. Ihr täglich steigender Wohlstand erregte schließlich die Mißgunst der Eingeborenen. An einzelnen Orten wurden schon im Jahre 1833 mehrere der am meisten beneideten französischen Kaufleute gemißhandelt oder gar gemordet; endlich wurde den Franzosen der Fortbetrieb ihrer Handelsgeschäfte sogar untersagt. Infolge dessen erhob Frankreich Entschädigungsansprüche, und als diese unberücksichtigt blieben, erschien im Golfe von Mexiko ein französisches Geschwader, während der französische Consul in rücksichtsloser Sprache vollständigen Schadenersatz, Bestrafung aller Beamten, die am Tode eines Franzosen schuld gewesen, künftige Befreiung seiner Landsleute von allen Zwangsanleihen, Gleichstellung im Handel mit den bevorzugtesten Nationen und namentlich Erlaubniß, den Detailhandel fortzubetreiben, verlangte. Als er mit seinen Forderungen bei der mexikanischen Regierung kein Gehör fand, wurden am 13. April 1838 seitens der Franzosen die Häfen Veracruz und Tampico blockirt. Dadurch versiechte für Mexiko dessen wichtigste Finanzquelle: die Zolleinkünfte. Dennoch weigerte es sich entschieden auf die Anträge der Franzosen einzugehen. Nach mancherlei ergebnißlosen Unterhandlungen kam es zwischen beiden Staaten zum gänzlichen Bruch. Contreadmiral Baudin bombardirte am 27. November 1838 das Fort S. Juan d' Ulua, nahm es und besetzte am 28. Veracruz. Unterdessen hatte sich der aus seiner Gefangenschaft zurückgekehrte General Santana den erhaltenen Weisungen gemäß in Marsch gesetzt, um die genannte Küstenstadt zu sichern. Während seiner Abwesenheit brachen Ende December in der Hauptstadt neue Unruhen aus. Man zog die Häupter der föderalistischen Partei aus den Gefängnissen, in welche sie 1835 auf Geheiß Santana's geworfen worden waren, und Bustamente ernannte auf Andringen der Wortführer des „Volkes" ein föderalistisches Ministerium. Diesem verursachte, trotz der britischen Vermittlung, die Wiederherstellung eines guten Einvernehmens zwischen Frankreich und Mexiko unendliche Schwierigkeiten. Erst am 9. März 1839 kam der

Friedensschluß zu Stande, nach welchem Frankreich seine Forderung von 800,000 Piaster auf 600,000 verminderte und seine Ansprüche hinsichtlich des Detailhandels aufgab. —

Gelang es Mexiko ja einmal kurze Zeit, einig zu sein, so dauerte dies sicher nur so lange, als es galt, einem äußeren Feinde die Spitze zu bieten. Auch jetzt brachen nach Beseitigung der auswärtigen Streitigkeiten die inneren Zwistigkeiten zwischen Centralisten und Föderalisten, durch Santana angeregt, wieder von Neuem aus. Die Centralisationsmänner hatten wieder ein Mal das Uebergewicht erlangt und die natürliche Folge hiervon war, daß ein Theil der Provinzen seiner Unzufriedenheit in einer glorreichen Erhebung Luft machte. Im Jahre 1840 war das Mißbehagen soweit gediehen, daß die nördlichen Staaten am Rio Grande nächst den Grenzen von Texas unter dem Namen „Neu-Mexiko" einen eigenen Föderativstaat errichteten; dasselbe versuchte man in Yucatan, wo es gleichfalls gelang. In noch größere Gefahr gerieth die Hauptstadt selbst, wo der föderalistische General Urrea am 25. Juli 1840 eine Verschwörung angezettelt hatte. Präsident Bustamente fiel bei dieser Gelegenheit in die Hände seiner Feinde, wurde aber schon nach zwei Tagen wieder befreit. Glücklicherweise kam es zu einem Vertrage, demzufolge die Föderalisten nach erlassener Amnestie die Hauptstadt Mexiko räumten, die Regierung hingegen Reformen auf gesetzlichem Wege einleiten zu wollen versprach. — Inzwischen begann auch Texas sich wieder zu rühren. Unruhige Yankees rüsteten Kriegsschiffe aus, überfielen einzelne Grenzstädte und erlaubten sich andere Uebergriffe und Friedensstörungen. Dazu Unruhen über Unruhen in den Provinzen. Im August 1841 standen drei Staaten zugleich in Waffen gegen die Regierung: Veracruz unter Santana, Guadalaxara unter Paredes und Mexiko unter Valencia. Anfangs September wurde die Hauptstadt durch Santana eingeschlossen; am 10. Oktober zogen die Aufständischen in ihre Straßen ein. Das alte Lied und die alte Noth begann von Neuem. Bustamente entsagte der Präsidentschaft, Santana trat provisorisch an dessen Stelle.

Das Hauptstreben des Letzteren ging nun dahin, Geld für große Pläne, die er hegte, zusammenzubringen. Er machte zu diesem Behufe bei britischen Kapitalisten eine Anleihe von 14 Millionen Dollars, führte neue Steuern — unter anderen eine sehr mißfällig aufgenommene Kopfsteuer — ein, ja er wußte sich von der katholischen Geistlichkeit die Summe von 15 Millionen Dollars zu erzwingen, und dergl. mehr. Die hierdurch errungenen Hülfsquellen dienten ihm zunächst dazu, einen Einfall in Texas zu unternehmen. Allerdings war im Jahre 1841 ein solcher Zug bereits mißlungen, im März 1842 gelang ein zweiter unter Vasquez einigermaßen, indem die Grenzstädte San Antonio de Bejar, Goliad und Vittoria den Mexikanern in die Hände fielen. Dagegen versetzten die Texaner die mexikanischen Häfen in Blockadezustand. Die Wage des Glückes schien sich wieder

Santana zuwenden zu wollen, denn am 22. December siegte derselbe bei Mier am Rio Grande über die Texaner, welche er zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte. Mittlerweile war aber zu Mexiko am 18. December wieder eine neue Revolution ausgebrochen, zu welcher die Auflösung des tagenden Congresses vermittelst Waffengewalt Veranlassung gegeben hatte. So herrschten fast ohne Unterbrechung Unfrieden und Krieg, Zerrissenheit im Innern und Unsicherheit nach Außen: ein unerquickliches Bild, von dem wir so rasch wie möglich hinwegzukommen suchen wollen!

Santana war im Anfange des Jahres 1844 wieder zum Präsidenten gewählt worden. Es unterlag jedoch kaum einem Zweifel, daß er seine Stellung nicht lange werde behaupten können. Sein Streben nach unumschränkter Gewalt war immer ungescheuter zu Tage getreten, der Druck, den er seinen Mitbürgern auferlegte, immer unerträglicher geworden. Kein Wunder, wenn zu Guadalaxara unter Paredes am 1. November 1844 wieder eine Empörung zum Vorschein kam. Während Santana sich auf dem Marsche gegen die Aufständischen befand, schloß sich die Hauptstadt der Bewegung an. Der neue Congreß wurde vom Vicepräsidenten Canalizo für aufgelöst erklärt und die dawider erhobenen Einsprüche mit Gewalt unterdrückt. Dagegen erhob sich an der Spitze der unzufriedenen Gegenpartei General Herrera, dem es auch gelang, sich als zeitweiliger Präsident einer neuen Regierung am Ruder zu erhalten. Santana eilte auf diese Nachricht nach der Hauptstadt zurück; unterwegs jedoch verließen ihn seine Anhänger, Einer nach dem Andern. Es blieb ihm nur übrig, sein Heil in der Flucht zu suchen. Indessen am 5. Januar 1845 ergriffen, wurde er von seinen Feinden im Congresse des Hochverraths, der Veruntreuung öffentlicher Gelder, sowie des Mißbrauchs der Amtsgewalt beschuldigt und am 16. April zu lebenslänglicher Verbannung und Vermögenseinziehung verurtheilt. Der gestürzte Machthaber zog sich vorläufig, der kommenden Dinge harrend, nach der Insel Cuba zurück.

Und nun tritt wiederum eine Periode in der Geschichte Mexiko's ein, wo ein auswärtiger Feind auf kurze Zeit eine scheinbare Einigung aller Parteien zu Stande bringt; doch nach hergestelltem Frieden treibt das Land noch unaufhaltsamer einem gänzlichen Schiffbruch entgegen. Mit den Streitigkeiten und Kriegen zwischen Mexiko und der nordamerikanischen Staaten-Union, welche in die folgenden Jahre fallen, wollen wir uns in dem nächsten Abschnitte beschäftigen.



Zusammenstoß zwischen Amerikanern und Mexikanern.

Drittes Kapitel.

Krieg Mexiko's gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Beziehungen zwischen Mexiko und der Union. — Die mexikanischen und nordamerikanischen Armeen. — Schlacht von Palo-Alto. — General Paredes. — Santana gelangt wiederum zur Herrschaft. — Einnahme von Monterey. — Der Tag von Buena-Vista. — Eroberung von Veracruz. — Letzte Schlacht bei Cerro-grande. — Erstürmung Mexiko's. — Friedensvertrag von Guadeloupe-Hidalgo.

Seit ihrer Gründung hielt die nordamerikanische Union fortwährend ihre Augen gen Süden gerichtet. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts gab sich der Drang, in dieser Richtung sich auszudehnen, durch wiederholte Einfälle in das spanische Gebiet kund. Ungescheut und öffentlich betrieb Kapitän Aaron Burr — Nachfolger des Vicepräsidenten Jefferson — im Jahre 1805 seinen Plan, in Neuspanien einzufallen und an sich zu reißen, was zu bekommen war; ja im Jahre 1812, als Spanien aus tausend Wunden blutete, wagte das Kabinet von Washington dem Vicekönige von Mexiko, Don Francisco de Venegas, das eigenthümliche Ansinnen zu stellen, er möge genehmigen, daß die Union ihre Grenzen bis zum 31.° nördlicher Breite vorschiebe! Er schlug vor, hier eine gerade Linie bis zum stillen Ozean zu ziehen, durch welchen höchst einfachen Kunstgriff die Vereinigten Staaten damals schon ohne Kampf und Gefährde in den Besitz der Provinzen Texas, Neu-Santander, New-Biscaya, Neu-Mexiko, Sonora und Ober-

Kalifornien gelangt wären. Mit Entrüstung wies die zu jener Zeit ohnmächtige spanische Regierung einen so unwürdigen Vorschlag zurück; doch führte dies nur dahin, daß der Streit um die Grenzen und an denselben kein Ende nahm und daß daraus eine Menge anderer Verdrießlichkeiten entstanden. So bemächtigten sich amerikanische Abenteurer mitten im Frieden der Städte Bahia und San Antonio de Bejar, und ihrem Treiben ward erst ein Ende gemacht, als der spanische General Elisonda den Eindringlingen blutig die Wege zeigte. In das Jahr 1819 fällt die Abtretung von Florida an die Union und von da bis zur Unabhängigkeitserklärung Mexiko's vertrugen sich die beiden Nachbarn leidlich. Je mehr aber die sklavenhaltenden Südstaaten der nordamerikanischen Republik darauf ihr Augenmerk zu richten begannen, den nördlichen sklavenfreien Provinzen den Rang abzulaufen, desto wichtiger wurde für sie die Gewinnung neuer Gebiete längs der südlichen Grenzen, wo Sklavenarbeit allein lohnt. Einzig dadurch vermochten sich die Sklavenstaaten den entscheidenden Einfluß zu sichern, gegen welchen die Provinzen des Nordens, wo nur die Arbeit des freien Mannes in Ehren stand, seit Jahren ankämpften. Daher kam es, daß unter den Parteimännern immer von Neuem die alten Annectirungsgedanken und neue Invasionspläne auftauchten. Im Jahre 1836 versuchten Freischaren an mehreren Punkten auf mexikanischem Boden das Sternenbanner der Union aufzupflanzen, und im Jahre 1842 griffen andere mitten im Frieden den Hafen von Monterey, der Hauptstadt Neu-Kaliforniens, an. Mittlerweile hatten die Streitigkeiten Mexiko's mit Texas und dessen Abfall stattgefunden; dem alten Hader war Grund zu neuen Zerwürfnissen zugeführt worden. Dazu kam, daß Santana als Wiedervergeltung der Uebergriffe seitens der Yankees im August 1843 mit einem Dekret zum Vorschein kam, wodurch den Amerikanern die Handelsverbindung zu Lande mit Mexiko vermittelst völliger Absperrung der Zollgrenzen abgeschnitten werden sollte. Diese Unklugheit konnte begreiflicher Weise nur dazu beitragen, die Spannung zwischen den beiden Staaten auf's Höchste zu steigern. Die Mißstimmung verschlimmerte sich noch mehr, als sieben Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung von Texas die Frage von dessen Einverleibung in die Union alle Gemüther aufregte. Die Selbständigkeit seiner ehemaligen Provinz hatte Mexiko nur anerkannt, um es dem schlimmen Nachbar nicht zur Beute werden zu lassen. Jetzt aber, da durch den Vertrag vom 18. und 19. Juni 1845 Texas als Staat in die nordamerikanische Union aufgenommen worden war, gelangten die alten Differenzen zu einer Bedeutung, gefahrdrohender denn je, als der Hauptstreitpunkt zwischen Mexiko und Texas — die Gebietserweiterung des Letzteren bis zum Rio Grande del Norte — die bewaffnete Macht der Vereinigten Staaten zum Schutze des neuverbündeten Staates an dessen Grenzen rief.

Daß man über den neuen Erisapfel nicht so leicht hinwegkommen werde, war vorauszusehen, denn die Staatsmänner der Union wußten gar wohl

die Bedeutung der zukunftreichen, neu erworbenen Provinz mit ihrer kernigen, stammverwandten Bevölkerung zu würdigen.

Nach mehreren Versuchen zu friedlichem Abkommen zwischen beiden Parteien, bei welchen jedoch keine ernstlich daran dachte, nachzugeben, sammelte die Regierung von Washington anfangs März 1846 am linken Ufer des Rio de la Nueces, der von Mexiko zugestandenen Grenze von Texas, ein Heer von 2000 Mann Infanterie, 400 Kavalleristen, nebst Artillerie, welchen sich 600 Freiwillige, settlers oder Ansiedler der Grenzprovinzen, anschlossen, bereit, bei erster Veranlassung in den Staat Tamaulipas einzufallen. Diese kleine Armee freilich war genauer betrachtet, mit Ausnahme der Freiwilligen, nichts als ein zusammengelaufener Haufen von Abenteurern aus allen Nationen, die ihre dienstlichen Verrichtungen mit sichtbarem Widerwillen thaten und noch überdies von bösartigen, durch den plötzlichen Temperaturwechsel erzeugten Krankheiten arg heimgesucht wurden.

Die Mexikaner standen bei Matamoros. Sie präsentirten sich auch nicht besser. In ihrem Lager sah man meist nur Schwächlinge, wie man es bei einer Aushebung durch Gewalt nicht anders erwarten darf. Unansehnliche, schlechtgekleidete Indianer, Mischlinge und Weiße bildeten den Hauptbestandtheil der mexikanischen Landesvertheidiger. Aber diese unscheinbaren Soldaten konnten doch die größten Strapazen ertragen; sie legten ohne Nahrung und ohne Schuhe die weitesten Märsche zurück und vermochten ohne Murren oder Klagen ihre verstümmelten Glieder tagelang mit sich fortzuschleppen. Mit dem Gewehre wußten sie allerdings ebenso wenig umzugehen, als sie verstanden, die blanke Klinge geschickt zu führen. Am wohlsten fühlten sie sich zu Pferde, wie man sich überhaupt einen ächten Mexikaner — den tapferen Ranchero — nicht gut ohne Roß denken kann. Sobald dieser auf dem Boden steht, ist ein guter Theil seiner Tüchtigkeit dahin; aus dem gewandten Reiter wird ein erbärmlicher Fußsoldat. Ganz das Gegentheil der Nordamerikaner! Steigt er von dem Pferde herab, das er nur mit Mühe erklettert hat, so wird aus dem schlechtesten Reiter ein vortrefflicher Infanterist. Nur eines hatten beide Heere gemeinsam: eine unmäßige Zahl hoher Chargen und Commandirenden. Es wimmelte bei den Mexikanern ebenso sehr von Obersten, als bei den Nordamerikanern. Alle diese Helden besaßen indessen nicht die allernöthigsten Kriegskenntnisse und oft hemmten sie mehr die Sache, der sie dienen sollten, als daß sie ihr nützten.

Die Amerikaner begannen die Feindseligkeiten, indem sie den Rio Bravo del Norte überschritten und in Tamaulipas eindrangen. Das schwächere Corps des amerikanischen Heeres hatte unter General Taylor am 22. März 1846 in der Nähe des Vorgebirges St. Isabel eine Stellung eingenommen, wodurch es sich mit einer aus 4 Dampfbooten und 7 anderen Schiffen bestehenden, in der Mündung des eben genannten Flusses liegenden Flotte in Verbindung

brachte. Das zweite stärkere Corps, vom Generale Worth befehligt, marschirte bis Matamoros. Hiermit war die feindliche Invasion zur Thatsache geworden, und als der nordamerikanische Geschäftsträger zu Mexiko schließlich seine Pässe gefordert und erhalten hatte, ward auch der Krieg endlich in üblicher Weise erklärt.

Der mexikanische Obergeneral, Mariano Arista, ein alter Waffengefährte Santana's, war ein muthiger Soldat, dabei aber ein keineswegs umsichtiger Feldherr, wie die Folge zeigen wird.

Seine ersten Operationen waren ziemlich geschickt. Er befahl nämlich dem General Torrejon, mit 1200 Reitern und 200 Fußsoldaten über den Rio Bravo vorzurücken und sich zwischen das amerikanische Hauptquartier und St. Isabel zu stellen, eine Bewegung, durch welche alle Verbindung der Amerikaner mit ihrer Flotte abgeschnitten wurde. Wenn Arista und Torrejon nun gleichzeitig den Feind auf beiden Ufern des Rio Bravo angegriffen hätten, so wäre die Unionsarmee in eine arge Klemme gerathen. Statt dessen verharrte Arista in Unthätigkeit, und als er sich endlich etwas aufraffte, zwang er durch unbedachtsames Manövriren Torrejon zum Aufgeben seiner vortheilhaften Position. Er selbst stellte hierdurch die gestörte Communication zwischen den Amerikanern und dem Meere wieder her.

Nach einigen unbedeutenden Scharmützeln, in welchen der Vortheil auf Seite der Mexikaner blieb, standen die beiden Heere am 7. Mai 1846 in der Ebene von Palo-Alto einander gegenüber. Es kam hier zum ersten größeren Kampfe, in welcher die Armee Arista's nach hartnäckigstem Widerstande das Feld räumen mußte. Noch wäre die erlittene Schlappe zu ertragen gewesen, aber es bemächtigte sich infolge derselben eine Entmuthigung der Herzen der Soldaten, die der Sache, für welche sie kämpften, gefährlicher ward, als alle Feindseligkeiten der Gegner. Mit der Ueberzeugung, schlecht geführt zu sein und deshalb wiederum geschlagen zu werden, begannen die Mexikaner am folgenden Tage den Kampf von Neuem, der sich für sie in einen langen Rückzug verwandelte, während die Amerikaner jubelnd ihre besternten Banner dem linken Ufer des Rio Bravo entlang aufpflanzten.

Von da an führten die Mexikaner vorerst gar keinen ernstlichen Krieg mehr. Sie versuchten vergeblich, mit dem Feinde Unterhandlungen über einen Waffenstillstand anzuknüpfen; als ihnen dies nicht gelang, zogen sie sich aus Matamoros zurück und räumten die Stadt vollständig. Und nun nahm die Zahl der Fahnenflüchtigen so überhand, daß Arista binnen kurzer Zeit 1000 Mann einbüßte; die Braven, welche bei ihrem Feldherrn ausharrten, erlagen zum größten Theile den Strapazen des Rückzuges. Zuletzt artete dieser in die regelloseste Flucht aus. Zwölf Tage nach der Räumung von Matamoros, am 29. Mai, gelangte das Corps, das vor Kurzem noch über 4000 Mann gezählt hatte, mit kaum 2500 Mann nach Linares und Monterey. Am 4. Juni nahm Arista seine Entlassung.

Unterdessen waren die Amerikaner in Matamoros und dann in Reinoso und Camargo eingerückt. Schon bezeichneten sie die drei Staaten, Tamaulipas, Cohahuila und Nuevo-Leon, als Staatenbund des Rio Grande. Da brach im Innern Mexiko's wiederum eine Revolution aus, welche den Nordamerikanern in der herannahenden Anarchie einen willkommenen Bundesgenossen zuführte. Der hierdurch auf den Präsidentenstuhl erhobene General Paredes, ein besonnener Mann, erblickte in der Einführung einer monarchischen Verfassung das alleinige Heil für das bisher auf keine Weise zur Ruhe gelangte Land; ihm stimmte der denkende Theil der gebildeteren Stände bei. Aber diesen Ansichten trat mit Entschiedenheit im Süden der Republik General Alvarez, ein feuriger Verfechter der demokratischen Anschauungen, entgegen. Natürlich prallten die Anhänger beider Richtungen wieder auf einander und es sah sich das unglückliche Land nunmehr von zwei Feinden bedroht, dem von außen gekommenen, sowie dem Bürgerkrieg. Paredes beschloß, vor Allem Ersterem entgegen zu treten. Er verließ deshalb die Hauptstadt mit einer Division, um das Commando der in San-Luis, Linares, Saltello und Monterey versammelten Truppen zu übernehmen. Allein mit seiner Abreise brach die nur durch seine Anwesenheit verhinderte Empörung der in Mexiko zur Oberhand gelangten demokratischen Partei aus — nach einer Verwaltung von 7 Monaten mußte auch Paredes in die Verbannung wandern.

Am 4. August forderte der Befehlshaber der in Mexiko zurückgebliebenen Truppen, General Don Mariano Solas, die Regierung auf, einen neuen Congreß nach der Verfassung vom Jahre 1824 zu berufen, die Monarchie als unvereinbar mit den Institutionen Mexiko's zu erklären, alle guten Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzurufen und dem wohlverdienten Santana das Obercommando über das Heer, welches die Amerikaner aus dem Lande treiben sollte, anzuvertrauen. Nach langem Hin- und Herreden wurde beschlossen, daß Solas bis zur Ankunft des sehnlichst erwarteten Erretters aus der Noth die höchste Gewalt ausüben solle.

Am 15. September langte Santana in der Hauptstadt an, empfangen mit allem Pompe, den man sonst nur Monarchen bewilligt, — — in derselben Stadt, wo man 18 Monate vorher seine Bildsäule entfernt hatte. So ist es stets in dieser Musterrepublik gehalten worden: Heute dieser, morgen ein Anderer, übermorgen ein Dritter, oder auch wieder der Erste!

Mittlerweile hatte die Invasion zwar langsame, aber immer bedenklichere Fortschritte gemacht. General Ampudia, der Nachfolger Arista's im Commando, meldete, die Amerikaner seien 6000 Mann stark gegen Monterey vorgedrungen. Der Hafen von San-Blas ward von den feindlichen Schiffen blockirt gehalten, Kalifornien angegriffen, in Neu-Mexiko waren 2000 Mann eingefallen: Alles Nachrichten, die zu einem raschen Einschreiten drängten! Unterdessen verhielt sich der ersehnte Erretter scheinbar völlig unthätig, zurückgezogen in seiner Residenz zu Tacubaya.

Welche kühnen Schlacht- und erhabenen Volksbeglückungs-Pläne brütete er dort aus!? Wir werden es ja sehen!

General Solas hatte inzwischen alle Mexikaner vom 16. bis zum 50. Jahre zu den Waffen gerufen. Kraft eines andern Dekrets wurde eine Miliz gebildet, freilich zum größten Theile bestehend aus dem Auswurfe der Bevölkerung der Metropole. Wenn man schönen Worten ohne Weiteres glauben dürfte, so waren hunderttausend Tapfere bereit, auf einen Wink zu den Waffen zu greifen: es fehlte nichts mehr, als eine große Hauptsache — Geld! — Nun war die Zeit für Santana gekommen! Er, anscheinend krank und in Unthätigkeit verharrend, hatte in der That im Stillen so viel Geld auf seine Güter aufgenommen, daß er die noch in Mexiko verweilende Reserve-Brigade ausmarschiren lassen konnte.

Der Jubel über dies „hochherzige" Thun war ein grenzenloser. Und in der That, sein Beispiel wirkte mächtig. Der Klerus ließ auf seine Besitzungen eine Hypothek von 2 Millionen Piastern (über 5 Millionen Gulden) eintragen, Großhändler und reiche Bürger boten ein Darlehen von 500,000 Piastern.

Endlich, am 28. September, rückte Santana an der Spitze von zwei Infanteriecorps und 8 Geschützen in der Richtung von San Luis Potosi aus. Unterdessen hatte das Unionsheer die Hauptstadt des Staates Nuevo-Leon besetzt. Die aus 4000 Mann bestehende Garnison, welche bisher guten Muthes und nicht ohne Erfolg den Feinden Widerstand geleistet, verließ Monterey nach einem verzweifelten letzten Kampfe — infolge eines mit den Amerikanern vereinbarten zweimonatlichen Waffenstillstandes — und zwar mit allen Kriegsehren erst dann, als die tapfern Vertheidiger sich von ihren fahnenflüchtigen Führern, ja sogar vom Obergeneral Ampudia wie vom Artilleriecommandanten Requena auf schmähliche Weise im Stiche gelassen sahen. Bald nachher bemächtigten sich auch die Nordamerikaner noch Tampico's ohne sonderliche Mühe und drangen immer weiter in Kalifornien vor. Außerdem waren die dazwischen liegenden Punkte, Saltillo, Chihuahua und Durango, dem Invasionsheere zugefallen.

Das Ende des Waffenstillstandes nahte. Santana hatte San-Luis Potosi erreicht und Alles blickte mit Spannung auf den Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Aber was geschah? Der „Napoleon des Westens" ließ sich Weihrauch streuen, er nahm Theil an öffentlichen Vergnügungen, und wohnte sehr häufig Hahnenkämpfen bei; im Uebrigen aber verharrte er mit bewunderungswerther Ausdauer in unerklärlicher Apathie. Die Unionsarmee machte sich die ihr durch Santana's Sorglosigkeit vergönnte Frist wohl zu nutze, indem sie ihre Verluste ersetzte und ihre Stellungen befestigte. Erst im Februar 1847 ermannte sich der mexikanische Staatsretter, durch das immer lauter werdende Mißvergnügen des Volkes und des Heeres aufgerüttelt, und zog dem Feinde auf beschwerlichen Wegen durch die Wildniß von Cedral entgegen. Taylor hatte sein Lager in der Ebene von Angostura, bei einer ländlichen

Niederlassung mit Namen Buena-Vista aufgeschlagen. Die etwa 7000 Mann starke amerikanische Armee befand sich in einer sorgfältig gewählten Stellung. Auf ihrem rechten Flügel zog sich eine tiefe Schlucht hin, ihr linker berührte den Fuß eines Berges und der Boden vor ihrer Fronte war von Hohlwegen und Erdspalten vielfach durchschnitten.

Am Morgen des 21. Februar zeigte sich das mexikanische Heer auf den dem amerikanischen Lager gegenüberliegenden Höhenzügen, aber wegen des ihm ungünstigen Terrains schritt es erst am Nachmittag zu einem Geschützangriff, worauf die Amerikaner gar nicht anworteten. Hierauf umgingen 2000 mexikanische Reiter den Berg, der den linken Flügel der Amerikaner deckte und warfen sich Taylor in den Rücken. Allein ihr Angriff, von dessen Artillerie mannhaft zurückgewiesen, mißglückte und es ward denselben schließlich sogar der Rückzug verlegt. Taylor ließ die Abgeschnittenen auffordern, sich zu ergeben. Der mexikanische Anführer stellte sich indessen, als ob er nicht verstehe, was man von ihm verlange, und bewog den amerikanischen Offizier, der ihm die Aufforderung überbrachte, ihm mit verbundenen Augen in Santana's Hauptquartier zu folgen. Hier fand jener den Obergeneral von einem glänzenden Stabe umgeben. Santana verwies seinem Untergebenen die übermäßige Vorsicht, ließ dem Amerikaner die Binde von den Augen nehmen und mit der Hand auf seine zahlreichen Scharen deutend, fragte er den Angekommenen, „ob er glaube, daß ein Feldherr an der Spitze einer solchen Macht etwas zu fürchten habe?“ Statt aller Antwort verbeugte sich der Parlamentär und trug das Verlangen seines Chef vor. Nun spielte Santana den Erzürnten und polterte stirnerunzelnd heraus: „Hat General Taylor den Verstand verloren, daß er 2000 Mexikaner auffordert, die Waffen zu strecken, und daß er überhaupt daran denken mag, noch unnützen Widerstand zu leisten?“ — Unverrichteter Dinge kehrte der Amerikaner in's Lager zurück.

Am folgenden Morgen verlangte ein mexikanischer Parlamentär den amerikanischen General zu sprechen. Er wurde zu einem Mann mit grauen Haaren geführt, der in nachlässiger Haltung auf einem Schimmel mehr hing als saß. Es war Taylor. In den Ausdrücken studirtester Höflichkeit fragte der vorgelassene Offizier im Namen Santana's, was der amerikanische Feldherr zu thun gedenke? „Ich erwarte, daß ihr euch ergebt,“ war die kurze Antwort, die Taylor gab, ohne seine Haltung zu verändern. — Jetzt waren die beiden Anführer in Bezug auf Großsprecherei mit einander quitt.

Man bereitete sich nun zu neuem Kampfe vor. Am 23. Februar, um 10 Uhr Vormittags, erfolgte der zweite Zusammenstoß und diesmal mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Es regnete in Strömen. Das an sich schwierige Terrain wurde für Menschen und Pferde hierdurch noch ungangbarer; die von Haus aus schlechte Munition der Mexikaner war durch die Nässe beinahe unbrauchbar geworden. Dennoch wurde der Kampf von beiden Seiten mit

gleicher Hartnäckigkeit geführt. Die mexikanische Infanterie ging zum Angriff mit dem Bajonette vor und warf die Brigade Indiana, die schon während des Marsches gewankt hatte; auf einem andern Punkte entspann sich ein äußerst blutiges Gefecht zwischen Santana's Kavallerie und den Mississippi-Scharfschützen, aus welchem aber die letzteren siegreich hervorgingen. Zuletzt kämpfte im dichtesten Handgemenge Mann gegen Mann. Bald war das Feld mit Leichen übersät.

Während dieses Treffens waren die Feldherren beider Armeen auf merkwürdige Weise dem Tode entronnen. Taylor fuhr in einem für die Entscheidung wichtigen Augenblicke eine Kugel durch den Rock, ohne ihn selbst zu verletzen, und im nämlichen Augenblicke wurde durch ein seltsames Ungefähr Santana das Pferd unter dem Leibe getödtet.

Schließlich wandte sich das Glück dem Unionsheere zu. Die seit 40 Stunden von Hunger und Durst gequälte, sowie zum Niedersinken ermattete mexikanische Armee mußte den Rückzug antreten. Die Nordamerikaner hatten während dieser Schlacht 2000, die Mexikaner 4000 Mann eingebüßt; aber geschlagen wollte keiner der großen Feldherren sein.

In Mexiko ward ein feierliches Te Deum zu Ehren Santana's in Scene gesetzt, während man in Newyork das Siegesbülletin des Helden von Buena-Vista veröffentlichte!!

Santana hielt am 8. März seinen Einzug in San-Luis Potosi, empfangen unter Glockengeläute und von dem freudigen Zuruf der Menge.

Inzwischen lagen sich in der Hauptstadt die streitenden Parteien arg in den Haaren. Vom Hader kam es zum Aufstand gegen die „demokratische Wirthschaft" des Vicepräsidenten Gomez Farias. Einen ganzen Monat lang fielen dem bürgerlichen Zwiste alltäglich neue Opfer. Erst Santana's Anwesenheit vermochte einigermaßen wieder Ordnung herzustellen; doch die Lust der Helden der Gasse an Raub und Mord war wieder einmal geweckt worden: der Zustand der Hauptstadt blieb ein beunruhigender. Ein Ereigniß von bedeutender Tragweite verschlimmerte die Lage des Staates und vermehrte die allgemeine Muthlosigkeit. Am 29. März hatte sich nämlich die von 35 Fahrzeugen der Unions-Flotte blockirte Stadt Veracruz nebst dem Fort St. Juan de Ulua den amerikanischen Generalen Scott und Worth ergeben, die zu Anfang desselben Monats mit einem Corps von 12,000 Mann auf der Insel Sacrificios gelandet waren.

Mit dem Falle dieses wichtigen Platzes nahm der Krieg eine neue Wendung. Die Unionisten sahen ein, daß es sich für sie darum handle, durch eine entscheidende That den Feldzug rasch zu beendigen und sie trafen demgemäß ihre Vorbereitungen, um so schnell als möglich nach Mexiko zu gelangen. General Scott war der Mann, dem diese Aufgabe zufiel. Am 16. April brach die Unionsarmee, deren Gesundheitszustand bereits Vieles zu wünschen übrig ließ, gegen Mexiko auf. Natürlich ging es nicht ohne Kämpfe ab. — Santana wollte das Kriegsglück noch einmal versuchen.



Kampf zwischen amerikanischer und mexikanischer Kavallerie.

Er hatte zu diesem Zwecke alle seine Streitkräfte auf einem der wichtigsten Punkte, dem Cerro grande (großen Berg) vereinigt, einer gefährlichen Passage, an welcher die Feinde auf ihrem Weg nach der Hauptstadt nothwendiger Weise vorüber mußten. Zwölftausend Mexikaner in der vortheilhaftesten Stellung erwarteten hier eine fast gleiche Anzahl Nordamerikaner. Am 17. April Nachmittags erschien die Vorhut der Unionsarmee unter General Twiggs am Eingange des Engpasses von Cerro grande. Ihr schloß sich die Nachhut unter General Scott an. Die ebengenannten Generale sahen die Unmöglichkeit ein, die drei Höhenzüge zu umgehen; einer derselben mußte erstürmt werden. General Scott sandte deshalb die Division Twiggs gegen denjenigen Cerro vor, der ihm am schwächsten vertheidigt zu sein schien, und in der That, es gelang den Unionisten, trotz des feindlichen Kreuzfeuers von den beiden Nachbarhöhen, die Mexikaner von diesem Punkte zu verdrängen.

Am folgenden Morgen, dem 18., ging General Twiggs gegen die stärkere Position der Mexikaner auf dem Cerro grande vor, während gleichzeitig Angriffe auf die andern Höhen erfolgten. Twiggs' Truppen stießen auf heftigen Widerstand und bald waren die Abhänge des Berges mit Gefallenen bedeckt. Doch vor der ungestümen Tapferkeit der Nordamerikaner wichen zuletzt die Truppen Santana's, anfangs nur vereinzelt, dann aber in ganzen Scharen; wie vor den Kolonnen Twiggs', so erlagen sie auch den Anstrengungen der Generale Shields, Worth und Pellow.

Der Sieg der Nordamerikaner war ein vollständiger.

Der Tag von Cerro grande überlieferte ihnen nicht nur die besten Offiziere und Mannschaften der mexikanischen Armee als Gefangene, sondern auch 22,000 Piaster, die sich unter dem Gepäck Santana's vorfanden. Was letzteren selbst betrifft, so hatte er schon beim Beginn der Schlacht das Feld verlassen, und Ampudia, sein Unterbefehlshaber, war dem verführerischen Beispiele des „Hochherzigen" gefolgt, indem er sich — während der Erstürmung des Cerro grande — auf einen Renner warf und mit solcher Hast gen Jalapa zuritt, daß er sogar seinen Generalshut, den ihm der Wind vom Kopfe gerissen, im Stiche ließ!!

Am 20. April erfolgte die Besetzung Jalapa's, dann die Perote's, gleich darauf die von Puebla. Nun erst gönnte sich das Unionsheer einige Erholung, indem es sich mehrere Wochen lang unthätig verhielt, während welcher die Witterung dem Vorwärtsschreiten nicht fördersam war. Am 7., 8. und 9. August erfolgte der Aufbruch nach der Hauptstadt. Am 17. langte der Vortrab unter General Worth vor Mexiko an, zu dessen Vertheidigung eine Armee angesammelt worden war, die alle befestigten Zugänge zur Stadt besetzt hielt. Es schien, als wolle der mittlerweile zum Dictator ausgerufene Santana sich bessere Ruhmeskränze zu verdienen suchen. Er befand sich in der Hauptstadt, wohin er zu seiner Verstärkung Anfangs August den General Valencia aus Potosi mit 5000 Mann und 30 Geschützen beordert hatte.

Des Dictators Staatsrettung begann mit Verkündigung des Kriegsgesetzes; — von weiteren Ruhmesthaten ist nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Die unbedeutenden Scharmützel am 18. und 19. August boten zu Siegesbülletins keine Veranlassung, und als am 20. nach zweistündigem Gefechte zuerst die feste Stellung der Mexikaner bei Contreras, dann deren zweite Position bei Churubusco von den Nordamerikanern erstürmt worden, war die Gelegenheit zu glorreichen Thaten vorüber. Jetzt erfolgten Friedensanerbietungen, welche General Scott, vor den Thoren des einstigen Tenochtitlan stehend, während einer eingetretenen kurzen Waffenruhe machen ließ. Nachdem sie anfänglich angenommen, schließlich wieder verworfen worden, begann der Kampf am 8. September von Neuem. Fünf Tage später setzte sich Scott in den Besitz der etwa ¾ Meile von der Hauptstadt entfernten Höhe von Chapoltepec, wohin die Mexikaner während des Waffenstillstandes, unter ihren Mänteln versteckt, reichliche Massen Munition geschafft hatten; am 14. September begann die Beschießung Mexiko's und am 15. die Erstürmung der Metropole. Die Unionisten nahmen einen Theil der Hauptstadt nach dem andern und nach Ablauf weniger Stunden wehte das Sternen- und Streifenbanner von allen Hauptgebäuden. Etwas später wurde die Alameda von der Division des General Worth besetzt und schon um 9 Uhr ertönte ein mächtiges „Hurrah!", als an der Ecke des Hauptplatzes die ehrwürdige Gestalt des tapferen Oberbefehlshabers Scott an der Spitze seiner Indiana-Dragoner erblickt ward. Hin und wieder fiel beim Einmarsche noch ein Schuß, im Ganzen jedoch verhielt sich die Bevölkerung Mexiko's ruhig, ja einige Hauptstraßen trugen sogar ein festliches Aussehen, da viele Fremde, ihrer Sicherheit wegen, Flaggen aus den Fenstern wehen ließen.

Wir folgen nunmehr einem Augenzeugen in der Schilderung der Zustände in der Hauptstadt während der nächsten Tage ihrer Occupation durch die Nordamerikaner.

„Niemand rechnete mehr am 14. Sept. auf irgend einen Widerstand von Seite des Volkes. Die Masse schien mit sehr friedlichen Gesinnungen dem Einzug der Amerikaner auf dem großen Platze zuzuschauen. Kaum hatten dieselben aber ihre Schildwachen ausgestellt, als ein Lepero mit einem Gewehr auf einen amerikanischen Soldaten anschlug. Der Schuß traf diesen nicht; in demselben Augenblicke aber knallten mehrere dieser Bummler ihre Waffen los und es begann von allen Seiten ein Gewehrfeuer, das, gut geleitet, die Amerikaner hätte vernichten müssen. Diese, obwol überrascht, verloren ihre Kaltblütigkeit nicht und antworteten auf die Gewehrschüsse mit Vierundzwanzigpfündern. Von beiden Seiten rief man sich eine Menge Schimpfnamen zu, welche meist von Salven begleitet waren. Das Feuern dauerte bis zum Abend. Während des Kampfes wurden die Läden der Branntweinhändler geplündert und mehrere Häuser völlig ausgeraubt. Zur Steuer der Wahrheit muß man jedoch sagen, daß die Plünderer Mexi-

kaner waren; die Amerikaner gaben sich lieber mit Trinken ab. Obgleich eine gute Anzahl Leute gefallen, war das Unglück doch nicht so groß, als man hätte erwarten sollen. Man glaubte jeden Augenblick, es würde nun eine Niedermetzlung der Volksmassen erfolgen, und ein Theil derselben, insbesondere die feigen Leperos, welche hinter Mauern und Fenstern verborgen, tödliche Geschosse auf die Amerikaner herabsendeten, hätten dies auch verdient; aber man muß es den Amerikanern zur Ehre nachsagen, daß sie eine beispiellose Nachsicht walten ließen und daß am Tage nach dem Aufstande, der sich nicht mehr erneuerte, Niemand mehr von den Gewaltthätigkeiten der Sieger zu leiden hatte. General Scott begnügte sich, einen Tagsbefehl zu erlassen, wonach jedes Haus, aus dem auf die Amerikaner geschossen würde, sammt seinen Einwohnern von Grund aus vernichtet werden sollte."

Unterdessen bot der Nationalpalast einen jämmerlichen Anblick dar; alle Räume waren verwüstet und mit Schmutz bedeckt; da, wo die Vertreter des Volkes gewohnt waren, ihre Sitzungen zu halten, lagerten Soldaten auf zertrümmerten Bänken und Stühlen. Auf den öffentlichen Plätzen waren Schenkzelte errichtet, auf der schönen Almeda bivouakirten Kärrner, deren Gäule zwischen Blumen grasten, und die sonst so gewürzige Luft war von pestilenzialischem Leichengeruche erfüllt.

„Wir befinden uns noch immer", erzählt unser Berichterstatter an einer andern Stelle, „in voller Anarchie. Mexiko ist Nachts eine wahre Mörderhöhle." In den abgelegeneren Stadttheilen herrschte der Schrecken Tag und Nacht; man raubte und mordete auf der Straße. Ganze Hausgenossenschaften wurden niedergemetzelt oder auf's Gräßlichste verstümmelt! Wehe dem Soldaten, der dem empörten Volke in die Hände fiel! Einzelne solcher Unglücklichen wurden mit dem Lasso erwürgt und zu Tode geschleift. Nie hatten die Uebelthäter sich völligerer Straflosigkeit erfreut. General Scott hatte zwar gestattet, ein Polizeicorps von 600 Mann zu errichten, doch was konnten diese Wenigen ohne Waffen anfangen?!

So sah es in der unglücklichen Stadt aus, nachdem sie in die Hände einiger Tausend Yankees gefallen!

Trotz der fortwährenden Aufreizungen haben die Amerikaner nicht eine einzige Hinrichtung stattfinden lassen, die Ruhe stellte sich nach und nach von selbst ein; doch fehlte es auch während der folgenden Tage nicht an zahlreichen Mordthaten, besonders in den Vorstädten. Man kennt die Leidenschaft der Amerikaner für starke Getränke. Die Pelados (Zerlumpten) benützten diesen Fehler, und wehe dem Soldaten, der eine freundliche Einladung angenommen: keiner kam wieder zum Vorschein. Dies erklärt auch, wie General Scott, theils in dem Aufstande vom 14., theils in den nächstfolgenden Tagen, etwa 600 Mann von den 7000 verlor, an deren Spitze er eine Stadt von 200,000 Einwohnern besetzt hatte. Wenn Santana, der sich zu Guadeloupe mit 9000 Mann befand, damals zurückgekehrt wäre, als er das Feuern hörte und von

dem Straßenkampfe vernahm, so wären die Amerikaner verloren gewesen. Die Bevölkerung hätte, durch die Unterstützung ermuthigt, eine letzte Anstrengung gemacht, und Mexiko wäre das Grab seiner Besieger geworden. Statt diesen energischen Schritt zu thun, der vielleicht Mexiko gerettet hätte, zog Santana mit 2000 Mann gegen Puebla, der Rest seiner Truppen zerstreute sich oder stieß zu Herrera, der bei Gueretaro stand.

Die wieder angeknüpften Friedensunterhandlungen endigten damit, daß in Guadeloupe-Hidalgo am 2. Februar 1848 ein Vertrag zu Stande kam, der von dem Congreß angenommen, und von dem unterdessen zum Präsidenten erwählten Herrera am 19. Mai 1848 bestätigt wurde. Den Hauptpunkten dieses Vertrages gemäß sollte als Grenze beider Republiken eine Linie gezogen werden, beginnend beim Rio grande del Norte von seinem Ausflusse bis zur Südspitze des ehedem mexikanischen Staates Neu-Mexiko; sie sollte hier an der Süd- und Westgrenze fortlaufen bis zum ersten Arme des Rio Gila, und quer durch den Rio Colorado gehen, der Grenze zwischen Ober- und Niederkalifornien folgend bis zum Stillen Ozean. Den Nordamerikanern ward freie Schiffahrt auf dem Colorado und im kalifornischen Meerbusen, beiden Theilen auf dem Rio grande und dem Rio Gila zugesichert. Die Union zahlte außerdem 15 Millionen Dollars an Mexiko.

Der Werth der hierdurch an die Union gelangten Provinzen wird verschiedenartig geschätzt. Die Umgebungen des Rio Gila im Nordwesten des Hochlandes von Neu-Mexiko, einem noch wenig durchforschten Gebirgslande, gelten für eine wichtige Erwerbung; der Osten ist gebirgig und reich bewaldet, der Westen am Rio Colorado scheint terrassenförmig zu verlaufen. Gegen Süden des eben genannten Flusses zieht sich eine Hochebene hin, die gegen Osten zum Plateau von Neumexiko übergeht. Dieselbe leidet an der in diesen Breitegraden gewöhnlich lang andauernden Dürre, weshalb nur da, wo sich das Land künstlich bewässern läßt, für die Zukunft von Anbau die Rede sein kann. Die Westseite des Rio Colorado besteht gar aus einer wasser- und pflanzenarmen Sandwüste. Von unzweifelhafter Bedeutung sind für die Union dagegen die von Mexiko abgetretenen Theile von Tamaulipas, Cohahuila und insbesondere der silberreiche Distrikt von Chihuahua, jenseits des Rio Grande, etwa 2000 Q. M., sowie Neukalifornien mit 16,000 Q. M., während durch den Verlust von Neu-Mexiko etwa weitere 8000 Q. M. dem mexikanischen Staatenkörper verloren gingen. Das Gebiet der Republik, welches zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung noch 68,400 geogr. Q. M. betrug, war nach dem verderblichen Friedensschlusse von Guadeloupe unter die Hälfte, nämlich bereits auf 33,600 Q. M. zurückgegangen.

Am 31 Juli wurde die Hauptstadt Mexiko's von den nordamerikanischen Truppen geräumt.



Rancheros und Hacienderos.

Viertes Kapitel.

Gänzliche Zerrüttung des Landes.

Geldverlegenheiten unter Herrera. — Der Plan von Guadalaxara. — Graf Raousset de Boulbon. — Rascher Präsidentenwechsel. Santana wieder Dictator. Sein Centralisationssystem. — Abenteurerzug des Major Walker. — Aufstand unter General Alvarez. Der Plan von Ayutla. — Santana schifft sich nach Habana ein. — Vollständige Anarchie. — Präsident Commonfort. — Streit zwischen Mexiko und Spanien. — Zuloaga. Miramon und Benito Juarez.

(1848—1860.)

Fragen wir nach der Ursache aller immer von Neuem wieder auftauchenden Umwälzungen, welche Mexiko nach 25 Jahren genossener Selbständigkeit an den Rand des Verderbens brachten, so ist es nächst der Rohheit und Unwissenheit seiner vielfarbigen Bevölkerung, die um so feindseliger sich gegenübersteht, je mehr Zwischenstufen die Leute heller Hautfarbe von den dunkleren Ehrenmännern trennen, — insbesondere die Zuchtlosigkeit einer erbärmlichen Soldateska, welche so viel Unheil über eines der herrlichsten Länder der Welt verhängt hat. Alle Erhebungen des „Volkes" waren im Grunde nichts als Militär-Verschwörungen; keiner der großen Generale an der Spitze derselben verfolgte, nehmen wir den Mann auf dem

ersten mexikanischen Kaiserthrone aus, hochfliegende oder volksbeglückende Pläne. Gott bewahre! Fast allen militärischen Oberhäuptern kam es zunächst darauf an, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen, indem sie die erlangte oder zu erlangende hohe Stellung zu benutzen gedachten, ihr Vaterland zu brandschatzen, öffentliches Eigenthum zu entfremden und gewillige Creaturen zu placiren.

Es ist unter solchen Verhältnissen für den Geschichtsschreiber eine peinliche Aufgabe, die noch folgenden Empörungen, Zerwürfnisse, Präsidentschaftswechsel zu schildern. Es genügt auch völlig, aus der Zeit nach dem amerikanischen Kriege das Wichtigste bis zum gänzlichen Verfall Mexiko's kurz zusammenzufassen.

Die letzten Jahre hatten die streitenden Parteien nicht klüger, die Beamten und Geistlichen nicht mäßiger in ihren Anforderungen, die herrschende Classe der sogenannten Gebildeten nicht fähiger zum Regieren gemacht. Der Creole zeigte sich hiezu ebensowenig tüchtig, wie der Altspanier.

„Nur in seltenen Fällen" — sagt der Historiker Alaman — „folgten die Creolen dem Beispiele des Fleißes, der Ordnung und der Mäßigkeit, durch welche ihre Vorfahren sich Reichthum und Ansehen im Lande erworben hatten. Schon die Väter der letzten Generationen hatten ihre Söhne durchaus nicht in der strengen Zucht, in der sie selbst im Mutterlande aufgewachsen waren, erzogen, und der sie ihre Erfolge im Leben verdankten. Ihr Streben ging dahin, ihren Kindern eine mehr glänzende als solide Erziehung zu geben; und während die Väter ihren mitgebrachten Fleiß und ihre sparsame Lebensweise fortsetzten, verpraßten die Söhne gewöhnlich den Reichthum, welchen jene aufgehäuft. Nachdem sie sich auf diese Weise ruinirt, blieb denen, welchen zu erfolgreichen Anstrengungen nicht weniger als Alles fehlte, nichts als die Jagd nach Anstellungen übrig, die ihnen in dem trägen Geschäftsgange eines Verwaltungsbureau die Mittel zur Subsistenz versprach. Die Gewohnheit des Nichtsthuns erschien ihnen als wirkliche Berechtigung zu der Kavalier- oder Gönnermiene, mit der sie auf die Europäer herabsahen. Sei es durch diese fehlerhafte Erziehung allein, sei es mit infolge des Einflusses des Klima: — es bildete sich der vom Charakter tüchtiger Väter so sehr abweichende Charakter untüchtiger Söhne aus. Sie wurden träge und sorglos. Ihr Geist war aufgeweckt, aber es fehlte ihnen an Ruhe, Ueberlegung und Urtheil. Sie waren rasch im Aufgreifen von Projekten, aber sie dachten nicht an die Mittel zur Ausführung derselben. Sie ergaben sich ohne Rückhalt der Gegenwart, ohne an die Zukunft zu denken. Sie waren verschwenderisch im Glück, ohne Thatkraft im Unglück. Und so kam es, daß die spanische Rasse in Amerika eines beständigen Zuflusses neuer Menschen aus Europa bedurfte, um sich auf ihrer Höhe zu erhalten." — Dieser Zufluß aus Spanien hatte seit den Edikten gegen die Altspanier außerordentlich nachgelassen, ja er war eine Zeitlang wie abgeschnitten.

Ein Ersatz aus andern Ländern Europa's fehlte. Religiöse Intoleranz, eine Hinterlassenschaft Spaniens, sowie die Absonderung, in welche die spanische Nationalität sich in und außer Europa versetzt hatte: sie begünstigten keineswegs die Einwanderung, selbst während der Jahrzehnte nach der Losreißung nicht. Auch trat derselben die den nördlichen Völkern Europa's weniger günstige natürliche Beschaffenheit des Landes entgegen: kurz, die Zuwanderung fleißiger und geistig rühriger Menschen kam nur den an die amerikanischen Freistaaten gelangten Provinzen, nicht aber den ehemaligen spanischen Pflanzstaaten zu gute; dazu der ewige Bürgerkrieg, der sich zu einem herrschenden Uebel ausgebildet hatte.

Kaum waren die Friedensverhandlungen von 1848 geschlossen, so erhob sich unter dem indessen wieder zum Vorschein gekommenen Expräsidenten Paredes eine Partei gegen die neu eingesetzte Regierung. Der Aufstand wurde jedoch von Herrera gedämpft. Größere Verlegenheiten bereitete die drückende Finanznoth. Dem am 1. Januar 1849 wieder eröffneten Congresse wurde ein Budget vorgelegt, das ein Deficit von 7 Millionen Thalern herausstellte. Infolge eines im April stattgefundenen zweiten Aufstandes des General Paredes gestaltete sich die Lage des Landes immer trübseliger.

Nicht nur die Ausgaben mehrten sich in jedem Jahre, sondern die Regierung, an deren Spitze seit 1851 Arista stand, suchte auch vergeblich die Umwandlung des bisherigen Prohibitivsystems in ein gemäßigtes Schutzzollsystem durchzusetzen, in der Erwartung, dadurch den Handel zu heben und der zunehmenden Ueberschuldung einigermaßen entgegenzuarbeiten. Da brach ein neuer Aufstand aus, welcher, wenn man schönen Worten glauben dürfte, wohl einen günstigen Umschwung in den Verhältnissen hätte zu Wege bringen können. Carbajal, ein Oberst der Nationalgarde, erklärte sich Ende September gegen die Föderalregierung und versprach gänzliche Aufhebung des verderblichen bisherigen Systems. Er schritt in der That sofort zur Herabsetzung der Zölle. Von Texas unterstützt, belagerte er nach einigen erlangten Vortheilen den Hafen von Matamoros, mußte aber nach achttägigem Kampfe das Unternehmen aufgeben. Der vernünftige Commandant des Platzes, welcher keineswegs den Kopf verloren hatte, wußte nämlich die Einwohnerschaft auf seine Seite zu bringen, indem er sich deren Wünschen willfährig zeigte, die Prohibitiv-Verordnungen aufhob und die Zölle auf eigene Verantwortung noch mehr herabsetzte. Doch der Congreß in Mexiko, bei dem die Föderalregierung einen Gesetzentwurf in Bezug auf Zollreformen eingebracht hatte, ging, als Carbajal's Aufstand seine Schrecken verloren, am 14. December auseinander, ohne die brennende Frage gelöst zu haben.

Neue Unruhen, von den Anhängern Santana's ausgehend, fanden im September 1852 in den Staaten Xalisco und Guadalaxara statt, während welcher die Gouverneure von Mazatlan und Guadalaxara gewaltsam vertrieben und selbständige Regierungen eingesetzt wurden.



Ueberfall durch Chomanchen.

Auch im Staate Veracruz entstanden unter dem Vorwande, dadurch die Abschaffung der verhaßten Binnenzölle herbeizuführen, getrennte Territorien, die erklärten, unmittelbar unter der Centralregierung stehen zu wollen. Aehnliches ging in Tamaulipas, Puebla und San Luis Potosi vor sich. Endlich warfen die Urheber aller dieser Zwistigkeiten die Maske von sich und erließen am 20. Oktober eine Proclamation, den sogenannten „Plan von Guadalaxara“, der auf nichts anderes als auf einen völligen Umsturz hinauslief. Die Föderalregierung wurde hiernach für abgesetzt, die im Jahre 1847 verkündete Verfassung für ungültig erklärt, und unter anderen Forderungen die der Rückkehr Santana's aus der Verbannung gestellt. Dem Vertriebenen sollte der Oberbefehl über die Armee übertragen und die Wiederherstellung der Ordnung anvertraut werden. Binnen kurzer Zeit hatte der größte Theil der Republik dem neuen Rettungsplane beigestimmt. Die rathlose Hauptstadt wußte nichts Besseres, als das Unvermeidliche geschehen zu lassen.

In der Mitte dieser steigenden Verlegenheiten bereiteten äußere Feinde neue Sorge und Noth. Es galt, die unruhigen Indianerstämme, deren Raubeinfälle periodisch wiederkehrten, abzuwehren, dann den frechen Friedensbruch eines kecken französischen Abenteurers, des Grafen Raousset de Boulbon, zu ahnden. Derselbe hatte unter der nichtigen Angabe, eine französische Gesellschaft in der Ausbeutung von Silberminen zu schützen, einen Einfall im Staate Sonora versucht. Infolge der feindlichen Gesinnung der Bewohner verließen indessen die Eindringlinge nach kurzer Zeit die eroberte Stadt Hermosillo und bald darauf auch den Staat. Diesen Feind war man los, aber den Feind im Innern konnte Arista nicht bewältigen. Die inneren Schäden fraßen immer weiter um sich; binnen kurzem war der größte Theil der Truppen von der Regierung abgefallen. — Am 1. Januar 1853 eröffnete Arista den Congreß und verlangte von demselben außerordentliche Vollmachten. Da ihm diese verweigert wurden, zog sich der Präsident zurück. Statt seiner nahm der Oberrichter Cevallos provisorisch den Präsidentenstuhl ein. Sein nächster Schritt bestand darin, am 19. Januar die Abgeordneten mit Waffengewalt aus einander treiben zu lassen und einen constituirenden Nationalcongreß auf den 15. Juni einzuberufen. Als sich jedoch Cevallos auch mit Uraga, dem Oberbefehlshaber der ohnehin regierungsfeindlich gesinnten Truppen, überwarf und hierauf abdankte, erhob die Anarchie allenthalben ihr widerwärtiges Haupt. Jeder Kapitän, der nur eine Bande zusammenbringen konnte, erklärte seine Unabhängigkeit und begann im Lande darauf los zu wirthschaften. Diesem Zustande allgemeiner Auflösung war selbst der Eigenwille und das Streben eines Santana nach unumschränkter Herrschaft vorzuziehen. Alles rief nach dem Erretter, und am 17. März gelangte Santana wirklich auf vielstimmiges Verlangen der Nation zur Würde eines Präsidenten mit dictatorischer Gewalt. Der wiedererkorene Würdenträger erließ nun von Veracruz aus ein Manifest, durch welches er eine

allgemeine Amnestie ankündigte und „Aussöhnung und Einigung der Parteien" als Losungswort aussprach. Am 20. April hielt er seinen Einzug in Mexiko. Doch im Gegensatze zu dem Versprochenen war die Entfernung und Verbannung seiner Gegner eine seiner ersten Maßregeln. Hierauf entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit und Energie. Er ernannte einen Staatsrath aus 21 wirklichen und 10 stellvertretenden Mitgliedern für sein neueingesetztes Ministerium; er beschränkte die Autorität der einzelnen Staaten auf ein Minimum von Macht und suchte an die Stelle des Einzelwillens der Staaten eine straffe Centralgewalt zu organisiren, indem er die Aemter der Civil- und Militairgouverneure in den einzelnen Staaten in einer Person vereinigte. Rasch erfolgte auf einander die Veröffentlichung eines strengen Preßgesetzes, die Anerkennung des von Iturbide gestifteten Ordens „Nuestra Señora de Guadeloupe", die Organisationsdekrete zur Herstellung eines nationalen Heeres, ferner wurde der Privatbesitz von Waffen verboten und endlich, um die Geistlichkeit zu gewinnen, am 20. September die Wiedereinführung des Jesuitenordens erlaubt. Ein scharfes Regiment, oft nicht sehr von Gewaltthätigkeit unterschieden, trat an die Stelle der noch vor kurzem herrschenden Anarchie. Böses Blut machte die Verordnung, welche die Binnenzölle wieder herstellte, denn hierdurch schwanden alle Hoffnungen auf Besserung der mißlichen Handelsverhältnisse. Bei alledem sah man aber allseitig mit mehr Vertrauen der Zukunft entgegen, und die Macht Santana's schien fester denn je gegründet, als ihn der Senat, auf Antrag der Behörden von Guadalaxara, am 16. December mit lebenslänglicher Dictatur bekleidete. Ein Streit mit der Union ward am 13. desselben Monats durch den, nach dem nordamerikanischen Gesandten in Mexiko, James Gadsden, genannten Gadsden-Vertrag zum Abschluß gebracht. Hiernach überließ Mexiko den Vereinigten Staaten für 10 Millionen Dollars das Mecillathal und einige andere streitige Gebiete, sowie eine Landesstrecke zur Herstellung der südlichen Eisenbahn nach dem stillen Ozean.

Im Jahre 1854 wiederholten sich die Einfälle räuberischer Indianerhorden. Mit größerer Heftigkeit als je unternommen, erlitt besonders Cohahuila schwere Verluste und solch' bedeutende Verheerungen, daß der Regierung nichts anderes übrig blieb, als den Einwohnern jener Gegenden einen Theil ihrer Waffen zurückzugeben. Außer den Räubereien durch die wilden Eingeborenen wurde aber auch der Norden der Republik von Ueberfällen „civilisirter Freischaren" heimgesucht. Der berüchtigte Major Walker aus Kentucky unternahm damals seinen vielbesprochenen Abenteurerzug nach Unterkalifornien, welcher die Einverleibung dieses Landes in die Vereinigten Staaten zu Wege bringen sollte. Und in der That, es gelang den Eindringlingen nach mehreren glücklichen Gefechten gegen die mexikanischen Truppen, sich in Unterkalifornien festzusetzen und dieses Land zu einem unabhängigen Freistaate auszurufen. Doch ihr Triumph war nicht von langer Dauer; Walker,

von einer unterdessen gesammelten Heeresmacht mehrfach geschlagen, sah sich gar bald genöthigt, den Rückzug nach Texas anzutreten.

Jedoch auch im Innern des Landes kehrten gefahrdrohende Zustände wieder. Die zu stark angespannte Bogensehne reißt — und so hatte auch das übermäßig harte Regiment Santana's anfänglich nur eine dumpfe Gährung, zuletzt aber eine grenzenlose Erbitterung unter der Bevölkerung hervorgerufen, die sich schließlich in offenen Aufständen Luft machte. Die bedeutendste dieser Verschwörungen war die des General Alvarez, welcher am 22. Jan. 1854 Santana und seinem Systeme den Krieg erklärte und zur Wiedereinführung der früheren Repräsentativ-Verfassung aufforderte. Sieger über die gegen ihn ausgesandten Regierungstruppen, erwarb er sich durch Erleichterungen, die er dem Handel gewährte, die Gunst der Nordamerikaner. Im Laufe des Jahres 1854 hatte sich der Aufstand vom Süden aus immer mehr nach den mittleren Staaten hin verbreitet. In demselben Jahre wurde der Norden zum zweiten Male von jenem frechen Fremden gebrandschatzt, der sich Graf Raousset de Boulbon nannte. Dieser Franzose war im Juli 1854 in Guayamas gelandet. Indessen fiel der Zustammenstoß mit den mexikanischen Truppen nicht glücklich für ihn aus; er ward geschlagen, gefangen und — am 12. August erschossen. Dagegen hatte im folgenden Jahre, 1855, der Aufstand des General Alvarez bereits einen so bedeutenden Umfang gewonnen, daß dem schon am 1. März 1854 verkündeten Plane von Ayutla immer mehr einflußreiche Personen zustimmten.

Der neue Beglückungsplan enthielt folgende wesentlichere Punkte: „Santana und seine Anhänger sind ihrer Stellen entsetzt; ein provisorischer Präsident beruft einen außerordentlichen Congreß zur Entwerfung eines neuen Grundgesetzes; im Interesse der Freiheit des Binnenhandels sowie zur Hebung des Verkehrs werden billige Tarife verkündigt; die Conscription durch's Loos, die Kopfsteuer und das Paßwesen sind und bleiben abgeschafft; die Generale Bravo, Alvarez und Moreno werden eingeladen, sich an die Spitze des Befreiungsheeres zu stellen und die Zügel der Regierung zu ergreifen."

Alle Versuche Santana's, die Verbreitung des Planes zu unterdrücken, waren vergeblich. Zugleich erhoben sich aber noch andere Militär-Häuptlinge und vergrößerten den Unfug an allen Orten. Monterey fiel in die Hände von Aufständischen; schon drang die offene Empörung erst bis zur Umgegend von Mexiko vor, dann in die Hauptstadt selbst ein. Santana erkannte, daß wieder ein Mal seine Stunde geschlagen: er verließ mit 1400 seiner besten Truppen die Hauptstadt, angeblich um die Empörer zu züchtigen. Auf dem Wege nach Veracruz dankte er aber ab und schiffte sich am 19. August nach Habana ein.

Kaum war er unter Segel gegangen, so brach in Mexiko die bodenloseste Verwirrung aus. Den wüsten Zustand der Dinge zog sich Carrera zu Nutzen, indem er am 15. August eine Proclamation erließ und sich

selbst zum Vicepräsidenten ernannte. Er erklärte, dem Plan von Ayutla nachkommen zu wollen; der Guadeloupe-Orden, ebenso die geheime Polizei ward abgeschafft, allen politischen Verbrechern Amnestie gewährt, der großen Finanznoth für den ersten Augenblick durch ein bei der Geistlichkeit kontrahirtes Anlehen abgeholfen; aber trotz dieser lobenswerthen Maßregeln war seine Stellung eine nichts weniger als gesicherte. Mehrere Städte verweigerten ihm den Gehorsam und schon nach einem Monat sah er sich genöthigt, sein Amt niederzulegen. Ihm folgte zuerst General Diaz de la Vega; dann nach kurzer Zeit General Juan Alvarez, das Haupt der Fortschrittsmänner (Puros oder Progressisten), während General Vidanini im Norden bemüht war, die Staaten Cohahuila, Tamaulipas und Nuevo Leon von Mexiko loszureißen und als unabhängige Republik unter dem Namen „Sierra Madre" zu constituiren.

Schon am 10. December sah sich auch Alvarez gezwungen, die Präsidentschaft niederzulegen; nun ergriff General Commonfort als Substitutpräsident das Steuer der Regierung — der 36ste Präsident binnen 40 Jahren, der fünfte binnen vier Monaten!!!

Aber es ging dem Letztgenannten nicht besser als seinen Vorgängern. Progressisten und Bischöfe erklärten sich gegen ihn, eine Menge Truppen verließen die Fahnen, die Gemeindebehörde von Mexiko löste sich auf, die Gouverneure hielten die Staatseinkünfte zurück und die Conservativen beriefen den mexikanischen Gesandten zu Berlin, General Uraga, auf den Präsidentenstuhl. Dieser mußte zwar, zu Anfang 1856 in Veracruz angelangt, vor den gegen ihn ausgesandten Regierungstruppen die Flucht ergreifen, indessen zeigte sich eine zweite Expedition, von der Hauptstadt gegen Haro y Ramirez, der Puebla belagerte, ausgesandt, weniger erfolgreich. Commonfort selbst rückte nun gegen die Empörer heran und nahm am 13. März die Stadt mit Sturm.

Mittlerweile waren wiederum Streitigkeiten zwischen Mexiko und Spanien ausgebrochen, welches während der letzten Revolutionsperiode die ihm von seinem ehemaligen Pflanzstaat im Jahre 1847 als Entschädigung zugesicherten jährlichen Zinsen von $5^1/_2$ Millionen Realen nicht erhalten hatte. Mexiko weigerte sich nämlich die Zahlung zu leisten, unter dem Vorwande, es seien beim Abschluß der letzten Convention im Jahre 1853 mehrere unbegründete Forderungen zugelassen worden, und es verlangte daher von den Inhabern spanischer Bons, daß solche von denselben im Finanzministerium behufs einer angeordneten Revision vorgezeigt würden.

Hierüber entstand ein ernstlicher Conflict. Spanien unterstützte seine Forderungen durch Kriegsschiffe; neue Versprechungen wurden von der mexikanischen Regierung gemacht, um wiederum nicht gehalten zu werden: kurz der Streit blieb lange unausgeglichen. Während dessen schien es, als wollten sich die Zustände in Mexiko selbst etwas zum Bessern wenden.

Der Präsident, welcher sich der liberalen Partei zuneigte, hatte ein neuentworfenes Gesetz im Interesse einer zweckmäßigeren Organisation der Verwaltung, sowie am 28. Juni ein anderes Gesetz bestätigt, nach welchem dem Klerus kein Grundeigenthum mehr zugestanden wurde, vielmehr sollte das Kirchengut, welches allerdings im Privatbesitz ungleich besser rentirt, zum Verkauf gebracht werden. Glaubensfreiheit ward verkündet und die Jesuiten erhielten Befehl, das Land zu verlassen. Zugleich wurden der Auswanderung die Häfen geöffnet. Mit dem guten Willen der Regierung hielt die Ausführung des Versprochenen jedoch nicht gleichen Schritt. Commonfort stieß bei der Bevölkerung auf großen Widerspruch, bei der Geistlichkeit begreiflicherweise auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Am 22. Oktober 1856 brach in Puebla eine zweite Empörung aus, welche blutig unterdrückt werden mußte. Die Stadt fiel in die Hände der Regierungstruppen und der Anführer der Aufständischen, Orihuela, ward erschossen. Allein andere Orte, die sich gleichfalls erhoben hatten, konnten nicht so rasch bewältigt werden.

Mittlerweile war die neue demokratische Verfassung vom Congresse zu Ende berathen worden und am 11. März 1857 leistete Commonfort den Eid auf diese überaus freisinnige Constitution, welche, wie man leicht denken kann, so sehr den Unwillen der Geistlichkeit erregte, daß dieselbe nicht nur alle Mitwirkung von Seiten der Kirche bei den Feierlichkeiten der Eidesleistung versagte, sondern auch denjenigen die Absolution verweigerte, welche die Verfassung beschwören würden. Eine Menge Beamte und 27 Offiziere verweigerten infolge dessen den Schwur. Zu dieser Noth im Innern kamen zu derselben Zeit neue Differenzen mit Spanien wegen mehrerer unter den Augen der Behörden von Mexikanern ausgeplünderten und ermordeten Landesangehörigen dieses Staates. Die Nichtbestrafung der Schuldigen hatte zur Folge, daß im März 1857 alle diplomatischen Verbindungen zwischen beiden Ländern abgebrochen wurden. Der Zwiespalt schien ein recht bedenklicher werden zu wollen, als es den Regierungen von England und Frankreich noch in der letzten Stunde gelang, ein Abkommen zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen.

Dem zunehmenden innern Verfall zu steuern, wurde im September 1857 der Präsident Commonfort vom Congresse mit dictatorischer Gewalt bekleidet. Er bediente sich derselben, um am 16. December, mit Hilfe der bewaffneten Macht unter General Zuloaga die von ihm beschworene Verfassung wieder aufzuheben. Bald geriethen jedoch Commonfort und Zuloaga in Hader; es kam zwischen ihnen zu einem siebentägigen Kampfe, in welchem Ersterer unterlag und sein Heil in der Flucht suchen mußte.

Mit Zuloaga's Ernennung zum Chef der provisorischen Regierung (22. Januar 1858) kam die reaktionäre Partei wieder an's Ruder. Alles was bisher im Sinne des Fortschritts geschehen war, ward nunmehr widerrufen und eingestellt, das Gesetz hinsichtlich der Kirchengüter wurde aufgehoben, die Vor-

rechte des Klerus und Militärs gelangten von Neuem zur Geltung und die Beamten, welche wegen Verweigerung des Verfassungseides entfernt worden waren, wurden wieder in ihre ehemaligen Stellungen eingesetzt. Doch drei Viertel der Republik legten gegen diese Rückschrittsmaßregeln Protest ein; die wichtigsten Handelsstädte hatten sich den Aufständischen angeschlossen. Sie erkannten die neue Centralgewalt nicht an. Osollo, Miramon und Andere wurden zur Unterwerfung der widerspenstigen Staaten ausgeschickt, es gelang ihnen aber nicht, solche unter die Herrschaft ihrer engherzigen Partei zurückzuführen. Als die Regierung in immer größere Geldverlegenheiten gerieth, griff sie zu dem bedenklichen Behelfe einer Zwangsanleihe; außerdem erging sie sich in einer Reihe von Gewaltstreichen, welche alle Welt gegen ein solches Gebaren in Harnisch brachte. Es blieb nicht bei der Bedrückung des ausländischen Handels: sie ließ sogar fremde Waaren wegnehmen und zu ihrem Nutzen verkaufen. Dagegen erhoben England und Nordamerika laut ihre Stimmen; aber was half dies inmitten einer Verwirrung und Rathlosigkeit sondergleichen! Gab es doch im Jahre 1858 nicht weniger als acht Parteihäupter in verschiedenen Provinzen, welche gegen die Regierung standen! Dabei wüthete der Bürgerkrieg noch in Yucatan, welches sich von Mexiko losgesagt hatte, und zahlreiche Banden durchzogen raubend, plündernd und mordend die Provinzen Puebla, Xalisco, Guanaxuato, ja gut organisirte Guerillas wagten sich bis in die Umgebung der Hauptstadt, die nach Möglichkeit gebrandschatzt ward. Das Niederschießen von Gefangenen gehörte zu den gewöhnlichsten Tagesvorgängen. Die Trostlosigkeit der Zustände hielt Santana für einen Wink, die Wiederherstellung seiner Macht zu versuchen. Er ließ deshalb von St. Thomas aus einen Aufruf an die Mexikaner ergehen, fand jedoch nirgends rechten Anklang. Zu gleicher Zeit forderten England und Frankreich von der Centralregierung Entrichtung der ihnen schuldigen Zinsen, Entschädigung für Verluste, welche die greuliche Wirthschaft in Mexiko Einzelnen ihrer Unterthanen zugefügt hatte, sowie Einführung des alten Zolltarifs. Der Präsident Zuloaga, unzureichend von der Geistlichkeit unterstützt, wankte in seiner Stellung, er versuchte auch gar nicht sich zu behaupten, sondern legte im Frühjahre 1859 sein Amt nieder. Sein Nachfolger war General Miramon, der die Dekrete in Betreff der Zwangsanleihe wieder aufhob und die Forderungen der beiden Mächte anerkannte. Unterdessen hatte sich eine neue „nationale" Partei gebildet, d. h. die eingeborenen Indianer hielten die Zeit für gekommen, sich geltend zu machen und wollten nicht länger die Verachteten und Bedrückten sein. Ihr Hauptquartier war damals Veracruz und an ihre Spitze trat ein gebildeter Indianer, der Doctor Benito Juarez, ein redlicher Mann, der noch heute seine Rolle nicht ausgespielt hat, und welcher einer der wenigen Präsidenten Mexiko's gewesen ist, die es wirklich wohl mit ihrem Vaterlande gemeint haben. Er ist in einer Ortschaft des Staates Oaxaca von braunen Eltern geboren

und seine Jugend fällt in die Zeit des ersten Kaiserreiches unter Agustin Iturbide. Als Jüngling schöpfte er sein Wissen aus Büchern, die er sich zusammenborgte. Er zeigte dabei eine solche Energie, eine solche eiserne Beharrlichkeit bei seinen Studien, daß er sich die Würde eines Doctors der Rechte erwarb. Später ward er Anwalt. Infolge seiner Rechtlichkeit, seiner Kenntnisse und seines Fleißes in hoher Achtung bei seinen Mitbürgern stehend, wurde er von ihnen zum Statthalter des Staates Oaxaca gewählt und 1856 als Abgeordneter des constituirenden souveränen Congresses nach Mexiko geschickt. Bald trat er an die Spitze der radikalen Partei, deren Führer er war, als ihn die in Veracruz neugebildete nationale Regierung zum Präsidenten erkor.

Die Schlacht bei San Miguelito am 22. December 1860 entschied über die Herrschaft Miramon's. Marquez, Negrete und andere militärische Oberhäupter führten 8000 Mann mit 30 Kanonen der doppelt so starken Armee der Liberalen entgegen. Drei Tage später lud der siegreiche Ortega, Obergeneral der letzteren, Juarez ein, „ohne Verzug sich nach der Hauptstadt zu begeben und die constitutionelle Ordnung wieder herzustellen." Dieser folgte dem Rufe.

Commonfort schon hatte die „guten Dienste" der Nordamerikaner angerufen und mehrere Verträge abgeschlossen, wobei der Vortheil auf Seiten der letzteren war. Sie sollten gegen eine Zollermäßigung 15 Millionen Dollars herleihen, aber der Senat von Washington weigerte sich, die Verabredungen des amerikanischen Gesandten Forsyth gutzuheißen. Sein Nachfolger ging nicht nach Mexiko, sondern verhandelte zu Veracruz mit Juarez, dem Haupte der liberalen Partei.

Eine der ersten Handlungen des Ebengenanten war nun der Abschluß eines Vertrages mit Nordamerika (14. December 1859), durch welchen der Union das Durchfuhrrecht über die Landenge von Tehuantepec eingeräumt ward, ebenso die Passage vom Rio Grande bis Mazatlan am Stillen Ozean und von Guaymas bis Arizona: Zugeständnisse, welche mit Recht für allzugroße Vertrauensbeweise dem nicht sehr gewissenhaften nördlichen Nachbar gegenüber gehalten wurden. Noch bedenklicher war die den Vereinigten Staaten ertheilte Befugniß, diese Straßen der Sicherheit der Reisenden und Transporte wegen mit amerikanischen Truppen besetzen zu lassen, sowie nicht minder das zugestandene Recht, in Mexiko zu interveniren, wenn die nordamerikanischen Staatsbürger des Schutzes bedürftig seien und endlich gar die weitere Concession, die Ausführung solcher unheilvollen Vertragsbestimmungen erforderlichenfalls mit Gewalt erzwingen zu dürfen. Es hieß dies soviel als sich dem schlimmen Nachbar in die Arme werfen und die Union als Schirmherrin Mexiko's anerkennen; — was daraus noch entstehen kann, vermag Niemand vorherzusehen.

Für alle diese höchst bedenklichen Zugeständnisse wurden der Regierung in Veracruz nicht mehr als 400,000 Pfd. Sterling (noch nicht ganz fünf Mill. Gulden) gezahlt.



Mexikanische Lagerscene.

Fünftes Kapitel.

Die Franzosen in Mexiko.

Sieg des Präsidenten Juarez über Miramon. — Unsicherheit der in Mexiko sich aufhaltenden Ausländer. — Zerwürfniß mit England, Frankreich und Spanien. — Landung der alliirten Truppen in Veracruz. Streitigkeiten zwischen den Verbündeten. Uebereinkunft von Soledad. Die Engländer und Spanier ziehen sich zurück. — Aufruf des Juarez. Bruch des Vertrages von Soledad. Kleinere und größere Treffen. Niederlage der Franzosen bei Puebla. — Zaragoza. Rückzug nach Orizaba. Uebertritt des Marquez. Guerillas und Fieber. Ankunft des General Forey. — Tod des Zaragoza. — Einnahme von Jalapa und Tampico. — Eroberung von Puebla. — Einzug des französischen Heeres in der Landeshauptstadt.

(1861.)

Werfen wir einen Blick zurück auf Mexiko seit dem ephemeren Kaiserthum des militärischen Abenteurers Iturbide bis zum Auftreten des dunkelfarbigen Präsidenten Juarez, so fühlt derjenige sich völlig entnüchtert, welcher sich durch die volltönenden Worte „Republik“, „Unabhängigkeit“, „Freiheit“ in einen Traum einlullen ließ, während dessen Dauer die Phantasie ihm

zukunftverheißende Bilder von aufopfernder Vaterlandsliebe und steigendem Wohlbefinden des Landes vorgaukelte. Bei seinem Erwachen erblickt er in Wirklichkeit von einem Meere zum andern nichts als Rohheit und Unwissenheit, Unterdrückung und Verfall, Engherzigkeit und Verrath, Verbrechen, Schande und Schmach. Die wenigen redlichen Männer, welche Mexiko unter seinen sogenannten Patrioten zählte, sieht er an ihrem Vaterland verzweifeln und sich zuletzt von der politischen Schaubühne gänzlich zurückziehen. Denn sie erlebten gleich den Girondisten Frankreichs „den völligen Untergang ihrer heiligsten Hoffnungen, in einem Lande, wo Revolutionen sich durch Revolutionen wälzen und wo der Staat einem Meere gleicht, dessen Bewohner sich unaufhörlich verfolgen und schließlich aufzehren."

Im Jahr 1860 standen sich zwei Parteihäupter als Gegen-Präsidenten feindlich gegenüber, in der Landeshauptstadt der gewissenlose General Don Miguel Miramon, der Chef der Conservativen, in Veracruz der wohlmeinende Benito Juarez, ein Demokrat vom reinsten Wasser. Nach mehrfachen Kämpfen zwischen den beiden Richtungen unterlag, wie wir wissen, der Erstere, vom General Ortega geschlagen, und floh am 22. December 1860 vor seinem glücklicheren Nebenbuhler. Sein Säckel war so leer wie derjenige des tiefgesunkenen Freistaates. Doch ein Mann wie er wußte sich zu helfen. Vor seiner Einschiffung erlaubte er sich einen kühnen Griff in die Kasse des englischen Consulats und eignete sich auf diese Weise 600,000 Piaster an, eine Annectirungsmethode, die damals im Lande nicht ganz ungewöhnlich war und vermittelst welcher man sich für „erlittenes Unrecht zu entschädigen" suchte.

Trotz Allem, was von Seiten der Franzosen geschehen ist, um den verbliebenen Präsidenten Juarez in Schatten zu stellen, erblickt dennoch jeder Unparteiische in ihm einen Mann von Begabung und achtbarstem Charakter. Selbst der französische Abbé Brasseur stellt ihm in der Beschreibung seiner Reise über den Isthmus von Tehuantepec das Zeugniß aus, er sei „voll Talent, von unzweifelhafter Ehrenhaftigkeit und bemerkenswerther Uneigennützigkeit."

Die ersten Akte seiner Regierung zeugten von seiner Vaterlandsliebe; er versprach es nicht allein, er hatte auch den Muth, in Wirklichkeit eine Versöhnung der streitenden Elemente zu versuchen. Im Gegensatze zu seinen Vorgängern richtete er sein Augenmerk nicht auf Erlangung persönlicher Vortheile, sondern auf die Wohlfahrt der seiner Leitung anvertrauten Staaten. Man hat ihm mehrfach den Vorwurf gemacht, er habe den Amerikanern um ein Sündengeld die außerordentlichsten Zugeständnisse gemacht, sich denselben gewissermaßen in die Arme geworfen; Niemand hat aber zu behaupten gewagt, daß ihm selbst hieraus Gewinn erwachsen, während seine Freunde zu seiner Rechtfertigung anführen, ihrem Vaterlande Mexiko bringe amerikanisches Kapital und die nachbarliche, allwärts bekannte Rührigkeit größeren Segen, als die europäische Einmischung in die innern Landesverhältnisse.

Aber trotz aller Bemühungen eines redlichen Arztes zerfraß die bis ins innerste Mark eingedrungene Fäulniß den seit einem halben Jahrhundert siechen Staatskörper Mexiko's. Juarez' wohlmeinende Absichten stießen überall auf Widerstand. Er als Fortschrittsmann erwartete nur von der allseitigen Thätigkeit und größeren Beweglichkeit seiner Mitbürger eine Regeneration seines Vaterlandes; ihn haßten also alle diejenigen, welche von der Entfesselung des Handels und der Flüssigmachung der natürlichen Hülfsquellen des Landes — wenn es nicht anders sein konnte selbst durch nachbarliche Hülfe — ihre Interessen gefährdet hielten. Ihn haßte aufs Bitterste der hohe Klerus, weil dieser wußte, daß er, um der finanziellen Rathlosigkeit und Verwirrung zu steuern, der Kirchengüter bedürfe; die vornehmen Schurken und niederen Diebe, welche seit Jahren gewohnt waren, den Staat zu betrügen, haßten in ihm den redlichen unbestechlichen Charakter und die Kastenmänner den Farbigen, dessen Erhöhung ihnen ein Greuel war.

So kam es, daß unter Juarez das alte Uebel nur noch schlimmer ward. Die Unsicherheit der Person und des Eigenthums erreichte eine bedenkliche Höhe und selbst unter diesem wohlgesinnten Präsidenten war der im Lande verweilende Fremde so gut wie rechts- und schutzlos. Diese wahrhaft trostlosen Zustände verbunden mit der Nichterfüllung aller Versprechungen und Zusagen seitens aller bisherigen Regierungen Mexiko's, sowie der Machtlosigkeit der gegenwärtigen, veranlaßten England, Frankreich und Spanien am 31. Oktober in London zu einer Conferenz zusammenzutreten, um gemeinsame Schritte gegen einen schlimmen Schuldner, der sich selbst nicht zu helfen wußte, zu berathen.

Sie formulirten ihre Ansprüche, stellten die Summen auf, die sie oder ihre Staatsangehörigen von Mexiko zu fordern hatten und in der Voraussicht, daß Mahnungen doch zu nichts führen würden, kamen sie dahin überein, ihre Forderungen durch eine Expeditionsarmee zu unterstützen, bestehend aus Franzosen, Engländern und Spaniern. Der bewaffneten Macht war die Aufgabe zugedacht, sich in Veracruz festzusetzen, die Commissare ebendaselbst sowie an anderen Plätzen der Küste sollten den Zoll für Rechnung der Verbündeten einziehen, und die zu verlangende Genugthuung erforderlichenfalls mit Waffengewalt erzwingen.

Die spanischen Truppen unter General Prim waren die ersten, welche in Veracruz landeten; Anfang Januar 1862 betraten auch die französischen und englischen Kontingente den Boden Mexiko's und mit ihnen der Bevollmächtigte der Franzosen, Vice-Admiral Jurien de la Gravière sowie der englische, Sir Charles Wyke. Nach der Ausschiffung, am 10. Januar, veröffentlichten die Verbündeten auf Grund eines Entwurfes, verfaßt von General Prim, eine Proclamation, in der sie von den Mexikanern Genugthuung für sämmtliche Unbilden forderten und am Schlusse derselben die Versicherung ihrer Uneigennützigkeit nicht fehlen ließen.

Indeß das Vertrauen, welches sie von den Bewohnern des Landes verlangten, in das sie eingebrochen waren, ging ihnen Allen ab. Zu ihrem eigenen Schaden geriethen die Alliirten gleich beim Beginn ihrer Operationen in Uneinigkeit unter einander, besonders erregten die Ansprüche französischer Staatsbürger (wie die des Bankier Jecker) an die mexikanische Regierung Verdruß wegen ihrer Unangemessenheit. Je mehr die Engländer und Spanier ihrem Verbündeten in die Karten schauten, desto unwahrscheinlicher ward es, daß sie sich über die Entschädigungsforderungen und Occupationsbedingungen, wie über die dem Präsidenten Juarez gegenüber einzunehmende Stellung verständigen würden. Doch kam es noch zu einer gemeinsamen Note, die ihre Reclamationen auseinandersetzte und als ein Ultimatum bezeichnet war. Auch darin mangelte es nicht an schönen Worten. Die Europäer nannten sich „die Zeugen und, wenn nöthig, die Beschützer der Wiedergeburt Mexiko's", „gekommen um seiner schließlichen Organisition beizuwohnen, ohne irgendwie weder in die Form seiner Regierung noch in seine innere Verwaltung sich einmischen zu wollen." — Die drei Offiziere, welche diese Note dem Präsidenten Juarez überbrachten, hatten den Auftrag, zugleich auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, gesündere Standorte für die alliirten Truppen zu erlangen, da die Verheerungen des gelben Fiebers mit Recht von den Soldaten gefürchtet wurden. Auf diese Vorstellung antwortete man gegnerischerseits: die Bevollmächtigten der Verbündeten möchten immerhin mit einer Ehrenwache von 2000 Bewaffneten nach Orizaba kommen, um dort mit den mexikanischen Beauftragten ihre gemeinsamen Angelegenheiten in's Reine zu bringen; alle übrigen Truppen aber sollten nach Europa zurückkehren. Das lag nicht im Sinne der Alliirten. Sie bestanden vielmehr darauf, aus Gesundheitsrücksichten nach dem Plateau von Jalapa und Orizaba vorzurücken. Ward auch hierzu die Zustimmung verweigert, so fand doch am 19. Februar eine gegenseitige Verständigung in Soledad zwischen General Prim und dem von Juarez abgesandten Minister Doblado statt. Die hier geschlossene und von den Betheiligten gutgeheißene Convention, die „Präliminarien von Soledad", erging sich in sechs Artikeln über die in Orizaba zu eröffnenden Verhandlungen, sowie über die Besetzung der Städte Cordova, Orizaba und Tehuacan durch die Verbündeten. Auch ward bestimmt, daß wenn die Unterhandlungen eine Unterbrechung erleiden sollten, die Truppen ihre vorige Stellung wieder einzunehmen hätten; die Spitäler der Verbündeten würden dann dem Schutze der mexikanischen Nation anvertraut bleiben.

Am 26. Februar brach der französische Admiral Jurien de la Gravière mit seinen Truppen auf, um Tehuacan zu besetzen, während die Spanier in Orizaba und die Engländer in Cordova Quartiere bezogen. Bald änderte sich die Scene, als die Franzosen auf Grund eingetroffener Instruktionen aus Frankreich ihre Ansprüche steigerten. Infolge dessen zog der französische Admiral seine Unterschrift zu dem in Soledad geschlossenen Vertrage zurück.

Nachdem die erwarteten Verstärkungen unter dem Befehle des General Grafen Lorencez eingetroffen, verlangte Frankreichs Bevollmächtigter nunmehr von Juarez: bedingungslose Amnestie ohne allen Vorbehalt, Entschädigung der französischen Staatsbürger für alle erlittenen Verluste und endlich Einladung an die Truppen der Alliirten, sich nach der Hauptstadt zu begeben, um die Reorganisation der Landesverhältnisse zu schützen. So weitgehende Forderungen gutzuheißen, hielten sich die spanischen und englischen Abgesandten nicht für berechtigt; sie weigerten sich daher, dem Admiral Jurien beizustimmen, und da schon zu verschiedenen Malen Reibungen zwischen den Vertretern der drei Mächte entstanden waren, so erfolgte am 9. April der unvermeidlich gewordene Bruch. Die Spanier und Engländer beschlossen, ihre Truppen wieder einzuschiffen; die Franzosen dagegen, allein nach Mexiko vorzudringen.

In Begleitung des General Grafen Lorencez waren gleichzeitig zwei Männer im Lande erschienen, einer im Kriegsgewande, der andere im Priesterkleide, an deren Namen sich für Mexiko keineswegs erfreuliche Erinnerungen knüpften. Pater Miranda war als Eiferer und Finsterling ungern gesehen und den Kriegsmann General Almonte nannte man geradezu, und zwar nicht blos in den Kreisen der Demokraten, einen Verräther seines Vaterlandes. Beide galten mit Recht für erbitterte Gegner der bestehenden Regierung; sie hatten dem Gebieter Frankreichs die Verhältnisse Mexiko's vom Gesichtspunkte ihrer selbsüchtigen Absichten und Erwartungen dargestellt. Die Verbindung mit solchen allgemein verhaßten Persönlichkeiten machte den Franzosen die Ausführung einer Mission des Friedens unmöglich. Noch schlimmer für sie gestalteten sich später die Verhältnisse, als sie, von ihren Günstlingen übel berathen, in immer lebhafteren Verkehr mit entschiedenen Parteileuten, Centralisationsmännern, Aristos und Geistlichen traten, welche von den Fremden Schutz ihrer Privilegien, sowie Wiederherstellung ihres Einflusses und ihrer Herrschaft erwarteten. So hatten sie, noch ehe von ihnen ein entscheidendes Wort gesprochen war, den größten Theil des Landes gegen sich und selbst Viele von Denen, die im Interesse der Ordnung und der Aufrechthaltung eines gewissen Einflusses, der von ihnen vielleicht beansprucht werden durfte, dem Erscheinen auswärtiger Staatsretter noch mit gewissen Hoffnungen entgegengesehen hatten, nahmen Anstand, sich den napoleonischen Sendboten zu nähern, während die große Masse des Volkes, nur ihrem Instinkte folgend, die ungebetenen Gäste als Eindringlinge gründlich verabscheute.

Bevor der Präsident sich entschließen konnte, in nähere Beziehungen zu den Civilisations-Missionären zu treten, verlangte er, und gewiß im Sinne der Mehrheit der Landesbewohner, vor Allem Entfernung der erklärten Friedensstörer im Gefolge des französischen Befehlshabers. Als sich dieser entschieden weigerte, seine Schützlinge preiszugeben, nahmen die Zerwürfnisse einen immer bedenklicheren Charakter an. Bald schwand jede Hoffnung, mit den Franzosen zu einer Verständigung zu gelangen und so verkündete Juarez am

12. April, daß von dem Tage, an welchem die französischen Truppen ihre Operationen beginnen würden, alle von ihnen besetzten Orte in Belagerungszustand erklärt wären; jeder Mexikaner, der nicht zum Verräther an seinem Vaterlande werden wolle, habe die Verpflichtung die Waffen zu ergreifen, Todesstrafe treffe diejenigen, welche mit dem Feinde unterhandelten oder ihn auf irgendwelche Art und Weise unterstützten. Daß der Präsident Ernst zu machen verstehe, zeigte das Schicksal des mexikanischen Generals Robles, der sich heimlich in das Lager der Franzosen begeben hatte. Er ward ergriffen und auf Befehl der Regierung erschossen. — Auch der französische Bevollmächtigte wandte sich an die Bevölkerung Mexiko's. „Die Fahne Frankreichs" mit diesen drohenden Worten schloß seine Proclamation „ist nun einmal aufgepflanzt auf dem mexikanischen Boden und sie wird nicht zurückweichen; die Verständigen mögen sie als eine befreundete aufnehmen! Die Unsinnigen sollen es nur wagen, sie zu bekämpfen!"


Benito Juarez.

Am 24. April zogen die Engländer ihre Flagge in Veracruz und San Juan d'Ulua ein und am 25. begannen die Spanier sich nach Habana einzuschiffen, sich beiderseits vorbehaltend, mit der mexikanischen Regierung sich späterhin zu verständigen, was auch geschah.

Von nun an befindet sich Frankreich mit Mexiko allein auf dem Kriegsschauplatze, der sich vor unsern Augen eröffnet.

Im Sinne der Präliminarien von Soledad hatten sich die französischen Soldaten nach Veracruz zurückgezogen; weniger gewissenhaft wurde der Artikel des Vertrages, nach welchem die Spitäler unter dem Schutze der mexikanischen Nation stehen sollten, von dem andern Theile beobachtet. An General Lorencez — seit dem 26. April an der Stelle des nach Europa zurückberufenen Admiral Jurien de la Gravière Oberbefehlshaber des französischen Heeres, — erging seitens des mexikanischen Generals Zaragoza die Aufforderung, binnen kürzester Frist die in Orizaba zurückgelassenen Kranken fortzuschaffen, widrigenfalls solche als Kriegsgefangene behandelt würden. Noch am nämlichen Tage — es war der 18. April — ward der Aufbruch der französischen Armee nach der eben genannten Stadt beschlossen.

Am 19. April traten die Franzosen bei brennender Sonnenglut, jedoch guten Muthes und leichten Schrittes, den Marsch an: ihr Wunsch war ja nun erfüllt, der Krieg mit Mexiko eine ausgemachte Sache.

Nach einem unbedeutenden, aber für die französischen Waffen ehrenvollen Zusammenstoß mit mexikanischer Kavallerie überschritten die Truppen den Antigua sowie den la Platafluß und klommen nun die steilen Abhänge des vielfach durchschnittenen Cumbresgebirges hinan. Wenn auch Sieger in mehreren Gefechten', litten sie doch außerordentlich durch einen Feind, der ihnen selten auf offenem Felde entgegentrat. Wehe aber dem Franzosen, der den Guerillas in die Hände fiel, die den Marsch der verhaßten Fremden umschwärmten! Beinahe jeden Abend fehlte der eine oder andere tapfere Kamerad beim Appell.

Am 4. Mai erreichte die Armee endlich Puebla de los Angelos, eine Stadt von 80,000 Einwohnern, in deren Nähe sie ihr Lager aufschlug. Seinen Namen: „Stadt der Engel" verdankt dieser Ort der lieblichen Legende, daß Engel am Bau der schönen Hauptkirche geholfen. Unweit von der Stelle, wo ehemals Cholula, das Mekka der alten Landesbewohner, stand, breitet sich diese ansehnliche Stadt aus, eine der schönsten neuspanischen Niederlassungen. Hier befindet sich der Beschauer, wenn man so sagen darf, auf classischem Boden. Richtet er seinen Blick nach der Hochebene von Puebla, so ist es jenes uralte Bauwerk, die berühmte Pyramide von Cholula, welche sein Interesse in Anspruch nimmt, während westlich von der Stadt der Popocatepetl sein schneeiges Haupt erhebt und weiterhin, gegen Mexiko zu, die zerklüfteten Gebirgszüge in das Gebiet der interessanten ehemaligen Indianerrepublik Tlascala verlaufen. Doch die französischen Eroberer hatten nicht mehr gegen zackige Holzschwerter und Obsidianpfeile anzukämpfen, wie das „Heldengesindel" des Cortez, immerhin sollte ihnen aber der Angriff auf Puebla theuer genug zu stehen kommen!

Auf den steilen Höhen, der natürlichen Schutzwehr der Stadt, liegen die befestigten Klöster Loreto und Guadeloupe; sie beherrschen den Zugang zur Stadt und der französische General beschloß daher, sich dieser Stellungen zu bemächtigen, bevor er gegen Puebla selbst vorrückte. Am 5. Mai, am Morgen dieses für die Franzosen verhängnißvollen Tages, begaben sich, unterstützt durch mehrere Batterien reitender Artillerie, zwei Bataillone Zuaven auf den Marsch. Im Voraus ihres Sieges gewiß, waren die beweglichen Colonnen trotz den vielen ausgestandenen Beschwerden voll Feuer und entschlossen, dem Rufe der Tapferkeit, den sie schon auf manchem Schlachtfelde bewährt, auch bei dieser Gelegenheit Ehre zu machen. Mehrere Kompagnien Marineinfanterie, sowie das 99. Linienregiment dienten zu ihrem Rückhalte; bei den Vortruppen befanden sich außerdem mehrere Züge leichter Kavallerie. Im Ganzen dürfte die Armee der Angreifer sich auf 6000 Mann belaufen haben, — der ihr gegenüber stehende Feind mochte fast doppelt so stark sein.

und befand sich leidlich ausgerüstet in einer geschützten Stellung. Die Streitkräfte waren also sehr ungleich.

Die Zuaven sahen sich bei Guadeloupe scharf empfangen und blieben dreiviertel Stunde lang ununterbrochen dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Sie, sowie die Jäger wetteiferten an Bravour und Kühnheit; aber sie vermochten nichts gegen die Uebermacht eines Feindes, der durch Erdsäcke gedeckt, viel weniger litt, während das Terrain das Vordringen der Franzosen im höchsten Grade erschwerte. Endlich gelangten die Sturmcolonnen bis zu den Festungsgräben; Leitern wurden angelegt, trotz des heftigen Musketenfeuers der Gegner erklommen die Angreifenden die Terrassen von Guadeloupe und standen jetzt vor dem Feinde. Nun kam es zu einem erbitterten Einzelkampfe; schon wankten die Reihen der Mexikaner, doch nur einen Augenblick lang, — einige Franzosen hatten eben die Festungsmauern erstiegen: da erklärte sich selbst der Himmel gegen das Unternehmen der Angreifer. Ein Unwetter brach los, wie solches nur in den Tropen erlebt wird. Mit dem Donner des Geschützes vereinigte sich das erst dumpfe, dann immer lauter werdende Rollen des Donners, Blitze durchzuckten das dunkle Firmament, und in Strömen stürzte der Regen aus dem zusammengeballten Gewölke. Bald war der Boden so naß und schlüpfrig geworden, daß die Tapfern, die der Macht ihrer braunen Gegner so leicht nicht gewichen wären, der höhern Macht des Elementes weichen mußten, das sich gegen sie so feindlich zeigte. Der General Lorencez gab das Zeichen zum Rückzuge. —

Die mexikanische Armee ließ 140 Todte und 240 Verwundete auf dem Schlachtfelde, während das französische Heer 140 Mann, darunter allein 30 Offiziere, verlor.

Wir haben dem Muthe der napoleonischen Scharen Gerechtigkeit widerfahren lassen, dürfen indessen die tapfere Haltung der Mexikaner nicht mit Stillschweigen übergehen. Auch ihr Anführer, General Zaragoza, bewährte sich bei Puebla als verständiger und umsichtiger Befehlshaber — sowol hinsichtlich der Wahl und Benutzung der Stellung als der Leitung seiner Truppen. Er hatte diesen Krieg als einen Nationalkampf aufgefaßt, wie der Aufruf, den er kurz nach seinem Siege erlassen, beweist. Allen französischen Betheurungen, nur das Beste des Landes im Auge zu haben, setzte er drei Worte entgegen: „Ihr seid Fremde!" —

Wol waren es Fremde — und gefährliche! —

Nach der Niederlage von Puebla zogen sich die Franzosen wieder nach Orizaba zurück, wo sie weiterer Verstärkungen gewärtig blieben; denn die ganze Occupationsarmee betrug zu jener Zeit, offiziellen Angaben zufolge, kaum noch 6000 Mann. Um die Straße nach Veracruz sich offen zu halten, besetzten sie Chiquihuite und Cordova, dessen Einwohner fast sämmtlich geflohen waren.



Kampf zwischen Franzosen und Mexikanern.

Mexiko und die Mexikaner. S. 77. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der Beginn des Feldzugs war gerade nicht glänzend. Dennoch hatten die Franzosen die Genugthuung, daß sich ihnen Ende Mai General Marquez, ein Parteigänger Miramon's und Almonte's, mit seinem 4000 Mann starken Corps anschloß. Trotz des elenden Aufzuges und erbärmlichen Zustandes dieser Ueberläufer war Lorencez doch erfreut über die neuen Hülfstruppen, deren einstigen Werth er nicht unterschätzte. Der Krieg wurde nun ohne rechten Ernst von beiden Seiten fortgesetzt. Es folgten einige kleinere Gefechte, sowie ein Angriff auf die Stellung der Franzosen durch General Ortega, wobei indessen der Vortheil auf Seite des Grafen Lorencez blieb.

Ernstlicher bereiteten sich die Mexikaner erst zum Kampfe vor, als ein von Zaragoza am 12. Juni gemachter Friedensvorschlag vom französischen Befehlshaber barsch abgewiesen worden war. Mittlerweile hatte sich unter französischem Schutze eine neue Regierung gebildet; General Almonte, in Veracruz zum Präsidenten ausgerufen, errichtete ein Ministerium und schrieb Steuern aus.

Was den Occupationstruppen mehr Noth und Sorgen bereitete, als der Widerstand der regulären Truppen des Juarez, das waren zwei Feinde, deren sie sich nicht nach Belieben erwehren konnten: die Guerillas und das gelbe Fieber. Die ersteren trieben es arg genug im Staate Veracruz, sie beunruhigten die Verbindungslinien der Franzosen und überfielen Zufuhren und andere Transporte zwischen Veracruz und Orizaba oder anderen von den Fremden besetzten Orten. Die irregulären Corps, welche den Franzosen zur Verfügung standen, vermochten wenig gegen diese Banden, deren Vertrautheit mit der Natur ihres Landes, verbunden mit dem Hasse, den sie gegen die fremden Eindringlinge hegten, sie in der That zu einem nicht gering zu achtenden Feinde machten. — Gleichzeitig lichtete das gelbe Fieber, das, wie wir wissen, in der Umgegend von Veracruz besonders heftig auftritt, die Reihen der Invasionsarmee in einem solchen Grade, daß die auch im Elend noch zu einem bon mot geneigten Soldaten Frankreichs dem Gottesacker von Veracruz den Beinamen „Jardin d'acclimatisation des Français“ gaben.

So drängte Alles zum Weitermarsche, — dennoch mußte man ausharren, da die Verstärkungen nicht so rasch eintreffen konnten und schon blieben die Truppen wochenlang ohne Sold, ja es machte sich bereits Mangel an Mundvorrath fühlbar, da die Verbindungen zeitweilig ganz unterbrochen und die mexikanischen Lieferanten ruinirt oder entflohen waren. Kaum war das nöthige Pferdefutter noch aufzutreiben, indem theils auf höhere Anordnung, theils aus Haß gegen die Fremden die Landesbewohner ihr Vieh in's Gebirge getrieben und ihr Getreide — ehe es noch völlig zur Reife gediehen — abgemäht hatten. Noth und Trübsal herrschte an allen Enden im Lager der Franzosen.

Endlich kamen die ersehnten Zusendungen aus Frankreich an; das ganze Heer gerieth in die freudigste Aufregung, als man erfuhr, Napoleon habe dem General Forey die militärische und diplomatische Oberleitung der ganzen

Expedition übergeben. Und in der That bereits am 22. September traf der neue Oberbefehlshaber in Veracruz ein. — Der Brief, den der Kaiser an General Forey bei Gelegenheit seiner Berufung richtete, erlaubt uns, die Grundsätze zu beurtheilen, welche nunmehr Napoleon bei seinem Verhalten Mexiko gegenüber leiteten. Seine Politik, beziehendlich jene, welcher er nun folgen zu wollen erklärte, ist in nachfolgendem Schreiben verzeichnet:

„Mein lieber General! In dem Augenblicke, da Sie mit politischen und militärischen Gewalten ausgerüstet nach Mexiko abreisen, halte ich es für nützlich, Sie mit den mich hiebei leitenden Gedanken vertraut zu machen. Folgendes Verhalten werden Sie beobachten: 1) Bei Ihrer Ankunft in Mexiko erlassen Sie eine Erklärung, deren Grundideen Ihnen angedeutet worden; 2) alle Mexikaner, die Ihnen entgegenkommen, nehmen Sie mit größtem Wohlwollen auf; 3) dürfen Sie sich nicht den Streitigkeiten einer Partei anschließen; Sie erklären, daß Alles provisorisch sei, so lange die mexikanische Nation sich nicht ausgesprochen. Beobachten Sie gegen die Religion alle Rücksichten, hören sie aber nicht auf, gleichzeitig den Besitzern von Nationalgütern Beruhigung einzuflößen*). 4) Die mexikanischen Hülfstruppen werden Sie je nach Ihren Mitteln bewaffnen, besolden und ernähren, sowie ihnen bei den Kämpfen die Hauptrolle überlassen; 5) unter Ihren Truppen sowie bei den Bundesgenossen achten Sie auf Erhaltung strengster Disciplin.

„Jedes für die Mexikaner verletzende Wort, noch mehr jede derartige Handlung werde nachdrücklich bestraft; denn für den Erfolg des Unternehmens ist es von der größten Wichtigkeit, vor Allem sich die Bevölkerung geneigt zu machen. Wenn wir nach Mexiko gelangt sein werden, ist es wünschenswerth, daß die Notabilitäten aller Richtungen, welche sich uns angeschlossen haben, behufs Organisation einer provisorischen Regierung sich mit Ihnen in's Einvernehmen setzen. Diese Behörde wird dem mexikanischen Volke die Frage vorlegen, welche definitive Regierung für das Land in Aussicht zu nehmen sei, wornach auf Grund der mexikanischen Gesetze zur Wahl eines Congresses zu schreiten ist. Sie werden der neuen Regierung behülflich sein, in die Verwaltung und insbesondere in die Finanzen jene Regelmäßigkeit zu bringen, deren bestes Vorbild Frankreich ist.

„Zu diesem Zwecke wird man der neuen Regierung Männer zusenden, welche die Fähigkeiten besitzen, ihr bei der künftigen Organisation Hülfe zu leisten. Der zu erreichende Zweck besteht nicht darin, den Mexikanern eine ihnen widerwärtige Regierungsform aufzudringen, wohl aber handelt es sich darum, ihnen behülflich zu sein bei ihren Anstrengungen zur Errichtung

*) Bereits im Juni 1856 ist von den entschiedenen Liberalen, den Puros, die Hand auf alle geistlichen Besitzungen gelegt und die Einziehung der Kirchengüter in den Staaten Puebla und Veracruz, ebenso im Bezirk von Tlascala mit Erfolg durchgeführt worden. Der Erlös sollte zu Schuldentilgung für eingegangene Verpflichtungen europäischen Gläubigern gegenüber benutzt werden.

einer ihrem Willen entsprechenden Regierung, welche Chancen des Bestandes und Frankreich Sicherheit für Erlangung der geforderten Genugthuung bietet. Es versteht sich, daß, wenn die Mexikaner Neigung zur Monarchie zeigen, es im Interesse Frankreichs liegt, sie in diesem Vorhaben zu bestärken.

„Es wird nicht an Leuten fehlen, welche an Sie die Frage richten werden, weshalb wir Menschen und Geld opfern, um in Mexiko eine regelmäßige Regierung zu begründen. Bei dem jetzigen Stande der Civilisation in der Welt ist das Gedeihen Amerika's für Europa nicht gleichgültig; denn Amerika nährt unsere Fabriken und unterhält unseren Handel. Wir haben ein Interesse daran, daß die Republik der Vereinigten Staaten mächtig und blühend sei, aber wir haben gar kein Interesse, daß sie sich des ganzen Golfs von Mexiko bemächtige, von dort aus die Antillen und Südamerika beherrsche und über die Produkte der neuen Welt die alleinige Verfügung in die Hände bekomme. Eine traurige Erfahrung belehrt uns heute, wie unsicher das Loos unserer Industrie sich gestaltet, so lange sie gezwungen ist, ihren Rohstoff von einem einzigen Markte, dessen Wechselfällen sie unterworfen bleibt, zu beziehen. Wenn aber Mexiko im Gegentheile seine Unabhängigkeit sich erhält und die Integrität seines Gebietes bewahrt, wenn dort mit Hülfe Frankreichs eine feste Regierung errichtet wird, so werden wir der romanischen Rasse jenseits des Ozeans ihre Stärke und ihren Glanz, unseren und den spanischen Kolonien in den Antillen ihre Sicherheit wiedergegeben, wir werden unsern wohlthätigen Einfluß in Central-Amerika befestigt haben, und dieser Einfluß wird uns, indem er unserem Handel unermeßliche Absatzquellen eröffnet, die für unsere Industrie unentbehrlichen Stoffe um so leichter verschaffen.

„Das dergestalt regenerirte Mexiko wird uns immer wohlgesinnt bleiben, nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch weil seine Interessen mit den unsrigen übereinstimmen, und weil es in den guten Beziehungen mit den europäischen Regierungen einen Stützpunkt finden wird. Heute erheischen also unsere militärische Ehre, das Bedürfniß unserer Politik, der Vortheil unserer Industrie und unseres Handels, kurz — gewichtige Interessen, nach Mexiko zu marschiren, dort kühn unsere Fahne aufzupflanzen, daselbst eine Monarchie zu begründen, wenn dieselbe nicht unverträglich ist mit dem nationalen Gefühl des Landes, oder wenigstens eine Regierung einzusetzen, welche einigen Bestand verspricht."

Die Absichten des Kaisers Napoleon seit der ersten französischen Landung in Veracruz hatten demnach wesentliche Veränderungen erfahren. Er trat auch dort als vollständiger Staatsretter auf und richtete sich darnach ein. Denn so hochfliegende Pläne ließen sich mit ein Paar Tausend Mann nicht erreichen. Die Zahl der Invasions-Truppen mußte nothwendig eine bei weitem größere sein.

Der Oberbefehlshaber der binnen Kurzem auf 30,000 Mann verstärkten Armee, General Forey, gilt für einen durch taktische Bildung ausgezeichneten, sowie mit Energie ausgerüsteten Offizier. Im Jahre 1804 zu Paris geboren, war Elias Friedrich Forey als achtzehnjähriger Jüngling in die Schule von Saint-Cyr eingetreten. Einige Jahre später begleitete er die Stelle eines Instruktor im zweiten leichten Infanterie-Regiment, mit welchem er auch nach Algier ging. Hierauf nach Frankreich zurückgekehrt, verweilte er bis zu seiner 1835 erfolgten Ernennung zum Kapitän im Departement der Pyrenäen. Zum zweiten Mal nach Afrika gesendet, nahm er an dem Feldzuge gegen die Kabylen Theil und zeichnete sich bei Medeah, sowie in dem Treffen bei Portes-de-fer aus.

Während der Jahre 1840—1844 machte er vier Feldzüge in Afrika mit und erwarb sich den Rang eines Obersten. Im Revolutionsjahre stieg er zum Brigadegeneral, vier Jahre darauf zum Divisionär empor und ward durch das Commandeurkreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet. Während des Krimkrieges führte Forey den Befehl über die Reservedivision; zeitweise befehligte er sogar, aber nur interimistisch, die ganze Belagerungsarmee. Im italienischen Feldzuge commandirte er das erste Armeecorps und empfing bei Gelegenheit des Sieges von Montebello das Großkreuz der Ehrenlegion. Bei seiner Berufung an die Spitze des Occupations-Heeres von Mexiko hatte er das Commando der ersten Division der Armee von Paris inne.

Kaum in Veracruz gelandet, erließ der General einen Aufruf an die Mexikaner, in welchem er sagte, nicht das mexikanische Volk bekriege er, sondern eine Handvoll rücksichts- und gewissenloser Leute, welche das Völkerrecht mit Füßen getreten, die durch blutigen Schrecken regierten und, um sich oben zu halten, sich nicht schämten, ihr Land fetzenweise an's Ausland zu verkaufen; er sei weit entfernt, Mexiko eine Regierung aufzuzwingen; im Gegentheil, das mexikanische Volk werde, durch die französischen Waffen erlöst, es ganz in seiner Gewalt haben, diejenige Regierung zu wählen, die ihm am meisten zusage; im Namen seines Kaisers appellire er demnach an Alle ohne Unterschied der Partei, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes wünschten; Frankreich verlange für sich keine persönlichen Vortheile, auch mische es sich nicht gern in die inneren Streitigkeiten fremder Nationen ein; wenn es aber durch berechtigte Gründe zur Intervention genöthigt werde, so intervenire es immer nur im Interesse des Landes, wo es aufzutreten berufen sei. „Erinnert Euch", so schloß die Proclamation, „daß überall, wo Frankreichs Fahne weht, in Amerika wie in Europa, diese die Sache der Völker und der Civilisation vertritt."

Das Erste, was Forey nach Erlaß dieser Ansprache sich angelegen sein ließ, war, General Almonte, der, wie wir wissen, den Titel eines obersten Chef der Nation angenommen hatte, zum Rücktritt zu nöthigen. Auch weitere Maßregeln, welche der General anordnete, zeugten von Klugheit und

von seinem Eingehen in die Absichten seines Kaisers. Es lag ihm vor Allem daran, sich beliebt zu machen. Er mischte sich daher gern unter das Volk, kehrte bei Rancheros und Hacienderos ein, unterhielt sich mit Leuten der Umgegend und hatte für jede an ihn gerichtete Bitte eine freundliche, entgegenkommende Antwort.

Während der General auf diese Weise sich seine schwierige Aufgabe zu erleichtern suchte, begann der Kampf mit neuen Kräften. Am 24. September unternahmen die Mexikaner einen Angriff auf Tejeria, einer für die Franzosen wichtigen Stellung zwischen Veracruz und Orizaba. Die Stadt liegt inmitten von Morästen, wo das gelbe Fieber sehr heftig wüthet. Man hatte daher von Martinique und Guadeloupe eine Anzahl eingeborener Truppen kommen lassen, und diese weil der Plage weniger zugänglich als die Weißen zur Vertheidigung Tejeria's ausersehen. Wirklich leisteten die Farbigen dem Feinde so tapfern Widerstand, daß dieser sich gezwungen sah, sich zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit traf eine Nachricht ein, die sicher keine unwillkommene war. Die Mexikaner hatten einen ihrer tüchtigsten und tapfersten Führer eingebüßt: Zaragoza war dem gelben Fieber erlegen. Was sie verloren, zeigte sich erst in der Folgezeit, denn sein Nachfolger, Gonzalez Ortega, kann sich keines Tages wie des von Puebla rühmen, wenn er sich auch in demselben Orte außerordentlich wacker hielt, wie wir gleich erfahren werden.

General Forey hatte beschlossen, den Kampf erst nach dem Eintritte der schönen Jahreszeit wieder aufzunehmen. Die Zwischenzeit benutzte er, sich weitere Freunde zu machen und seine Zufuhren sich zu sichern. Infolge seiner Zuthulichkeit nannte ihn das Volk allgemein „Väterchen".

Doch nicht überall zeigten sich die Einwohner geneigt, in ein gutes Einvernehmen zu den Franzosen zu treten. Als Forey am 22. Oktober an der Spitze seines Stabes in Cordova einzog, fand er alle Häuser verbarrikadirt; die Straßen waren menschenleer und nur hie und da erblickte man das düstere Gesicht eines scheuen Mexikaners. Das Mißtrauen, welches ihm hier und an anderen Orten entgegentrat, suchte der kluge Franzose durch wohlwollende Ansprachen zu zerstreuen und es gelang ihm in der That, die Beziehungen zu den Eingeborenen etwas befriedigender zu gestalten.

Während also der französische Oberbefehlshaber es sich auf jede Weise angelegen sein ließ, günstig auf die Gesinnung des mexikanischen Volkes einzuwirken, versäumten es auf der anderen Seite die eifrigen Patrioten Mexiko's nicht, alle Mittel zur Landesvertheidigung in Bewegung zu setzen. Der am 20. Oktober in der Hauptstadt zusammengetretene Congreß erließ ein Manifest gegen die Invasion, worin er erklärte, daß Mexiko „nie und nimmer die geringste Einmischung in seine Angelegenheiten und in die Ordnung seiner gesellschaftlichen und politischen Organisation dulden werde"; dem Kaiser von Frankreich, der behaupte,

er führe nicht gegen Mexiko, sondern nur gegen Juarez und seine Anhänger Krieg, entgegnete man, auch die mexikanische Nation wolle mit Frankreich nicht Krieg führen; sie wehre sich aber mit Nachdruck „gegen jenen Monarchen, der anfangs betrogen und jetzt durch Ehrgeiz verführt, ein reiches Gebiet erobern und über die Geschicke eines ganzen Erdtheiles verfügen wolle.“ — —

Kurz, hüben und drüben blieb man sich nichts schuldig, was An- und Aufrufe, sowie was schöne, treffende oder auch nicht zutreffende Worte betraf.

Mittlerweile war Forey in Orizaba angelangt. Am 25. Oktober drang General Berthier mit ungefähr 6000 Mann nach Jalapa vor und besetzte die Stadt, deren Garnison sich nach Perote zurückzog. Es war nöthig geworden, die Sache in einen rascheren Fluß zu bringen, denn das gelbe Fieber richtete unausgesetzt so außerordentliche Verheerungen in Veracruz an, daß General Forey den Entschluß faßte, unverweilt auf Mexiko loszumarschiren. Zu dem Zwecke war es nöthig, die Straße zu säubern und den irregulären Freicorps eine Züchtigung zu Theil werden zu lassen. Auch gelang es den Franzosen in den ersten Tagen des November, das in der Nähe von Veracruz liegende Dorf Medellin, einen Hauptstützpunkt der die Wege verlegenden Guerilleros, zu nehmen und mehrere der gefährlichsten Guerillaführer in der Gegend von Soledad in ihre Gewalt zu bringen.

Das wichtigste Ereigniß jener Zeit bildete indessen die Einnahme Tampico's, eines der trefflichsten Häfen des Meerbusens von Mexiko, an den lachenden Ufern des Panuco und Tamesi gelegen. Hier wurden die Waffen und der Munitionsbedarf für das nationale Heer eingeführt, die der Regierungskasse so nothwendigen Zollgelder erhoben — der Verlust war also kein geringer für Juarez.

Aber trotz all' ihrer Erfolge, trotz ihrer Mannszucht und wohltönenden schönen Reden gelang es den Franzosen nicht, unter den einflußreicheren Classen sich zahlreiche und zuverlässige Freunde zu erwerben. Vielmehr erhob sich die Mehrzahl der Nation, welche man als ehr- und energielos bezeichnet hatte, zu einem Kampfe der Verzweiflung, dessen Ausgang freilich vorauszusehen war. Denn hatte Mexiko vor sechszehn Jahren der Invasion der Amerikaner nicht zu widerstehen vermocht, so war auch Juarez nicht im Stande, Vertheidigungsmittel, Soldaten und Generale aus dem Boden zu stampfen, welche es mit Erfolg mit den tapfersten und kriegserfahrensten Truppen Europa's hätten aufnehmen können. Die vom Präsidenten ausgegangene Drohung, vermittelst Durchstechung der Dämme des Sees von Tezcuco die ganze Landschaft nebst der Hauptstadt unter Wasser setzen zu wollen, klang zu abenteuerlich, als daß die Franzosen ernstlich daran glauben mochten.

Die Mexikaner hielten allerdings an einzelnen Orten tapfer Stand, das verhinderte aber den Ueberläufer Marquez nicht, sich der Stadt Colchinda im Namen Frankreichs zu bemächtigen, ebenso wenig kurz nachher den fran-

zösischen General Douay, Tehuacan zu nehmen. Während die Invasionsarmee über die Hochebene von Puebla vordrang, zerstörte die Flottendivision unter Contreadmiral Bouet die Befestigungen von Acapulco.

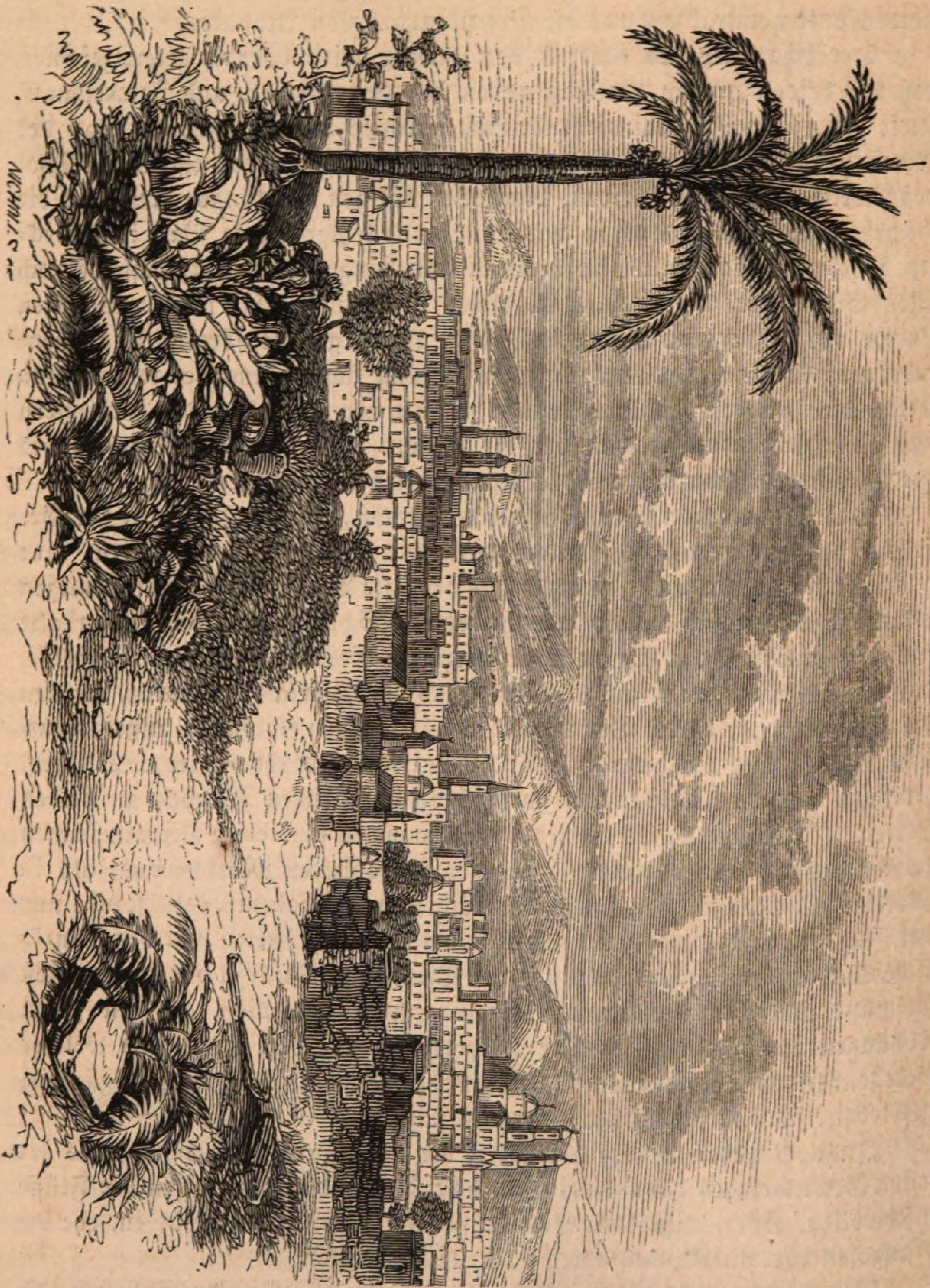
Der Charakter des Plateau von Puebla wird dadurch gekennzeichnet, daß die beiden großen Vulkangruppen des Popocatepetl und Iztaccihuatl, sowie die weiter sich dahinziehende Höhengruppe, über welche der Paß des Rio Frio führt, bestimmte Grenzmarken desselben gegen das eigentliche Thal von Mexiko oder Puebla bilden. Nach allen übrigen Richtungen grenzt sich die Hochebene von Puebla minder scharf ab, als das letztgenannte. Bald in gestreckter Tafelform, bald in wellenförmigen Erhebungen breitet sich dasselbe nach allen Seiten hin aus. Dazu ist dieses Plateau übersät mit sogenannten Cerros, d. h. Bergen, die theils isolirt, theils gruppenförmig zusammengedrängt, in einer bestimmten Hauptrichtung sich an einander reihen, und welche die späteren Durchbrüche der vulkanischen Gewalten des Erdinnern aus einer Zeit bilden mögen, der die plutonische Erhebung des Hochlandes der Cordilleren selbst lange vorhergegangen war. (Saussure.)

Das Plateau von Puebla bildet demgemäß, wie wir schon bei der Geschichte der Eroberung des Landes durch die Spanier sehen konnten, eine große Anzahl natürlicher Festungen für beherzte Vertheidiger. Den heutigen Mexikanern boten sich außerdem noch treffliche Schlupfwinkel und Hinterhalte für ihre Guerillas und für noch weitherzigere Gesellen dar. Was es heiße, durch das zerklüftete Terrain der Barrancas von Puebla vorzurücken, merkten die Franzosen gar bald. Der Marsch bereitete ihren Kolonnen außerordentliche Mühen und Beschwerden. Diese Barrancas bestehen hier aus tiefen, oft kaum gangbaren Schluchten mit schroff abfallenden Wänden zu beiden Seiten. In Algerien, wo die Franzosen manches schwierige Terrain kennen gelernt hatten, kamen keine müh- und gefahrvolleren Märsche vor, als in Mexiko. Oft konnte man durch die Schluchten bei hohem Wasserstande nur mit Zug- und Packthieren vorwärts kommen. Nicht selten war der französische Soldat genöthigt, sich selbst neben Pferd und Maulesel vor die schweren Geschütze und Munitionskarren einzuspannen, um diese an den jähen Abhängen emporzuschaffen. Die Metzelei am 18. Mai 1862, bei welcher Gelegenheit zwei Bataillone das Corps des General Tapia fast gänzlich aufrieben, fand in solch einer Barranca statt.

In noch höherem Grade wurden die Bewegungen gehemmt, als die ersten Gewitterregen das Erdreich durchweichten und infolge dessen die Flüsse anschwollen. Kurz, unsägliche Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe die Franzosen vor Puebla anlangten (18. März 1863).

Die Stadt ward eingeschlossen. Bereits am 31. räumten die Vertheidiger das bombardirte Fort Hidalgo oder San Xavier und überließen den eindringenden Franzosen 150 Gefangene. Commonfort, der an der Spitze von 12,000 Mann zur Entsetzung des Platzes herbeigeeilt war, zog vor dem

General Berthier den kürzeren. Nach diesen ersten raschen Erfolgen kostete es indessen noch Mühe genug, Puebla selbst in Besitz zu nehmen.



Puebla de los Angelos.

Die Stadt ist außer ihren natürlichen Festungswerken noch durch vierzehn Forts geschützt und jedes Stadtviertel, bestehend aus etwa hundert Häusern, — bildet gewissermaßen vermöge der Anlage der Straßen eine Festung für sich,

wenn es durch Geschütze hinreichend und geschickt vertheidigt wird. Es waren nun alle diese Positionen, eine nach der anderen zu erstürmen; damit nicht genug, mußte auch noch eine Menge einzelner Gebäude genommen werden. In den Höfen oder vielmehr in den Galerien derselben hatten die Vertheidiger sich gleichfalls festgesetzt und es galt, sie daraus durch besonderen Angriff zu vertreiben. Die 26 größeren und kleineren Plätze der Stadt waren ebenfalls verbarrikadirt. Auf dem größten erhebt sich die Kathedrale auf der einen Seite; die drei anderen Seiten hatte man durch Werke geschützt, welche mit 60 Geschützen armirt waren. Diesen Platz nannten die Mexikaner die Rückhaltsschanze oder den Hort. Dahinter befanden sich ungefähr noch 50 befestigte Gebäude: Kollegien, Kasernen, Kirchen und Wohnhäuser. Als letzter Rückhalt verblieben den Belagerten die zwei großen Forts Loreto und Guadeloupe, von denen wir das letztere bereits kennen gelernt haben, als wir berichteten, wie im Jahre vorher der ungestüme Angriff der Zuaven an dessen fester Beschaffenheit zerschellte.

Die Stadt wurde auf das heldenmüthigste vertheidigt. Französische Journale vergleichen die Belagerung von Puebla mit jener von Saragossa. Nicht weniger als vier und fünfzig Tage hielten die Mexikaner in den Straßen kämpfend Stand, ihre Häuser bis zum letzten Blutstropfen gegen den heranstürmenden Feind vertheidigend. Die Tapferkeit ist eine Nationaltugend der Franzosen, sie bedarf keiner Bestätigung. Es ereigneten sich auch hier Scenen von Heroismus, die uns mit Achtung erfüllen. So erhielten 62 Mann Befehl, einen Wagenzug auf der Straße von Soledad zu begleiten. Von einem Corps feindlicher Reiter umzingelt, brach sich die kleine Schar mit Mühe Bahn nach einem benachbarten Hause, wo sie sich festsetzte. Die Mexikaner schlossen das Haus ein und es gelang denselben, das Dach zu erklettern und es in Brand zu stecken, trotz alledem wichen und wankten die Franzosen nicht. Der Kampf hatte um 9 Uhr Morgens begonnen, um 2 Uhr Nachmittags traf für die Mexikaner Verstärkung ein. Aber bis fünf Uhr vertheidigte sich das Häuflein. Jetzt brach das Haus vollends zusammen und die Belagerer riefen ihren Gegnern zu: „Ergebt Euch! Wir sind Soldaten wie ihr und keine Guerilleros. Es soll euch nichts zu Leide gethan werden!“ Doch der Widerstand hörte nicht eher auf, als bis nur noch 14 mit Blut und Wunden bedeckte Vertheidiger übrig waren, welche die Gegenwehr aufgeben mußten.

Mittlerweile hatten die Franzosen Puebla alle Verbindungen mit seiner Umgebung abgeschnitten, sowie dem General Commonfort eine neue Niederlage beigebracht. Um seine braven Leute zu retten, zeigte sich nunmehr Ortega, der Commandant des Platzes, bereit, zu kapituliren, unter der Bedingung, den Platz mit Waffen und Gepäck verlassen und an der Spitze seiner Armee sich nach Mexiko zurückziehen zu dürfen. Sein Antrag wurde zurückgewiesen. Da faßte der Mexikaner einen verzweifelten Entschluß: er verab-

schiedete seine Armee, befahl die Waffen zu zerbrechen, die Kanonen zu vernageln, und die Pulvermagazine in die Luft zu sprengen. Hierauf ließ er General Forey wissen, die Garnison gebe die Vertheidigung auf und wolle sich auf Gnade und Ungnade ergeben. — „Kaum war der Tag angebrochen", so lautet der Bericht des französischen Befehlshabers, „so stellten sich 12,000 Mann (darunter 26 Generale und über 1000 Offiziere), größtentheils ohne Uniform und Waffen, da Alles zerbrochen und auf die Straßen geschleudert worden war, als Gefangene ein." 150 Geschütze fielen in die Hände der Sieger.

Von nun an stellten sich den Franzosen nur noch geringe Schwierigkeiten in den Weg. Juarez und seine Anhänger zogen sich nach San Luis de Potosi zurück, und am 5. Juni 1863 hielten die napoleonischen Truppen unter General Bazaine ihren Einzug in die Hauptstadt, wo sie, so versichern die französischen Berichte, mit Jubel empfangen wurden. „Blumen, Kränze, seidene Draperien", so liest man „die Banner beinahe sämmtlicher befreundeten Nationen, aber hauptsächlich französische und mexikanische Flaggen, Triumphbögen, Siegespalmen, Inschriften, brillante Feuerwerke, mehr denn hunderttausend Menschen auf Thürmen, Terrassen, Kirchendächern, Balkonen, in Säulenhallen, auf den Straßen, öffentlichen Plätzen, um den Einzug der Befreiungs-Armee zu sehen: dies war das Schauspiel, das die älteste und schönste Stadt der Neuen Welt an jenem Tage darbot".

Der zur Marschallswürde erhobene General Forey zog am 10. Juni an der Spitze der Truppen, die ihm nach Puebla gefolgt waren, in die Landeshauptstadt ein.

— Und Juarez? ! ! —

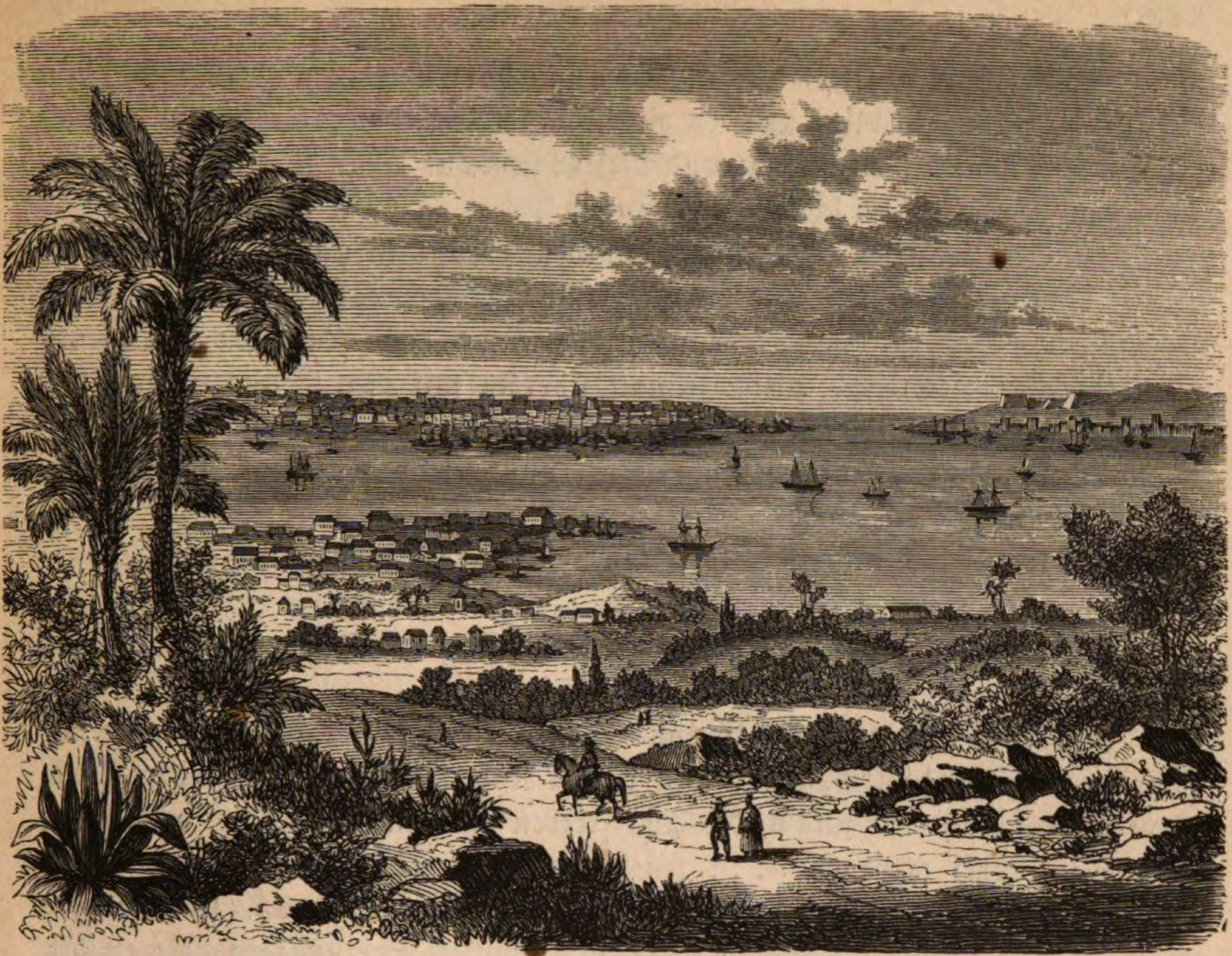
Berauscht von den Erfolgen zu Anfang seines Regiments hatte er einigemal das Gebot weiser Mäßigung außer Acht gelassen, dagegen sich mancher unklugen und gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht. Die anfängliche Begeisterung zur Abwehr der Gewaltthat der Fremden war nach und nach verraucht; der französischen Uebermacht gegenüber vermochte er nirgends lange Stand zu halten. Heute wissen wir, daß ein Anhänger nach dem andern von ihm abgefallen ist und daß die große Mehrzahl der Bevölkerung Mexiko's sich denjenigen zugewendet hat, auf deren Seite der Erfolg verblieb. Unsere Theilnahme folgt dem „letzten Mexikaner", der muthvoll und ausharrend die Ehre seines Landes verfocht, dahin, wohin er sich selbst wenden wird — in die Verbannung . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach Verlauf von vierzig Jahren, fast an demselben Tage, an dem der erste mexikanische Kaiser Iturbide außerhalb des Gesetzes erklärt wurde, verließ sein Nachfolger, der zweite Kaiser Mexiko's Maximilian von Oesterreich, Europa, um sich die Krone Montezuma's aufzusetzen.

Viertes Buch.

Land und Leute von Mexiko.



Habana.

Erstes Kapitel.

Reise nach Mexiko.

Abreise von Hamburg. — Auf dem Schiffe. — Die Gegend von Neufundland. — Der Hafen von New-York. Die Stadt. — Weitere Reise. — Der Golfstrom. Eine Nacht auf dem Meere. — Ankunft in Cuba. — Leben in Habana.

Komm, geneigter Leser, der Du mit uns die Geschichte des mexikanischen Volkes verfolgt, Theil genommen hast an seinen Kämpfen, seinen Leiden, seinem Fall, seinem Schicksale unter spanischer Herrschaft; sowie während seiner Selbständigkeit, — komm mit uns nach unserer reichen Hansestadt an der Elbe. — — — —

— —

Horch auf! Es donnern die Kanonen! Sieh! schon werden Tücher geschwenkt! Das Schiff kann jede Minute absegeln. Besteigen wir es. — Rasch! — — Wir sind angelangt. Die Anker werden gelichtet. Lebe wohl, schönes Hamburg! — Bald sehen wir nur noch einen kleinen weißen Fleck, bald nur Himmel und Wasser, die sich in weiter Ferne zu verschmelzen scheinen.

Wie wolkenlos, wie klar ist das Blau über uns! Und blicken wir hinab in die Flut, so blitzt uns da ein silberner Schaum entgegen, in dem die hellen Sonnenstrahlen wie tausend Lichter funkeln. Man könnte stundenlang auf den Wasserspiegel schauen und sinnen ......

Schnell vergehen unter neuen Eindrücken und in ungewohnter Lebensweise die Tagesstunden. Die Sonne ist in bezaubernder Farbenpracht untergegangen — es ist Nacht geworden! Die nur vom Rauschen der Wellen unterbrochene feierliche Stille stimmt überein mit dem Ernste unserer Gedanken, führt uns die Gefahren vor die Seele, die vielleicht unserem zerbrechlichen Fahrzeuge auf dem trügerischen, unübersehbaren Elemente drohen...

Wir suchen die Ruhe.

Morgen treten uns andere Bilder und neue Betrachtungen entgegen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schnell verstreichen Tag und Nacht — Tag um Tag — — die Woche ist zu Ende!

Hu! wie kalt wird es plötzlich! Wohin sind wir gerathen? Blicken wir um uns! — Ah! wir befinden uns in der Nähe der Kälte erregenden Bänke von Neufundland, sie sind's, die uns frieren machen. Nun kann man sogar den Winterpelz ertragen .... In diesen Regionen gibt es Walfische die Menge; vergebens aber schauen wir nach den Meerriesen aus. Uns will sich keiner zeigen. Auch die Phoken oder sogenannten Seejungfern, die zu den mancherlei Märchen Anlaß gegeben, sind nirgends zu erblicken.

Es wird immer kälter. Ein dichter Nebel stellt sich ein. Wir sind in der Nähe des Vorgebirges Sandyhook angelangt; bald ist ein großer Theil der Reise überstanden. Jedes Gesicht erheitert sich, gespannt wendet sich der Blick nach der amerikanischen Küste; aber der Nebel verbirgt sie uns noch lange. Der Kapitän steht am Räderkasten mit der Blechbüchse in der Hand, welche die neuesten Nachrichten von Europa enthält, die per Telegraph von Sandyhook nach Neu-York uns vorauseilen sollen. Diese Büchse wird in die See geworfen. Die Jagd auf dieselbe setzt mehr als ein Boot in Bewegung, denn dasjenige, welches sie auffischt, erhält 5 Pfund Sterling Belohnung.

Schau' jetzt dorthin, wie im Fluge das schnellsegelnde Boot die Wellen durchschneidet! Es bringt uns den Piloten. Gewandt klettert er an Bord empor. Ohne ein Wort zu reden, ohne Gruß eilt er zum Kapitän. Ihn interessirt keines der ihm unbekannten Gesichter, uns aber ist er um so willkommener, da er uns Zeitungen und Nachrichten bringt, die wir lange genug entbehren mußten.

Die Sonne hat nach und nach die Nebel vertheilt. Vor uns erblicken wir Staten-Island, eine liebliche Insel, die Natur und Kunst zu einem reizenden Aufenthalte gestaltet haben. Rechts vor uns liegen die Forts Hamilton und Lafayette. Der Hafen von Neu-York, von dem wir uns nicht geringe Vorstellungen gemacht hatten, übertrifft in Wirklichkeit unsere hoch-

gesteigerten Erwartungen. Mit Ausnahme desjenigen von Rio Janeiro soll er der bemerkenswertheste der Welt sein, — nicht nur wegen seiner Größe und Sicherheit, sondern auch wegen seiner landschaftlichen Reize. Da drängt sich Dampfer an Dampfer, und die Zahl anderer Schiffe, deren elegante Bauart und anmuthige Beweglichkeit uns auffällt, reicht weit in die Hunderte, ja in die Tausende, zählt man mit, was an kleineren und größeren Fahrzeugen hin- und herrudert. Ganz besonders fallen uns die „Fährboote" auf, jene großen, weißen, langsam schwimmenden Fahrzeuge, die ein thurmähnliches Gebäude in der Mitte haben. Auch die Schnelldampfer mit ihren lärmenden Maschinen, die man deutlich arbeiten sehen kann, erregen unsere Aufmerksamkeit. Das Quarantäneboot, kenntlich an der gelben Flagge, hält sich nur einige Minuten bei uns auf.

Der Ebbe wegen können wir nicht am Quai anlegen. Alles Gepäck und alle Passagiere der „Bavaria" werden daher auf einen kleinen Dampfer gepackt. Eine unbeschreibliche Scene scheinbarer Verwirrung, die sich endlich in schönste Ordnung auflöst! Die zollamtliche Revision unseres Gepäcks hält nicht lange auf, denn man ist artig und untersucht nicht so ängstlich.

Wir begeben uns in einen der ersten Gasthöfe Neu-York's. Es geht im schnellsten Trabe die am Fluß liegenden Straßen der großen Handelsmetropole entlang, die sich freilich meist im einem Zustande befinden, wie man das ärger nicht in den erbärmlichsten Landstädtchen Deutschlands gewahren wird. Zwei bis drei Fuß breite Löcher, angefüllt mit Schmutz, sind keine Seltenheit.

Jetzt nähern wir uns dem Broadway, jener meilenlangen Straße, von welcher uns die Amerikaner auf dem so eben verlassenen Schiffe gerühmt haben, daß Oxfordstreet und Regentsstreet in London nichts dagegen seien. Aber die Yankees nehmen es bei ihren Betheuerungen nicht so genau! Mit den Prachtstraßen der englischen Hauptstadt kann sich der Broadway, so schön er immer ist, doch nicht messen. Es fehlt ihm wahrlich nicht an herrlichen Gebäuden von weißem Marmor, an riesigen Ladenausstellungen und auffallenden Gegenständen mannichfachster Art: aber das Ganze, das wir sehen, macht doch nicht den Eindruck einer der bedeutenderen Straßen London's, vielmehr erinnert uns der Broadway mit seinen vielen farbigen Firmen, Fahnen, Inschriften u. s. w. an den bunten Flitterkram eines großen Jahrmarkts, während uns in London's Prachtstraßen ein Gefühl überkommt, als hörten wir den gleichmäßigen Pulsschlag eines gesunden Riesenkörpers. Lebhaft genug geht es hier wie dort zu, das ist gewiß: aber die Lebhaftigkeit, die uns hier umgibt, ist keine wohlthuende. Der bleiche Yankee eilt hastig über die Trottoirs, Spekulationsgeist und innere Aufregung sind auf seinem Gesichte zu lesen; wir sind in dem Lande angelangt, wo es allerwege heißt:

„Time is Money!" „Help yourself!" —

Es treibt uns weiter! Wir haben eine Woche in New-York zugebracht, die Merkwürdigkeiten der Stadt bewundert, das Meer vom Batterieplatz aus betrachtet, Theater besucht, das Leben der Amerikaner beobachtet — nun zieht es uns nach Süden — nach Cuba, der „Perle der Antillen!"

Wir schiffen uns auf dem amerikanischen Postpacketboot „Washington" ein. Bald befinden wir uns auf hoher See. Langgezogene, gewaltige Wellen, zu Lavinen anwachsend, heben bald den Stern, bald den Schnabel des Steamer in die Höhe, während melancholisch von halber Stunde zu halber Stunde die Schiffsglocke ertönt.

Bis in die Nacht bleibt uns Kap Hatteras sichtbar, und die Flamme seines Leuchtthurms erglänzt über der ruhigen See, die wie ein schwarzes Bahrtuch daliegt, unter welchem viele tausend Schiffbrüchige in feuchtem Grunde schlafen.

Jetzt nähern wir uns dem Golfstrom. Ein Matrose läßt einen Kübel in's Meer und schöpft ihn voll Wasser, dessen Temperatur 42° Fahrenheit zeigt; eine Viertelstunde später macht er dasselbe Experiment, und siehe da! hier hat das Wasser schon 72°.

Wir befinden uns nunmehr in der Mitte des Golfstroms.

Drei Tage haben wir diese Strömung zu durchfurchen; dann bekommen wir Kap Florida in Sicht.

Unsere Schilderungsgabe vermag es nicht — vielleicht vermag es eben so wenig auch die glänzendste — eine richtige Vorstellung von der Schönheit der Meeresnächte in jenen Breitegraden zu geben.

Eben ergießt der Mond sein sanftes milchweißes Licht wie aus einer Schale und im Meeresdunkel wogt die silberne Flüssigkeit. Die Sterne scheinen heller und größer, der Himmel weniger unnahbar. Mild fächelt der Wind unsere Wange und spielt mit dem Haar; leise, leise flüstert es über den Wassern und in Wonneschauern träumt die Seele von der Pracht und Herrlichkeit der Tropennatur, wo kein Winter Feld, Flur und Wald in frostige Banden schlägt — unwillkürlich gedenken wir der Lieben in der Ferne . . . .

Und wenn Du Abends auf dem Deck umherwandelst, so fühlst Du nicht Müdigkeit, nicht Sehnsucht nach dem Schlafe. Du befindest Dich wie in einen Zauberkreis gebannt: über Dir der Himmel, ein hehrer, unübersehbarer Dom, an dessen Kuppel die Myriaden Sternenwelten sich nach ewigen Gesetzen bewegen; um Dich eine balsamische Luft, so warm, so wonnig; Dein Auge haftet an dem glänzenden, orangegelben Streif, den Firmament und See beim Berühren bilden, fast anzuschauen wie ein Glorienschein. Der Wellen warme Fluten phosphoresciren, unzählige Leuchtkäfer scheinen emporzufliegen: sieh, das endlose Meer selbst hat seine Irrlichter! Plötzlich erscheint ein Schiff mit vollen weißen Segeln, und nun bist Du wieder ganz der Wirklichkeit zurückgegeben. Deine Wünsche begleiten es; Du sinnst,

nach welcher fernen Gegend sein Compaß gerichtet. Sollten es Auswanderer sein, denen die Heimat zu eng geworden, die Kummer oder schwere Sorgen in die weite Fremde trieb? Ach, wie werden sie sich enttäuscht fühlen! Amerika ist so nicht mehr, wie es der fromme Penn und die englischen Puritaner aus der Atlantis auftauchen sahen! — Nirgends ist's besser, als im theuren Vaterlande. —

Noch ein Tag und wir erblicken Cuba's Bergspitzen, obgleich wir noch etwa 60 Meilen von Habana entfernt sind. Je näher wir kommen, desto deutlicher entfaltet sich das Küstenbild; nirgends flaches Ufer, sondern überall wellenförmiges Land, das sich vom Meere aus terrassenförmig höher und höher erhebt. Dort liegt der Morro. Es ist ein senkrecht dem Meer entsteigender Fels, nicht allzu hoch, aber doch die ganze See beherrschend. Auf seinem Gipfel thront der Pharus, unter ihm liegen Festungswerke, Schanzen und Thürme, auf denen Flaggen und Signale im Winde flattern. Dicht dabei die Stadt.

Jetzt gelangen wir an den Eingang zum Hafen. Das enge Fahrwasser ist hier sehr tief, die gewaltigsten Schiffe können es passiren. Morro und Punta werden durch diesen Eingang getrennt.

Vor uns dehnt sich nun das weite, prächtige Hafenbecken aus; hier drängt sich Mast an Mast; kreischende Möven fliegen umher.

Schon steigt die Nacht hernieder vom tropischen, unbewölkten Himmel. Der Retraiteschuß, welcher beim Sonnenuntergang abgefeuert wird, ist verhallt. Aus den Festungswerken, deren Casematten in gedämpftem Lichte glänzen, tönt der Schall spanischer Trompeten. Ein Licht nach dem andern taucht in der Stadt auf und der Leuchtthurm wirft seinen falben Schein weit hinaus auf das leicht bewegte Meer.

Eingewiegt in unsere Träume vergessen wir, daß wir uns in der Nähe einer großen Stadt befinden. Tiefe Ruhe rings umher, selten unterbrochen von dem Gebell des Hundes, der sich auf dem Deck eines Schiffes nebenan befindet. Dann und wann dringt wol auch ein Matrosenfluch zu uns herüber oder es erschallt ein Glockensignal. Sonst Stille über den Wassern; nur die Maschine grollt leise, die Wellen schaukeln das Schiff kaum merklich hin und her, da es nur vor einem leichten Anker liegt.

Das Kreuz des Südens, dieses prachtvollste aller Gestirne, leuchtet über uns, und hoch am Himmel schwebt der Mond, ein silberner Ball.

Das ist eine Nacht im spanischen Amerika! — — — — — — —

Der Tag ist angebrochen. — Welch' eine neue Welt, in der wir uns befinden! Die Flaggen aller seefahrenden Nationen haben hier ihre Vertreter. Hier das spanische Banner mit rothen und gelben Streifen, die Tricolore Frankreichs, das St. Georgskreuz Großbritanniens, dort die Sternenflagge Nordamerika's, holländische, portugiesische, brasilianische und italienische Wimpel! Doch vergebens sucht unser Auge nach dem schwarz-roth-gold'nen Banner!

Langsam laviren wir in den Hafen hinein und ankern in der Bucht von

Regla. Der Sanitätsoffizier inspicirt unser Fahrzeug; dann werden die Pässe vorgezeigt. Wir verlassen nun unser Schiff und besteigen am Kai eine sogenannte Volante — von einem Negerkutscher geleitet — und hinein geht's in die engen Straßen dieser eigenthümlichen Stadt!

Eng aneinandergedrückt sind Gassen und Häuser der Hauptstadt der Antillenperle, deren Leben und Treiben uns einen Vorgeschmack dessen bietet, was uns für unsere Wanderung durch das spanische Mittelamerika vorbehalten bleibt. Oft scheint es unmöglich, daß zwei Wagen sich ausweichen, dennoch bringen es die gewandten Rosselenker fertig, freilich auf Kosten des ungestörten Verkehrs. Glücklicherweise gilt hier nicht des Yankees Lebensregel: „Time is money!" Die Straßen, wo der Hauptverkehr sich abwickelt, sind durch baumwollene Plane zeltartig überspannt, und mit der Aufschrift dessen, was die zahllosen Kaufläden bieten, sowie mit den Namen ihrer Besitzer versehen. An Weinhäusern fehlt es nicht und fast jeder zweite Laden ist eine Cigarren-Niederlage oder eine Fabrik, wo Schwarze vor den Augen der Vorübergehenden eifrig Cigarettos drehen.

Wir suchen durch den Strudel des Straßenwirrwarrs unsern Weg zum Gasthof, der uns während der sengenden Mittagsglut Schatten, Ruhe und Kühlung verschaffen soll.

Begierig, das Volksleben weiterhin kennen zu lernen, wagen wir uns voreiliger Weise um die Mittagsstunde hinaus. Sieh da! Rings um uns Kirchhofsstille. Höchstens schleicht ein Farbiger geräuschlos, abgespannt, an uns vorüber. Negerausdünstung und Geruch von gesalzenem Fleisch sind gerade keine angenehmen Ueberraschungen, welche in den engen dumpfigen Straßen unsern Riechwerkzeugen bereitet werden.

Enttäuscht kehren wir in unsern Gasthof zurück, bemüht, uns durch eine ungestörte Siesta für die ausgestandenen Beschwerden zu entschädigen.

Am Abend suchen wir das geräumige Tacontheater auf, wo sich gegen 8½ Uhr die geputzte elegante Welt in leichten Wagen zur Einfahrt drängt. Das Innere des Hauses wetteifert an Großartigkeit mit den ersten Theatern der Welt. Ueber dem mit Marmor gepflasterten Parterre erheben sich rings auf zierlich schlanken Säulen Galerien und Logen, die an 2000 Zuschauer fassen.

Ein anderes Bild öffentlichen Lebens gewährt uns vor Tageshelle der Marktplatz. Dieser besteht aus einem von offenen Hallen umgebenen länglichen Viereck, und ist in jener frühen Stunde, die wegen der später eintretenden Hitze bestens ausgenutzt werden muß, von zahllosen Lichtern erhellt. Fische, Gemüse, Früchte, Fleisch, kurz alle Bedürfnisse der Küche sind hier von den Verkäufern auf ebener Erde oder auf Tischchen ausgebreitet.

Schon um 9 Uhr Morgens tritt tiefe Stille in der Stadt ein. . . . . . . Der Karrenführer schläft im Schatten seines Fuhrwerks, der Ananasverkäufer ist neben seinen Früchten unter dem Schutze seines Leindaches still

entschlummert. Desto regeres Leben und Treiben stellt sich in den Kaffeehäusern ein. Gläserklirren mischt sich mit dem Lärm der Billardspieler, die „Lonja“ ist überfüllt von Gästen, zumeist müßigen Zuschauern, die vor den Sonnenstrahlen sich flüchteten.

Wiederum ist der Mittag vorüber. Es ist zwei Uhr. Wir werfen einen Blick aus dem offenen Fenster auf die Straße. Es spielt sich das nämliche Stück trägen Thun und Treibens ab, wie am Tage vorher.

Nach Beendigung der Tafel ist die Stunde gekommen, in welcher die feine Welt sich auf der Straße zeigt. Wir begeben uns auf den Paseo oder die Alameda, den öffentlichen Spazierweg. Hier treffen wir den Habanero in feinstem Pariser Anzuge hin- und herwandelnd auf den Trottoirs, welche durch gußeiserne Gitter von den anstoßenden Privatgärten getrennt sind. In der Habana prangen nicht selten im Monate Januar schon auf den Promenaden und den angrenzenden Fluren alle Stämme der Palma Real (Oreodoxa regia), deren eigenthümlicher Schaft nach oben und unten zu schwächer wird, mit schneeweißen Blüten. Süßer Duft von Blumen und Orangen hüllt allerwegen die Spaziergänger ein. Hoch zu Roß oder bescheiden zu Fuß nähert sich ein vornehmer Creole oder ein wohl empfohlener Fremder der Damenwelt, die sich selten zum Spazierengehen bequemt, vielmehr es vorzieht, mit bloßem Hals und Kopf, frische Blumen im dunklen Haar, zu Zweien und Dreien auf einer Volante dahinzurollen.

Die „Volante“ ist das unentbehrlichste habanesische Fuhrwerk, welches man einen „Violinkasten auf Rädern“ genannt hat. Der mit einem Pferde bespannte „Quitrin“ dagegen mißt oft an 25 Fuß Länge und besteht aus einem leichten, flachen, silberbeschlagenen Korbe, dessen Polster mit rosa oder hellblauer Seide überzogen sind. Diese „Triumph- oder Venuswagen“ durchschweifen den Paseo um die Stunde des Sonnenuntergangs, vorüber an rauschenden Palmen und Mimosen, während liebliche Wohlgerüche aus allen Beeten emporsteigen, und die geschwätzige Menge langsam dem Schauspielhause zuwogt. Hier wird das Wort zur Wahrheit: „Die Nacht ist die schönere Hälfte des Lebens.“

In den gaserhellten Straßen drängt sich ein heiteres Getümmel, und leicht kann der Spaziergänger einen Blick in's Innere der Häuser werfen. Denn die mit Gußeisengittern versehenen Fenster reichen bis auf den Fußboden herab und geben unsern Blicken Alles preis, was im eleganten Gemache vorgeht.

Es ist in Habana Sitte, sehr früh aufzustehen. Auch wir huldigen dieser Gewohnheit und begeben uns in die nahen Felsenbäder. Diese „Bagnos de Mar“ bestehen aus einzelnen Abtheilungen, deren jede etwa 10—12 Fuß lang und 6—8 Fuß tief in das felsige Gestade eingehauen ist. Steinerne Stufen führen in die Bassins hinab. Die schöne Lage derselben, das Einbrechen und Fortrauschen der Wogen, das erquickende Wasser, der mit Sand

und Muscheln bedeckte Grund, die Fernsicht auf das Meer mit seinen vorübergleitenden Schiffen — All' dies wirkt wahrhaft belebend.

Gekräftigt begeben wir uns nach unserem Hôtel zurück.

„Sagt, Freund, was ist dies dort für eine traurige Gattung menschlicher Wesen? Wie sie so indianerhaft aussehen und doch scheinen es keine Indianer zu sein!"

„Es sind Kulis", erhalten wir zur Antwort. Diese Söhne des himmlischen Reiches, mit ihren schwarzen, straffen Haaren und ihren schiefgeschlitzten Augen, haben sich durch das Versprechen eines großen Lohnes verlocken lassen, auf eine bestimmte Zeit nach Cuba auszuwandern, wo sie nicht viel anders gehalten werden, als Sklaven. Auf ihren Gesichtern ist nicht selten Verzweiflung und bitterste Seelenpein zu lesen. Manche sind noch in ihrer heimischen Tracht, das Haar rasirt; die Mehrzahl steckt in Pantalons, kurzen Jacken und läßt das Haar lang wachsen. — Arme Unglückliche!!

Es fällt uns ein Zeitungsblatt in die Hand; — die Menge Anzeigen verwirrt uns! — Unser Blick wird durch eine Reihe auffallender Ankündigungen gefesselt! — Sie tragen sämmtlich die Ueberschrift: „Sklaven!" — Da lesen wir denn nicht ohne Grauen: „Für 900 Thaler ein Neger, Tabakspinner, Kutscher und Koch von unvergleichlicher Qualität."

„Auf seine eigene Bitte, ein junger Neger, Creole und Koch. Ueber Bedingungen wende man sich nach der Rinclanstraße Nr. 8."

„Ein Creole, Neger, 18 Jahre alt, im Haus des Anzeigers seit acht Jahren, sehr kräftig, behende, gehorsam, dienstfertig, mit guten Grundsätzen und zu jedem Geschäfte geschickt, für 1400 Thaler. Auch ein braunes Mädchen, eine Creolin, 19 Jahre alt, kräftig und stark, gute Näherin und Wäscherin, sehr gefällig, zu 1300 Thalern.

„Eine Negerin, 22 Jahre alt, ausgezeichnete Näherin, gute Wäscherin und perfecte Köchin, sehr reinlich und sich für den Dienst bei Damen gut eignend; sie ist gehorsam, gesund und fehlerlos. Der niederste Preis ist 1500 Thlr." — — So geht es fort eine ganze Spalte.

Wir wenden unsere Gedanken gern von diesen Bildern ab, und beeilen uns, noch vor unserer Abreise die Kathedrale zu besuchen, wo die Gebeine des großen Columbus ruhen. . . . . . . Unsere Stunde hat geschlagen . . . . In einer Volante durchkreuzen wir im Trabe die Straßen. Unsere Fahrt stockt zuweilen, wenn sich Wagen und Fußgänger in den engen Gassen zu einem Knäuel zusammenballen. Links und rechts treten dann die zu Fuße Wandelnden in einen Kaufladen, um sich vor dem Ueberfahrenwerden zu sichern.

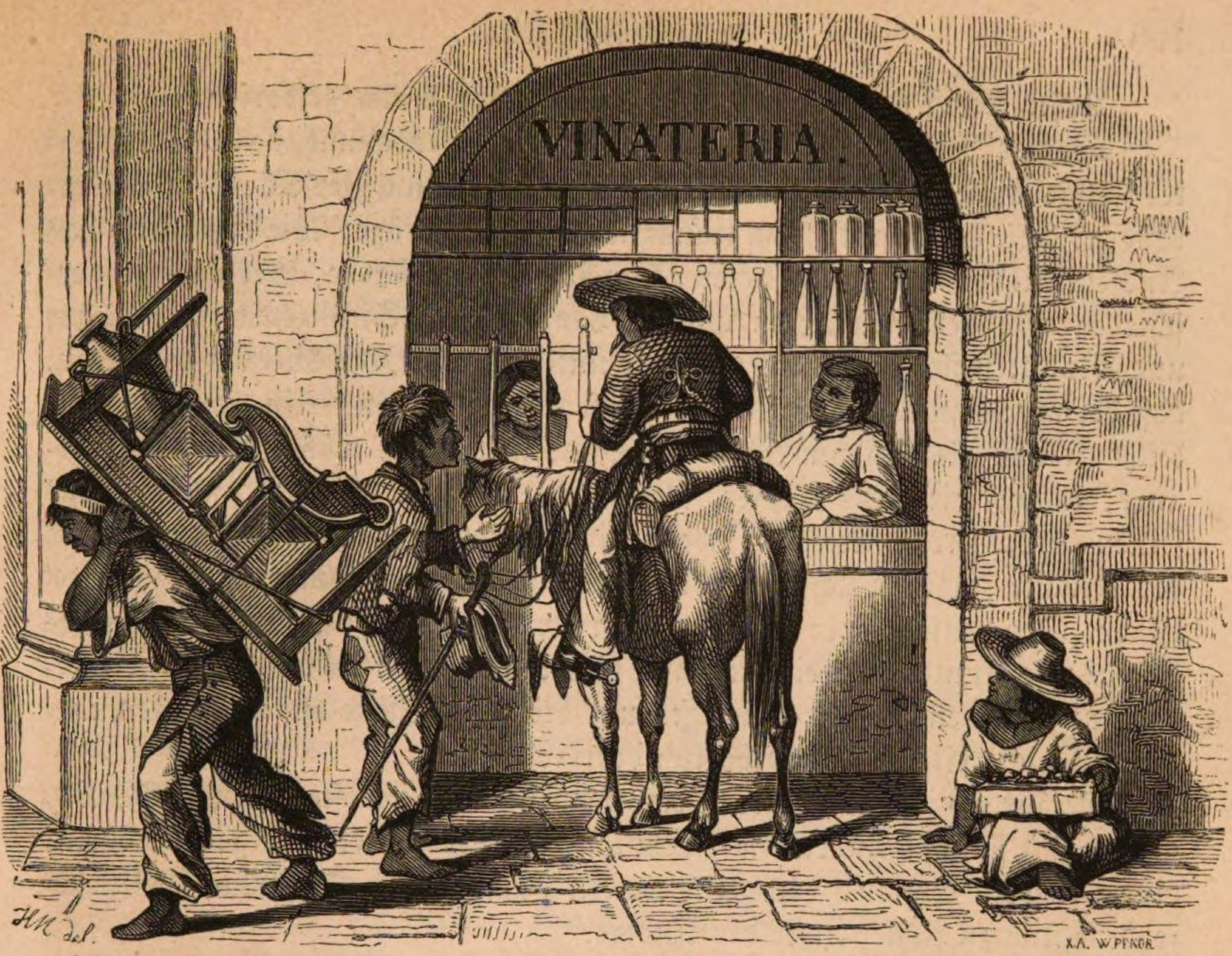
Hätten wir Zeit und Muße gehabt, so konnten wir noch manche Eigenthümlichkeit des Lebens in der Hauptstadt der Antillenperle kennen lernen; doch ein größeres Ziel liegt noch vor uns.

Darum, lebe wohl, schönes Habana! — Auf! Nach Mexiko! —



Gegend zwischen Veracruz und Jalapa.

Mexiko und die Mexikaner. S. 197. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Mexikanische Weinschenke, links indianischer Gepäckträger.

Zweites Kapitel.

Ankunft in Mexiko.

Erste Ansicht des Landes. — Veracruz. Straßenpolizei daselbst. — Reise entlang der Küste. Tropische Vegetation zwischen Veracruz und Jalapa.

An einem frischen Herbstmorgen weckt uns das laute Getümmel der auf dem Verdeck hin- und herrennenden, Befehle ertheilenden und Befehlen nachkommenden Seeleute. — Wir vernehmen freudig den Ruf: „Land!“ —

Vor uns liegt das ersehnte Ziel unserer Reise. Links erblicken wir die flache Küste mit dem Hafen Veracruz sammt der Festung San Juan d'Ulua; nach Westen umschließen das sandige Ufer dunkle Waldungen, ganz allmälig aufsteigend; über ihnen sehen wir Höhenzüge terrassenförmig sich ausdehnen, so daß eine Erhebung die andere beherrscht, bis zuletzt, über allen hoch erhaben, die gewaltigen Anden in dem durchsichtigen Aethergewölbe sich verlieren. Die aufgehende Sonne überströmt mit Purpurglühen den majestätischen Schneegipfel des Pik von Orizaba sowie den Cofre de Perote mit seinem zerklüfteten Krater. Von diesem aus zieht sich ein Gebirgszug nördlich nach der Meeresseite hin, wo er in steilen Felswänden abfällt. Südlich verläuft, in weitem Halbbogen die Cordillere im fernen Horizonte.

Unser Schiff hat zwischen Stadt und Castell Anker geworfen.

Wenige Minuten, und wir stehen auf dem Hafendamme, den ein imposantes Zollgebäude begrenzt. Wie fremdartig erscheint uns hier Alles! Wie überraschend diese Stadt mit ihrem transatlantischen Gepräge! Wie eigenartig das Aussehen ihrer Bewohner, deren Sprache, Tracht, Farbe, Gebahren so verschieden von dem Auftreten unserer Landsleute. Sieh' dort, wie Neger und Mulatten sich eifrig mit einander unterhalten! Ihre Mienen verrathen, daß der abzuhandelnde Gegenstand höchst wichtiger Natur sein muß, — vielleicht streiten sie sich um einen aufgefundenen Real, während jener Indianer, braun wie altes Kupfer, schweigsam vor sich hinstarrt und nur aus seinen Träumereien erwacht, wenn ein Käufer naht und nach dem Preise der Früchte fragt, welche vor dem halbnackten Handelsmann ausgebreitet liegen. Der hellfarbigere Mestize hier reitet munter auf seinem Rößlein des Weges; dort unterwirft ein eleganter Creole uns Ankömmlinge einer Musterung und während seine neugierigen und kritischen Blicke auf uns fallen, entlockt er seiner Cigarre unaufhörlich duftige Wolken.

Gefällt sich jener Raucher in einem Anzuge nach neuestem Pariser Schnitt, so begnügt sich ein Anderer mit dem landesüblichen breitrandigen Strohhut, einem leichten bunten Hemde und weiten Pumphosen. Der Eine scheint sich so behaglich zu fühlen, wie der Andere.

Das zarte Geschlecht bietet dieselben Gegensätze: auf der einen Seite größter Luxus, auf der anderen arge Vernachlässigung, ein charakteristisches Zeichen der Dürftigkeit.

Die Tracht der Frauen und Mädchen der niederen Classen ist einfach genug. Sie besteht meist aus großen länglichen Umschlagtüchern von weiß- und blaugestreifter Baumwolle. Diese dienen als einzige Bedeckung für Kopf und Schultern. Den Oberkörper umschließt kein Mieder, sondern nur ein oft feines, bisweilen sogar gesticktes Hemd hüllt denselben leicht ein. Vom Gürtel bis zu den Knöcheln ist die Mexikanerin mit einem faltigen Gewande bekleidet, während schwarze Seidenschuhe die unbestrumpften Füßchen umschließen. So das Volk. Die wohlhabende Creolin verehrt im Pariser Modejournal wenigstens für Haus und Gesellschaft ihren Leitstern in Bezug auf Toilette. Des Abends zeichnen sich elegante Spaziergängerinnen durch einen seltsam schimmernden Schmuck aus. Sie tragen nämlich an hellem Gewande und in ihrem dunklen Haar kleine Gegenstände, gleich glühenden Kohlen. Diese reichstrahlenden Kleinodien bestehen aber aus nichts Anderem als aus Cucujos, leuchtenden Käfern, welche die weiblichen Elegants von Veracruz — nachdem sie dieselben in niedliche Käfige von feinem Drahte gesperrt und sorgsam mit Scheibchen aus Zuckerrohr gefüttert — in kleinen Tüllsäckchen von Rosenform am Kleide oder auch in ihrem Kopfputz befestigen. Vielleicht ist es dieselbe Käferart, welche zur Zeit der ersten Eroberung solch' heillosen Schrecken in der Armee des Narvaez verbreitete.

Die Bauweise erinnert in allen vormals spanischen Städten an die des ehemaligen Mutterlandes. Auch hier findet man meist geradauslaufende Straßen mit erhöhten Trottoirs, Häuser mit platten Dächern, Kirchen mit maurischen Kuppeln und im Geschmack des 17. Jahrhunderts erbaut — gewöhnlich mit bunt-glänzenden Fliesen bekleidet. Nur selten mahnt uns hie und da die Verquickung von italienisch-spanischen Ornamenten mit den bizarren Verzierungen der aztekischen Bauweise an jene Zeit, während welcher man den heidnischen Formen noch zu existiren verstattete. Die Häuser sind meist einstöckig, nur in der Hauptstraße gewahrt man auch drei Stockwerk hohe Gebäude. Die aus dem porösen Stein der Madreporen aufgeführten Wohnungen haben, wenn die wolkenbruchartigen Regen die Stadt überströmen und dem Mörtel wie dem Anstrich großen Schaden zufügen, ein ganz ruinenhaftes Aussehen.

Veracruz, seit der letzten Belagerung „Villa heroica de la Vera Cruz“ genannt, wurde im Jahre 1580 erbaut, nachdem die erste von Cortez gegründete Niederlassung — die Villa antigua de la Vera Cruz — wegen ihrer ungesunden Lage geräumt werden mußte.

Nachdem wir das Aeußere der Häuser besichtigt, wollen wir auch einen Blick in das Innere derselben werfen! Dieses erinnert an die türkische oder vielmehr maurische Bauweise. Durch einen Thorbogen gelangt man in den von Säulengängen umgebenen und mit Platten belegten Hof. Nicht selten verbreitet ein Springbrunnen in der Mitte dieses Hofraums eine angenehme Kühlung. Um ihn herum stehen buntfarbige Gewächse in großen Vasen, ihre Wohlgerüche ausathmend. Ein zweiter Hof, gewöhnlich von den Wirthschaftsgebäuden umschlossen, führt zu den Wohnungen der Dienerschaft.

Alle Thüren der luftigen Gemächer der oberen Etage öffnen sich nach den mit Schlingpflanzen überwachsenen Säulengängen, welche ringsum den Hof zieren.

Veracruz leidet Mangel an gutem Trinkwasser. Es besitzt nur das von den heftigen tropischen Gewittern gespendete, welches in großen gemauerten Cisternen aufgefangen wird.

Richten wir zufällig unsere Blicke auf die flachen Dächer der Häuser — sieh', welch' eigenthümlich fremdartige Erscheinung bietet sich uns dar! In langen Reihen, wie bei uns die Tauben, verweilen hier die gierigen Geiervögel der heißen Zone, nach den Straßen spähend, um die Abfälle der Küche und was sonst zur Aetzung dienen könnte, den Hunden streitig zu machen. Ihr Aeußeres ist freilich kein Ehrfurcht gebietendes; doch die harmlosen geflügelten Gassenreiniger handhaben mit erstaunlicher Unermüdlichkeit die Pflichten der Straßenpolizei, die natürlich viel zu sehr beschäftigt, d. h. viel zu träge ist, um dafür Sorge zu tragen, daß die verwesenden thierischen und vegetabilischen Stoffe weggeschafft werden, deren Ausdünstung ohne die Dazwischenkunft der geflügelten Stellvertreter der Sicherheitsbehörden die Luft vergiften würde.



Die Vertreter der Straßenpolizei in Mexiko.

Diese Geier, Zopilotes, auch Gallinazos genannt, finden sich — eine Wohlthat für das heiße Amerika — vom Mississippi bis zum La Plata.

Einen gerade nicht besonders verlockenden Anblick gewähren zahlreiche, in nächster Umgebung der Stadt befindliche, von lockerem Sande gebildete Hügel, welche vollkommen den Dünen der Nordseeufer gleichen und der Stadt von der Landseite her ein gar trübseliges Aussehen verleihen.

Da wir nicht durch Handelsinteressen an die Küste gefesselt, sondern freie Gebieter unserer Zeit und unseres Willens sind, verlassen wir das von Fiebern heimgesuchte Veracruz so bald als möglich. Die glühende Sonne brütet hier, wie überall in den Tropen, schädliche Miasmen aus und wirkt erschlaffend auf unsere Natur. In wenigen Stunden können wir schon die höher liegenden Regionen erreichen, wo wir sorgenloser die tropische Luft einathmen. Dorthin lasset uns aufbrechen.

Die wöchentlich dreimal gehenden Eilwagen oder die von Maulthieren getragenen Sänften mögen Bequemlichkeit liebenden Reisenden dienen: wir besteigen muntere, mexikanische Pferde, um bald links, bald rechts die Physiognomie des Landes desto leichter ins Auge fassen zu können. In der Kühle des Morgens reiten wir erst westlich, eine Zeit lang auf der Hauptstraße am Gestade hin, dann wenden wir uns gen Norden. Der Weg ist einförmig, aber auf dem festen, von Seewasser getränkten Sande läßt sich schon vorwärts

kommen. Es ist die Zeit der Ebbe. Die Korallenriffe, nördlich von dem Castell, lassen sich auf dem zur Zeit der Flut von den Meereswogen bedeckten Küstenstriche deutlich wahrnehmen; Scharen von Strandläufern treiben sich am Gestade umher, graue Pelikane schweben mit schwerem Flügelschlage dicht über der Wasserfläche, während der Fisch-Aar aus der Höhe nach den Bewohnern der Flut späht und die Krabben gleich ungeheuren Spinnen auf dem trockenen Sande dahinlaufen.

Nach einem Ritte von drei Stunden gelangen wir an die Mündung des Antigua, dessen Aussehen gar wenig an unsere vaterländischen Flüsse oder die Riesenströme Nordamerika's erinnert; denn die Flüsse Mexiko's sind meist nichts als reißende Bergströme und eignen sich nur wenig zur Schiffahrt; um so unerläßlicher wird für das Land die Anlage von Eisenbahnen.

Begiebt man sich auf dem Antigua, der sich nur wenig von seinen nächsten Nachbarn unterscheidet, stromaufwärts, so erblickt sich der Reisende gar bald inmitten einer üppigen Vegetation. Hier zierliche Akazien, schlanke Cäsalpinien, Tamarinden mit feingefiedertem Blattwerk; dort unzählige rankende Bohnen- und Erbsenarten, von welchen namentlich die Zuckerbse Tausende von Guirlanden über den Weg hinspannt. Hüten wir uns indessen ja, uns unbekannte Pflanzen zu berühren; wir könnten sonst gar leicht mit geschwollenen oder entzündeten Händen für unsere Neugierde büßen müssen.

Längs des Flusses sind es hauptsächlich Feigen, deren dunkles Laubwerk sich auf der Wasserfläche spiegelt und ihr das Ansehen einer fast schwarzen Flut verleiht. Ganze Reihen dunkler und heller Tantalus-Arten, weißer Reiher und rother Löffelreiher sitzen auf den fast horizontalen Aesten der ficus americana; gar nicht weit von ihnen erblicken wir einen alten Alligator, der sich, einem dürren Stamme ähnlich, über dem Wasser sonnt. Aus den nahen Niederungen erheben sich prächtige Riesengräser (Bambuse); im feuchten Grunde zeigen sich Pflanzen mit vielverschlungenem, mächtigem Blätterwerk, während hin und wieder schon die Amarasinhen oder „die Könige unter den Gräsern" in einzelnen Palmengruppen sichtbar werden. Je weiter wir kommen, desto öfter mischen sich auch Myrten und mächtige Bombarbäume unterden buntfarbigen Waldbestand.*)

Wir sind nun an eine offene Stelle des Stromes gelangt, da wo ein kleinerer Fluß auf der Südseite einmündet. Eine anmuthig prächtige Tropenlandschaft liegt vor uns: ein ruhiger Wasserspiegel, vom üppigsten Pflanzenwuchse eingerahmt, im Vordergrunde einige Hütten unter hohen Bäumen, auf der linken Flußseite, in einem Walde von Fruchtbäumen, das Dorf Antigua. Die eigenthümlich schön geformten blauen Berge von Misantla bilden den Hintergrund des reizenden Bildes.

---

*) Ueber den mexikanischen Wald berichten wir ein Weiteres, wenn wir die Thier- und Pflanzenwelt des Landes schildern.

Wollen wir den Reichthum der tropischen Pflanzenwelt in seinem vollen Glanze kennen lernen, dann verlassen wir den Hauptfluß und schlagen eine südwestliche Richtung ein. Wir gelangen binnen Kurzem zu einer weiten Waldebene mit hohen Cäsalpinien und schlanken Cedrelen, sowie amerikanischen Feigen in den wunderlichsten Gestalten, deren große dunkle Blätter einen tiefen Schatten werfen, während die Wurzelstämme von den verschiedensten Schlingpflanzen mannichfach umwunden sind.

Zeigten sich früher schon einzelne Palmen, so treten die „Könige unter den Gräsern" hier in förmlichen Wäldern auf. Es fehlen dieser Gegend nicht die Hauptbedingungen ihrer fruchtbaren Entwicklung: Sonnenglut und Feuchtigkeit. Desto schlechter steht es mit dem Menschen, der sich dort aufhalten muß. Die heiße, feuchte Luft brütet nicht nur alle bösen Fieber der Tropenwelt aus, sondern auch dichte Scharen stechender und blutsaugender Insekten, welche dem Bewohner das Leben zur Plage machen. Deshalb entdecken wir auch nur spärliche, unansehnliche Ansiedlungen mitten im Dickicht.

Die Wälder würden unendlich todt erscheinen, wenn nicht das Zirpen der Grille, das Hämmern des Spechtes am Stamm, das Plaudern der Papagaien u. s. w. die Einsamkeit belebte. Bunte Schmetterlinge von allen Größen und Farben gaukeln unter dem dichten Laubwerk hin, Hirsche eilen leichten Fußes über die Pfade. Gefährliche Thiere, wie der Jaguar, lassen sich bei unserem flüchtigen Besuche nicht so leicht blicken, obgleich sie diesen Gegenden nicht ermangeln; auch Schlangen fehlen nicht, aber sie halten sich mehr nach den Rändern der Waldungen hin auf.

Noch einen Tagemarsch und es beginnt das Land wellenförmig aufzusteigen! Nur durch die Thäler zieht sich der dichtere Wald hin, auf den Hügeln gewahren wir blos Strauchwerk und hohes Gras.

Das veränderte Aussehen der Natur kündet uns eine andere Region an.





Aus der Region der Nadelhölzer.

Drittes Kapitel.

Aus den Tropen nach dem Hochgebirge.

Savannen. — Trümmer aus der Aztekenzeit. — Immergrüne Wälder. — Das Hochgebirge. — Das Tafelland. — Cactus. Agaven. — Eine Luftspiegelung.

Mit Freuden begrüßt jeder von der Meeresküste Herkommende die Region, wo Nadelhölzer und Eichen zu wachsen beginnen; denn diese Bäume bezeichnen eine Sphäre, in welche jene tödlichen Fieber, wie das „Vomito priéto" nicht dringen. Die Vegetationsgrenze für Eichen giebt Humboldt als 2860 Fuß über dem Meere liegend an. „An dem westlichen Abfalle der Hochebenen", sagt er, (Ansichten der Natur. Bd. II. S. 184.) „zwischen der Südsee und Mexiko ist die untere Eichengrenze etwas tiefer,

sie beginnt schon bei einer Hütte zwischen Acapulco und Chilpanzingo, mit 2328 Fuß." Einen ähnlichen Unterschied (5610 Fuß gegen 3480) hat er in der untern Grenze des Fichtenwaldes gefunden. Beide Baumarten, die genannten Eichen und Fichten, steigen also tiefer gegen die Südsee als gegen den antillischen Meerbusen hinab. Bei der Ersteigung des Cofre de Perote fand unser Landsmann die obere Grenze der Eichen in 9715, die der Pinus Montezumae in 12,138 Fuß Höhe (fast 2000 Fuß höher, als der Gipfel des Aetna), wo im Februar schon beträchtliche Schneemassen gefallen waren.

Es giebt keinen bestimmten Anhalt dafür, wo die Wälder der heißen Zone aufhören und die Savannen oder Grasflächen beginnen.

Wenn wir etwa 1000 Fuß über den Meeresspiegel emporgestiegen, erreichen wir das Gebiet dieser Grasebenen, welche sich bis zur Höhe von 2500 Fuß erstrecken. Nun athmen wir freier auf. Zwar schaut unser verwöhntes Auge ringsum nur einförmige, von niederen dornigen Mimosen bedeckte Steppen, dann und wann fällt unser Blick auf die unförmige Gestalt einer Cactussäule mit weißem Gipfel, dagegen sind wir dem Einflusse der dem tropischen Boden entsteigenden gefährlichen Miasmen entrückt.

Während vier Monaten, vom Juni bis Oktober, ist auch hier die Erde mit frischem Grün bekleidet, denn der Tropenregen weiß selbst diesem starren Erdreich Gras und Blüten zu entlocken! Rindviehherden weiden dann auf den saftigen Wiesen und beleben die Eintönigkeit der Gegend. Kaum hat der Regen jedoch aufgehört, so vertrocknen die Grasebenen, der Boden dörrt aus, die Herden suchen wieder die Wälder auf und vom wolkenlosen Himmel sendet die Sonne ihre brennenden Strahlen auf die verödeten, schattenlosen Flächen. Zu dieser Zeit werden nicht selten die Weiden angezündet, um vermittelst der zurückbleibenden Asche das Erdreich zu düngen.

In der Savannenregion finden sich nur wenige Vertreter der vierfüßigen Thierwelt: meist nur Hirsche, Halbwölfe, Füchse, Kaninchen. Dagegen fehlt es nicht an langen Reihen wilder Truthähne, welche die Ebene durchstreifen, und zwischen dem grasenden Vieh vermißt man nirgends den dummen Bobo, der den Pferden und Kühen die lästigen Insekten vom Rücken abliest.

In diesen öden Flächen stößt unser Auge weder auf Stadt, noch auf Dorf; nur bisweilen auf einzelnstehende Gehöfte. Die Landschaft ist ohne allen Reiz. Dem Geschichtsfreund bietet aber gerade diese Gegend ein besonderes Interesse: er trifft hier vielfach Spuren der eigenthümlichen Kulturbeschaffenheit verschollener und untergegangener Geschlechter. Sobald der hohe Graswuchs weggebrannt ist, bemerkt man, daß durch Menschenwerk erst die Terrassen geschaffen worden sind, welche gegenwärtig jenem Landstriche seinen Charakter verleihen; nicht minder gewahrt man in den Thalgründen Ueberreste von Querdämmen und Sammelteichen. Deutlich erkennt man steinerne Grundlagen ehemaliger Wohnungen, Estrich, Mörtel, Pflasterung u. s. w.

Ja man stößt bisweilen auf Trümmer ausgedehnter Palast- oder Tempelanlagen, ferner auf Gräber, sowie — als Ueberbleibsel der Kunstfertigkeit des Volkes, welches ehemals hier gelebt — bald auf Töpfer-Geschirr, bald auf Obsidianpfeilspitzen; dann und wann sind es selbst Bruchstücke von Bildhauerei aus Porphyr, welche dem Forscher in die Hände fallen.

Wir verzichten darauf, uns Betrachtungen hinzugeben, welche der Anblick dieser Ruinen so leicht wachruft, und verweisen den Leser, welcher sich solchen überlassen will, auf den Abschnitt, in dem wir die Alterthümer Mexiko's besprachen. Dagegen laden wir ihn ein, mit uns die Platform eines Cue's oder altmexikanischen Grabhügels zu besteigen, um von dieser Anhöhe aus eine Rundschau zu halten, ehe dichte Wälder uns die Aussicht rauben.

Schauen wir gen Osten, so treten uns immer noch die weiten Flächen hellgrüner Savannen entgegen. Ihnen folgt ein dunkler Streif — das Küstenwaldland. Darüber leuchtet der blaue Golf, selbst die Segel der Schiffe lassen sich in der durchsichtigen Luft des Tropenhimmels deutlich erkennen. Freilich sind wir in gerader Linie erst höchstens 7 Meilen von der See entfernt!

Wenden wir uns nunmehr nach Westen! In unserer Nähe erheben sich in verschiedenartige Färbungen verlaufende Höhenzüge mit dunklem Pflanzenwuchs, über welchen sich schroff und zackig das Hochgebirge aufthürmt, während nord- und südwärts, abfallend und aufsteigend, niedere und himmelanstrebende Berge anfänglich in wohlthuenden Linien hervortreten, um endlich im fernen Horizonte sich gänzlich zu verlieren.

Milde, weiche Lüfte wehen hier das ganze Jahr hindurch, niemals mangelt dem Lande befruchtender Regen, und stärkender Thau feuchtet allnächtlich die mattgewordenen Pflanzen. Der Mensch gewinnt hier ohne absonderliche Mühe und Arbeit Zuckerrohr und Reis, Tabak und Banane, die Erzeugnisse einer bevorzugten Region.

Bewunderten wir in den Küstenebenen das mannichfaltige Wachsthum der tierra caliente, so fesselt uns hier die unendliche Fülle des eigentlich tropischen Pflanzenwuchses. Ueberall vielartiges Leben und unerschöpfliches Werden, überall — Vergehen. Die Anhöhen mit ihren Seitengehängen sind von Eichen bedeckt; in den Niederungen aber ziehen sich dahin in fast undurchdringlichem Gehölze: Lorbern, Myrten, Sapinten, Mimosen, silberweiße Croton's, zartgefiederte Farren, dunkelblättrige Feigen, Ulmen, wollige Linden u. s. w., untermischt von Yuccas und Agaven, sowie von verschiedenen Arten freier Schilfpalmen und rohrartiger Bambuse. Jetzt erst erlangen wir einen Einblick in die wuchernde Ueberfülle zahlloser Schlingpflanzen, welche theils das Unterholz umranken, theils gleich einem Tauwerke zu den höchsten Baumgipfeln emporklettern und hier neue Zweige und Blätter treiben. Gewächse, die sich im Norden nur wenig über den Boden erheben, gestalten sich hier zu Bäumen, wie gewisse Wolfmilcharten, Stechäpfel und Salbei.

Ueberall, wohin Feuchtigkeit dringt, entsproßt auch bald neues, erhöhtes Leben. Sogar die nackten Felswände haben hier eine Ueberkleidung von Flechten und Moosen, jeder Raum beherbergt unzählige Pflanzen, von den Wurzeln den Stamm hinauf, bis zu den, wie Gartenbeete mit breitblättrigen Tillandsien besetzten Astgabeln und Zweigen.

Und welchen Früchtereichthum bergen hier die Wälder und wie erzeugen sie ihn ganz ohne Zuthun der Menschenhand! — Citronen und bittere Orangen, Aepfel, Birnen, Kirschen, Pfirsiche, Feigen, Trauben, aus der alten Welt eingeführt; dann Ananas, wohlschmeckende Cactusfrüchte, kurz Obst und Früchte in Hüll' und Füll'.

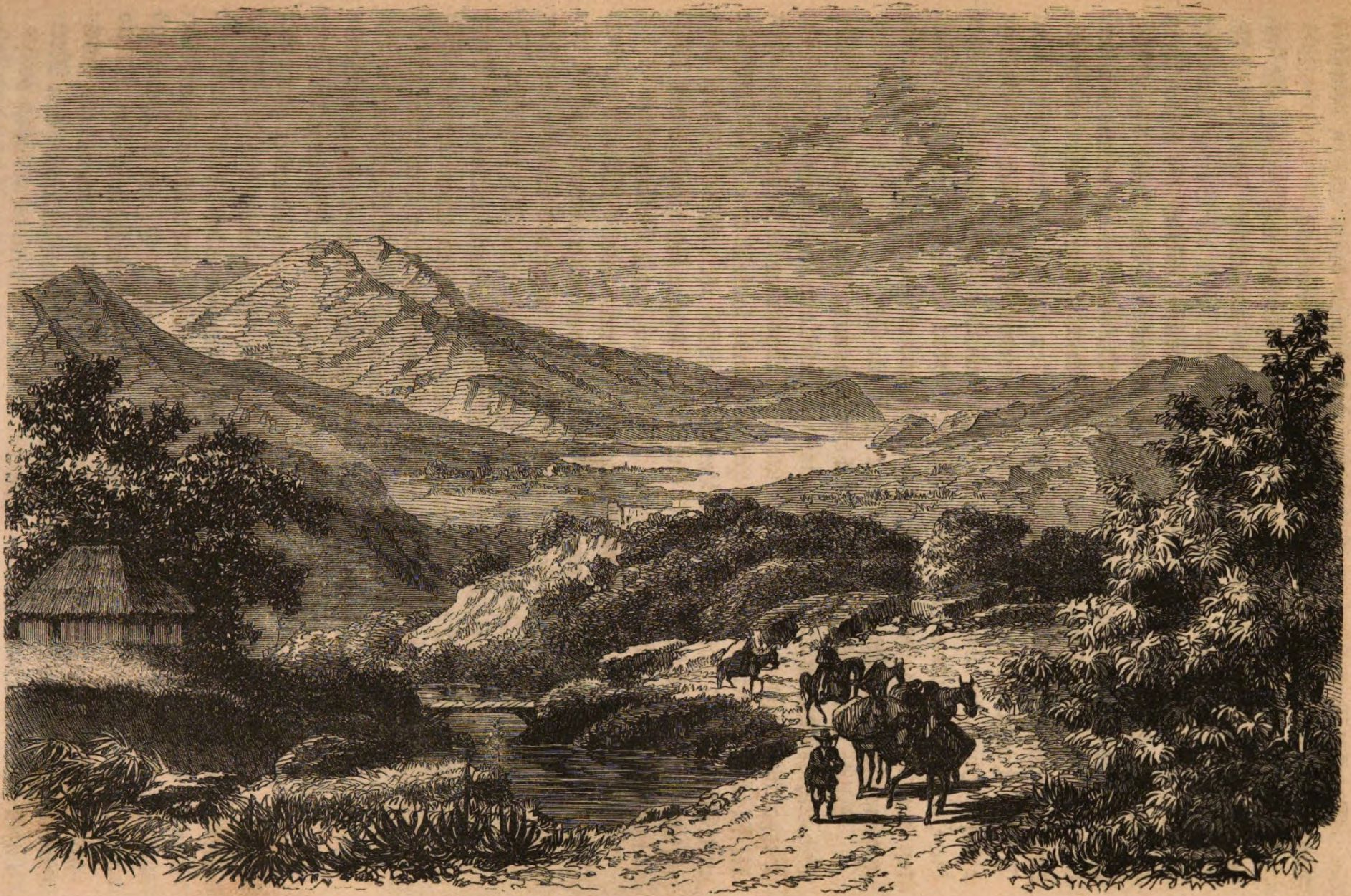
Mais und Reis gedeihen üppig; der Kaffee grünt wie in den Gebirgen seiner Heimat, die Vanille ist freies Produkt des Waldes; darf es uns Wunder nehmen, wenn die Bewohner dieser Gegenden nicht für den nächsten Tag sorgen, sondern in diesem irdischen Paradiese dahin leben, als gäbe es nur Einen Tag!

In der Höhe zwischen 4000 und 6000 Fuß findet man hier die meisten Ansiedlungen der ursprünglichen Landesbewohner. Steigen wir weiter hinan, so werden sie immer seltener. Das Klima ist dort kein tropisches mehr. Die Temperatur wird durch häufige Regen abgekühlt, im Winter fehlt es sogar nicht an Reif, ja selbst nicht an Schneegestöber. Trotzdem ist diese Region eine gesunde; ewiges Grün schmückt Thäler und Berggehänge; das ganze Jahr hindurch vermag der Ansiedler die Gewächse der kälteren Zone einzuernten.

Einem steilen Gebirgspfade folgend, klimmen wir weitere 2000 Fuß empor — welch' eine Ueberraschung! Stehen wir nicht in einem Tannenwalde unserer Heimat? Vernehmen wir nicht das leise Säuseln des Windes durch die Nadeln, wie in unserem deutschen Norden? Aehnliche Gefühle beschleichen uns beim Anblick dieser ausgedehnten, mächtigen Gebirgswaldungen: hier 120 Fuß hohe schlanke Stämme mit dichten Kronen, traulich herab blinkenden Nadelbüscheln und Samenzapfen von allen Größen, dort hingegen düstere Gruppen eines eigenthümlichen, von unten bis oben beasteten Baumes (abies religiosa). Ringsum feierliche Stille, welche nur dann und wann von dem fernen Geheul eines hungrigen Wolfes unterbrochen wird. Erinnert auch das trauliche Waldesgrün an die ferne Heimat, so ruft doch die uns endlos dünkende Baumfülle ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit in uns hervor, wie wir es selbst in den unübersehbaren Steppen nicht empfanden.

Auch da, wo auf den ödesten Theilen des Gebirges der Wald zuletzt verschwindet, hört der Pflanzenwuchs noch nicht auf. Weithin bedecken Gräser die umfangreichen Flächen, und an den höchsten Punkten finden wir die mit grauem Filze überkleidete Schneedistel neben Flechten und Moosen, wie sie auch der hohe Norden Europa's hervorbringt.

Den 17,800 Fuß hohen Vulkan von Orizaba (Vergl. Seite 217) hat im Jahre 1856 der deutsche Naturforscher Baron von Müller bestiegen.



Aus der Region der Savannen.

Der Schilderung einer Besteigung des Riesen durch unsern deutschen Landsmann widmen wir einen Theil des nächsten Kapitels.

Auf der Spitze des Orizaba ist man dem Himmel noch näher, als auf dem Gipfel des Montblanc und eine unendlich großartige Fernsicht ist der Lohn für ausgestandene unglaubliche Strapazen. Erst die Spiegelfläche des Golfes, dann die dunklere Waldregion der Küste, endlich die lichtvolleren Flächen der Savannen; hierauf folgen die schwachen Wellenlinien bewaldeten Hügel- und Berglandes, nur hie und da von Oasen angebauten Landes unterbrochen. Im tiefsten Schatten erblickt man die den Lauf der Gewässer andeutenden Schluchten; einzelne weiße Punkte inmitten dichten Baumwuchses lassen Dörfer oder Ansiedlungen vermuthen. Stufenweise erhebt sich das Gebirge bis zur Höhe, wo Tannen und Fichten verschwinden. Das Auge gleitet über die Haine im Norden nach paradiesischen Gärten mit lockenden Zauberfrüchten, und von da zu den Palmen und Riesengräsern der glühenden Zone: ein unermeßliches Panorama, eine ganze Welt für sich!

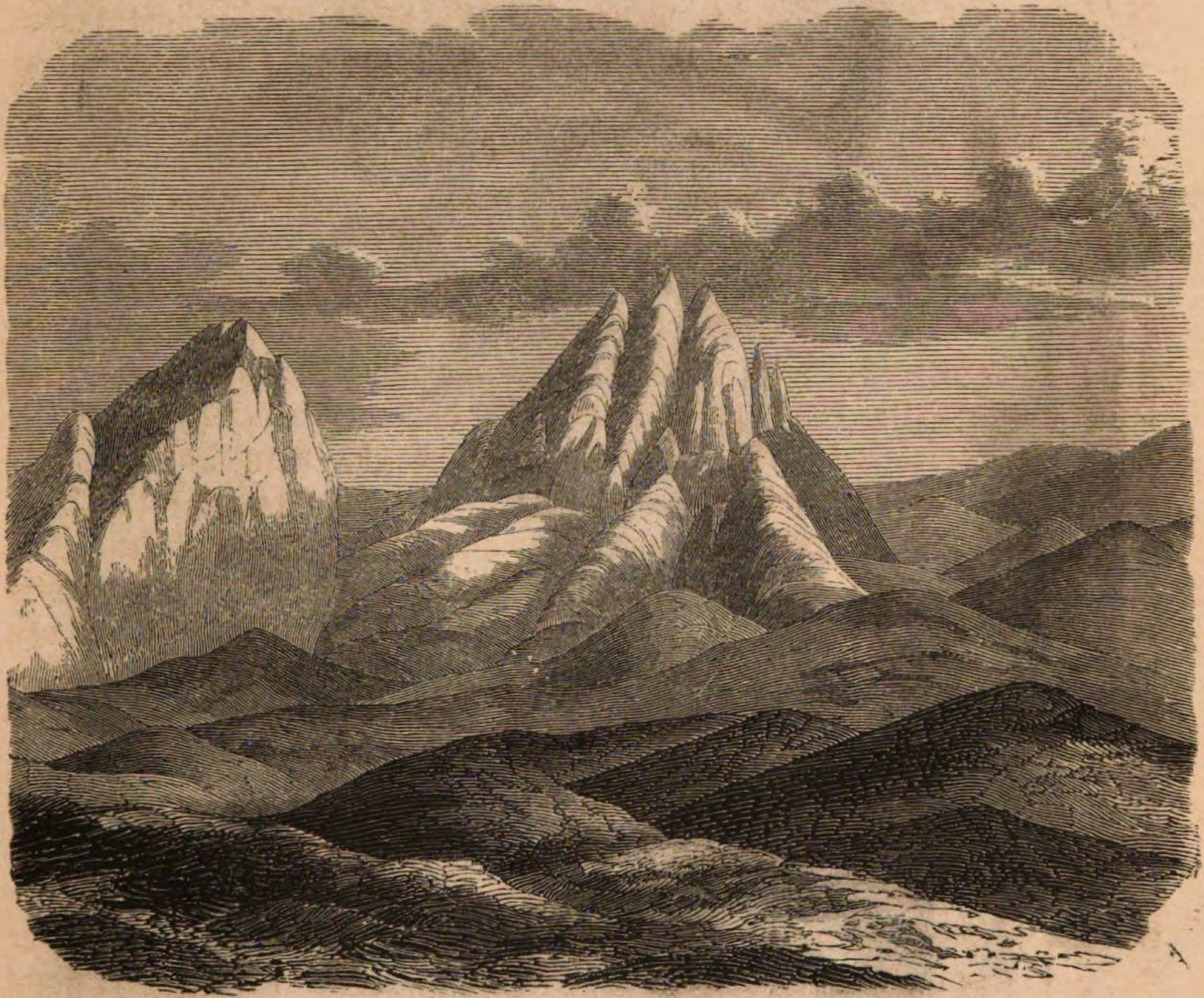
Blickt man nach Westen, so sieht man unmittelbar am Fuße des steilen Gipfels, von dem wir herabschauen, sich das Tafelland ausdehnen. Mäßig hohe Berge umgrenzen die Ebene, spitzige oder abgestumpfte Kegel unterbrechen die Flächen; weiter rückwärts im Hintergrunde schließt eine hohe Cordillere mit Schneegipfel das großartige Landschaftsbild ab. Keine Wälder, keine saftigen Wiesen lassen sich in der zu unseren Füßen sich hinziehenden Thalschlucht erkennen, überall nur graue Lavamassen, kahle Gebirgsketten.

Wiederum eine andere — wiederum eine neue Welt! Widmen wir derselben noch einige Augenblicke. Der Charakter der höheren Landschaft ist von derjenigen des Küstengebietes völlig verschieden. Nirgends erblicken wir hier den Formenreichthum, nirgends die überwältigende Fülle tropischer Vegetation. Die Gräser sind kurz und fein, der Baumwuchs niedrig, die Berge unbewaldet; hier und da, aber nur selten, gewahrt man einen schmalen Silberstreifen: denn der Mangel an Wasser macht sich aller Orten bemerkbar.

Nach der Westküste hin bietet sich dem Reisenden in Bezug auf die Beschaffenheit des Hochlandes eine von dem bisher Geschilderten ganz abweichende Art von Mannichfaltigkeit dar. Es gestaltet sich dasselbe dort mehr zu der Form entschieden hervortretender, durch tiefe Längenthäler von einander getrennter Gebirgsketten. Von diesen tritt die westlichste bis an die Küste der Südsee heran und scheint, obgleich in nicht hohen Felsenwänden, doch dem Meere beinahe durchweg steile Abhänge zuzukehren, so daß vom californischen Meerbusen ins Innere nicht so leicht zu gelangen ist, als z. B. von Acapulco aus auf die Hochebene von Tenochtitlan. Daß das Gebirgsland von Mexiko gegen Norden in ein niedriges Plateau übergeht, ist durch neuere Untersuchungen festgestellt. Es zieht sich diese Hochebene vom californischen Meerbusen bis nach Texas hin.

Erst wieder in den ehemaligen mexikanischen Provinzen, von welchen

wir bei der Schilderung des Abfalls von Texas einige Kenntniß erlangt, nehmen im Nordwesten die Bodenverhältnisse den Charakter größeren Formenreichthums an. Doch sie gleichen den bisher geschilderten keineswegs, ebensowenig wie jenen des atlantischen Küstenlandes. Denn die Anden Nordamerika's sind nicht vorherrschend ein einziger hoher Gebirgskamm, oder mehrere nahe zusammenhängende Parallelketten, sondern ein Kettengebirgssystem, dessen Hauptglieder im Nordwesten, die Gebirgszüge der eigentlichen Rocky Mountains, sowie die Seealpen Californiens, weit von einander entfernt liegen, und die verschiedenartigsten Formen von Erhebung und Gestaltung der Oberfläche zeigen.



Felsgestalten aus dem Pagoden-Gebirge.

Bergland und hohe Piks mit Pässen, von der Natur befestigt, und kahle Hochebenen wechseln ab, durchschnitten von Flüssen, die gleich jenen im Süden nur theilweise schiffbar sind. Auf der Südseite des Rio Gila verzieht sich diese Kette nach dem Plateau von Neumexiko und die Sierra Madre, mit ihren theils dürren und steilen, theils grasreichen Ebenen, trennt jenes von den Höhenzügen der Sierra de los Mimbres.

Nur wenig durchforscht, verlaufen die Ketten, welche jene Gebiete durchziehen nach den westlichen Prärien. Diese Graniterhebungen, meist bewaldet, sind reich an eigenthümlichen Felsgestalten, deren noch am meisten bekannte

orgelähnliche Kuppen den Namen Orgel- oder auch Pagodengebirge führen und S. 209 dem Leser in einer Gruppe vorgeführt werden.

Erfolgreicher Anbau der Getreidearten der alten Welt ist auf den Hochebenen Meriko's nur durch künstliche Bewässerung zu bewirken; in manchen sehr hoch gelegenen Thälern müssen selbst Gerste und Mais bewässert werden. Ein guter Theil des zum Anbau untauglichen Landes dient der Viehzucht.



Vegetationsbild der Hochebenen von Meriko (Yucca). Vergl. Seite 263.

Sieht man doch selbst an steilen, kaum zugänglich erscheinenden Felsgehängen und auf erstarrten Lavaergüssen Ziegen munter umherklettern. In den wunderlichsten und mannichfachsten Formen treten hier neben verschiedenen Arten der Yucca stachliche Cacteen in Menge auf. Cereen winden sich gewürmähnlich auf

dem Boden hin, klammern sich als Ranken an Baumstämmen fest, oder erheben sich über andere ihres Geschlechtes 30 bis 40 Fuß hoch in die Luft. Eine besonders eigenthümliche Art wird im Lande wegen ihres an die Orgelform erinnernden Ansehens Organos — Orgeln — genannt. In geschlossene Gruppen sind die Opuntien oder indischen Feigen zusammengedrängt.

Alexander von Humboldt hat die Cacteen „vegetabile Quellen der Steppen" genannt. Und in der That, sie dienen Menschen und Vieh zur Labung. Gierig saugt das durstige Thier den Saft ein und der Mensch trinkt — wie wir später sehen werden — denselben nach vorhergegangener Gährung statt Bier bei jeder Gelegenheit. Der Landesbewohner weiß die Cacteen seiner Hochebenen zu schätzen und auszunutzen; die jungen Blätter der Opuntien liefern ihm ein beliebtes Gemüse und die saftigen Früchte roh eine erquickende Speise. Getrocknet und gepreßt haben sie einen feigenähnlichen Geschmack. Sie bilden alsdann einen Gegenstand des inneren Handelsverkehrs. Endlich bereiten die Mexikaner auch noch einen köstlichen Sirup aus dem verdickten Safte der Cactusfrüchte. Nicht minder werthvoll als die Opuntie, dient auch die Maguey oder Agave als Wüstenquelle. Aus ihr schöpften schon die alten Azteken ihren Pulque. Wie ihre Nachkommen den berauschenden Trank gewinnen, werden wir später erfahren; jetzt sei nur noch erwähnt, daß es wasserarme Gegenden giebt, in denen es während der trockenen Jahreszeit oft unmöglich, einen Schluck frischen Wassers zu erhalten, wogegen jeder Indianer im Stande ist, eine Schale Pulque anzubieten. Indessen — wir haben es schon früher bemerkt — der Saft ist nicht der einzige Nutzen, welchen die Maguey gewährt: die starke Blattfaser ist ein vorzügliches Material zu Stricken, Tauen, Bindfaden u. s. w. In den Agavedistrikten lebte vormals der Ureinwohner fast einzig und allein von dieser wichtigen Pflanze. Heute ist es nicht viel anders und was wir in der Geschichte des alten Mexiko darüber berichtet, gilt noch bis zur Stunde. Die Agave bietet ihm Nahrung, Wohnung und Kleidung. Bewundernswerthe Fürsorge der Natur!

— —

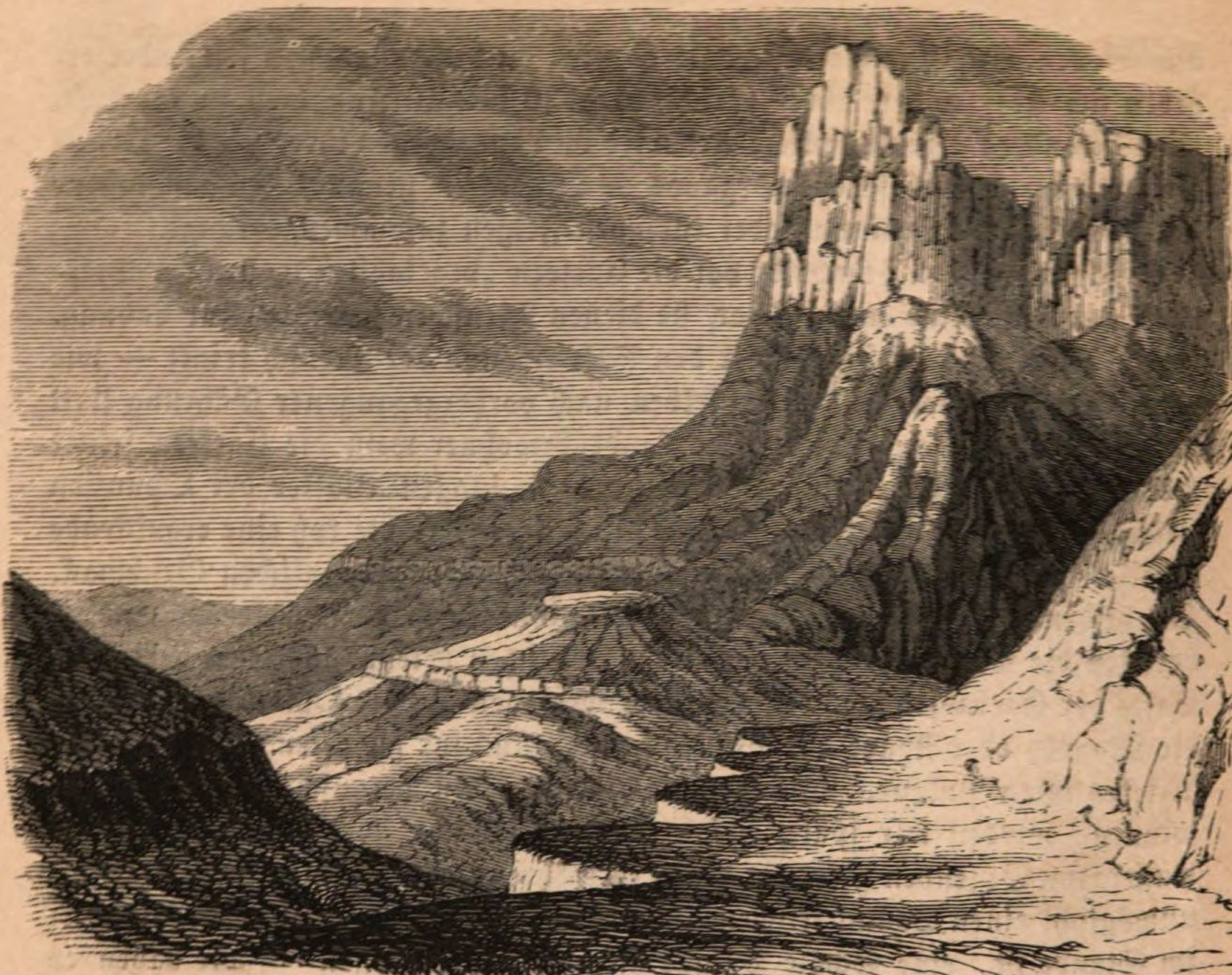
Unsere Pferde halten an, stampfen den Boden und blähen wiehernd ihre Nüstern auf! Weshalb schlagen die Hunde an? — Blicke dorthin! — Siehst Du jenes eigenartige Bild! — Einen See, in welchem sich Bäume und Thiere umgekehrt abspiegeln! Wir reiten darauf los. — Jetzt haben wir sein Gestade beinahe erreicht! — — —

— Haltet an! — — Wir sind betrogen! — — —

Ein boshafter Zauberer scheint uns geneckt zu haben. Der See ist verschwunden: wir sind auf einer wasserlosen Ebene Mexiko's.

Es war eine Luftspiegelung, die uns getäuscht hat. —

Ihre Entstehung zu erklären, wollen wir Gelehrten überlassen; die Reisenden bedauern, daß sie ihre trockenen Gaumen nicht laben konnten, wir aber folgen unseren Führern, die uns zurufen: „Weiter!" — „Weiter!"



Felsbildungen und natürliche Befestigungen im Guadeloupe-Paß.

Viertes Kapitel.

Temperatur, Winde und Stürme, Orkane, Vulkane, Schluchten, Höhlen und Wasserfälle.

Abdachung nach der Südsee. — Klima im Allgemeinen. — Die Besteigung des Orizaba durch Baron J. v. Müller. — Vulkane, Barrancas, Höhlen, Wasserfälle.

Die Absenkungen des Gebirgszuges nach dem Golf von Meriko erschweren den Verkehr ganz ungemein. Selbst für die wegen ihres sicheren Trittes bekannten Saumthiere ist im Süden der Weg nach dem Golfe hin so überaus steil, daß Reisende und Waaren nur auf dem Rücken indianischer Lastträger weitergeschafft werden können. Es giebt Pässe, wo himmelansteigende Berge, tiefe Thäler und Schluchten so rasch auf einander folgen, daß der Reisende an einem Tage mehr als einmal die verschiedenen Regionen sammt ihren eigenthümlichen Klimaten zu durchwandern hat, jetzt im Schatten der Bananen, wenige Stunden später unter Eichen und Erdbeerbäumen Rast hält.

Im Allgemeinen ist das Land hier mehr ausgetrocknet und die Luft heißer, als in den übrigen Theilen Mexiko's: man kennt nur eine kurze Regenzeit und eine lange Periode der Dürre.

Wenn wir eine mittlere Schätzung des Klima im ganzen Lande geben wollen, drücken wir uns am richtigsten so aus: Vom Meeresufer bis zu dritthalbtausend Fuß Höhe ist es ein heißes, tropisches; die durchschnittliche Temperatur beträgt 24 Grad Réaumur. Wir finden hier alle Annehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten der heißen Regionen: raschen, üppigen Pflanzenwuchs, große Fruchtbarkeit, aber auch die Plage der Moskitos, Sandfliegen und Sandflöhe, sowie die Neigung zu klimatischen Fiebern.

Von 2500 bis 4500 Fuß über dem Meere findet man ein subtropisches Klima, mit einer durchschnittlichen Wärme von 18 Grad Réaumur. In seinem Bereiche gedeihen noch viele tropische Gewächse; die Luft ist frischer, die Neigung zu Fiebern findet sich hier ohne örtliche Ursachen, wie Sümpfe, nicht vor; die lästigen Insekten halten sich nur noch in dichten Wäldern und an Gewässern auf.

Auf den Höhen bis zu 6000 Fuß ist die durchschnittliche Temperatur 15—16^0 Réaumur. Hier herrscht das Frühlingsklima Europa's. Die Luft ist durchaus gesund, der Boden eignet sich trefflich zur Kultur der Cerealien, das Klima ist ein so gleichmäßiges, daß der Europäer ohne Sorge sich hier niederlassen kann.

Als Ergebniß unserer bisherigen Betrachtungen läßt sich feststellen, daß Mexiko, Dank seinem Klima, alle vegetabilischen Produkte des Erdbodens von der Ananas bis zum Weizen und Hafer liefern kann und somit von keinem anderen Lande abhängig ist.

In Mexiko herrschen, besonders an den Küsten, während der größeren Hälfte des Jahres die regelmäßigen Winde der tropischen Zone. In gewissen Monaten gehen sie zu heftigen Stürmen über und erschweren alsdann den Zugang zu den Gestaden des mexikanischen Meerbusens; nicht minder gefährlich hausen sie an den Ufern der Südsee.

Längs der Ostküste wehen die sogenannten Nortes (eigentlich Nordwestwinde) während der Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche bis zum Anfang des Frühlings, am heftigsten im März. Erst erhebt sich ein leichter Landwind, darauf folgt eine Seebrise, während erschlaffende Schwüle Menschen und Thiere niederdrückt, wobei sich die feuchte Luft an Steinwänden und Fußböden, sowie an Geländern niederschlägt. Mit einem Male bricht der Sturm los. Haushoch thürmen sich die Wogen empor, so daß sie nicht selten über den Mauern von Veracruz zusammenschlagen. Keinem Boote wird es möglich, an solchen Tagen zu landen; die Schiffe gehen bei den ersten Zeichen des nahen Orkans schnell unter Segel, um die offene See zu gewinnen, weil sie sonst leicht zerschellt würden. Gewöhnlich dauern diese Stürme 3—4, manchmal aber auch 10—12 Tage.

Auch an der Westküste herrschen während der Sommermonate heftige Winde; besonders im Juli und August ist es der ganzen Küste entlang gefährlich, einzulaufen. Im „Sommer der Südsee", von Oktober bis Mai, unterbrechen nicht minder Wind und Sturm aus Nordost die zweifelhafte Ruhe des „Stillen" Meeres. Die Südwestküste ist gleichfalls von heftigen Orkanen heimgesucht worden, die tief landeinwärts außerordentliche Verwüstungen anrichteten, aber jetzt zum Glück seltener vorzukommen scheinen.

Nachdem wir die terrassenförmige Erhebung des Landes an seiner Ostküste kennen gelernt, einen Blick nach Westen und gegen Norden geworfen, von seinen wald- oder schneebedeckten Bergen aus eine weite Umschau gehalten, die Orkane, welche die Küstengebiete heimgesucht, brausen gehört, bleibt uns noch eine interessante Aufgabe. Werfen wir einen Blick auf die „Essen der Cyklopen", jene hohen feuerspeienden Berge, welche gleich mächtigen Riesen am Horizonte aufsteigen.

Die Cordilleren sind nicht die höchste, aber die ausgedehnteste Bergkette der Erde. Aus einer Spalte hervorgehoben, die meridianartig von Pol zu Pol eine Hälfte unseres Planeten durchläuft, steigen sie bis zum Felsengerüste der Anden hinan, sich in mehrere Parallelketten zertheilend und von da dem Meere sich nähernd, meist Reihen thätiger Vulkane. Mehrfach hat Humboldt beobachtet, „daß die Erscheinung des unterirdischen Feuers in der einen Bergreihe verschwindet und in einer anderen parallelstreichenden ausbricht. Noch glimmt in einer weiten Ausdehnung das Feuer der Tiefe. Bald hier, bald dort bricht es zerstörend hervor, und schüttelt die Erde in furchtbaren Krämpfen. Im mexikanischen Hochlande stehen die Feuerberge auf einer Querspalte, die von Meer zu Meer ostwestlich gerichtet ist."

Vor Allem fesselt unsere Aufmerksamkeit der Orizaba, oder der Citlaltepetl (Sternberg), die höchste Spitze der östlichen Kette. Unzweifelhaft ist er das Resultat vulkanischer Erhebungen. Er bildet einen majestätischen Kegel, der auf der prächtigen Schneespitze, etwas östlich vom höchsten Rande, den großen Krater deutlich erkennen läßt. Es gehört wenig Muth dazu, ihn in Gedanken zu besteigen, würdest du aber zu diesem Behufe deine Beine wirklich an Ort und Stelle in Bewegung setzen sollen, so möchte deine Ausdauer eine schwere Probe zu bestehen haben.

Das hat Baron J. von Müller, der bekannte Reisende, erfahren, als er, der Erste, es unternahm, in den Schlund des Feuerriesen hinabzuschauen. Seiner Erzählung folgen wir in Nachstehendem. (Man vergl. A. A. Z. 1864. Nr. 232).

Nach einer kurzen Reise langte Baron Müller in Orizaba, der 15,600 Einwohner zählenden Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks, an. Er übernachtete im ersten Hôtel, wo Ochsenhäute, über hölzerne Rahmen gespannt, als Bettstellen dienten, und ein Loch im Tisch, mit einem Talgberg umgeben,

seine Bestimmung als Leuchter andeutete. Derselbe Reiz der Natur, der ganz Mexiko zu einem Paradies geschaffen hat, umgiebt auch Orizaba. In zahlreichen Wasserfällen schäumt der milchweiße Rio Blanco zwischen Felsen durch einen Wald von Bananen und farbenfrischem Gestrüpp. Die Scenerie ist wild-romantisch, aber fast undurchdringlich sind die Dornen und Schlingen, durch die man sich Bahn brechen muß.

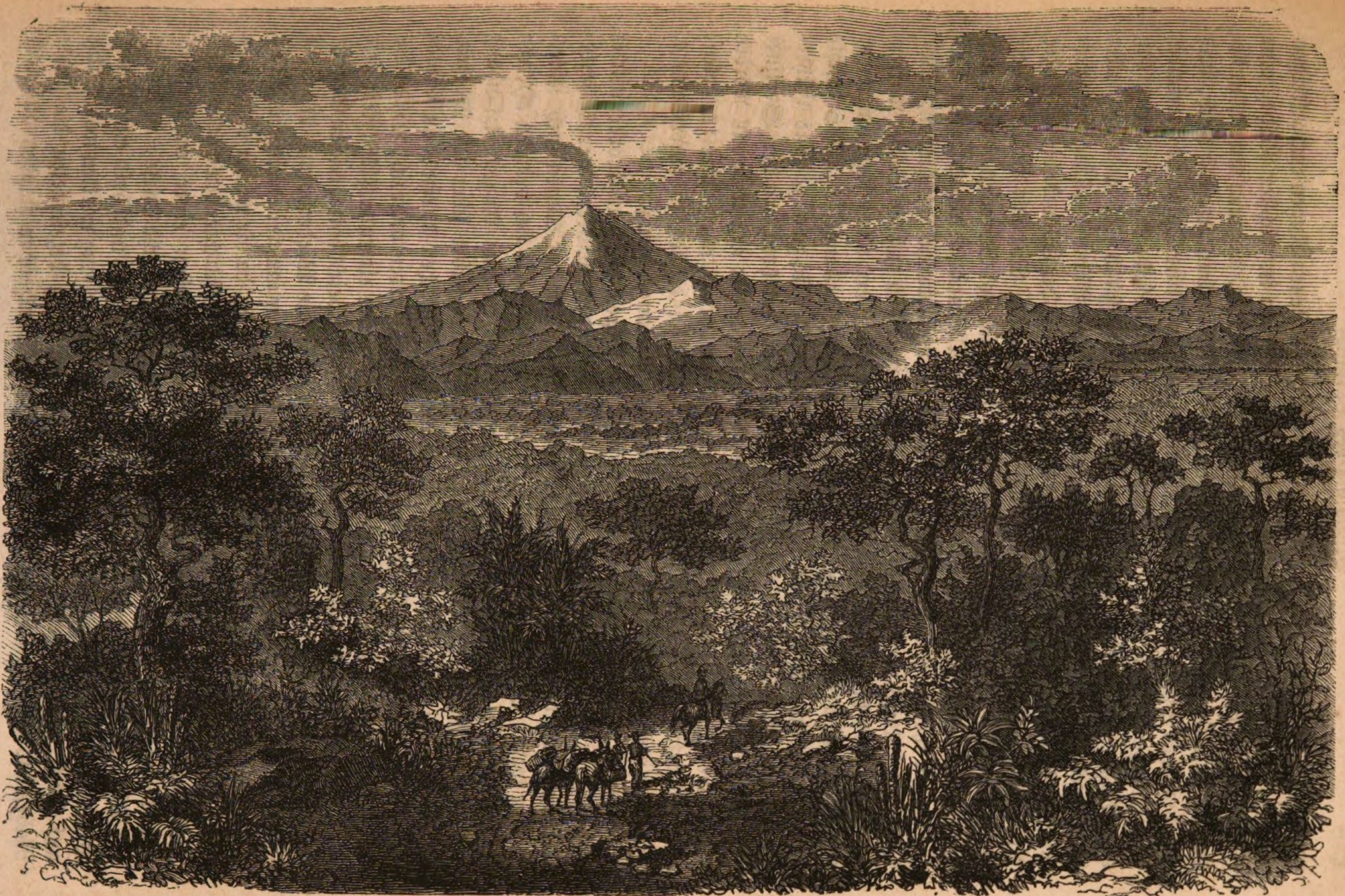
Um den Citlaltepetl zu besteigen, der, obwol einer der höchsten und interessantesten feuerspeienden Berge der Erde, bis dahin auf seiner schneebedeckten Spitze den Fuß des Menschen noch nicht gefühlt hatte, brach der Freiherr, an den sich ein Herr Sonntag, ein Schwede, Malmsjö und ein Berliner, Dr. Stamm, angeschlossen hatten, am 30. August 1856 von Orizaba auf. Die Gesellschaft langte noch Abends in San Juan Coscomatepec an, am Fuß des Bergriesen. Ueber den Rio Clapuaca, auf Bergkuppen, zu deren Seiten die Wände schroff abfielen in ein liebliches Thal, ging der Weg durch Indianerdörfer, deren erstes, Calcahualco mit 1500 Einwohnern, einen Dom mit stolzen Kuppeln im maurischen Stil mitten zwischen schmutzigen Hütten sein eigen nennt, ein Prachtgebäude, wie es wenige Städte in Deutschland aufzuweisen haben. Man trifft dergleichen prächtige Kirchen überall in Mexiko an, wo noch vor kurzem der Klerus über alle Beschreibung reich war. Nicht selten legen sich die elendesten Indianerdörfer die größten Entbehrungen auf, nur um zum Bau der Kirche, sowie zum Unterhalt des Geistlichen recht viel verwenden zu können. Von dem Dorfe Alpatluhua zog die kleine Truppe über den Rio Huacape westlich bergan über den schmalsten Bergrücken, Barrancas zu beiden Seiten, in deren Tiefe ein Gewitter tobte, dessen Blitze zu den Füßen der Reisenden zuckten. Die Vegetation hatte sich bereits geändert. Die blos dem heißen Klima angehörigen Schlingpflanzen waren verschwunden, nur Orchideen und Tillandsien bedeckten noch, und zwar bis an die Grenze des Nadelholzes, die Bäume; gigantisches Haidekraut überzieht die freien Stellen; einzelne minder steile Seiten der Barrancas findet man noch mit Mais angebaut. 9000 Fuß hoch emporgestiegen, mußten die Reisenden eine beträchtliche Strecke zurückklettern, weil sie keinen Ort fanden, wo sie ihr Nachtlager hätten aufschlagen können.

Der nächste Tag brachte etwas bessere Wege. In der Höhe von 10,000 Fuß fand nur noch spärliches Gebüsch, sowie hie und da eine Pinie in dem steinigen Boden Grund zu Wurzeln. Ueber 1000 Fuß tief fielen die Schluchten zur Seite des oft kaum drei Fuß breiten Steiges ab, von welchem der Führer erzählte, daß im Befreiungskriege dort eine Abtheilung spanischer Reiterei von den Mexikanern, welche auf der Felswand postirt waren, in den Abgrund gestürzt worden sei. An einer Stelle war der Weg gänzlich unterbrochen, und man hatte, um die Verbindung herzustellen, drei Baumstämme über den Abgrund geworfen, worüber man hinweg reiten mußte. Unendliche Greuel knüpfen sich an jeden Felsen des Wegs; erst drei Wochen

vorher hatte der letzte räuberische Ueberfall stattgefunden, wobei jedoch das Leben der Angefallenen verschont und nur ihre Geldbörsen um ein Beträchtliches erleichtert worden waren. Auch unserer Reisenden wartete im nächsten Rancho eine höchst verdächtige Gesellschaft, und nur der unerschrockenen Kaltblütigkeit des Herrn v. Müller hatten dessen Begleiter es zu verdanken, wenn sie mit dem ersten Schrecken davonkamen, weil die Räuber die Neuangekommenen nunmehr für noch verwegenere Banditen hielten, als sie selbst waren.

Schneegestöber und dichte Wolken waren lange um das nahe Haupt des Vulkans gelagert; jetzt erglänzte er wieder im Licht der Sonne, wogegen die schwarzen Tannen, welche die Schneegrenze verdecken, grell abstachen. 1200 Fuß weiter hatte der Pflanzenwuchs gänzlich aufgehört, nackte Trachytfelsen, Gneis und Hornblende, vulkanischer Sand und Asche waren die einzige Umgebung. Doch wurde von dem Orte aus, von welchem an die Besteigung des Berges eigentlich begann, die Aussicht immer offener und lohnender. Der Popocatepetl und die Malinche stiegen aus dem mexikanischen Hochland empor, das blau und duftig sich zu der Wanderer Füßen ausbreitete, hier und dort von Seen unterbrochen, welche wie Edelsteine funkelten. Doch der Pik, sowie die Aussicht nach Osten waren in Nebel eingehüllt, und ein schneidender Wind vermehrte die Kälte in einem Grade, daß die Indianer, sowie die Pferde und Maulthiere an allen Gliedern zitterten. Mit Ausnahme von zwei Führern wurden jene zurückgeschickt, und die Ueberbleibenden bauten sich 16,500 Fuß über der Meeresfläche eine dürftige Hütte als Aufenthaltsort für die folgenden Tage. Noch war der Pic nach der hier angestellten Berechnung 3009 spanische Fuß hoch — eine Höhe, die erstiegen werden mußte, wollte man zum Krater gelangen. Die Luft war dünn, die Athemzüge gingen tiefer und häufiger, Fieber und Kopfschmerzen stellten sich ein; die Dunkelheit brach an und mit ihr Kälte und Schneegestöber; Wölfe und Füchse umkreisten das Lager und beschnüffelten die Hütte.

Nach einer mühsam verbrachten Nacht schritt man zu den letzten Vorbereitungen. Jeder von der kleinen Gesellschaft band sich einen Hut auf den Kopf, einen dicken grünen Schleier vor das Gesicht, Eissporen an die Füße, eine wollene Decke über den Rücken; die Eisstöcke in der Hand und mit einem wohlgemeinten „Glückauf" setzte man sich in Bewegung. Das lose Geröll beim Beginn des Weges brachte den Berliner in Verzweiflung, so daß er umkehrte. Bald traten an die Stelle des Gerölls Steine und Felsblöcke, die über eine Unterlage von Schnee geschüttet und von den Felswänden des Vulkans abgebröckelt waren. Nach zwei Stunden des anstrengendsten Steigens betraten die Reisenden das eigentliche Schneefeld, wo nun auch die beiden Führer umkehrten. Zu der eigenen Last hatte man jetzt noch die jener zu schleppen. Die Steigung zeigte sich außerordentlich steil, 8 bis 10 Fuß auf je 25 Schritte. Der Schnee war mit einer bis 1 Zoll dicken Eiskruste überzogen, die häufig einbrach; das von ihm reflectirte Licht war grell und stechend.



Die Region der Eichen. Von Jalapa nach Chautepek. Mit dem Orizaba im Hintergrund.

Baron von Müller hat deßwegen meist mit geschlossenen Augen emporsteigen müssen. Der Pik und alle Entfernungen erschienen in nächster Nähe, eine Erscheinung, die sich übrigens überall wiederholt. Der, wie man meint, unbedeutendste Hügel, an dessen Fuß wir stehen, ist viele hundert Fuß hoch, und wir brauchen Stunden der mühevollsten Arbeit, um seine Spitze zu erreichen. Die Ursache liegt in einer eigenthümlichen Strahlenbrechung, und darin, daß dem Auge dazwischenliegende Gegenstände als Maßstab fehlen. Trotz aller Noth und Schmerzen kletterten die unermüdlichen Männer rüstig bergaufwärts. Schon waren sie in der Nähe des Kraters, als der Schwede bis unter die Arme einbrach, und gleichzeitig auch Baron Müller. Nur mit Mühe arbeiteten sich die beiden hervor und sahen nun, sprachlos vor Schrecken, daß sie nur durch eine wenige Zoll dicke Eisdecke von einem Abgrunde getrennt waren, dessen Boden ihre Augen nicht erspähen konnten. Augenblicklich entschlossen, retteten sie sich dadurch, daß sie mit ausgebreiteten Armen sich auf den Schnee warfen und über ihn hinglitten, bei welcher eiligen Rückfahrt alle mitgenommenen Lebensmittel verloren gingen. Am Ende des Schneefeldes angelangt, überraschte sie zum Ueberdruß noch ein dichter Schneesturm, der sie zwang, ohne Führer und Proviant, wie sie waren, in ihre Hütte zurückzukehren, wo der Berliner Doctor in tödlicher Angst ihrer harrte, denn er war gar arg erschreckt worden durch zwei Indianerknaben, die sich ihm genähert hatten, um Schnee zu holen; seine Phantasie erblickte in ihnen Sendlinge eines feindlichen Indianerstamms, der nach des Doctors Scalp unzweifelhaftes Verlangen trug.

In der folgenden Nacht zeigten sich die Folgen solch' außerordentlicher Strapazen. Das Blut hatte sich bei den Reisenden während der Bergbesteigung nach dem Kopfe gedrängt, so daß das Weiße der Augen roth unterlaufen war. Sobald die Dunkelheit eingetreten, stellte sich bei den Herren Sonntag und Malmsjö unter heftigen Schmerzen eine Augenentzündung ein; alle hatten Kopfleiden und Fieber, und froren dabei über alle Maßen, so daß, da man in der Strohhütte kein Feuer anfachen durfte, an Schlaf nicht zu denken war. Als der Tag nach endlosem Harren anbrach, waren die Augen der Herrn Sonntag und Malmsjö durch eine eiternde Flüssigkeit fest verklebt; sie erkannten auch nachdem man jene aufgeweicht hatte, keinen Gegenstand. Natürlich war unter solchen Umständen an die Wiederholung des Versuchs, den Pik zu erklimmen, nicht zu denken, und man mußte in westlicher Richtung bergabsteigen, und zwar mit der größten Vorsicht, da die wieder eingetroffenen Führer die trostreiche Meldung von einem zu befürchtenden räuberischen Ueberfall gebracht hatten. Nach anderthalb Stunden einer ermüdenden Wanderung über Geröll und Steine oder durch vulkanische Asche, in welche die Thiere tief einsanken, zeigte sich die erste Vegetation und bald ein schöner Pinienwald. Sein dunkles Grün, sowie heiterer Vogelsang wirkten wohlthätig auf Geist und Körper. Zahlreiche Kreuze am Weg bezeichneten die letzte Ruhestätte von Reisenden; die meisten dieser Denkzeichen standen auf noch

frischen Erdhaufen; denn eine aus zwanzig bis dreißig Köpfen bestehende Bande trieb gegenwärtig hier ihr Unwesen — ein Ueberbleibsel des letzten Pronunciamiento, wie denn nach jedem Bürgerkrieg in Mexiko ein Theil der Parteigänger als Räuberbanden auf den Wegen zurückbleibt und dort das Handwerk unter dem Vorwande der Politik forttreibt. Doch blieb es für diesmal bei der Furcht, und die Reisenden kamen unbeschädigt über eine offene Ebene — das beginnende Hochplateau von Mexiko, die Tierra fria — gegen 3 Uhr nach San Andres Chalchicomula, einem freundlichen aber todten Städtchen, dessen Bewohner ihre Häuser verließen, um die fremden Gäste anzugaffen. Europäer und Eingeborene kamen herbei, die Waghälse zu besuchen, und benachrichtigten jetzt Herrn v. Müller, daß die Besteigung des Vulkans höchstens von der südlichen Seite möglich sei. Von hier aus entschloß sich nun der unermüdliche Naturforscher zu einem neuen Versuch.

Herr Malmsjö und Dr. Stamm waren nach Orizaba zurückgekehrt, Herr Sonntag blieb in dem einsamen Städtchen, seine Genesung abwartend, als der Freiherr neuerdings seine Wanderung antrat, begleitet von einem Nordamerikaner, Herrn Campbell und einem Herrn de la Huerta von Puebla. Sie ritten mit zwei Dienern anfänglich in östlicher Richtung auf eine Hochebene zu, die von niedern vulkanischen Hügeln übersät war, deren einige für Grabhügel indianischen Ursprungs gehalten wurden.

Die Erscheinungen längs des Wegs wiederholten sich wie bei der ersten Besteigung. Ein hoher, aus losen Steinen aufgeführter Wall, an den man gegen 7 Uhr Abends gelangte, bildete die Grenzscheide der Staaten Puebla und Veracruz, in dessen Nähe die vorausgesandten Indianer harrten und das Nachtlager bereitet hatten. Mit dem frühen Morgen begann man nach den wunderlichsten Vorbereitungen aufzubrechen. Da bei der ersten Besteigung von den vom Schnee zurückgeworfenen Lichtstrahlen die Haut im Gesicht gesprungen und lappenweise abgefallen war, so bestrich man sich diesmal mit einer dicken schwarzen Salbe aus Fett, Pulver und Kohlen.

Lustig trabten die Pferde aus dem Valle de Lobos oder der Wolfsschlucht über Pfade, von welchen aus man links und rechts die letzten Spuren einer ersterbenden Vegetation wahrnahm. Die Luft war bereits wieder so dünn, daß die Thiere kaum den nöthigen Sauerstoff einathmen konnten, und sie schnauften daher, wie wenn sie stundenlang gelaufen wären, weshalb sie vor dem ersten Schneefeld zurückgeschickt wurden. Man war bis zu einer Höhe von 16,000 mexikanischen Fußen emporgestiegen.

Nach 3½ Stunden gelangten die Reisenden auf eine kleine Platform, den letzten Punkt vor dem Hauptkrater, der eine ebene Fläche von ungefähr 4 Metern im Gevierte bot. Südwestlich unter ihnen lag ein anderer ausgebrannter Krater, von senkrechten zackigen Felsen eingeschlossen, deren höchste Spitze, Cerro del Mono, auf 13,000 Fuß geschätzt wird; jenseits des letzten Nachtlagers war die Sierra Negra sichtbar, schneefrei trotz ihrer Höhe von mehr als 14,500 Fuß.

Der tiefe Schnee hinderte das weitere Klettern ungemein, zudem ward die Steigung so beträchtlich, daß man Hände und Füße in Anspruch nehmen mußte, um vom Platze zu kommen. Doch diese Mühen waren gering im Vergleich zu dem beschwerlichem Athemholen. Die Empfindung in der Brust glich einem heftigen Sodbrennen, zu dem sich bald stechende Schmerzen in den Lungen gesellten, die alle zehn Minuten wiederkehrten und sich zu momentaner Besinnungslosigkeit steigerten. Zugleich verfinsterte sich der bisher heitere Himmel, und mit dem Scheiden der Sonne trat die empfindlichste Kälte ein; die Steigung ward immer stärker, und ging öfters in senkrechte Schneewände über, welche mit großer Anstrengung umgangen werden mußten. In südöstlicher Richtung brach in der Tiefe ein Gewitter los, dessen Donner nur wie ein schwaches Prasseln bis zu jener Höhe hinauf gehört wurde.

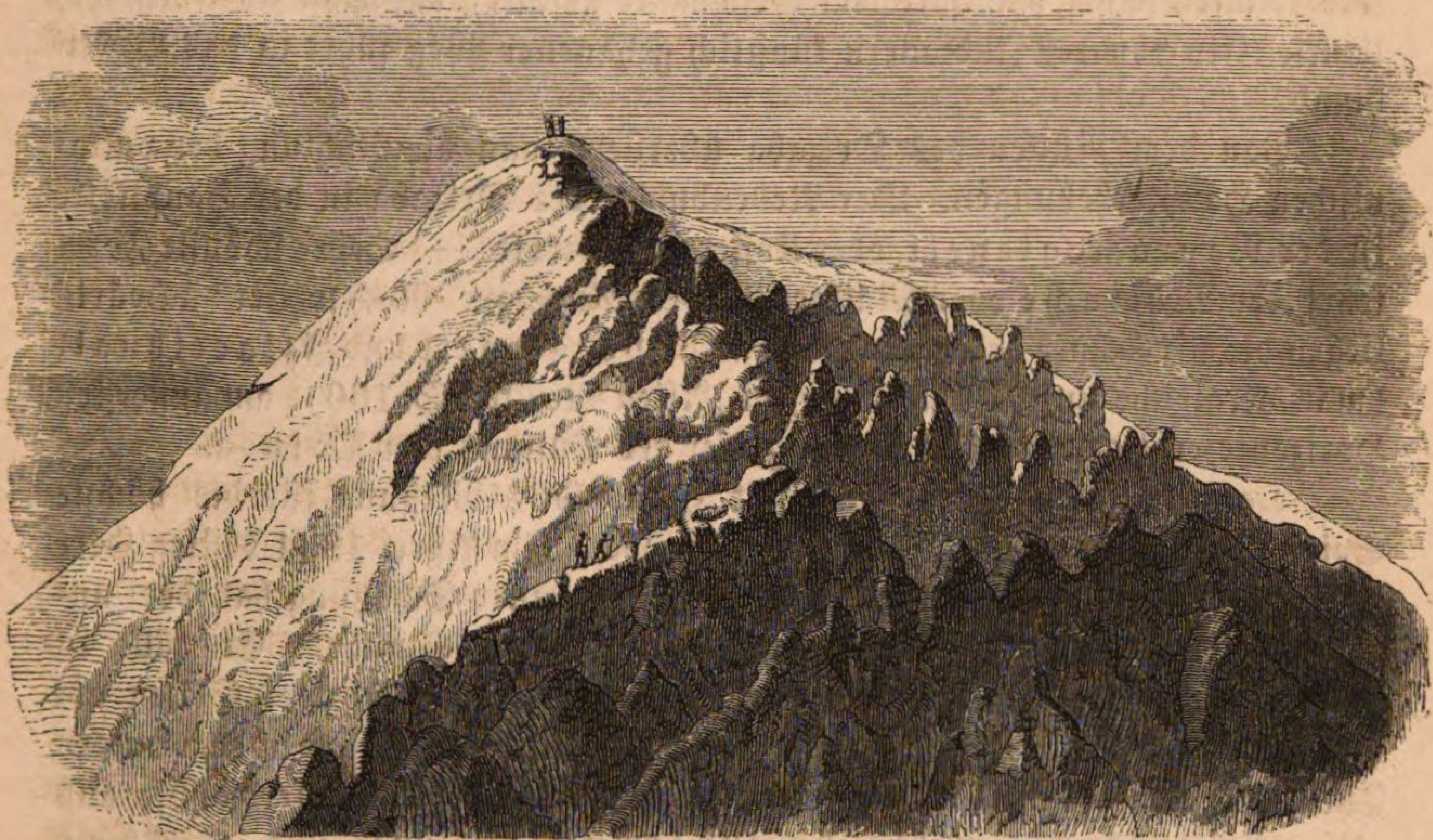
Ein Indianer kletterte voraus, und an einem oben befestigten Strick arbeiteten sich die zurückgebliebenen einzeln nach. Dieses wiederholte sich hintereinander 40—50mal, doch harrte man geduldig aus, bis es zu schneien anfing und der feine, gefrorene Schnee durch die Kleider drang. Schon wollten die meisten zurückkehren — die Indianer betheuerten: „ein Schritt weiter, und man ist ein hombre muerto (ein todter Mann)" — nur auf das äußerste Zureden folgten sie: endlich, um 5 Uhr 40 Minuten, stand das Häuflein am Rande des Kraters.

„So muß es Moses zu Muthe gewesen sein", schreibt Baron v. Müller, „als er vom Berg herab das gelobte Land erblickte. Ich hatte mein Ziel erreicht, und die Freude darüber machte allen meinen Schmerzen für einen Augenblick ein Ende; aber auch nur für einen Augenblick, dann stürzte ich zusammen, und ein heftiger Blutstrom ergoß sich aus meinem Mund. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich noch am Krater, und jetzt sammelte ich alle meine Kräfte, um zu sehen und zu beobachten."

Die außerordentlich durchsichtige, reine Luft erlaubte eine großartige Umschau. Nicht der mindeste Nebel verschleierte das Tiefland. Im Osten erblickte man die blaue Meeresfläche und die flachen Dächer und Thürme von Veracruz. Weithin streifte das Auge über das ganze Küstenland und die Grasebenen; die Städte Orizaba und Cordova, St. Juan, Huatusco und Jalapa, die zerrissene Gebirgskette im Norden und Süden, die Hochebenen mit ihren vielen Dörfern und Seen, begrenzt von den Schneegebirgen des Popocatepetl — die ganze unendlich große Landschaft lag wie eine riesige Planzeichnung vor den staunenden Reisenden. Eines unserer schönsten Landschaftsbilder im ersten Bande, dem „Alten Mexiko" (S. 151), zeigt einen Theil der Umgebung des Bergriesen.

Der eigentliche Krater befindet sich etwas südöstlich von der höchsten Spitze und sein oberster Rand einige hundert Fuß tiefer, als diese. Er hat eine längliche, unregelmäßige Form und sein ganzer Umfang beträgt etwa 6000 Meter, was beinahe unbegreiflich scheint, sich aber durch eine be-

deutende Steigung der Kratermündung nach Südosten hin erklären läßt. Ein Blick in die Tiefe erfüllt mit Grauen, glaubt man doch fast an den Pforten der Unterwelt zu stehen. Beinahe undurchdringliche Nacht tritt von unten entgegen; nur mit Mühe lassen sich verschiedene kleinere Kraterkegel auf dem Grunde erkennen. Stellenweise sind die inneren Wandungen mit gelbem Schwefelüberzuge bekleidet; heißer Dampf oder warme Luft dringt hier und dort aus den Spalten des Gesteins hervor. Dem Wunsche, in den Krater selbst zu gelangen, muß man entsagen, die senkrechten, oft überhängenden Wände machen es zur Unmöglichkeit; zudem erschwert ohnehin der Luftdruck das Athemholen. Der Reisende kann in dieser Höhe nicht lange verweilen, gar bald dringt ihm das Blut aus dem Munde — er muß umkehren.



Die Spitze (der Krater) des Orizaba. Nach einer Zeichnung des Baron J. v. Müller.

In einem großen Umkreis ist der Fuß des 17,819 Fuß hohen Orizaba mit kleineren Vulkanen umstellt; nordöstlich und östlich tritt eine ganze Gruppe abgestutzter Kegel zwischen steilem Kalkgebirge hervor, wovon einige Lava, andere Schlamm und Asche ausgeworfen haben.

Auf der Westseite des Piks, nach den Hochebenen zu, erregen verschiedene vulkanische Erscheinungen Interesse. An einer ganz pflanzenlosen Halde steigt Schwefeldampf aus dem Boden. Die Indianer benutzen diese warmen Solfataren zu Schwitzbädern, indem sie Gruben drei Fuß tief und ebenso weit ausgraben, sich hineinsetzen und derartig bedecken, daß nur ihr Kopf frei bleibt. — Eine in der Nähe liegende Berggruppe, los derrumbatos genannt, ist dadurch bemerkenswerth, daß der eine Berg gespalten ist; aus dem tiefen Riß züngeln nicht selten Flammen hervor.

Die Rückreise ging rasch von statten. Auf Schlitten aus Strohmatten rutschten die Reisenden, oder flogen vielmehr, über das Schneefeld bis zum Ort des letzten Frühstücks. Die Rutschfahrt ging nach kurzen Unterbrechungen so überaus heftig wieder vorwärts, daß Blutspuren im Schnee die Bahn bezeichneten — ein Unfall, der übrigens zum Heil gereichte, indem nach dem unfreiwilligen Aderlaß die Brustschmerzen verschwanden. Nach einem letzten Nachtquartier im Valle de Lobos wurde die Rückreise am folgenden Tag vollendet, denselben Weg entlang, den man vorher eingeschlagen, doch hatte der Regen das Aussehen der Gegend verändert; Schnee lag auf der Sierra Negra.

In der Ebene am Fuß des Orizaba, nach Westen hin, erregt eine andere eigenthümliche Erscheinung die Aufmerksamkeit der Reisenden. Es ist ein Krater mit Wasser von salzigem Geschmacke gefüllt, das man aber dennoch trinkt. Ein von den Indianern künstlich gehauener Weg führt in das Becken hinab.

Von dem Rücken des Orizaba übersieht man die Richtung der vulkanischen Haupterhebungen. Der Nebenbuhler des Orizaba in der Hauptkette ist der Naucampatepetl oder Koffer von Perote. — Seine schönste Form kehrt der Malinche oder Matlacuaye dem Auge zu. Noch weiter rückwärts liegen die mit Schnee gekrönten Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl (man vergleiche unsere Abbildung im „Alten Mexiko" S. 160); am äußersten Horizonte erblickt man den Schneegipfel des Vulkans von Toluca.

Der Popocatepetl galt seit Humboldt's Messung für die höchste Spitze des Landes, 17,773 englische Fuß hoch. Im April 1834 bestieg Herr Friedrich von Gerolt seinen Gipfel. Nach seiner Schätzung hat der ungeheure Krater ungefähr einen Umkreis von einer Stunde. Er fällt in steilen, fast senkrechten Wänden von etwa 800 Fuß nach zwei Seiten ab. Auf dem Boden sind zwei Schwefelquellen, deren Dämpfe sich in dem untern Theil des Kraters niederschlagen. Im oberen strömen Wasserdämpfe aus vielen Klüften hervor, welche ebenfalls schwefelhaltig sind, und in größerer oder geringerer Menge emporqualmen. Der Krater selbst ist unzugänglich; auch ist die Kälte in jenen Regionen zu empfindlich und der verminderte Luftdruck macht ein längeres Verweilen nicht rathsam. Auch hier folgt, wie auf dem Orizaba, dem Schnee eine Wüste von Sand und Gerölle.

Nach der Expedition des Herrn von Gerolt wurde der Popocatepetl noch mehrmals von Europäern, unter Anderen auch von Baron J. von Müller erstiegen. Die Reisegesellschaft langte auf dem Gipfel an, als die Eingeweide des Berges in Unruhe und Brand waren; stoßweise quoll Rauch aus dem Krater empor, große Steinmassen wurden in die Höhe geworfen und feiner Sand hoch in die Luft geschleudert.

Cortez ließ den Berg ersteigen, um aus dem Krater unter vielen Gefahren den unentbehrlichen Schwefel zu gewinnen, welcher den Spaniern zur Bereitung des Pulvers in Mexiko dienen sollte. Heute bezweifelt man

dies Unternehmen, indem man annimmt, der Abgesandte des Eroberers habe nicht den Schwefel der Tiefe mitgebracht, sondern jenen, welcher sich an Felsenspalten und Klüften absetzt.

Der benachbarte Iztaccihuatl steht zu dem Popocatepetl in gleichem Verhältnisse, wie der Koffer von Perote zu dem Orizaba, beide sind, wie Sartorius bemerkt, „zerstörte Rauchfänge desselben Herdes".

Des durch Humboldt's Schilderungen bekannter gewordenen Vulkans von Jorullo, welchen er „von mehreren tausend kleinen, aus der Erde herausgeschobenen, doch gegenwärtig ruhenden Basaltkegeln umringt" gefunden, haben wir bereits an anderer Stelle gedacht und dort Humboldt selbst die merkwürdige Entstehung dieses Vulkans berichten lassen.

An dem Feuerberg von Toluca ist keine Spur von Thätigkeit mehr wahrzunehmen, man stößt hier nur auf großartige Zerklüftungen und ergötzt sich auf zwei der höchsten Gipfel an den mit krystallklaren Seen angefüllten alten Kraterbechern. Von dem Toluca bis zur Südsee ist außer dem Yorullo noch der Colima besonders bemerkenswerth. Mit diesem schließt hier die Reihe der thätigen Feuerberge. Eine Zeit lang hielt man auch ihn für ausgebrannt, doch erfolgten vor nicht langen Jahren noch etliche Ausbrüche mit Schlammergüssen.

In dem Lande der Azteken erreichen nach A. von Humboldt die feuerspeienden Trachyt-Berge allein die hohe Schneegrenze und „folgen einem Breitenkreise, wahrscheinlich auf einer Kluft ausgebrochen, die in einer Ausdehnung vom 105 geographischen Meilen den ganzen Kontinent, vom Stillen Meer bis zum atlantischen Ozean, durchschneidet."

Erdbeben kommen in Mexiko nicht selten vor, besonders ist die Gegend von Oaxaca von denselben stark heimgesucht, ebenso die Hauptstadt selbst, welche der merkwürdigen Erdbebenzone angehört, die sich vom Vulkan Tuxtla am mexikanischen Meerbusen bis zum Colima an dem Abfalle der Anden nach der Südsee hinzieht. Besondere Unglücksfälle sind uns, wenigstens aus der letzten Zeit, nicht bekannt geworden.

Nachdem wir eine Rundschau unter den hochgipfligen Vulkanen Mexiko's gehalten, wenden wir uns einer anderen Eigenthümlichkeit dieses interessanten Landes zu.

Die Menge bemerkenswerther und mit Bezug auf Gestalt und Größe höchst verschiedenartiger Schluchten und Engpässe ist außerordentlich. Im Verlaufe unserer Darstellung der letzten Eroberung Mexiko's durch die Franzosen sind wir bereits mehreren solcher Barrancas begegnet, und haben bei dieser Gelegenheit deren Charakter schon kennen gelernt. Wir tragen hier nach, daß die Barrancas bisweilen nur enge Schluchten sind, kaum 100 Fuß weit; oft aber auch sind sie weit geöffnet, mit terrassenförmiger Erhebung. Immer haben sie steile, ja fast senkrechte Felswände, selbst wo dieselben durch allmäligen Einsturz verschiedenen Stockwerken gleichen. Häufig durch-

brausen reißende Bergströme den Thalgrund, oder die Wasser stürzen sich von Fels zu Fels, bald schäumende Fälle, bald tosende Katarakte bildend. Die Feuchtigkeit ruft nicht selten den mannichfachsten Pflanzenwuchs hervor, ja in der Regenzeit wird der nackte Stein ganz mit Flechten und Moosen bekleidet und bietet das schönste Farbenspiel von Schwarz und Silbergrau, Dunkelgrün, Gelb und Hochroth mit den dazwischen liegenden Schattirungen.

Für den Verkehr im Lande sind die Schluchten ein großes Hinderniß, es wäre unmöglich, Brücken darüber zu schlagen. Nur an einigen Stellen, wie z. B. bei der Gottesbrücke (puente de Dios), ist dieses der Natur gelungen.

Will man über eine solche Schlucht setzen, so muß man vor Allem die Pferde hinter sich lassen. Ein großer Baum, am Rande der Schlucht so gefällt, daß er beide Ufer vereinigt, dient meist als Steg. Schwindelig darf man hier nicht werden, sonst ist man verloren.

Sehr gut wissen die Indianer in diesen wilden Gegenden sich zurecht zufinden. Wie die Gemsen klettern sie den steilsten, kaum einen Fuß breiten Pfad hinan, die Männer mit Waaren beladen, die Frauen mit Kindern auf dem Arme oder Rücken; häufig dienen ihnen nur Ranken und Wurzeln als Stufen, um die Höhe hinan zu klimmen. Die Einsamkeit der Barrancas ladet sie ein, insgeheim noch diesen oder jenen Gebrauch ihres alten Kultus auszuüben; und sie thun dies auch. Vorzugsweise aber suchen sie gern die eine oder andere der unzähligen Höhlen auf, welche man in diesen Schluchten häufig findet.

Diese Grotten bieten dem Auge alle Schönheiten der Stalaktitenformen dar: hohe Dome, Säulen, Orgeln, groteske Gestalten und andere Spiele der Natur; unzählige Seitengänge und Verschlingungen verirren den Besucher. An's Ende eines solchen Labyrinths zu gelangen, ist schwierig, oft unmöglich. In der Gebirgswildniß finden sich die sehenswerthesten dieser Höhlen; ebenso eine Menge Schluchten; auf den Hochebenen dagegen sind sie seltener und auf dem großen Tafellande stehen dem Verkehr der Bewohner höchstens kleinere Erdspalten entgegen, welche sich mit geringer Mühe überbrücken lassen.

Je mehr nun Terrainschwierigkeiten gleich den geschilderten die Verbindungen erschweren, je weniger befahrbare Wasserstraßen die Communication erleichtern — denn die Mehrzahl der Flüsse sind eben nichts anders als Gebirgswasser — um so nöthiger erscheint für die zukünftige Entwicklung des Landes die Erbauung von Eisenbahnen, womit die französischen Staatsretter inzwischen auch begonnen haben und wofür ihnen die Mexikaner Dank schulden. Wer weiß, wie lange die eingetretene Stockung noch fortgedauert hätte ohne fremde Dazwischenkunft!

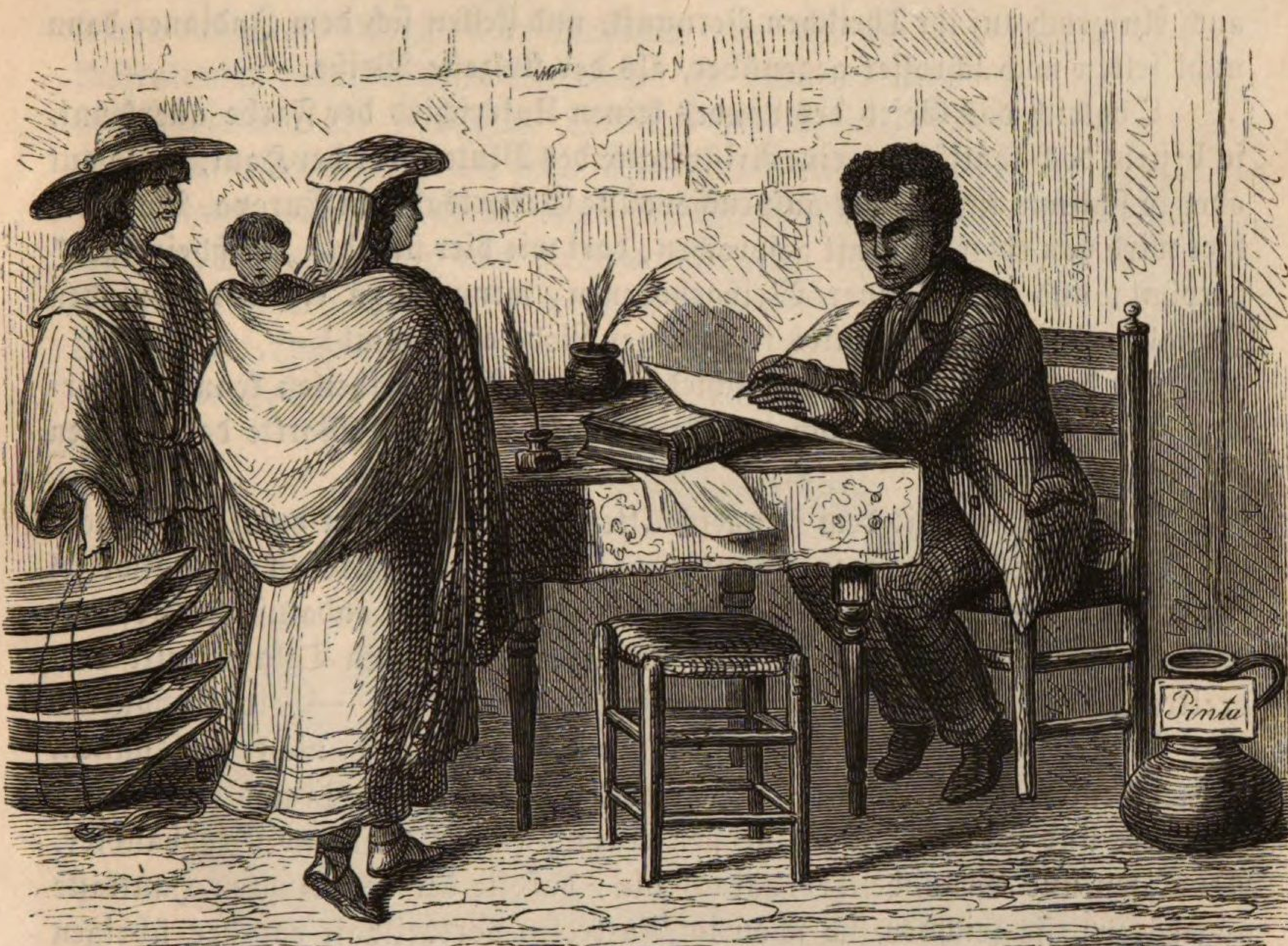


Schluchten und Höhenzüge mit dem Vulkan Colima im Hintergrunde.

Mexiko und die Mexikaner. S. 224. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Fünftes Kapitel.

Die Bewohner des Landes.



Ein Evangelist. Eimerhändler und Frauen aus dem Volke.

I.

Die Abkömmlinge der Spanier:

Creolen, Mestizen und andere Mischlinge.

1. Der Creole.

Kleidung, Wohnung, Lebensweise des Creolen. — Häusliches Leben. Sitte des Rauchens. Tertulias. — Frauen, Kinder, Dienstboten.

Lassen sich überall die Menschen füglich in zwei Hauptclassen: gebildete und rohe, oder vernünftige und unvernünftige eintheilen, so thut man sich doch auf die zweite Classe nirgends viel zu gute. — In Mexiko aber ist diese Eintheilung eine offizielle, und zwar versteht der Spanier unter „gente de razon“ sich selbst als den Vernunftbegabten und für Vernunftlose „gente sin razon“ hält er die noch immer mißachteten Ureinwohner des Landes, die armen Dunkelfarbigen. Jedoch nur die Vollblutindianer sind damit

gemeint; die „weißeren", das heißt hellfarbigeren Mischlinge machen, sobald sich die entfernteste Verwandtschaft mit den Glücklichen, die sich „blauen" Blutes rühmen dürfen, herausfinden läßt, vermöge ihrer Hautbeschaffenheit auch Anspruch auf ihr Theilchen Vernunft, und stellen sich dem Indianer dann nicht selten noch schroffer gegenüber, als der stolzeste Weiße.

Obgleich das Gesetz des Landes keinen Unterschied der Farbe anerkennt, so besteht doch thatsächlich eine Aristokratie des Blutes oder der Haut, die so gut oder so schlimm ist, wie der anspruchsvollste Geburtsadel in Europa. Dort wie hier wird von edler Abkunft gesprochen, dort wie hier sind die „Mißheirathen" verpönt, und wehe! einer Weißgeborenen, wenn sie zu einem bräunlichen Jünglinge gemischten Blutes in feuriger Liebe entflammt! —

Um das Volk in seinen verschiedenartigen Bestandtheilen kennen zu lernen, folge uns der Leser nach der Hauptstraße oder dem Markte der nächsten Großstadt.

Jener Mann mit dem feingeschnittenen Gesichte, den dunklen, blitzenden Augen, dem schwarzen Haupthaare und vollen Barte ist ohne Zweifel ein Creole. Man erkennt auf den ersten Blick seine andalusische Abstammung. Auch der Schwarzrock dort im enganschließenden Talare, mit dem breitrandigen, auf beiden Seiten aufgekrämpten Hute — ein Canonicus oder Pfarrherr seines Zeichens — kann den Creolen nicht verläugnen. Ferner deuten Gesichtsschnitt, helle Farbe, Haltung und Tracht der meisten Offiziere und Beamte, einer großen Anzahl Handwerker und Großhändler, Advokaten und Grundbesitzer darauf hin, daß sie der bevorzugten Hautkaste angehören; sie zeichnen sich schon im Auftreten vortheilhaft vor der übrigen Bevölkerung aus.

Den auffallendsten Gegensatz zu ihnen bildet der Neger, der uns freilich nur selten zu Gesicht kommt; denn die Mehrzahl der Marktbesucher besteht aus Rothbraunen sämmtlicher Schattirungen, vom kupferfarbigen Indianer bis zum Mestizen, der kaum vom Weißen zu unterscheiden ist. Auf dem Boden lagert der rothe Eingeborene neben seiner Ehehälfte und bietet mit ihr um die Wette die vor Beiden ausgebreiteten Früchte und Gemüse den Kauflustigen an. Hier werden mit gellender Stimme wilde Enten ausgerufen, dort tönt es: „Atole" und „Tortillas!" (Maisbrei und Maisfladen!) und an einer dritten Stelle winken einladend auf zierlichem, mit Blumen bekränzten Tische Pulque, Limonade, Chiawasser und ähnliche Erfrischungen dem Dürstenden. Bemerkst du an jener Bude den sonnverbrannten Ranchero, mit Sporen und Reitpeitsche, den malerischen Sarape gleich einer Toga umgeschlagen, und ihm zur Seite seine Hausgenossin, die sich mit dem blauen Tuche gegen die sengende Sonne zu schützen sucht? — Ein braunes „Barfüßle", jedoch keines wie es uns Auerbach vorführt, bietet auf einem Brette Wachsfigürchen feil, während sein Bruder Lotteriezettel loszuwerden sucht und ein Nachbar eine soeben erschienene politische Flugschrift als das

große Ereigniß des Tages ausposaunt. Als rechte Standes- oder zum wenigsten „ständige" Personen erscheinen an allen öffentlichen Orten die Helden der Gasse, die Leperos. Sie sind für Mexiko dasjenige, was Italien an seinen Lazzaroni besitzt. Der Mehrzahl nach gehören diese entschiedenen Repräsentanten mexikanischer Bummelei zu dem Halbblut, nur ihrer wenige sind Indianer, die wenigsten Weiße. An allen Orten und Ecken halten sie sich auf: der Eine bietet seine Dienste als Lastträger an, der Andere als Tagelöhner, wieder Andere suchen als Straßenkehrer oder Colporteurs eine achtbare Lebensstellung mit großem Behagen und geringer Anstrengung. Fernerhin finden wir unter ihnen vertreten die Zünfte der ambulirenden Schuhflicker, Hahnenwärter, Kartenkünstler, Heiligenbilderhändler, vor Allem aber ächte Hochstabler: Gauner, Schwindler und Diebe.



Ein Marktstand.

Eine interessante Marktfigur bildet der „Evangelist", meist in dunkle Beinkleider und Juppe gekleidet. Dieser ehrenwerthe Staatsbürger versieht das Amt eines öffentlichen Secretarius. Er verfaßt nämlich Briefe in Prosa und Versen, Geburtstags- und Hochzeitsgratulationen, Glückwünsche zum neuen Jahre u. dergl. m. in bester Form und meist auch zu jeglicher Stunde und Jahreszeit. Je nach Verlangen der Kunden sind die Schriftzüge mit der „Schnelligkeit des Gedankens" hingeworfen, oder sie gehen als kalligraphische Meisterstücke mit prachtvollen „Randzeichnungen" in die Welt. Außer seiner bedeutungsvollen Hauptbeschäftigung in einem Lande, wo nur ein winziger Bruchtheil der Bevölkerung lesen und ein noch viel kleinerer schreiben kann, pflegt der würdige Mann den Kleinhandel. Tinte, geschnittene Federn und verzierte Briefbogen sind die Gegenstände, deren sich seine Betriebsamkeit bemächtigt hat.

Die afrikanische Rasse, überall erkennbar an dem wolligen Haare, den aufgeworfenen, dicken Lippen und der breiten, aufgestülpten Nase, würde

schon längst ausgestorben sein, wenn nicht von Cuba und den anderen westindischen Inseln freie Neger einwanderten, welche sich, meist als Handwerker, in den Städten ansiedeln.

Man erzählt sich allerlei, was wie Märchen klingt, über das Leben und Treiben der in Mexiko lebenden Schwarzen. Man behauptet, es existire auch hier die in den letzten Jahren öfters genannte Sekte der Vaudoux. Berichten gemäß sind Neger die Hauptglieder dieser geheimnißvollen Verbindung; sie sollen trotz aller Nachstellungen der Polizei in allen Theilen des Landes heimlich ihr furchtbares Wesen fortführen, indem sie die schwarze Kunst ausüben, verhaßte Personen durch Gift zum Wahnsinn zu bringen, den sie jedoch eben so gut, wenn sie Veranlassung dazu haben, wieder zu heben vermögen. Unter Beobachtung gewisser Ceremonien finden die Versammlungen dieser Abscheulichen statt. Es wird erzählt, daß sich in dem Raume, wo die Vaudoux zusammenkämen, ein hohler mit Klapperschlangen und ähnlichem Gewürm angefüllter Altar befinde; durch eine Thür links von demselben träten die schauerlichen Schwarzen ein, ergriffen sich dann bei den Händen und bildeten einen Kreis um den Oberpriester, der seine Hokuspokus mache und aus einer Räucherpfanne mächtige Dampfwolken emporsteigen lasse. „Bald hat sich über den Saal dichter Rauch gelagert, während das giftige Gewürm unheimlich auf dem Boden herumkriecht. Mit einem Male ergreift der Priester 3, 4, 5 Klapperschlangen, welche sich ihm um Hals und Glieder schlingen; der wilde Chor beginnt von Neuem den Tanz, erst langsam, dann schnell und immer schneller, bis er in die wildeste Raserei ausartet.“ Wir lassen einen Vorhang über das beginnende Bacchanal fallen. — Sicher gehört jener gutmüthig aussehende Neger, der sich so behaglich an seine Bude lehnt und dabei ein Glas Pulque die Kehle hinabgleiten läßt, nicht zu der greulichen Sekte; er scheint sein Leben ohne alle Aufregung zu durchträumen und ganz zufrieden damit zu sein, daß er „nichtsthun“ und sich sonnen darf! —

Der flüchtigen Skizze vom äußeren Erscheinen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, wie sie sich uns beim ersten Anblicke präsentiren, lassen wir nun ein lebendigeres Bild folgen, indem wir auf Leben und Sitten der heutigen Mexikaner etwas näher eingehen.

Beginnen wir bei den Creolen.

Sie bilden in der That den Adel der Bevölkerung — denn in ihnen vereinigt sich die Intelligenz des Landes. Zu ihnen zählen alle Eingeborene weißer und europäischer Abkunft.

Der Creole ist meist mittlerer Statur. Sein Aeußeres ist das des Spaniers mit den eigenthümlichen Abweichungen, welche eine andere Sonne, andere Sitten und andere Lebensverhältnisse in dem castilianischen Typus zu Wege gebracht haben. Es mangelt dem Kopfe keineswegs das Charakteristische des echten Spaniers, aber der Bewohner der iberischen Halbinsel

hat auch das Blut des Arabers in sich aufgenommen, und so fehlt es denn selbst in Mexiko nicht an Gesichtern ausgeprägten orientalischen Schnittes, mit der scharfgebogenen Nase und dem scharfgeschnittenen Mund. Die Männer sind im Allgemeinen nicht kräftig gebaut, eher etwas hager, mit platter, eingebogener Brust und ein wenig gekrümmtem Rücken. Die Frauen hingegen sind größtentheils klein und zierlich, mit vollen weichen Formen. Ebenmaß des Wuchses, außerordentlich feine Hände und Füße, prachtvolles, langes, glänzendes, rabenschwarzes Haar, feurige, dunkle Augen und blendendweiße Zähne vollenden das Bild anziehender Schönheit. Blondes Haar ist eine große Seltenheit und gilt, gleich dem nicht minder seltenen rothen, als ganz besonderer Reiz. Die Hautfarbe ist fast eben so weiß, eben so farblos, wie die des gebleichten Wachses. Der Gang der Creolin ist langsam, dabei leicht, schwebend, anmuthig und voll stolzer Zuversicht, ebenso schwer zu beschreiben, als nachzuahmen. Nur noch in Spanien findet man dieselbe Grandezza. Trotz aller Reize kann man die Creolinnen doch nicht schön im strengeren Sinne des Wortes nennen. Ihre Züge sind selten regelmäßig, Wangen und Lippen zu wenig gefärbt, und nicht wenigen verleiht die Adlernase ein fast jüdisches Aussehen. Die Creolinnen altern rasch und werden dann nicht selten, je älter um so häßlicher. Wenn sie nun in mittleren oder höheren Jahren gar noch anfangen, ihre Toilette zu vernachlässigen, so trägt dies eben nicht dazu bei, ihre Anmuth zu erhöhen.

Der Creole vereinigt den Stolz, die Hochherzigkeit und Mäßigkeit des Spaniers mit der Klugheit und Verschlagenheit des Indianers. Heller Verstand und Geistesgewandtheit würden ihn befähigen, sich eine achtbare Bildung anzueignen. Dabei ist er tapfer, gastfrei im höchsten Grade, höflich, warmherzig, wo man ihm mit Offenheit und Freundlichkeit entgegenkommt, und nur zu ungemessen in Beziehung auf das, was er vom geselligen Leben erwartet. Alle diese glänzenden Eigenschaften werden aber außerordentlich beeinträchtigt durch eine kaum begreifliche Unwissenheit, durch Bigotterie und Aberglauben, durch ein Jagen nach Vergnügungen aller Art, einen starken Hang zur Eifersucht und eine Begehrlichkeit, welche auffällt. Doch muß man gerechterweise die Mehrzahl dieser Unliebenswürdigkeiten auf Rechnung der niederdrückenden Verhältnisse setzen, in welchen dieser Theil des Volkes lange Zeit zubrachte und die wir schon besprochen haben. Bei der dem Creolen eigenen Lebendigkeit ist auch seine Sprache stets von dem beweglichsten Mienen- und Geberdenspiele begleitet. Manchmal sind diese Gesten so unverständlich, daß man große Mühe aufwenden muß, ehe man ihre Bedeutung zu errathen vermag. Ganz besonders kennzeichnet den Creolen die Leidenschaft für das Spiel; sie ist ein Krebsschaden der gebildeten, wie nicht minder der niederen Kreise; Wohlstand und Familienglück gehen durch sie zu Grunde. In allen Städten, ja in allen Dörfern sind Spielhäuser jeder Art zu finden, in welchen dem Monte, einer Art Pharao, gefröhnt

wird und nach denen sich Alt und Jung, Vornehm und Gering hindrängt. Weder Strafen, noch polizeiliche Verfolgungen konnten bis jetzt dem Strome Einhalt gebieten: es sind zu Viele, die ihr Schifflein darauf rudern und — untergehen lassen, und die gleich ihren Genossen den Ort, wo sie sich oder Andere ruiniren, sorgfältig verhehlen. Bei jeder Festlichkeit ist es das Spiel, welches sogleich in den Vordergrund tritt. Aber, so leidenschaftlich sich der Mexikaner demselben überläßt, so kaltblütig erträgt er den Verlust. Er verliert große Summen, Uhr, Kleider, Haus, Hof, Alles, was ihm lieb und werth ist und — schießt sich todt, wie der Deutsche in Homburg? — Nein! daran denkt er nicht! — — hofft er doch das Verlorene am nächsten Spielabend wieder zu gewinnen und noch mehr dazu. —


Am Sonntag Morgen.

Ein nationaler oder besonderer Schnitt zeichnet die Tracht des Creolen nicht aus. Männer wie Frauen, selbst an kleineren Orten, richten sich nach der neuesten Pariser Mode. Nur an Einem hält die Creolin fest — an ihrem Morgenanzuge für die Kirche. Bei dieser Gelegenheit trägt sie noch immer das schwarze Seidenkleid mit der malerischen Mantilla, unter welcher ein reizendes Gesichtchen mit schlichtgescheiteltem Haare über der Stirne verstohlen hervorblickt. In den Landstädtchen und Dörfern geht man wol auch in buntem Kleide zur Kirche; nie fehlt aber das leicht über den Kopf geworfene seidene Umschlagetuch.

Von jeher liebte der Mexikaner Kleiderpracht, und so werden heute noch die Kinder, so zu sagen, systematisch zur Putzsucht erzogen, indem man sie — namentlich die kleinen Mädchen — schon im Alter von 2 oder 3 Jahren nach allen Ansprüchen der Mode kleidet. Glänzendes Geschmeide ist die höchste Freude der Frauen aller Classen. Vorzügliche Aufmerksamkeit verwenden die Mexikanerinnen, vornehm und gering, schön und häßlich, auf die Nettigkeit ihrer Fußbedeckung. Die kleinen Füße der Wohlhabenden sind mit weißseidenen, zuweilen auch hellrosa-farbigen Strümpfen und mit gleichfalls hellfarbenen, äußerst zierlichen Schuhen bekleidet. Seltener erblickt man schwarze Stiefelchen.

Ganz besondere Sorgfalt verwenden die Creolen auf ihre Wäsche; sie

halten auf feines und reines Weißzeug. Selbst in unserem Deutschland sind die Künste des Weißnähens, Stickens, Waschens u. s. w. nicht zu größerer Vollkommenheit gediehen, als in Mexiko, nirgends aber auch ist die Wäsche kostspieliger, als dort. Ueberhaupt liebt der Creole den Luxus; er hält gern glänzende Equipagen, prächtige Reitpferde, galonirte Diener — Eins jedoch bleibt ihm fremd: trauliche Behaglichkeit im Hause und echter Comfort. Treten wir ein in die Wohnung eines wohlhabenden Mexikaners!

Das Gemach des Portier, der den Eingang hütet, interessirt uns wenig; wir durchwandern rasch einen viereckigen Hof, besetzt mit blühenden Gewächsen und gemauerten Blumengestellen, welchen, unfern vom plätschernden, silberhellen Springbrunnen, süßer Wohlgeruch entströmt. Nach dem Hofe zu läuft um jegliches Stockwerk ein Säulengang, von dessen Geländer ebenfalls blühende Gewächse uns entgegenduften. Nach diesen Gallerien öffnen sich die Thüren fast aller Zimmer des Hauses. Die sehr breiten und bequemen steinernen Treppen winden sich von diesen Vorhallen aus zu den verschiedenen Stockwerken hinauf.

Hier, das Hauptgemach der Wohnung: der Salon! Er liegt nach der Straße zu und ist mit dem besten Hausgeräthe aufgeputzt: Mahagoni-Möbel, Spiegel, Ecktischchen mit Blumenvasen, Heiligenbilder in silbernen Nischen und Oelgemälde in vergoldeten Rahmen. Die eine um etliche Zoll erhöhte Seite des Saales ist mit niederen Divans versehen; Stühle genug sind den übrigen Seiten entlang aufgestellt. Statt der Teppiche bemerkt man fein und künstlich geflochtene Matten aus Palmblättern. Die Wände sind gegipst und mit Arabesken bemalt, gleichfalls die Decke.

Nebenan das viel einfacher ausgestattete Wohnzimmer. Seine Fenster, gleich denen im anstoßenden Saale, gehen bis zur Erde. Stickereien und Gebetbücher, wie nicht minder der offen daliegende französische Roman, finden sich vielleicht auch in den Wohnungsräumen. Weniger heimisch muthet uns an das silberne Kohlenbecken mit glimmendem Feuer, sowie die Päckchen Papiercigarren gleich zur Seite; denn bei uns ist es, Gott sei Dank, noch nicht Sitte, daß die Damen des Hauses sich in den Dampf ihrer Cigarritos hüllen.

Die Thür dort ist halb geöffnet! Werfen wir einen Blick in das Innere jenes Schlafzimmers! Auf dem großen Bette, mit wolldamastener Ueberdecke und Kissen von weißgesticktem Mussselin, sitzt die Frau des Hauses, im Begriffe, eine Tasse Chokolade als Frühstück zu schlürfen. Aus einem andern Zimmer gerade gegenüber schallt munteres Lachen. Daselbst wirthschaften die Töchter des Hauses; eben sind sie in dem höchst wichtigen Geschäfte der Toilette begriffen, wobei — ländlich, sittlich — lustig die Cigarre gedampft wird. Eine der jungen Damen ruht nachlässig auf einer Matte und läßt sich gähnend von der Jungfer das lange schwarze Haar frisiren. Ein rechter Ordnungssinn herrscht in diesem Gemache gerade nicht. Auf dem Boden liegen Strümpfe umher, an den Stühlen hängen Krepptücher und

seidene Röcke. Nach Kommoden sucht unser Auge vergeblich, dagegen stehen an den Wänden Koffer und Kisten auf hölzernen Gestellen. Man sieht, sie sollen zur Aufbewahrung der verschiedenen Kleidungsstücke dienen. Auf dem Toilettentische ist nicht viel von Bürsten, Seife oder Tüchern wahrzunehmen, dagegen eine Menge Ringe, Brochen, Ketten und Nädelchen. Das ganze Gemach bildet den lebendigsten Gegensatz zu unseren reinlichen, wohlgeordneten, deutschen Mädchenstuben.

Das Familien-Speisezimmer fällt hauptsächlich durch seine Dunkelheit auf. Es befinden sich darin nur ein großer schwerer Tisch, eine Anzahl Stühle und ein Vorraths-Wandschrank.

Die Arbeitsstube des Hausherrn ist nicht minder einfach ausgestattet; sie beherbergt nur einen Schreibtisch, einen Glasschrank mit wenigen Büchern und ein paar Sessel.

Stallungen, Remisen, Wohnungen der Dienstboten u. s. w. befinden sich im Hinterhause.

Verfolgen wir jetzt den Verlauf des Tages in einer Creolenfamilie!

Im Allgemeinen pflegt der Bewohner mexikanischer Städte sich nicht besonders früh von seinem Lager zu trennen, ohne daß man ihn jedoch deshalb für träge zu halten braucht. Bald nach dem Aufstehen nimmt er die übliche Tasse Chokolade, verspeist einige Bissen Brod und greift dann sofort zu seiner Cigarre. Hierauf geht er zur Messe. Zwischen acht und neun Uhr kehrt er nach Hause zurück. Jetzt erst wird das eigentliche Frühstück, aus gebratenem Fleisch, Ragoût oder gebackenen Eiern mit schwarzen Bohnen bestehend, genossen; nunmehr folgen einige Geschäftsstunden. — Kann er Zeit dazu erübrigen, so nimmt er gegen 11 Uhr wol auch etwas Obst, Gebackenes oder nur ein Schnittchen Brot nebst Wein zu sich. Er nennt dies: „tomar las onze."

Zwischen 12 und 1 Uhr wird zu Mittag gegessen. Die hier aufgetragenen Gerichte bestehen aus der Suppe oder caldo (gewöhnlich klarer Fleischbrühe), der Zopa, einer Schüssel Reis, geröstetem Brode oder Nudeln, nur im Wasser gekocht und mit etwas Fett übergossen, aus der Olla, gekochtem Rind- und Hammelfleisch mit Gemüse oder an deren Stelle aus der olla podrida: Rindfleisch, Hammelfleisch, Geflügel, Schweinefleisch, Zwiebel, Gemüse und Aehnliches in einem Topf zusammengekocht. Dieses beliebte Gericht wird meist mit einer Sauce von Liebesäpfeln, Zwiebeln und Essig (Salza de Xintomato) verspeist. — Hierauf folgen Ragoûts oder Braten und eine Schlüssel schwarzer Bohnen (frijoles), häufig mit frischem Käse belegt. Zum Schlusse wird eingemachtes Obst oder eine süße Mehlspeise herumgereicht. Selten genießt der Mexikaner Wein oder Pulque während der Mahlzeit. Erst nach dem Genuß des eingemachten Obstes wird Wasser herumgereicht, und die Worte: „ya tomè agua" (schon habe ich Wasser getrunken) bilden die bestimmteste Ablehnung gegen alles Zureden. Anstatt

des Brodes werden die beliebten Maisfladen (Tortillas) aufgetragen, mit deren Bereitung eine Magd während des Essens beschäftigt ist, damit sie stets warm auf den Tisch kommen. — Beinahe alle in der europäischen Küche gebrauchten Gewächse kennt man auch in Mexiko, selbst Kartoffeln, die indessen nicht sonderlich viel gegessen werden, dagegen geben junge und weiche Kürbisse ein sehr schmackhaftes Zugemüse. Butter wird von der mexikanischen Köchin nur höchst selten verwendet, man ersetzt dieselbe durch Schweinefett, das sie den Speisen gewöhnlich in nur allzu verschwenderischem Maße beifügt. Als Gewürz dient hauptsächlich der spanische Pfeffer (chilo). Er wird als Sauce zu sehr vielen Gerichten zubereitet, häufig aber auch, so lang er noch grün ist, roh gegessen. Begreiflich sind diese Saucen, wie der rohe chilo, scharf und beißend.

In jeder bemittelten mexikanischen Haushaltung hält man die Kunst der Zubereitung des eingemachten Obstes in Ehren, und es bietet die Hausfrau ihre ganze Geschicklichkeit auf, um eine gute „dulce“, wozu man Früchte aller Art gebraucht, zu Stande zu bringen.

Nach Tische wird geraucht und dann bis 3 oder 4 Uhr Siesta gehalten.

Während dieser Zeit herrscht in fast allen Orten des Landes die größte Stille; alle Kramläden, alle Hausthüren sind geschlossen, und wen kein dringendes Geschäft aus der Wohnung treibt, der pflegt der Ruhe. So angenehm dergleichen Ruhestündchen auch sein mögen — sie gehen vorüber. Nicht immer dadurch gestärkt, erhebt sich, wenn die dafür bestimmte Zeit verstrichen, die Familie wieder und von Neuem greift Jung und Alt zur Chokolade sowie zu den Cigarritos.

Die Stunde naht heran, wo die elegante Welt auf den öffentlichen Spaziergängen erscheint — doch wir kennen das alsdann beginnende Leben und Treiben von unserem Besuche in der Habana her.

Nach Hause zurückgekehrt, empfangen die Hausbewohner zwischen 6 und 7 Uhr Abends die nie ausbleibenden Besuche. Hat man etwas später eine kleine Erfrischung zu sich genommen, dann greift man abermals zur Cigarre, versammelt sich nun in größeren oder kleinen Familiencirkeln (Tertulias) und plaudert, singt, spielt Guitarre, tanzt u. s. w.

Der Sitte des Rauchens wird in Mexiko von Männern und Frauen in einem Umfange gehuldigt, wovon wir in Deutschland kaum einen Begriff haben. — Begegnen wir auf der Straße einem Freunde, bei welchem wir einen Augenblick stehen bleiben, so dürfen wir nicht versäumen, ihm eine Cigarre anzubieten. Treten wir in ein Haus, um einen Besuch zu machen, so folgt sicherlich ein gleiches Anerbieten und zwar unmittelbar nach den Erkundigungen über Befinden u. s. w. Selbst die anwesenden jungen Damen nehmen keinen Anstand, ihre Cigarrendosen hervorzuholen und tapfer mitzudampfen. Begeben wir uns in eine Tertulia, so können wir gewiß sein, dort im Cigarrennebel verweilen zu müssen, denn alle Welt raucht. Für das

Theater, den Ball versieht man sich mit Cigarren, weil es der Anstand erfordert, daß man den befreundeten Herren und Damen die edlen „Puros“ anbiete. Hat man irgend ein Geschäft abzumachen, so wird zweifellos eine Cigarre angezündet, ehe man zum Abschlusse kommt, denn rauchend spricht, überlegt, handelt und denkt es sich am besten, kurz: man kann nirgends hingehen, nichts thun, ohne zum Rauchen aufgefordert zu werden, und da es für unpassend gilt, eine angebotene Cigarre abzulehnen — — müssen wir mitrauchen.

Zwischen 9 und 10 Uhr, häufig auch später, geht die Tertulia auseinander. Man begiebt sich nunmehr nach Hause, ißt gegen 10 oder 11 Uhr zu Nacht — gebratenes Fleisch, Salat, Bohnen und etwas Süßes — und verfügt sich hierauf zur Ruhe.

Das Leben der Frauen in ihren Gemächern hat einige Verwandtschaft mit dem der Orientalinnen. Die Mexikanerin versteht es sehr gut, mit der Nadel umzugehen. Sie kann weben und sticken, auch ein Lied singen, sonst aber steht es herzlich schlecht mit der Pflege des geistigen Elementes. Die wahre Bildung des Herzens und Verstandes wird in den heißen Klimaten überhaupt nur bei Wenigen gefunden — von Wenigen gesucht.

Ein achtungswerther Zug des Creolen ist die außerordentliche Verehrung der Kinder für ihre Eltern. Es kommt nie vor, daß letzteren geringschätzend begegnet wird, und diese gute Sitte wird nicht nur im Palaste, sondern auch in der ärmsten Hütte hoch in Ehren gehalten. Von zarter Jugend an werden die Kinder, wenn sie von den Eltern gerufen werden, niemals fragen: „Was ist?“ oder „Was soll ich?“, wie man es bei uns wol hie und da hört, sondern stets: „Was befehlen Sie, Herr Vater, Frau Mutter?“ Die Kinder stehen auf, sobald Vater oder Mutter ins Zimmer treten, sie vermeiden es sorgsam, ihnen den Rücken zuzuwenden.

Ein anderer achtbarer Zug ist der barmherzige Sinn des Mexikaners für Nothleidende. Stets wird ein verwaistes Kind Unterkommen finden; vielfach hört man selbst arme Leute sagen: „Ziehe ich doch ein Hündchen in meinem Hause auf, wie sollte ich mich nicht der Pflege eines Wesens unterziehen, das ein Mensch ist, wie ich?“ — Ebenso behandelt der Creole seine Dienerschaft gütig und nachsichtig; denn er sieht sie als einen Theil seiner Familie an. — —

Eine reiche Natur, ein heiterer Himmel, ein mildes Klima haben den Creolen verwöhnt und verweichlicht. Er erwirbt mit Leichtigkeit, aber eben so leicht läßt er das Erworbene durch die Finger gleiten. Er denkt: „Laßt uns den Augenblick genießen; für die Zukunft wird Gott sorgen.“



Mestizen bei ihren ländlichen Vergnügungen.

2. Die Mestizen.

Charakter, Kleidung, Lebensweise derselben. — Arrieros und Rancheros. — Abstufungen der Mischlinge. — Kurzer Blick auf die übrigen Landesbewohner.

Welch' heiteres Bild erfreut unser Auge! An Tanz, Musik und Gesang ergötzt sich eine Menge Menschen aus allen Classen des Volkes; ehrsame Handwerker und Kaufleute, Leute vom Lande, ja selbst der Kriegsmann fehlt nicht! Die Leutchen bedürfen nicht viel, um heiter zu sein; leichter Sinn und Lebenslust scheint ihn angeboren! Und dem ist auch so.

Mestizen sind's, die nächsten Blutsverwandten des bevorzugten Creolen.

Der Mestize stammt von einem weißen Vater und einer indianischen Mutter. Unverkennbar ist eine eigenthümlich ausgeprägte Originalität bei diesem Mischlinge. Während dem Creolen seine spanische Ureltern als Vorbild dienen, der Indianer demüthig den weißen Mann als seinen Gebieter anerkennt, ist der Mestize Mexikaner und nur Mexikaner vom Scheitel bis zur Zehe.

Betrachte ihn, den kecken Burschen von schlankem, elastischem Wuchse! Seine Gesichtsfarbe ist weder weiß, noch kupferfarbig wie die des Indianers, sondern hellbraun. Auf den Wangen schimmert das Roth leicht durch. Sein Haar ist, wenn auch schwarz und dicht, doch weicher, die Stirn höher als beim Ureinwohner. Lebhafte schwarze oder hellbraune Augen zeugen von Thatenlust

und Verstand. Als Erbtheil vom Vater her hat er die gebogene Nase, sowie den vollen schwarzen Bart. Die weißen Zähne und den kleinen Fuß hat er von der Mutter. Er ist ein trefflicher Reiter, ebenso beweglich als kühn, so mäßig als ausdauernd; aber auch ihm ist der Leichtsinn angeboren. Immer zu Spiel und Tanz gerüstet, schaut er unbekümmert in die Zukunft, zufrieden, wenn ihm nur der Augenblick Genuß bietet.

Der Mestize weiß sich gut zu kleiden, ja man kann seine Tracht eine malerische nennen. In den wärmeren Gegenden stolzirt er am Sonntage in weißem, feingefälteten oder gestickten Hemde einher. Dazu trägt er weite, lange, neben und nach unten zu aufgeschlitzte Beinkleider aus Drill oder buntem Baumwollenzeuge, die ein ebenfalls bunter Seidengürtel um die Hüften festhält. Braunlederne Halbstiefel, ein Filzhut mit breitem Rande und statt des Mantels eine leicht über die Schultern geworfene farbige Decke vollenden den kleidsamen Anzug. Vor Halsbinden hat er eine angeborene Scheu. Weshalb auch den Hals einschnüren? — Steht doch gewöhnlich das Hemd vorn offen, so daß man die männliche Brust sieht, auf welche meist ein kleiner Rosenkranz oder ein Amulet herabhängt. Die Landbewohner, beziehendlich die Pächter oder Rancheros, führen gewöhnlich einen Hirschfänger oder ein Jagdmesser bei sich, welche sie fast nie ablegen. Der Handwerker des Dorfes, der Krämer oder der Arriero, der Besitzer von Saumthieren gehen am Sonntage in runder Kattun= oder Drilljacke. Des Werktags ist einer gekleidet wie der Andere.

Gleich dem Ranchero trägt auch der Mestize der Hochebene ein Beinkleid von braunem Hirschleder oder Tuch, das an der Seite mit vielen Knöpfen besetzt ist. Außerdem ist auch bei ihm der Unterschenkel von einem Stücke gepreßten Leders eingeschlossen, das, mit einem bunten Knieebande festgebunden, eine Art Reiterstiefel zum Schutz gegen Dornen und Ranken bildet. Die kältere Luft macht auch wärmere Bedeckung des Oberkörpers zum Bedürfniß. Deshalb werden Jacken aus Tuch oder Leder getragen, letztere gewöhnlich nach vorn geschlossen und gleichfalls reich mit Silberknöpfen verziert. Das buntseidene Tuch, lose um den Hals geknüpft, und der große wollene Teppich, vorn und hinten herabhängend, bewähren sich als nothwendige Schutzmittel gegen Kälte. Um den Hut darf nie das gestickte Band von Perlen, Pelzwerk, Gold oder Silber fehlen.

Die Mestizenfrauen und =Mädchen sind meist gut gewachsen und ein leichter, zierlicher Gang ist ihnen ebenso charakteristisch, wie ihre Haltung überhaupt bis zu einem gewissen Grade elegant genannt werden kann. Die Farbe ihrer Haut nähert sich schon der weißen; die dunkeln Augen sind voll Leben, die Lippen frisch, die Wangen blühend. Die Kleidung ist für das Klima passend, leicht und luftig. Nur ein weißes, kurzärmliges Hemd mit Spitzen besetzt deckt den Oberkörper. Oben wird es mittelst eines Saumes zusammengezogen. Um den Hals ist ein seidenes Tuch geschlungen. Weite,

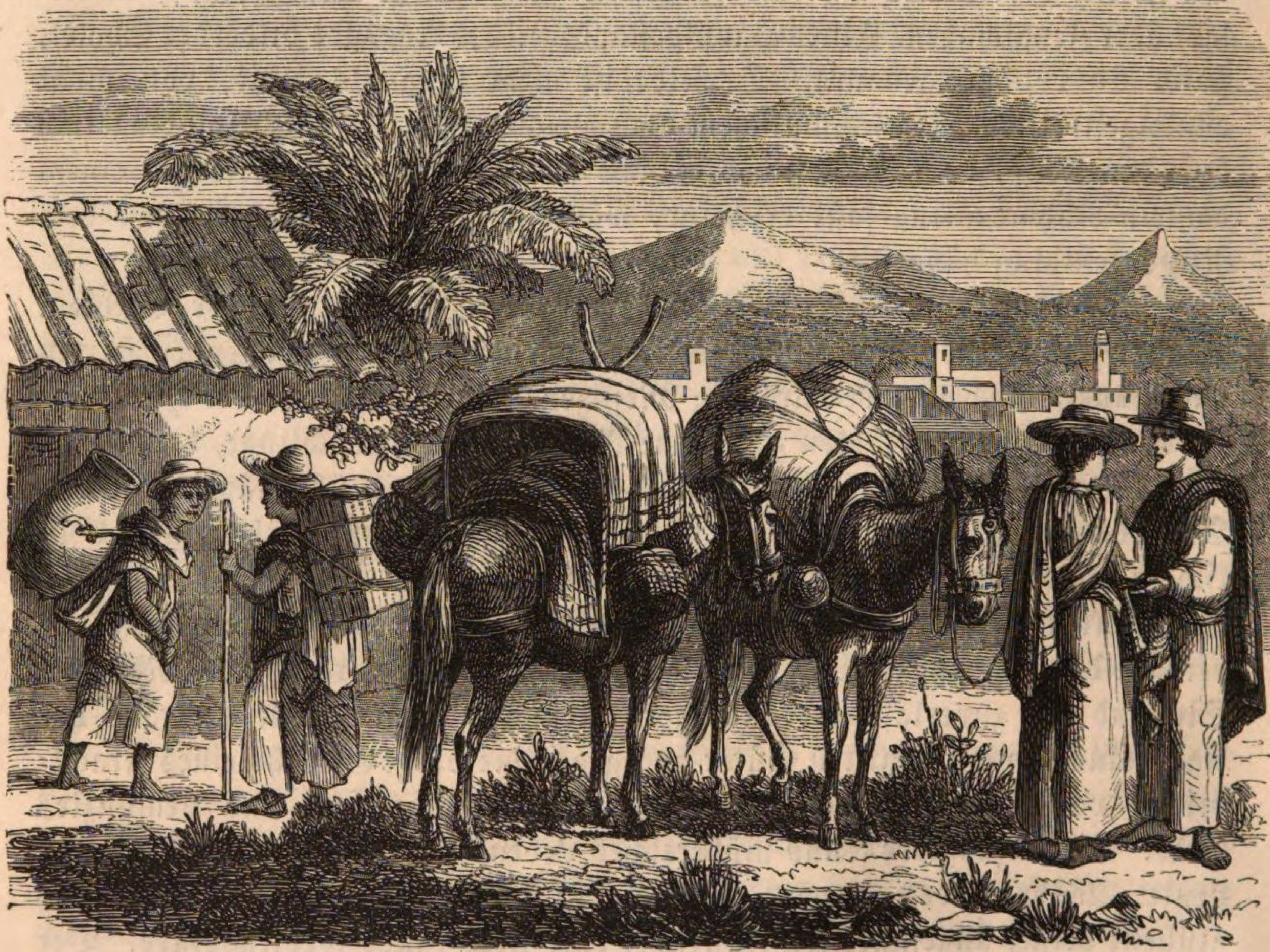
faltige Röcke werden durch einen Gürtel von Seidenkrepp an der Taille festgehalten. Diese Röcke bestehen gewöhnlich aus Kattun, für den Sonntagsputz aber aus weißem oder buntem Musselin, Moll und ähnlichen leichten Zeugen, durch welche dichtere, farbige Unterkleider hervorschimmern. Strümpfe betrachtet die Mestizenfrau als Luxusartikel, dessen sie sich nur bei besonderen Festen bedient. Der kleine Fuß steckt gewöhnlich unbestrumpft in Atlas- oder Zeugschuhen. Einen Hauptbestandtheil des Anzuges bildet der Shawl, paño de rebozo genannt. Derselbe ist mehr lang als breit, von meist dunkelgestreiftem, eigenthümlichem Baumwollgewebe. Dieses Umschlagetuch deckt den Kopf, doch so, daß das Gesicht frei bleibt, welches wie von einem dunkeln Rahmen eingefaßt erscheint, während die breiten Haarflechten dem Rüpen entlang hängen.

Auf dem Lande übersteigt die Zahl der Mestizen die der Creolen. Pächter und kleine Gutsbesitzer, sowie die vielen zerstreut wohnenden Hirten und Bauern sind beinahe durchweg Mestizen. Auch die Classe der Handwerker in Dörfern und Städten zählt eine Menge solcher Mischlinge, deren Ehrgeiz es gern den Weißen gleichthun oder gar diese überflügeln möchte. Außerdem beschäftigen sich Viele mit dem Handel, der sich früher ausschließlich in den Händen der Spanier und Creolen befand.

Ferner besteht das Heer der Maulthiertreiber oder Arrieros, welche beinahe den gesammten Warrentransport des Landes besorgen, aus Mestizen. Sie sind ein zuverlässiger, tüchtiger Menschenschlag. Ihm vertraut der Kaufmann seine kostbarsten Güter an; gegen die bloße Gewähr eines Frachtbriefes verladen sie Silber- und Goldbarren, reiche Erze und gemünztes Geld. Ein beschwerde- und mühereiches Leben führen diese unverdrossenen Leute. Während des ganzen Jahres ziehen sie mit ihren Thieren bald durch glühend heiße, ungesunde Küstenstriche, bald über rauhe Gebirgspfade. Der Arriero muß Morgens die schwere Last auf- und Abends abladen, er bringt seine Nächte fast beständig im Freien zu und wenn er sich im Beiwacht nicht selbst sein frugales Mahl bereitet, so thut es Niemand für ihn. In Sumpfgegenden bleiben ihm zur Regenzeit nicht selten die Saumthiere stecken. Dann muß er mit eigenen Händen die Frachten in's Trockene schaffen. Ein ander Mal gilt es, hochangeschwollene Wildbäche zu durchwaten, an schwindelnden Abhängen vorüberzuziehen, kurz die allersauersten Strapazen auszuhalten. Jedoch der Arriero ist wie geboren für seine Beschäftigungsart und so gehen ihm selten die gute Laune und der gute Muth aus. Ein beständiger Umgang mit seinen langohrigen Gefährten verfeinert freilich seine Sitten gerade nicht, auch gewinnt hierdurch seine Sprache nicht sonderlich an Zierlichkeit, aber gleich seinem Thiere ist er ein unverdrossener und verläßlicher Geselle, und dies ist mehr werth als die bestechendste Schönrednerei des Elegant.

Alles entbehrt der echte Mestizensohn lieber, als sein Pferd. Von Kindesbeinen an ist er an diesen Gefährten gewöhnt: die reitende Mutter hat

das Kleinste im Arm, die Größeren sitzen hinter dem Sattel der Eltern. Schon vom sechsten Jahre an dürfen sie allein reiten. Eine gesattelte Stute ist das Geschenk des Bräutigams am Hochzeitstage, der Vater schenkt seinem Lieblingssohne ein Füllen zum Zureiten und noch der Greis freut sich in der Erinnerung des Rosses, das ihn während der Jugendzeit getragen.



Arriero, Cargador, Lastträger.

Wenn Rancheros zusammenkommen, so bildet das Pferd und immer wieder das Pferd stundenlang den Gegenstand ihrer Unterhaltung. Jeder preist die Behendigkeit, den Muth, die Ausdauer des seinigen. Dem reichen jungen Mestizen ist keine Ausgabe zu hoch, um in den Besitz eines feurigen Hengstes und schönen Sattelzeuges zu gelangen. Der Zaum muß von Silber flimmern, die Schabrake gestickt und mit Troddeln behängt sein. Der Anzug des Reiters harmonirt damit durch eine gewisse ritterliche Eleganz.

Fast alle männlichen und weiblichen Dienstboten in Städten und Dörfern sind gleichfalls Mestizen. Sie gelten als brauchbar; gewandt und gelehrig, besitzen sie höchst schätzenswerthe Eigenschaften und von ihrer Treue gegen ihre Herrschaft weiß man sich gar manches rührende Beispiel zu erzählen.

Aber auch der Gelehrtenstand ist bei den Mestizen vertreten. Nicht selten finden diese eine Stellung im Dienste des Staates und der Kirche, der Zutritt zur Deputirtenkammer steht ihnen offen, ebenso der zu den Bänken der Ge-

richtshöfe: der Mestize erscheint im Mönchsgewande wie im Offizierskleide. An Entbehrungen gewöhnt, schickt er sich leicht in jedes Amt und jedes Vorkommniß, er überwindet Schwierigkeiten, vor welchen der Creole zagend zurücktritt. In seinem Familienkeise herrschen noch viele patriarchalische Tugenden, wie Hochachtung vor dem Alter, Rücksichten der Kinder gegen ihre Eltern, freundliche Behandlung der Untergebenen, Gastfreiheit &c. Bei allen guten Eigenschaften fehlt ihm aber Bildung und Unterricht gänzlich, ja sogar nicht selten die allernothwendigste religiöse Unterweisung. Demgemäß ohne die rechte moralische Grundlage, reißt ihn sein ungezügeltes Temperament oft genug zu Thorheiten hin. Ehrgeiz, Liebe, Leidenschaft für's Spiel entzünden einen Vulkan in seiner Brust. Unverdiente Kränkung treibt ihn zum wildesten Jähzorn, oft zum Verbrechen. Ebenso schnell ist jedoch auch die Wuth verraucht und dann vergißt er leicht das Geschehene.



Priester im Reisekleide.

Im Durchschnitt lebt der Mestize viel einfacher als der Creole, beinahe so einfach wie der Indianer. Man findet in seinem Hause eine Bank und einen Tisch, wol auch Bettstellen von Brettern, mit Matten überdeckt und etwa Schaffelle als Pfühl und Kopfkissen; dann eine gesonderte Küche, in welcher die Familie ihre drei Mahlzeiten hält. Die Männer sitzen beim Essen auf niedern Schemeln, als Tisch dienen ihre Kniee, während die Weiber auf einer Matte lagern. Messer und Gabeln werden gering geschätzt. Die Nahrung des Mestizen besteht hauptsächlich aus Fleisch, besonders vom Schweine. Bei besonderen Festen werden jedoch auch Hühner und Truthähne geschlachtet. Früchte und Süßigkeiten dürfen nach der Mahlzeit niemals mangeln, und wäre es nur ein Stückchen Zucker, wenn nichts Anderes vorhanden ist.

Aus der Mischung von Weißen und Negern reiner Rasse entsteht der Mulatte. Die Verbindung eines weißen Vaters mit einer Mulattin bringt den Terceron hervor, ein Weißer mit einer Tercerona erzeugt den Quarteron, aus der Verbindung einer Quarterona mit einem Weißen entsteht der Quinteron. Die von einem Weißen mit einer Quinterone erlangten Kinder gelten für Weiße, und sind auch wirklich in Betreff der Farbe nur wenig von diesen verschieden. Leute, entsprungen aus der Verbindung von Mestizen mit Mestizen, von Mulatten mit Mulattinnen, von Terceronen unter einander u. s. w. heißen „Tentes en el ayre," „in der Luft Schwebende", weil sie weder den Weißen noch den Farbigen sich nähern. Verbindet sich ein Mestize oder Mulatte mit einer weißen Frau, heirathet ein Quarteron eine Quinterone, so heißen die Abkömmlinge Rücksprungskinder, weil sie, statt zu den Weißen vorzuschreiten, zu den Farbigen zurückgehen. Die Abkömmlinge von Negern mit Indianern nennt man Zambos.

Sehr schwierig ist es, das Verhältniß der verschiedenen Rassen oder Farbenabstufungen zur Gesammt-Bevölkerung Mexiko's genauer festzustellen. Das tiefgewurzelte Vorurtheil, die weiße Farbe für die vornehmste zu halten und eine Ehre darin zu suchen, dieser Farbe anzugehören, setzt solchen Forschungen ein beinahe unübersteigbares Hinderniß entgegen. Den Müttern kann man kein größeres Compliment, keine größere Freude machen, als wenn man die weiße Farbe ihrer Kinder lobt. Jeder hält darauf, allem Gegentheil zum Trotz, für weiß zu gelten. Wollte man Bevölkerungstabellen mit genauer Eintheilung der Hautfarben aufstellen, so würde der Beamte, der dabei mit mehr Pflichttreue als Rücksichten verführe, kaum seines Lebens sicher sein. Es würde dieselbe Aufregung entstehen, wie etwa, wenn man bei uns Alters- oder Schönheitslisten der Frauen aufnehmen wollte!

Nach offiziellen Angaben aus dem Jahre 1858 zählt Mexiko noch immer 833,028 engl. Geviertmeilen mit nahe an 8,300,000 Einwohnern, wonach also nicht einmal 10, sage zehn!! Menschen auf die engl. Quadratmeile kommen. Die Bevölkerung zerfällt in sechs Hauptgruppen. Die Zahl der Weißen beträgt $^1/_8$ oder 1 Million der Einwohnerschaft, $^3/_5$, d. h. vielleicht 5 Millionen sind Indianer unvermischten Blutes, 2,200,000 Mischlinge, (Mestizen, Zambos, Mulatten ꝛc.), der Rest etwa 1 Million Neger. Von den Weißen bilden die Nicht-Einheimischen nur einen geringen Bruchtheil, kaum mehr als ein Zehntheil. Die Hellfarbigen sind die einigermaßen Unterrichteten im Lande; denn in Mexiko konnten im Jahre 1858 überhaupt nur 740,000 Menschen, also nicht einmal 10% der Bevölkerung, lesen und schreiben. Und ein so wenig gebildetes Volk soll sich selbst regieren und eine auf Einsicht und höherer Gesittung beruhende Verfassung in Ehren halten! Ganz unmöglich! — Freiheit und Selbstregierung beruhen auf wahrer Bildung, Mäßigung und Einsicht, erworben durch Kenntnisse.



Ranchero der Tierra caliente, Wasserträger und Indianer-Mädchen.

II.

Ureinwohner von Mexiko und den bekannten Theilen von Yucatan.

Der Indianer. Charakter, Kleidung, Wohnung, Beschäftigung. Kinderspiele. Das Loos der Frau. Aberglauben. Leichenbegängniß. Dampfbäder. „Wilde" und „zahme" Indianer. Haß gegen die Weißen. — Die Sprachen. — Die Stämme Yucatan's. — Arbeiter der Haciendas. Lastträger. — Die Yaquis. — Die Opaten. — Festtänze zu Ehren der Heiligen.

Der eingeborene Vollblut-Indianer ist, wenn auch der gedrückteste, so doch der interessanteste Bewohner Mexiko's: ihm gehörte das Land vor Urzeiten.

Originell in Gestalt, Leben und Sitte, zeigt er auf den ersten Blick die Eigenthümlichkeit seiner Rasse.

Der Indianer ist rothbraun; er hat eine sammetartige Haut, dichtes, glattes, glänzend schwarzes Haar — „so glänzend, daß es aussieht, als sei es beständig durchnäßt," sagt Humboldt, — die niedrige Stirn senkt sich nach hinten, während der starke Hinterkopf in die Höhe gedrückt ist. Das Gesicht hat, trotz der breiten Backenknochen, eine gefällige, ovale Form und die großen, dunkeln Augen stehen gegen die Schläfen hin ein wenig in die Höhe, aberbei Weitem nicht so auffallend wie bei den Chinesen. Eine sanft gebogene Nase mit gedehnten Flügeln bildet eines der besonders charakteristischen Merkmale des Ureinwohners; der bei vollen Lippen gewöhnlich große Mund

zeigt blendend weiße Zähne, das runde Kinn des Mannes wie auch in einigen Gegenden die Oberlippe ist dünn mit Bart bewachsen, ein kurzer Hals, ein breiter, starker Nacken und die hochgewölbte Brust kennzeichnen weiterhin den Abkömmling der alten Azteken. Seine Hände und Füße sind klein, die der Frauen und Mädchen meist rund und zierlich; seltsamer Weise haben Handflächen und Fußsohlen eine helle, beinahe weiße Farbe; seine Kniee stehen auf der inneren Seite ein wenig auseinander; ihre Füße setzen die braunen Leute beim Gehen meist gerade, nicht selten stark einwärts. Die Gestalt der männlichen Indianer ist gedrungen und gewöhnlich nicht über Mittelgröße; die Frauen sind klein, aber selten mager. Mißgestalten oder Krüppel sind fast nirgends anzutreffen. Im Allgemeinen fällt uns bei dem Eingeborenen der eigenthümlich-schwermüthige Blick und jener melancholische Zug um die Mundwinkel um so mehr auf, als der heutige Indianer Mexiko's im Grunde fröhlicher Natur ist.

Das Kind des Indianers bringt dichten Haarwuchs auf die Welt und behält denselben bis in das späteste Alter. Ergrautes Haar ist eine Seltenheit. Ebenso bleiben die Zähne unversehrt bis zum Lebensende. Man hat Schädel ausgegraben, die schon gegen zehn Jahre in der Erde gelegen, und an denen man doch noch das volle Gebiß bemerken konnte. In der Tierra templada erreichen die Indianer — besonders die Frauen — nicht selten ein Alter von 100 Jahren, und, da sie ihre Muskelkraft bis zum Tode bewahren, pflegt das Alter bei ihnen keineswegs ein gedrücktes zu sein. Die Haut des Eingeborenen scheint fast unempfindlich für Hitze und Kälte. Mit unbegreiflicher Geschwindigkeit, ohne alles Wundfieber, heilen äußere Verletzungen. Hingegen erliegt der Indianer den nervösen Fiebern viel leichter, als der Weiße. Er phantasirt nicht, bricht nicht in Raserei aus, aber kraftlos schwindet er binnen weniger Tage dahin. Schon bei den alten Azteken zeigte sich die verderbliche Seuche des Matlazahuatl, eine Art gelben Fiebers, und wenn auch die Eroberer und ersten Ansiedler diese Krankheit nicht erwähnen, ja Clavigero in seiner „Storia del Messico" sogar versichert, dieselbe sei vor 1725 gar nicht bekannt gewesen, so behauptet doch Humboldt, auf Grund überlieferter und geschichtlicher Spuren, das Gegentheil.

Lust zu geistigem Schaffen gehört nicht unter die Vorzüge der Indianerrasse. Ihre Vertreter zeigen wol Fleiß und Ausdauer, man findet bei ihnen das Talent der Nachahmung und Vergleichung, aber keine höhere Intelligenz, weder Poesie noch Kunstsinn. — In Handel und Wandel ist der braune Mann stets mißtrauisch und fürchtet um so mehr übervortheilt zu werden, als er sich selbst kleine Betrügereien erlaubt, ohne Gewissensbisse zu fühlen. Die Trunksucht, so sehr verpönt bei den Azteken, hat leider zugenommen. Auch sie ist ein Erbtheil der Vergewaltigung durch die Spanier und der Genuß der Spirituosen verdummt noch mehr die eingeborene Rasse.

Der Charakter des Urbewohners ist, vielleicht in Folge der jahrelangen Mißregierung, nicht frei und offen mehr, sondern der Indianer zeigt sich

verschlossen, berechnend, mißtrauisch, selbst gegen Seinesgleichen. Wenn er einen Andern um etwas bittet, thut er es nie ohne vorhergegangene Umständlichkeiten. Erst macht er ein kleines Geschenk, dann lobt er dies und jenes, endlich wird mit dem Wunsche herausgerückt. Seine Fragen stellt er gern zweideutig, um sie nachher zu seinen Gunsten auslegen zu können. Willst Du einen Vertrag mit ihm eingehen, so sei dabei auf Deiner Hut. Schon seine Sprache ist überreich an doppelsinnigen Ausdrücken, deren er sich mit Vorliebe bedient. Es ist eine oft gemachte Beobachtung, daß sich ein Indianer selten dazu versteht, Leuten, die er nicht kennt, seinen Namen zu sagen: er giebt in der Regel einen falschen an. Sicher ist es, daß die Kinder des Landes zur Zeit, als die Spanier erschienen, offener und ehrlicher waren, aber wer vermag auch all' die Härte und Unbill aufzuzählen, die den ehemaligen, begabten Ureinwohner im Laufe der Jahrhunderte in den heutigen, viel niedriger stehenden „vernunftlosen" Paria umwandelten? —

Wir führen, als diesen Zustand der Unterdrückung besonders bezeichnend, die Worte an, welche Sealsfield in seinem Werke „der Legitime und die Republikaner" dem Mikohäuptling Tokeah in den Mund legt. „Der große Geist," so sprach der Indianer, „hat sehr große Spinnen in dem Lande gemacht, wo der Miko lebte, und eine derselben tödtete einen kleinen Vogel. Diese Spinnen sagten nun zu den Vögeln: „Seht, wir wollen euch allein und in Frieden lassen, und nicht mit euch brechen, aber ihr dürft auch nicht unsere Netze zerreißen. Die armen Vögel blieben in ihren Nestern, und saßen da eine lange Weile. Hunger trieb sie endlich hinaus; als sie aber auffliegen wollten, fanden sie alle Wälder mit den Netzen der Spinnen überzogen, und die armen Vögel fielen in die Schlingen, und wurden von den giftigen Spinnen aufgefangen, ihr Blut ausgesaugt, und sie mußten eines langsamen Todes sterben. Die rothen Männer sind die armen Vögel, die weißen die Spinnen. Ihrer Stämme waren viele. Sie sind verschwunden vom Angesichte der Erde. Sie starben — Viele durch die langen Messer der Weißen, noch mehr aber durch ihre L i s t und ihr F e u e r w a s s e r." . . . Und in der That, es sind heute nur noch geringe Reste von den Völkerschaften vorhanden, welche aus den Zeiten vor der Einwanderung der Tolteken, übrig geblieben sind, von den Tarasken, Zacateken, Mazateken, Misteken, Cora, Yopas, Totonaken, Otomiten u. s. w., während von den früheren Eigenthümern des Landes, den Olmeken, Cuitlaken, Zapoteken, Chiapaneken u. s. w. sich kaum noch erkennbare Repräsentanten erhalten haben.

In seiner äußeren Erscheinung ist der rothe Mensch höchst einfach. Der Mann trägt weite, hirschlederne oder baumwollene Beinkleider, die nur bis an die Kniee reichen, während eine lange Jacke, manchmal auch ein kurzer, kragenloser Kittel, mit einem Gürtel versehen, den Oberkörper deckt. Hemd und Weste sind für ihn entbehrliche Luxusartikel. Der Fuß wird durch Sandalen geschützt, das Haupt durch einen groben, schwarzen Filzhut

mit niederem Deckel. Ein grobwollener Teppich, entweder einfarbig oder gestreift, ist die toga virilis des Indianers; bei Tage bietet er ihm Schutz gegen Regen und Kälte, bei Nacht dient er ihm zur wärmenden Ueberdecke.

Der Anzug der Frauen hat sich seit Montezuma's Zeiten nur wenig verändert. Sie tragen meist ein baumwollenes Hemd und darüber eine viereckige, wollene oder baumwollene Decke, die, mit einem Gürtel über den Hüften befestigt, gleich einem Rocke bis beinahe zu den Knöcheln herabfällt. Die Frauen einiger Indianerstämme kleiden sich in selbst verfertigte Röcke aus gestreiftem Baumwollzeuge oder Kattun; auch die Weiber der heutigen Azteken tragen über diesem Rocke oft den schon im „Alten Mexiko" erwähnten Ichcapilli (den Esaupil der Spanier). Derselbe ist jedoch etwas anders geschnitten und länger, als der bei den Männern gebräuchliche. Die Füße bleiben immer unbeschuht; höchstens dienen ihnen leichte Sandalen von Leder oder vom Geflechte der Agavenblattfaser zur Bedeckung. In manchen Gegenden haben die Frauen das Haar lang und frei den Nacken herabhängen, Andere flechten dasselbe in zwei Zöpfe, die, über den Rücken gekreuzt, am Gürtel befestigt werden; zuweilen winden sie die Flechten auch um den Kopf. Große Ohrringe und breite Halsketten aus Glasperlen vollenden den Staat. Das Haupt tragen sie gewöhnlich unbedeckt; selten überdecken sie dasselbe mit einem gefalteten Tuche als Schirm gegen die glühenden Sonnenstrahlen. Da die Indianer äußerlich gute Katholiken sind, so fehlt fast nie ein kleiner Rosenkranz, etwa mit einem Amulet und dem starken Dorn irgend einer Cactusart als Zahnstocher, am braunen Hals der eingeborenen Weiber.

Eben so einfach als seine Persönlichkeit erscheint die Wohnung des Indianers. Dieselbe ist, je nach dem Klima, verschieden. In heißen Thälern und den Küstengegenden gleicht die Indianerhütte einem großen Vogelkäfige. Sie ist dann aus indischem Rohre erbaut und im Innern zuweilen mit Matten bekleidet. An Fenster denkt Niemand: durch die stets offenstehende Thür dringt ja Licht und Luft genug herein. In anderen Theilen des Landes bestehen die Hütten aus einem mit Lehm überzogenen Geflechte von Stangen und Aesten. An Orten, wo man wärmerer Wohnungen bedarf, sind dieselben aus unbehauenen, der Länge nach aufeinandergelegten und mit Pflanzenstricken fest zusammengebundenen Baumstämmen errichtet, und haben Dächer aus gespaltenen Brettern. In kälteren Gegenden besitzen wohlhabendere Indianer oft Häuser aus Luftziegeln, Adoves, die sie mit Ziegeln decken.

Dem kunstlosen Bau entspricht die innere Einrichtung der Indianerhütte. Meist dient der ganzen Familie ein einziger Raum zum Wohn- und Schlafzimmer; hie und da ist dieser Raum durch eine Wand in zwei Kammern abgetheilt. Den Herd sollen einige am Boden im Viereck zusammengefügte Steine vorstellen. Daneben stehen der Metate und Metlapile, ersterer ein flacher, der zweite ein walzenförmiger Stein zum Zermalmen des Mais. Eine irdene Pfanne dient zum Backen der Maiskuchen.

Diese Welschkorn-Pfannkuchen werden auf folgende Weise bereitet: nachdem der Mais die Nacht hindurch mittelst Kalk und heißen Wassers in einem irdenen Geschirre aufgeweicht worden und sich die Hülsen hierdurch abgelöst haben, wird der Teig von der Indianerin auf dem flachen Steine, dem Metate, mittels des Metlapile in dünne Pfannkuchen (Tortillas) geformt und in dieser Form in der Pfanne gebacken.



Inneres einer ländlichen Hütte. Bereitung der Maiskuchen.

Zuletzt werden die Kuchen mit einer Brühe aus spanischem Pfeffer überstrichen. Noch ehe sie erkaltet sind, wo möglich noch rauchend, verzehrt sie der Indianer mit dem größten Wohlbehagen. Ein in ganz Mittelamerika sehr beliebtes Getränk ist außer dem Pulque der sogenannte Chichi, welches der durstige Reisende selbst in der ärmsten und entlegensten Indianerhütte erhalten kann. Es besteht im Grunde aus nichts Anderem als aus dem Safte des rohen Zuckerrohres, das, nachdem es mit einer Art hölzernen Hammers

etwas geklopft worden, durch eine höchst einfache Quetschmaschine gezogen wird. Schon nach 10 Minuten gewinnt man eine Kanne des auf diese Weise zubereiteten, trefflich schmeckenden Trankes. Derselbe ist nicht nur überaus erfrischend, sondern wirkt auch auf die Stimmung des Trinkenden, ähnlich wie der den Deutschen so köstlich mundende Most, dem er außerdem noch darin gleichkommt, daß er wie dieser leicht in Gährung übergeht. — Höchst einfach sind die Gefäße des Indianers. Ein paar Schalen aus Kürbis, ein großer Schöpfkrug, unglasirte irdene Töpfe, etliche Kannen und Schüsseln bilden sein ganzes Besitzthum, geschnitzte Holzfiguren, Heilige darstellend, sowie duftende Sträuße aus Tropengewächsen gewunden, den Hauptschmuck seiner Hütte. Tische und Bänke betrachtet er als sehr überflüssige Möbel; Binsenmatten oder Geflechte aus Palmblättern leisten ihm viel bessere Dienste. In einen Knäuel zusammengezogen und in ihre Decken gewickelt, genießen die müden Hüttenbewohner auf ihren Matten die sanfteste Ruhe nach angestrengtem Tagewerk.

Als Arbeitsgeräth des Familienvaters finden wir Axt, Haue und Hacke, sowie einige Stricke und Netze, daneben das Webegeräthe der Frau, aus nur wenigen Stäben bestehend. Die geringen Vorräthe an Salz, Bohnen, Reis, Eiern u. s. w. sind in Körben aus Palmblättern aufbewahrt und hoch oben an den Deckenbalken befestigt, damit weder Hunde, noch Ameisen, noch kleine zweibeinige Diebe zu ihnen gelangen können. An einem längeren Stricke schaukelt ein eigenthümliches Möbel hin und her, ähnlich den Fallen, worin muthwillige Knaben die Meisen fangen, eine Matte überkleidet sein Inneres, — es ist die Wiege brauner Säuglinge.

Auf unserer weiteren Wanderung begegnen wir einer Gruppe dunkelfarbiger Wesen; wir halten sie auf den ersten Anblick für Affen, so drollig sind ihre Bewegungen. Bald hüpfen sie über Hecken und Baumstämme, bald ahmen sie in ihren Windungen die Schlangen nach, dann wieder rollen sie den Abhang jenes Berges hinab — Alles mit einer Behendigkeit, daß das Auge kaum folgen kann. Es sind kleinere Indianerkinder, die sich hier ihres jungen Lebens freuen. In einiger Entfernung bemerken wir größere Knaben, welche sich mit Kriegsspielen vergnügen. Eben stellen sie den Spähertanz dar.

Während ein Theil der Spielenden schlangenartig auf dem Boden fortkriecht, hat sich der andere Theil in horchender Stellung, den Kopf an die Erde gedrückt, niedergeworfen. Augenscheinlich lauschen sie auf die Bewegungen ihrer Gegner. Zuletzt nähern sie sich diesen ebenso leise als vorsichtig, ohne sich vom Boden zu erheben. Plötzlich aber springen sie auf und fallen über den Feind her. Dann formen sie sich zur Abwechslung in die sogenannte „indianische Reihe". Sie rücken mit kriegerischen Geberden gegen einander los, schwingen ihre stumpfen, hölzernen Tomahawks hoch in der Luft, derbe Hiebe austheilend, wobei sie in wildes Kampfgeschrei ausbrechen; hierauf fliehen sie, nähern sich wieder, entschlüpfen ihren Feinden unter oft plumpen,

zuweilen aber auch unter den anmuthigsten Wendungen: kurz, sie führen mit demselben Geschicke und der gleichen Fröhlichkeit ihre wilden Indianerkampfspiele aus, wie etwa unsere Jungen ihre „Soldaten"- oder „Reitergefechte."

Von Seite der Eltern wird den Kindern große Liebe und Nachsicht gewidmet; es bleiben die Letzteren in väterlicher Gewalt, so lange sie keine eigene Familie gegründet haben. An diese Sitte gewöhnt, legen Söhne und Töchter ihren Verdienst willig in die Hände von Vater oder Mutter.

Die Mehrzahl der genügsamen Naturkinder Mexiko's hat zureichend zu leben. Die höchst geringen eigenen Bedürfnisse gestatten ihnen, einen Theil des Ertrags ihrer Obstpflanzungen zu verkaufen. Außerdem sammeln sie die gesuchten Erzeugnisse der Wälder für den Handel, arbeiten im Taglohn: kurz es fehlt ihnen in der Nähe der größeren Städte und Dörfer nicht an mancherlei Erwerbszweigen. Aber so leicht sie verdienen, so leicht geben sie den Erlös auch wieder aus. Meist vertrinken sie das Geld an Festtagen, oder sie vergraben es, um es sicher zu haben, da ihnen aller Sinn für Vergrößerung ihres kleinen Gewinnes durch Wiederanlegen desselben abgeht.

Der Indianerin ist kein leichtes Loos beschieden, denn sie arbeitet am meisten, und ohne jegliche Aussicht auf Lohn und Dank. Schon um vier Uhr des Morgens erhebt sie sich von ihrem Lager, und mahlt den Mais für die Frühsuppe. Rasch wird das Brod bereitet; dann ist Holz oder Wasser herbeizuschaffen, oder sie hat zu backen, zu weben, zu spinnen für die ganze Familie. An den Markttagen hat die Geplagte Früchte in die benachbarte Stadt zu tragen, nicht selten ein Neugeborenes auf dem Arm, eine schwere Last auf dem Rücken, bisweilen gar noch ein größeres Kind obenauf! —

Mit roher Gleichgültigkeit behandelt der Mann seine Lebensgefährtin. Die Aermste ist mehr Lastthier, als Frau. Aber nicht genug, daß sie sich von früh bis spät plagt: sie darf auf kein freundliches Wort als Dank für ihre Mühe hoffen. Dem Weibe wird die gebührende Stellung nur dort bereitet, wo Christenthum und höhere Gesittung sich die Hand reichen: da ist die Frau, was sie sein soll, die theilnehmende, ebenbürtige Gefährtin des Mannes, die Vertraute seines Herzens, die hochgeachtete Mutter seiner Kinder. Beginnt das werkthätige Christenthum seinen veredelnden Einfluß auf das Gemüth der Urbewohner Mexiko's auszuüben, dann fängt auch jene Geistesbildung an, sich einzubürgern, wodurch die Naturkinder der Hochebenen von Anahuac in Wirklichkeit erst zu den erhabenen Lehren des Heilandes bekehrt werden: erst dann kann die gedrückte Frau des Indianers eine Verbesserung ihres dunkeln Looses erwarten — dann erst kehrt häusliches Glück, aus wahrer Liebe entsprossen, am Herde des rothen Ureinwohners ein!

Obgleich die Indianer äußerlich der katholischen Kirche angehören, halten sie doch insgeheim fest an den heidnischen Ueberlieferungen ihrer ehemaligen Religion und als Folge ihrer Verwahrlosung beherrscht sie tiefeingewurzelter Aberglaube, dem die meist selbst unwissende Geistlichkeit nicht entgegenzutreten vermag. So fürchtet der Eingeborene den „bösen Wind“ oder Ehecatl, einen schadenfrohen Elementargeist, der in den Wassern haust. Gehen Kinder über eine Brücke und es purzelt eines hin, so peitscht der begleitende Erwachsene die Stelle, wo der Schatten des Kindes lag, damit er nicht von jenem Wasserdämon in Beschlag genommen werde. Bei dem Stamme der Zapoteken spielt der sogenannte Nagual eine große Rolle. Dem schon öfters erwähnten Abbé Brasseur verdanken wir hierüber durch sein Werk: „Voyage sur l'Isthme de Téhuantépéc etc.“ ganz interessante Mittheilungen. Er lernte nämlich eine junge, niedliche Zapoteka-Indianerin kennen, die im Rufe des Nagualismus stand. Die hübsche „Didjaza“ war ein Gegenstand geheimnißvoller Furcht für alle Bekannten. Man glaubte, daß sie in gerader Linie von den alten Herrschern des Landes abstamme; deßwegen erblickten und verehrten die Indianer in ihr eine Art Königin. Gewöhnlich war sie sehr lebhaft, bisweilen aber hielt sie mitten im Gespräch inne, lehnte sich wie besinnungslos an die Wand und starrte düsteren Blickes vor sich hin. Nun meinten Einige, sie verkehre mit ihrem „Nagual“, Andere hielten ihren Zustand für einen Anfall von Wahnsinn. — Wir wollen nicht unterlassen, zu erklären, was man unter Nagual versteht und müssen zu diesem Behufe etwas weiter ausholen. Die Anhänger des Nagualismus, jener der katholischen Kirche feindlich gesinnten Verbindung, befolgen heimlich die Vorschriften der alten toltekischen Gebräuche. Hiernach wird dem Neugeborenen das Horoskop gestellt und ihm ein dem alten Kalender angemessener Name beigelegt, wobei der Gebrauch gilt, dem Kindlein etwas Blut am Ohr oder unter der Zunge zu entziehen. Damit beabsichtigt man, die Wirkung der christlichen Taufe aufzuheben. Die Eingeweihten tragen insgeheim den Namen des Wesens, eines Vogels oder vierfüßigen Thieres, unter dessen Einflusse sie geboren wurden und welches sie ihren Nagual nennen. Sie halten daran fest, daß ihre Zauberer in unmittelbarer Verbindung mit jenem Wesen oder Thiere ständen und hierdurch zu übernatürlicher Macht gelangten. Wird dagegen deren Schutzgeist, jenes vierfüßige oder geflügelte Thier, verwundet oder getödtet, so empfinden auch sie den Schmerz der Wunde und sterben mit ihrem Nagual. Nach dem Volksaberglauben vermögen ihre Hexenmeister sich nach Belieben in die Gestalt ihres Nagual zu verwandeln, im Nu die größten Entfernungen zu durcheilen, unsichtbar bei den Berathungen ihrer Feinde zugegen zu sein, vor den Augen der Zuschauer einen Fluß, eine Quelle, Wälder und Paläste hervorzuzaubern, ja einem Nebenmenschen Arme und Beine abzuschneiden, selbst ihn zu tödten und dann wieder zu heilen oder lebendig zu machen und dergleichen grausige Künste mehr zu üben. — Brasseur

versichert, er habe mit eigenen Augen Dinge gesehen, bei deren Anblick ihm ganz seltsam zu Muthe geworden.

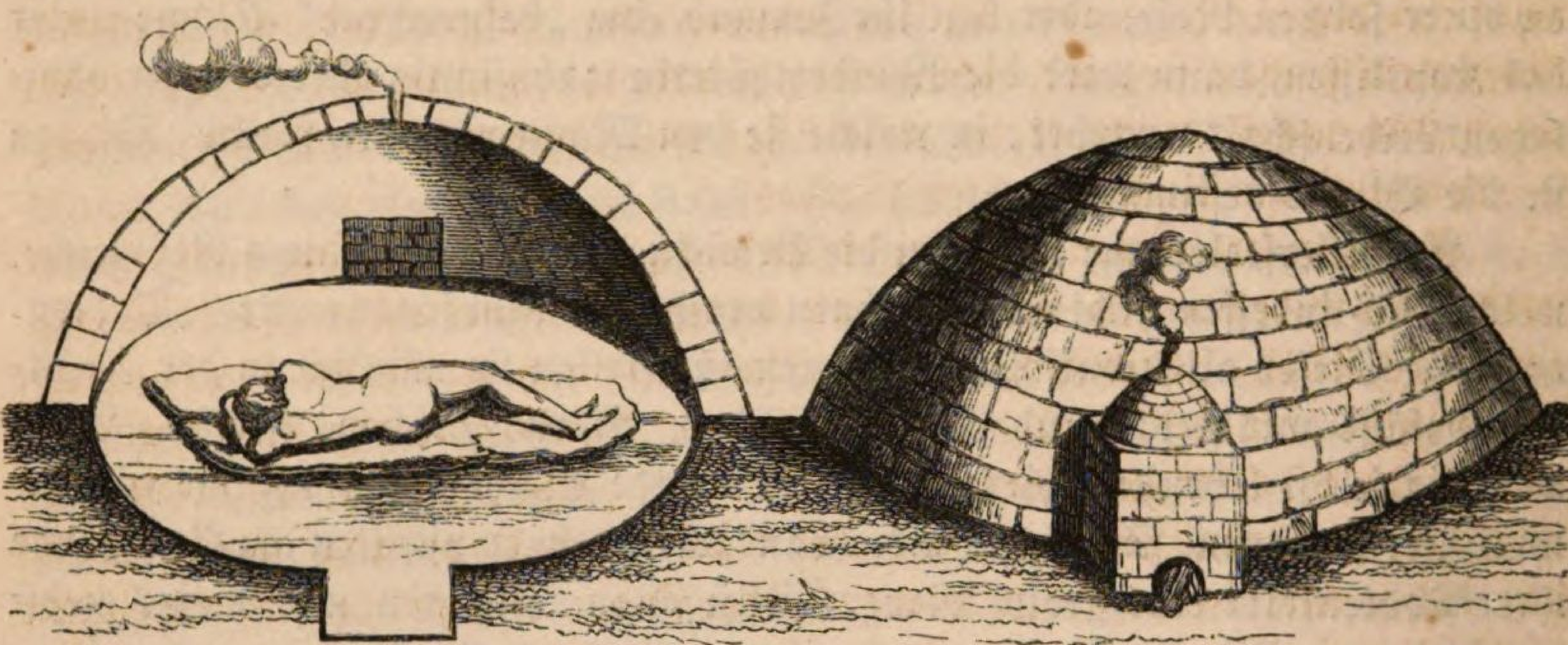
Auch die weiblichen Zauberer bringen die wunderbarsten Dinge fertig, und sie benutzen ihre Gewalt hauptsächlich dazu, um Männern, an denen sie Gefallen finden, die glühendste Leidenschaft einzuflößen. Wenn eine solche Hexe ein paar geheimnißvolle Worte flüstert, kann sie die schönste Rose aufblühen lassen; doch wehe dem Unglücklichen, welcher an der Blume riecht — ihm hat es die Zauberin angethan. Er muß sie lieben. So alt und häßlich sie auch sei, ihm erscheint sie gleich einem lieblichen jungen Mädchen. Aber diese mysteriöse Kraft hat auch ihr Gegengewicht. Riecht das Zauberweib selbst an einer solchen Rose, oder legt ihr Jemand eine „besprochene" Blume unter das Kopfkissen, dann wird die Wunderthäterin wahnsinnig oder von der nämlichen Leidenschaft verzehrt, in welche sie den Mann versetzen wollte, für den sie die Blume bestimmte. —

Am Allerseelentage huldigen die Bewohner Anahuac's einem Gebrauche, welcher sich indessen nicht nur bei ihnen vorfindet, dem sogenannten „Todtenopfer." Dieser altheidnischen Sitte gemäß, stellen sie nämlich in der Nachtzeit Gefäße mit Feld- und Gartenfrüchten, Eiern, Fischen, Fleisch, Backwerk, ja selbst lebende Thiere neben brennende Wachskerzen auf die Gräber ihrer Verstorbenen. Schon die alten Landeseinwohner pflegten am Vorabende ihrer Todtenfeier eine große Menge Geflügel zu schlachten und dieses nebst verschiedenen Pflanzenspeisen nach ihrer Weise auf's Beste zuzubereiten. Hierauf versammelten sich die einzelnen Familien in ihren Häusern, stellten die fertigen Gerichte auf erhöhte Hürden von Rohrgeflecht, kauerten sich mit gekreuzten Beinen und Armen, den Blick starr auf den Boden geheftet, davor nieder und baten die Todten flehentlich, sie möchten kommen, das für sie Zubereitete genießen und den Lebenden dagegen ihre Fürsprache bei den Göttern verleihen. Auf diese Weise brachten sie die ganze Nacht hin, ohne nur ein einziges Mal von der Erde aufzublicken, denn sie fürchteten, die Todten könnten sonst im Essen gestört, weggescheucht oder zu Zorn und Rache aufgereizt werden. Den nächsten Morgen wurden die Speisen, aus welchen die Geister der Verstorbenen nur die feinen Stoffe und den Duft gesogen, unter die Armen vertheilt, der übrige Tag aber ward in Lust und Freude zugebracht.

Die zum Christenthum bekehrten Indianer halten ihre Leichenfeierlichkeiten auf seltsam traurige Art. Gewöhnlich tragen vier der nächsten Freunde die Leiche in einem offenen Sarge, mit einem Steine als Kopfkissen, nach der Kirche. Am Altare lassen sie den Sarg nieder und gruppiren sich um denselben. Hierauf erscheint der Geistliche, um mit lauter Stimme die vorgeschriebenen Gebete abzulesen; vier Knaben halten dabei die Kerzen, während die weiblichen Hinterlassenen des Hingeschiedenen in betender Stellung wehklagend am Boden knieen. Nach Beendigung der Ceremonie wird die Leiche

aus dem Sarge genommen und mit unverhülltem Gesichte in ein in der Nähe befindliches, offenes Grab gelegt. Nun faßt jeder der Anwesenden eine Hand voll Erde, drückt sie an die Lippen, wirft sie dann auf den todten Körper und meint, dadurch sich eines langen Lebens versichert zu haben. Zuletzt wird die übrige Erde über die unbedeckte Leiche geschaufelt, gelegentlich wol auch mit den Füßen festgetrampelt. Dazwischen tönt fort und fort das Weinen und Wehklagen der indianischen Weiber, welche oft erst am nächsten Morgen verstummen.

Neben den vielfachen Zaubereien und wohlgelittenen Quacksalbereien spielt bei Krankheiten der Temascale oder das Schwitzbad eine große Rolle.



Mexikanisches Dampfbad.

Schon seit Jahrhunderten bedienen sich die Indianer desselben mit besonderer Vorliebe. Es ist ihr Universalmittel gegen allerlei Leibesübel und ihre angenehmste Erholung nach schwerer Arbeit, endlich ihr vorzüglichster Reinigungsapparat. Auf ebener Erde erhebt sich ein Gewölbe vom Umfange eines gewöhnlichen Backofens, gerade so hoch, daß eine Person bequem darin sitzen kann. In dieses Gewölbe gelangt man durch einen Eingang, der allerdings etwas niedrig ist; man muß auf Händen und Füßen hineinkriechen. Auf der Rückseite befindet sich ein Schürloch, nach Innen mit großen flachen Steinen vermauert, die nicht so leicht in der Hitze springen. Bei jedesmaligen Gebrauche wird jener Ofen so stark geheizt, daß die Steine glühend werden. Sind sie in die rechte Glut gerathen, so schlüpft der Badende in die Höhle, läßt sich hier auf eine Matte nieder und gießt so lange Wasser gegen die heißen Steine, bis der Raum mit Dampfwolken angefüllt ist, die er mittelst Reiserbündel gegen seinen Körper antreibt. Hierauf folgen Uebergießungen mit kaltem Wasser, sowie starke Reibungen — das ganze Verfahren erinnert lebhaft an die Operationen in einem russischen Bade.

Viele Indianerstämme, welche den Druck nicht zu ertragen vermochten, zogen es vor, den Weißen aus dem Wege zu gehen, um mit ihnen nicht in Berührung zu kommen. Sie flüchteten immer weiter in abgelegene Gegenden oder in die Wildniß, da sie die Europäer nicht ohne guten Grund als herannahende Feinde ihrer Freiheit und Selbständigkeit betrachten. — Es ist niederschlagend, wahrzunehmen, daß das nämliche Land, das sich gastfrei selbst den Auswürflingen der alten Welt öffnet, seine eigenen Kinder, die rechtmäßigen Besitzer des Bodens, in öde Steppen fliehen sehen muß.

Zum Unterschiede von diesen zur Barbarei zurückkehrenden Indios salvagos, den „wilden Indianern", werden diejenigen, die sich in ihren Wohnsitzen fest angesiedelt haben, Indios mansos oder „zahme Indianer" genannt. Außerdem heißen sie, wie schon oben erwähnt, „gente sin razon" oder, wenn man das Nämliche feiner ausdrücken will „gente de segundo orden" — „vernünftige Wesen zweiten Grades".

Da man die armen Leute nicht für völlig zurechnungsfähig hielt, so verordneten die spanischen Gesetze, daß keinem Indianer mehr als 15 Piaster (etwa 20 Thlr.) geliehen werden durften. Dann hatte die Centralregierung den Eingeborenen gegenüber noch besondere Maßregeln ergriffen, um das „unmündige" Volk zu entnationalisiren: sie hatte „Zwischenheiraten" begünstigt, durch welche der Einfluß der mächtigsten Häuptlinge nach und nach auf die sogenannten „Halbblütigen" überging. Die oft bedeutende Rente, welche den Indianern für ihre Ländereien ausgezahlt wurde, ließ viele Abenteurer die braune Farbe der Häuptlingstöchter übersehen. Aber ob unter allen Rothhäuten dergleichen Verbindungen immer als besondere Ehre gegolten, möchten wir bezweifeln. Denn im Gegensatze zu den Mestizen und anderen Mischlingen, bei denen es Jeder für die größte Genugthuung hält, für recht weiß zu gelten, weshalb zu Zeiten oft der letzte Real darauf verwendet ward, sich ein „Weißfärbungsdekret", ein „que se tenga por blanco" („daß man sich für weiß halte"), zu verschaffen, ist der Indianer außerordentlich für seine braune Hautfarbe eingenommen. Sogar seine Christus-, Marien- und Heiligenbilder müssen b r a u n aussehen. „Unsere liebe Frau von Guadeloupe" wird als Indianerin dargestellt und in den Kämpfen prangte die b r a u n e Schutzpatronin im Paniere der Eingeborenen, während die Weißen ein hellfarbiges Marienbild zur Schlachtenführerin wählten. Beide „lieben Frauen" standen sich entschieden feindselig gegenüber, ja so groß war der Haß der streitenden Parteien, daß die Spanier einst nach einer gewonnenen Schlacht Kriegsgericht über die „braune Jungfrau" hielten und sie als Hochverrätherin verurtheilten, erschossen zu werden! Zu solchen Verirrungen und Abgeschmacktheiten hat der R a s s e n krieg noch im XIX. Jahrhundert verleitet!

Wir haben schon in einem früheren Kapitel die vielen gerechten Gründe angeführt, welche die braunen Urbewohner hatten, ihre weißen Unterdrücker aus ganzer Seele zu verabscheuen.

Treffend sagt der Deutsch-Amerikaner Sealsfield in seinem „Virey“:

„Gesunken unter den wüthenden Angriffen verzweifelter Abenteurer, seiner Religion, seiner Bildung, seiner Herrscher, seiner Tempel, selbst seiner Geschichte beraubt, war das ganze Land, nachdem es in die Hände der Spanier zu fallen das Unglück gehabt, aus einem blühend selbständigen Staate eine ungeheure Domäne, seine Bewohner eine disponible Horde geworden, der man noch eine Wohlthat zu erweisen glaubte, wenn man sie zu Hunderten, zu Tausenden, wie das Vieh, an eine begehrliche Soldateska vertheilte. Ihres Eigenthums, ihrer Aecker, zum Theile selbst ihrer Weiber und Kinder beraubt, herdenweise in die Bergwerke getrieben, oder zum Lasttragen über unwegsame Gebirge verdammt, war die Geschichte dieses beispiellos gemißhandelten Volkes drei Jahrhunderte hindurch ein fortwährendes Gemälde der unmenschlichsten Bedrückung gewesen, dem selbst die zu seinem Besten gegebenen Gesetze dadurch, daß sie gewissenlosen Beamten zur Vollziehung anvertraut waren, zu unheilbaren Krebsschäden wurden. In ihre Dörfer eingebannt, aus denen sie nur gerissen wurden, um ihren Peinigern zu fröhnen, hatten sie im stumpfen Dahinbrüten Alles verloren, was den Menschen als solchen bezeichnet; nur das Gefühl ihrer Entwürdigung, die Erinnerung an ausgestandene Leiden, und ein instinctartiges düsteres Sehnen nach Rache waren geblieben.“

In diesen Worten ist die Geschichte von mehr als drei Fünftheilen der Bewohner Mexiko's enthalten.

Dennoch hat sich bei einzelnen Stämmen etwas von der Tüchtigkeit und dem Muthe ihrer Vorfahren erhalten. Die beste Reiterei Mexiko's wird aus Baxio- und Mixteka-Indianern gebildet, sie, wie die Opaten im Norden, zeichnen sich noch heute durch dieselbe Tapferkeit aus, welche ihre Ureltern unter den aztekischen Kaisern gefürchtet gemacht hatte. General Leon, der sich in dem Treffen gegen General Scott bei Molino del Rey Lorbern erworben, war ein Kazike der Mixteken. Erst nachdem er zum Tode verwundet worden, verließ er das Schlachtfeld; auch der wackere Juarez ist, wie wir wissen, ein Indianer aus dem Stamme der Zapoteken.

In Bezug auf die Abstammung der Mexikaner halten wir uns an Alexander von Humboldt. Dieser sagt: „Die Völker von Amerika, ausgenommen die Anwohner des Polarkreises, bilden eine einzige, für sich bestehende Rasse, welche durch die Form des Schädels, die Hautfarbe, den mangelnden Bart und das gerade, glänzende Haar charakterisirt ist.“

Den Indianerschädel bezeichnet Morton, nachdem er nahezu deren 1100 von den verschiedensten Stämmen der Indianer Nord- und Südamerika's mit einander verglichen, als von entschieden rundlicher Form. Der Hinterkopf ist nach oben abgeflacht, der Durchmesser von einem Schädelbeine zum andern auffallend groß, oft den Längedurchmesser übertreffend, die Stirne niedrig und zurückweichend, selten gewölbt, wie bei anderen Rassen.



Indianer der Tierra templada.

Die Backenknochen, obwol hoch, stehen nicht weit von einander ab, der Oberkiefer ist vorspringend und gewichtig, der Unterkiefer ebenfalls kräftig entwickelt. Die weiten Augenhöhlen nähern sich der viereckigen Form, die Nasenöffnung ist gleichfalls weit und die Knochen, welche sie beschützen, zeigen sich gewölbt und weit von einander abstehend. Trotz der schrägen Gesichtslinie stehen die starken, dauerhaften Zähne meist senkrecht.

Die Zahl der indianischen Sprachen beläuft sich, nach Wappäus, heute in Mexiko allein auf vierzig. Schon A. v. Humboldt führte deren zwanzig auf, von welchen zu jener Zeit bereits vierzehn ziemlich vollständige Grammatiken und Wörterbücher besaßen, und die nicht etwa einzelne Mundarten darstellten, sondern von einander so durchaus verschieden sich erwiesen, wie etwa das Griechische und Deutsche. Nach Mühlenpfordt sind in der Provinz Oaxaca allein 19 Indianerstämme seßhaft, von denen jeder eine völlig für sich bestehende Sprache redet. Von allen Indianersprachen ist noch heute die mexikanische oder a z t e k i s c h e die verbreitetste, denn sie dehnt sich über eine Strecke von 16 Breitengraden aus. Ihre Hauptsitze sind die Staaten Mexiko, Puebla und Veracruz, in welchen auch beinahe alle Ortsnamen aztekischen Ursprungs sind. In vielen Gegenden des Landes ist sie nicht nur dem Geistlichen, sondern auch dem weltlichen Beamten unentbehrlich, und es fehlt deshalb nicht an gedruckten aztekischen Sprachlehren. Nach ihr folgt die o t o m i t i s c h e Mundart. Vornehmlich hört man sie heute noch im Staate Mechoacan.

Als Karl V. im Jahre 1553 in Mexiko eine Universität gründete, wurden auf derselben drei Lehrstühle errichtet: einer für das Studium der aztekischen Sprache, einer für das der otomitischen und der dritte für das der Hieroglyphenschrift. Der letztere ging nach und nach ein, während die beiden ersteren noch zur Zeit Alexander von Humboldt's bestanden.

Die Sprache der Indianer hat unter Anderem die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, daß sie eine größere oder kleinere Reihenfolge von Ideen durch ein einziges Wort auszudrücken vermag. So bezeichneten die Azteken durch „amatlacuilolitquitcatlaxtlahuitli“ die Belohnung, welche ein Bote erhielt, der eine bilderschriftliche Karte mit Nachrichten überbracht hatte. Die einzelnen Wörter, welche ein solches umfassendes Wort bilden, sind jedoch nicht vollständig gegeben, sondern Anfangs- und Endsilben werden abgeschnitten und des Wohllautes wegen Vokale oder Konsonanten zwischen die also entstandenen Wortreste eingeschoben. Nur die Sprache der Otomies ist einsilbig. Sonderbarer Weise weichen die Indianersprachen so sehr von einander ab, daß selbst benachbarte Stämme sich nicht verstehen, sondern eines Dolmetschers sich bedienen müssen.

Eine kleine Probe der Indianersprache dürfte für unsern Leser nicht ganz ohne Interesse sein, wenn es ihm auch Mühe kosten wird, seine Zunge den sonderbaren fremden Wörtern anzupassen. Wir fügen daher bei:

Das Vaterunser in der Quiché-Sprache.

Cacahan chicah lae coni Vtzah. Vcahaxtizaxie mayih Bila Chipa ta pa Cani ahauremla Chibantah. Ahuamla Uaxale Chiyala Chiqueeh hauta Vleus quehuexi Caban Chicah. Uacamic Chiyala. Chiqueeh hauta. Eihil Caua. Zachala Camac quehexi Cacazachbep qui. Mac Xemocum Chiqueeh: moho Estachcula maxa Copahic Chupamtah Chibal mac xanare Coheolta la ha Vonohel itgel quehe Chucoe. Amen.

Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß die Quiché-Sprache im Süden und die aztekische im Norden vorherrscht.

Weit reiner, als irgend ein anderer Stamm Mexiko's haben sich die Bewohner Yucatan's in Sprache, Sitten und Gebräuchen erhalten. In ihren Dörfern leben sie auf patriarchalische Weise. Als Oberhaupt wählen sie einen angesehenen Indianer zum Kaziken. Die Sprache der Mayas, eines großen Urvolks, wird in mehreren Dialekten noch gegenwärtig in Yucatan, Chiapas und Tabasco gesprochen.

Auch in Guatemala scheinen sich noch einige Stämme ziemlich rein erhalten zu haben. Der Reisende Stephens erzählt in seinen mehr erwähnten „Reiseerlebnissen", er sei in La Antigua von einer Deputation Indianer, aus angesehenen Häuptlingen und Frauen bestehend, überrascht worden. Diese vornehmen Rothhäute gaben sich für Abkömmlinge der Kaziken der mexikanischen Hülfstruppen Alvarado's aus, die sich gleich den Spaniern selbst Conquistadores oder „Eroberer" nannten. Sie erschienen vor Stephens in den nämlichen Kostümen, welche ihre Urväter zu Cortez' Zeiten getragen hatten, und zeigten auf einem mit Sammet überdeckten Teller ein kostbares, gleichfalls in rothen Sammet eingebundenes und mit silbernen Ecken und eben solchem Schlosse verziertes Buch vor, die Beweisurkunde ihres Ranges und ihrer Rechte enthaltend. Diese war auf Pergament geschrieben, von 1639 datirt und bestimmte, daß sie, als „Conquistadoren", von dem den Indianern auferlegten Tribute befreit seien. Durch die Revolution von 1825 ward die Steuerfreiheit zwar aufgehoben, aber noch heute nennen sich jene Indianer „Nachkommen der Conquistadores"! — Trauriger Ehrgeiz, für Eroberer des eigenen Landes gehalten werden zu wollen!

Diejenigen Indianer, welche auf den Landgütern der mexikanischen Grundbesitzer theils um Lohn dienen, theils ihre Freiheit zeitweilig veräußert haben, heißen Dependientes, Abhängige.

Die indianischen Arbeiter der Haciendas zerfallen, nach Stephens, in zwei Classen: in Viehhirten, die 12 Dollars (30 Fl.) jährlich, sowie etliche Pfund Mais wöchentlich erhalten, und in Arbeiter, auch luneros genannt, weil sie als Entgelt für den Mitgenuß des Wassers der Hacienda verpflichtet sind, am lunes oder Montage ohne Löhnung für ihren Herrn zu arbeiten.

Wenn die Glocke der Kirche fünfmal anschlägt, ist ein Jeder dieser Indianer verpflichtet, sich augenblicklich nach der Hacienda zu begeben, um für

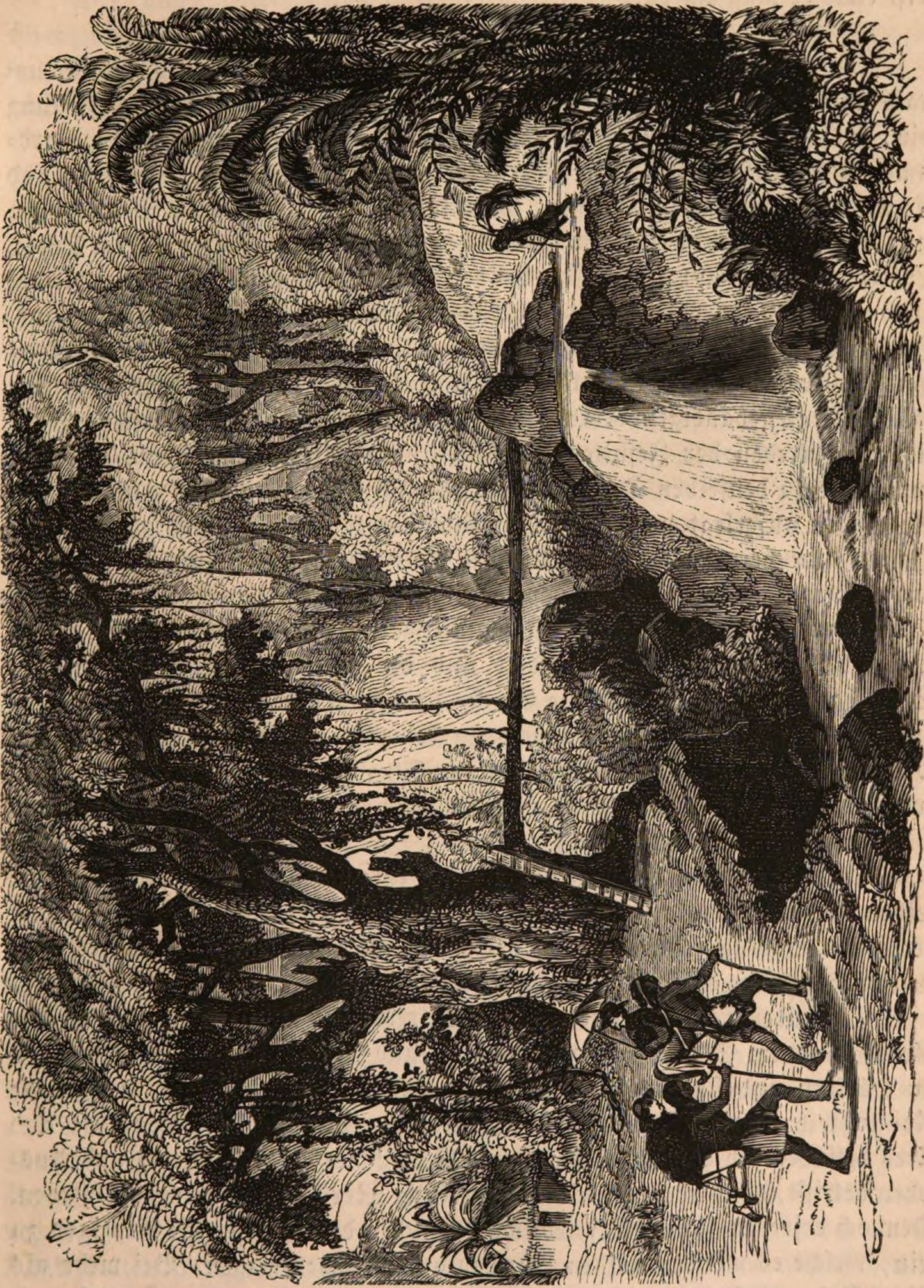
1 Real oder etwa 18 Xr. rhein. ($5\frac{1}{4}$ Sgr.) per Tag und eine Ration Mais im Werthe von 3 Cents oder 7 Xr. rh. (2 Sgr.) jegliche Arbeit zu verrichten, die ihm der Herr oder dessen Stellvertreter aufträgt. Ersterer besitzt eine unumschränkte Gewalt über seine Untergebenen, er ist Kläger, Richter und Vollstrecker des Urtheilsspruches in einer Person.

Der größte Theil der „zahmen“ Indianer ist faul und liederlich. Die Meisten erheben gewöhnlich ihren Lohn voraus, sie haben selten auch nur für zwei Tage Vorräthe an Lebensmitteln. Ein gewissenloser Herr kann sie leicht in Schulden bringen und dies ist nur zu oft der Fall. Kommt ein Arbeiter jemals so weit, daß er seine Schulden abzahlen kann, so darf er seinen sofortigen Abschied verlangen; besteht er darauf, seine Stellung auch ohnedies zu verlassen, dann ist sein Herr verpflichtet, ihm ein Zeugniß folgenden Inhalts auszufertigen: „Derjenige Señor, der den Indianer N. N. zu erhalten wünscht, kann ihn haben, vorausgesetzt, daß er die Summe, welche er mir schuldet, abzahlt.“ Nach Empfang des Papiers geht der Indianer auf den benachbarten Haciendas umher und sucht nach einem neuen Herrn, der geneigt ist, die Schuld zu übernehmen und ihn selbst dafür als Arbeiter anzustellen. Daß der rothbraune Mensch seine Schuld durch Absparen jemals selbst ausgliche, ist der seltenste aller seltenen Fälle. Er bleibt vielmehr in Wirklichkeit vom Augenblicke an, da ihm der erste Silberling geliehen worden, sein Lebenlang in Leibeigenschaft, die ihm nur hie und da durch Wechsel seines Brodherrn eine kleine Veränderung bietet. Bei all' ihrer Trägheit und sonstigen üblen Eigenschaften haben die „zahmen“ Indianer doch auch manche gute Seiten, so z. B. wissen sie nichts von Groll. „Wenn einer gepeitscht worden und noch kaum die entsetzlichsten Schmerzen erlitten, kann er doch mit thränendem Auge unter Verbeugungen dem Hausverwalter freundlich einen guten Abend wünschen.“ Wir möchten indessen sehr bezweifeln, ob dies nur Gutmüthigkeit ist oder nicht vielmehr die Wirkung sklavischer Furcht.

Das Meiste leisten die Ureinwohner als Lastträger; deshalb werden sie in den Minen Mexiko's vorzugsweise dazu benutzt, das gewonnene Erz in Kübeln von gegerbten Kuhhäuten aus den Gruben zu fördern; man kann sie häufig sechs Stunden lang Lasten von $2\frac{1}{2}$ Ctnr. hinauf- oder hinabtragen sehen, ja schon Kinder von 12 Jahren versuchen ihre Kräfte an einem Gewichte von 100 Pfund!

Auch übernehmen die Alten willig den Weitertransport von Reisenden auf Tragsesseln oder Sillas, bestehend aus einem plumpen, von Holznägeln und Bast dürftig zusammengehaltenen Lehnstuhl. Wenn man sich darauf niedergelassen, wird ein Baststrick um die Arme des Sessels gebunden und ein Gurt über die Stirne des Trägers befestigt, der sich zur Milderung des Druckes ein kleines Polster unterlegt. So geht es über die beschwerlichsten Wege, den steilsten Abgründen entlang. Dem in der Luft Schwebenden mag dabei wohl etwas bange zu Muthe werden.

Er empfindet jede Bewegung des Indianers, selbst das Heben seines Brustkastens, zuweilen fühlt er den Leib des Trägers unter sich erzittern,



Waaren- und Menschentransport durch eine Barranca.

manchmal fürchtet er, dessen Kniee möchten zusammenbrechen. An steilen Abhängen könnte die geringste unvorsichtige Bewegung des Sitzenden ihn, sowie den Träger in die Tiefe stürzen. Deswegen schreitet Letzterer auch mit

der größten Vorsicht voran; bei jedem Schritte, den er thut, prüft er zuvor, ob der Stein, auf welchen er seinen Fuß setzen will, fest und sicher sei, dann erst rückt er langsam vor. — —

Die Arbeiter in den Städten der mittleren und unteren Theile Sonora's sind größtentheils Yaqui-Indianer. Sie nehmen etwa die Stellung ein, welche der irischen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten Nordamerika's zugefallen ist. Im Gegensatze zu den rothhaarigen Irländern sind sie aber ehrlich, treu und fleißig. Man kann sie bei brennender Sonnenhitze, nur ein Tuch um die Lenden geknüpft und einen Strohhut auf dem Kopfe, Luftziegel zum Bau bereiten oder bei den Feldarbeiten beschäftigt sehen. Unter ihnen zeichnen sich besonders die berühmten californischen Perlenfischer aus. In früheren Zeiten sollen diese gelehrigen Ureinwohner außerordentlich kriegerisch gewesen sein, aber seit ihrem Uebertritte zum Christenthum ist ihre wilde Natur gebändigt worden. Die Yaquis gehörten zu den Ersten, welche sich auf Zureden der Jesuiten der katholischen Kirche zuwandten; diese benutzten sie zu denselben Dienstleistungen, welche den Israeliten einst von den Aegyptern auferlegt wurden. Die Indianer thaten sich bald als treffliche Handwerker hervor, erbauten Kirchen, Missionsanstalten und halfen Vorwerke zum Schutze gegen ihre rothen Mitbrüder anlegen. Nachdem ihre Frohnherren aus dem Lande verbannt worden waren, ward der Name „Jesuit“ in „Cura“ umgewandelt und die ehemalige Leibeigenschaft in Dienstbarkeit, wobei jedoch die Sache im Grunde dieselbe blieb. Priester, die wegen schlechten Lebenswandels an keinem andern Orte mehr geduldet werden konnten, erhielten Befehl, sich zur Strafe nach einer Yaqui-Gemeinde zurückzuziehen, etwa wie heute noch in Mexiko schwere Verbrecher nach der Militärgrenze verbannt werden.

Bartlett, der viel mit den Yaquis zusammenkam, wollte einen derselben abconterfeien lassen. Der arme Bursche erschrak aber so, als er nach der ersten Sitzung sein Bild auf der Leinwand erscheinen sah, daß er nicht zu bewegen war, dem Künstler zum zweitenmale zu sitzen.

Ein anderer ausgebreiteter, ackerbautreibender Indianerstamm, an der Grenze und im Staate Sonora seßhaft, sind die Opaten. Sie wohnen in Dörfern und sind im Ganzen stille, gutmüthige Menschen, welche die Reinlichkeit und Sauberkeit über Alles lieben. Zwischen La Magdalena und Ures befinden sich Opatendörfer, deren Einwohner, was Kleidung und Aussehen betrifft, der niederen Städtebevölkerung Mexiko's nur wenig nachstehen. Dennoch erfreuen sich diese friedlichen Leutchen des Rufes, die Einzigen zu sein, welche es mit den wilden Apachen aufzunehmen wagen. Bei mehr als Einer Gelegenheit wurden sie unter ihrem tapferen Anführer zum Kampfe aufgerufen. Dieser, Tanori mit Namen, erhält von der Regierung regelmäßigen Gehalt für seine schätzbaren Dienste, und ist deshalb beständig in Bereitschaft,

gegen den schlimmen Feind auszuziehen. Seit der Eroberung des Landes hat sich dieser Stamm den Weißen stets geneigt bewiesen.

Drei aus Opaten gebildete Infanterieregimenter sind fast immer in den Grenzstädten vertheilt, wo sie während einer Reihe von Jahren Gelegenheit hatten, sich durch Tapferkeit auszuzeichnen. So wird erzählt, ein einziger dieser Indianer habe acht bis zehn Apachen erlegt. Auch an den bürgerlichen Streitigkeiten des Landes betheiligte sich dieser tüchtige Stamm lebhaft. Außer seiner Neigung zum Soldatenstande zeigen dessen Angehörige noch großes Geschick zum Courierdienst; sie werden deshalb häufig als Eilboten benutzt und es soll Mancher schon 10—12 deutsche Meilen in 24 Stunden zurückgelegt haben.

In der Gegend von El Paso traf Bartlett auf Pueblo-Indianer, die zum alten Piro-Stamme gehörten und das nämliche Dorf bewohnten, das vor zwei Jahrhunderten ihren Voreltern zum Aufenthalte diente. Sie sind dort auf 80 Seelen zusammengeschmolzen und von diesen sind die wenigsten reines Vollblut. Aber sie haben ihre alte Sprache beibehalten, obgleich sie auch spanisch verstehen. Die Männer waren gekleidet, wie die niederen mexikanischen Classen; die Weiber, deren Gesichtszüge durch sonderbare Malereien gerade nicht verschönert wurden, trugen alle kurze, schwarze Röcke und hatten einen Mantel aus weißem Musselin über die Schultern geworfen; um ihre Taille war ein rother Seidenshawl und in ihren Haaren eine Menge heller bunter Bänder befestigt. Jede der Frauen hatte sich einen brennend rothen Fleck in der Mitte die Wange malen lassen, um welchen sich ein Rand aus kleinen weißen Punkten befand. In der Hand hielten diese Indianerinnen eine große Feder, welche sie im Takte auf- und niederbewegten, während ihre männlichen Begleiter mit Musketen bewaffnet waren und einer derselben beständig auf eine gewaltige Trommel schlug. Hierzu sangen alle eine eintönige Weise. Vor einer Kirche angelangt, hielt der Zug an und stellte sich zum Tanze auf.

In den Indianerdörfern werden an religiösen Festen sehr oft, und hauptsächlich an denen zu Ehren der Kirchenheiligen, mimische Tänze aufgeführt, unter denen der beliebte „Malinche" oben ansteht. Einer mexikanischen Sage zufolge soll Malinche eine Geliebte Montezuma's gewesen sein. An dem zur Erinnerung an sie eingeführten höchst anmuthigen Tanze nehmen elf Männer und eine Frau theil. Die Hauptperson „Malinche" wird von einem hübschen Mädchen dargestellt. Diese läßt sich neben Montezuma vor den in zwei Reihen aufgestellten Tanzenden nieder. Alle tragen indianisches Kostüm, an welchem Goldflitter und bunte Bänder natürlich nicht fehlen. In der einen Hand halten sie eine Klapper, in der anderen einen Fächer aus Federn. Nun beginnt der Tanz; die Reihen bewegen sich langsam im Takte vorwärts, um dem Darsteller des Monarchen zu Füßen zu fallen. Hierauf werden verschiedene Ketten gebildet, eine reizende Weise, die damit endigt, daß einer

der Tanzenden vortritt und Malinche einen prächtigen Fächer überreicht. Das junge Mädchen erhebt sich auf dieses Zeichen zum Tanz, erst dreht es sich allein, sodann mit Montezuma. Zum Schlusse wird eine mit bunten Farben bemalte Stange in die Erde gesteckt, mit vielen langen Bändern an der Spitze. Jeder Tänzer ergreift das Ende eines solchen Bandes und nun bewegt sich die Gruppe so lange in den verschiedenartigsten Wendungen um die Stange, bis dieselbe durch die Bänder in bestimmter Anordnung umwickelt ist. In ähnlicher Weise löst sich der Knäuel wieder auf.

Karl Heller erzählt von einem weniger anmuthigen Tanze in seinen „Reisen in Mexiko". „Als ich in dem kleinen Indianerdorfe San Bartolo ankam, war ich nicht wenig erstaunt, alle Einwohner bei der Kirche versammelt zu sehen, von denen eine Anzahl in Narrenkleider gehüllt und mit schwarzen, gräßliche Fratzen darstellenden Larven versehen war. Unter den bunten Kleidern hatten sie kleine Schellen befestigt, auf dem Kopfe Strohhüte, reichlich mit Federn verziert, und in der Hand trugen sie ein Machete."

„Bald stellten sich die Maskirten auf, ihren Tanz zu beginnen, an ihrer Spitze eine Person, die als Auszeichnung einen alten, schwarzen Frack, weiß Gott woher, und eine hölzerne Krone trug. Die Musik, aus einer Guitarre und einer Violine bestehend, begann mit dem gewöhnlichen Fandango, worauf nun alle, die Messer schwingend, unter entsetzlichen Grimassen herumzuspringen anfingen und wie toll durcheinander rannten. Dies Alles glich mehr einem wilden Kriegstanz, als einer Kirchenfeier. Unter beständigem Glockengeläute brachte man endlich auf einer hölzernen Tragbahre eine Figur zum Vorschein, welche die Mutter des Heilands darstellen sollte, aber mehr einem indianischen Götzenbilde glich. Kaum war dieselbe zur Kirchenthür hinausgetragen, als die Tänzer darauf losfuhren, als wollten sie Alles vernichten, ebenso schnell aber kehrten sie um und bildeten den Vortrab des Zuges. Hinter ihnen folgten zwei Männer, welche in Thonschüsseln Weihrauch verbrannten; darauf zwei mit Raketen, die sie ziemlich gut herzurichten verstehen, und die beständig in die Luft geschickt wurden (es war eben Mittag), denselben folgte die Tragbahre und eine Menge Volkes, schauerliche Gesangsweisen anstimmend. Nachdem sie einen Gang um die Kirche vollendet hatten, wurde von jedem Tänzer noch ein grimmiges Solo aufgeführt, und die Ceremonie war zu Ende."

Nachdem wir das Volk der gezähmten Indianer betrachtet, wie es sich härmt und wie es lacht, wie es ißt und trinkt, arbeitet, spielt und tanzt, wie es glaubt und aberglaubt, wollen wir furchtlos die wildgebliebenen Bewohner Mexiko's aufsuchen.

Auf! Folgt uns zu den Jägerstämmen des Nordens!



Indianer-Lager.

III.

Indianische Jägerhorden.

Die Heimat der Rothhäute. Züge der „wilden" Indianer. Abkunft. Ueberlieferungen und Sagen von Montezuma. Ruinen von Chihuahua. — Navajoes und Comanchen. Apachen. — Sitten und religiöse Anschauungen, Jagd- und Kriegslist der Indianer. Menschenraub. Gestohlene Kinder. — Reisen durch die Indianergebiete. — Indianer des Westens und Ostens. — Steppenbrand. Sandhosen. — Handeltreibende Stämme.

Wollten wir das ganze weite Gebiet überblicken, welches die „freien" rothen Indianerstämme Nordamerika's durchziehen und theilweise noch ihr eigen nennen, so müßten wir am Mississippi stromaufwärts wandern bis dahin, wo der Missouri sich mit ihm vereinigt; wir müßten jene unermeßlichen Ländertheile durchstreifen, welche unter dem Namen „der Wilde Westen" bekannt geworden sind, über die Felsengebirge bis zu den Gestaden des Stillen Ozeans vordringen, und von hier aus uns den nördlichen Provinzen Mexiko's zuwenden, oder mit andern Worten von Californien bis zum Antillenmeere pilgern, — eine Wanderung durch unübersehbare Ebenen und Grasflächen, über Riesenströme und Gebirgszüge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, durch ein Gebiet, fast so groß wie Europa.

Blickt hin auf jene ausgedehnten Flächen, nicht gefurcht durch menschliche Hände, deren Ursprünglichkeit selbst die zerstörende Zeit nach Jahrtausenden nicht zu verwischen vermocht hat. Wie die Scenerien, welche euch umgeben, neu sind, so auch die Menschen, denen ihr begegnet. Denkt euch

zunächst eine Ebene, mit unbegrenzter Aussicht nach allen Seiten, nur umspannt von dem blauen Bogen des Himmels. So weit das Auge schweifen kann, sieht es einen Blumenteppich vor sich! Alle Farben sind vertreten — die Sonnenblume spendet ihr flimmerndes Gold, die Malve ihr Scharlach; hier liegt ein Beet purpurner Monarda; dort streut die Euphorbie ihre Silberblätter umher; hier wieder in den glänzenden Blüten der Asklepia herrscht Orange vor, und weiterhin schweift der Blick nach den rosenrothen Blüten der Cleome. Die Luft ist erfüllt mit lieblichem Duft. Tausende von kleinen Bienenvögeln und Millionen von buntbeflügelten Insekten flattern umher, und erscheinen in den Sonnenstrahlen von seltener Farbenpracht. Diesen Garten Gottes nennt man in Amerika mit Unrecht die Unkraut-Prärie.

Wenden wir den Blick nach einer andern Seite. Wiederum dieselbe Gleichförmigkeit der Ebene, umspannt von dem blauen Himmelsdache; aber keine Blume ist zu sehen, sondern in unendlicher Ausdehnung ein lebendiges Grün, aus kurzem, dichten Rasen des Buffalo-Grases gebildet. Von Norden nach Süden, von Osten nach Westen erstreckt sich die Wiesen-Prärie. Das Auge schweift dahin ohne Widerstand. Vielleicht begegnet es den dunklen zottigen Gestalten der Büffel, oder erkennt die zierliche Antilope; vielleicht folgt es dem rasenden Galopp einer Heerde wilder Pferde. Das ist eine Gras-Prärie, die unbegrenzte Weide des Bison.

Wiederum ändert sich der Schauplatz. Die Erde ist nicht mehr eine platte Ebene, aber noch immer baumlos und grün. Die Fläche zeigt eine Aufeinanderfolge parallellaufender, wellenförmiger Erhöhungen, die hier und da zu Hügeln anschwellen. Sie ist mit reichem Gras von glänzendem Grün bedeckt. Diese Erdwellen erinnern an das Meer nach einem Sturme; sie sehen aus, als wären sie einmal solche Wogen gewesen und durch einen allmächtigen Willen in Erde verwandelt und zum Stillstehen gebracht worden.

Das ist die Wellen-Prärie oder „Roll-Prärie", der Jagdgrund des schlauen Indianers, wo er in der Wolfshaut oder im Felle des Büffels oder des Hirsches die großen Heerden dieses Bewohners der Grasebenen beschleicht. (S. Abbildung S. 266).

Verändern wir nochmals den Schauplatz und denken wir uns inmitten eines Bestandes hohen Grases, unterbrochen von Blumen und dazwischen liegenden Baumgruppen oder vereinzelten Gebüschen. Heerden von Büffeln, Antilopen und wilden Pferden bewegen sich in der Ferne. Diese Gebüsche sind belebt durch Fasane und Truthähne. Umsonst sieht man sich aber nach den Besitzern dieser Ländereien, dieser herrlichen Wiesen, nach Heerden und Vögeln um; nach allen Seiten, hunderte von Meilen im Umkreis, erblickt man keinen rauchenden Schornstein, kein Haus und keine Hütte. Das Land wird, obwol es wie bebaut aussieht, fast nur von dem Fuße des rothen Indianers betreten.

Das sind die Mottes — die „Inseln" in dem Prärie-Meere.

Außer diesen kleinen, zerstreuten Baumgruppen, welche die Eintönigkeit unterbrechen, gewahrt man nirgends Waldungen, als etwa entlang den Ufern der Flüsse, welche, in den schneebedeckten Gebirgen entspringend, wasserreich dem Ozean zueilen. Vorherrschend sind es hier Pappeln und Weiden, welche den Uferwald bilden und einen trügerischen, den Ueberschwemmungen ausgesetzten Boden verrathen. Hütet sich auch der Ansiedler, in ihnen seine Hütte aufzuschlagen, fehlen den Waldungen auch duftende Blumen und üppige Schlinggewächse, so bieten sie doch, besonders im Herbst, ein prächtiges Schauspiel. Die Blätter gleichen dann Blumen, so bunt sind ihre Farben; lau und herrlich weht die Luft, und Tausende von Vögeln flattern umher auf allen Zweigen. Ihr Ruf, ihr Girren, Lachen, Klopfen und Hämmern, Alles schwirrt durch einander; hoch oben aber, auf einem der äußersten Zweige, schmettert der Spottvogel seine Töne hervor, als wolle er alle Sänger beschämen und zum Schweigen bringen.

Nehmen wir Abschied von der Prärie und setzen wir unsere Umschau weiter fort von jener Anhöhe, zu der wir zwischen Porphyrgerölle oder über losen Sand emporsteigen. Die Bergebene vor uns ist mit dornigem Gestrüppe bedeckt. Es sind vorzugsweise Mimosen mit ihren gefiederten Blättern, welche zur trockenen Zeit, und diese ist hier die längste im Jahre, abfallen. Gelbe Blütenköpfchen hängen an zollgroßen Stielen zwischen fingerlangen Dornen. Besonders ist es die drüsige Algaroba, welche dieses schattenlose, traurige Gestrüpp, das der Spanier Mezquito nennt, bildet. In diese undurchdringlichen Dornengewirre verkriecht sich die gefürchtete Klapperschlange; hier ruht ungestört der Präriewolf, bis ihn beim Anbruche der Nacht der Hunger zum Raube stachelt.

Nur ein Weniges weiter und wir stehen in einem Lilienwalde; bitter würde aber der Leser enttäuscht werden, wenn er sich in diesem Walde kühlenden Schatten bei der Glühhitze des Sommers, in diesem Schatten die bezaubernden Gestalten unserer schlanken Lilien mit duftenden weißen Blumen gedacht hätte. Das dürre, steinige Gefilde ist zwar mit baumhohen Gewächsen bestanden, welche nach ihrem Blüten- und Fruchtbau mit den Tulpen und Hyazinthen, Lilien und Kaiserkronen familienverwandt sind, aber diese Yuccastämme theilen sich nur in einige wenige steife Aeste und tragen an den Enden der letzteren einen großen Büschel aus langen starren, meist stachligen Blättern, die mit ihrem düstern Graugrün einen unerquicklichen Anblick gewähren. Nur wenn der hohe Blütenschaft wie ein reicher Armleuchter seine Seitenäste mit Blütenglocken behängt entfaltet, mildert sich das Melancholische dieser Yuccawaldungen etwas; — von Schatten aber und von Erquickung für den verschmachtenden Wanderer ist hier keine Rede. (Man vergleiche unsere Abbildung S. 210).

Hier siedelt sich vorzugsweise gern jenes gesellige Thier an, welches fälschlich Präriehund genannt wird. Dieser Verwandte des Murmelthiers

und Meerschweinchens ist ein Meister in der Anlage von Höhlenbauten und seine Kolonien bedecken nicht selten, so weit das Auge schauen kann, die Steppe. Gemüthlich theilen die Viscachas ihre Wohnung mit dem Präriekauz, ja ihre Höhlen beherbergen nicht selten sogar die gefürchtete Klapperschlange.



Viscacha-Kolonie.

Wird der Boden der Hochsteppe salzhaltig, so verschwinden die Pflanzengestalten, welche uns bisher begleiteten und andere, keineswegs schönere Formen begrüßen uns. Ein mehr als mannshoher Strauch erregt unsere Aufmerksamkeit; er ist vieläßtig zertheilt, mit sparrig abstehenden Zweigen und dunkelgrünem, saftigen Laube. Auch er starrt von Dornen. Es ist die Salzceder, eine Verwandte unserer Melden. Um ihn herum wachsen Beifußgestrüpp, Sodapflanzen, Gänsefußkräuter, Schafgarbe, Dreizack, Riedgras, auch einige Hälmchen eines Queckenweizens und einer Gerstenart gesellen sich als spärliche Vertreter eines Rasenwuchses dazu. Die meisten von ihnen sind grau, sehen verdorrt und kümmerlich aus und entbehren jeglichen belebenden Blütenschmuckes. Nur an seltenen Stellen mischt sich ein Lauch oder eine einsame Schwertlilie dazwischen, und einige Tragantharten entfalten blasse Schmetterlingsblüten neben den gelben Sternchen einer Crucifere.

Aber wir steigen frischen Muthes höher, zum Gebirg empor, dessen kühle Seiten die Wolken fesseln und sie veranlassen, Regen herniederzusenden.

Ein schluchtähnliches Thal windet sich durch steile, himmelanstrebende Steinpyramiden, deren riesige Häupter sich tief bis in das Blau des Himmels erheben. Berge sind auf Berge gethürmt, bedeckt mit dem Schnee, der nimmer schmilzt. Gewaltige Felstrümmer, hinabgestürzt in die Tiefe, liegen aufgeschichtet in finsteren Abgründen, und diese Zeugen längstvergangener Erdumwälzungen erfüllen den Wanderer mit Grauen. Von den in chaotischer Verwirrung auf einander gelagerten Felsmassen sind einige kahl, andere zeigen Spuren von Vegetation in den dunklen Nadeln der Föhren und Cedern, deren verkrüppelte Gestalten bald aufwärts streben, bald von den Felsenzacken herabhängen. Hier steigt eine orgelförmige Spitze hoch hinauf, bis sie in Wolken verschwindet; dort streckt ein Kamm seine scharfe Kante gegen den Himmel, während längs seinen Seiten gewaltige Granitblöcke liegen, als wären sie von Titanen-Händen geschleudert worden. Jetzt begrüßen uns nach langer Irrfahrt ernste, mächtige Wälder, immergrüne Eichen mit glänzendem Laube und weitausgebreiteten, schattengebenden Kronen. Hoch über sie ragen riesige Kieferarten über 100 Fuß hoch empor, unserer bekannten Weimuthskiefer durch lange, büschelig stehende Nadeln ähnlich. Unter den mächtigen Stämmen grünen zierliche Erdbeerbäumchen (Arbutus), Lebensbäume, Wachholdergesträuche und Verwandte unserer Rosen, und am Boden mischen sich die bekannten Gestalten der Silenen, Geranien, Ritterspores, Wolfsbohnen, Schminkbohnen und Georginen mit den fremdartigen Formen der Echiverien und Cacteen. Ein furchtbares Ungethüm — der aschgraue Bär — schleppt sich an den hohen Felsenwänden hin; der Carcajou kauert auf vorspringender Klippe und wartet auf die flüchtigen Thiere des Waldes, die dort unten zu dem Wasser vorübergehen müssen. Auf dem Föhrenaste wetzt der kahlköpfige Geier seinen schmutzigen Schnabel, und hoch oben über allen schwebt unter dem blauen Himmelszelte der weißköpfige Adler.

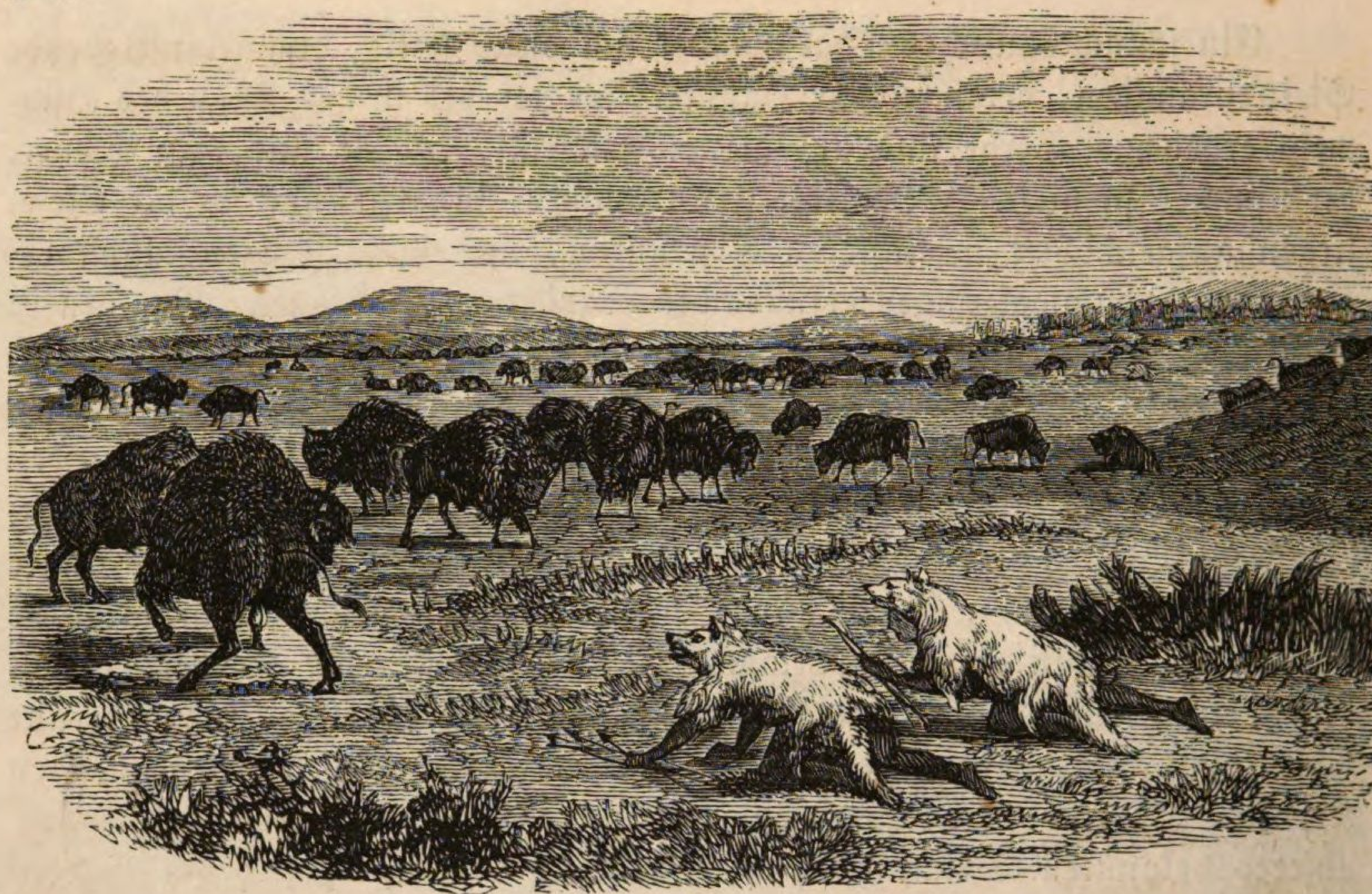
Das sind Scenerien aus den südwärts ziehenden Gebirgszügen, aus den amerikanischen Anden, dem kolossalen Rückgrat des Festlandes.

Wir haben nun einen Ueberblick gewonnen über die eigentliche Heimat und die Wohnsitze der Rothhäute. Innerhalb der Prärien liegen ihre besten Jagdgründe.

Im Sinne unseres Buches interessiren uns nur die Stämme, welche im Norden von Mexiko hausen und deren räuberisches Treiben zugleich Hauptursache ist, daß jene Provinzen nicht zu ersprießlichem Gedeihen gelangen konnten.

Nach Norden, Westen und Osten sind es meist unermeßliche Ebenen, welche die Grenzscheide zwischen der nordamerikanischen Union und Mexiko bilden. Dieses kaum übersehbare Gebiet wird hauptsächlich belebt durch den rothbraunen Mann und seine Stammesangehörigen.

Suchen wir nun diese wilden Indianer, die Indios salvagos, in ihren Gebieten auf!



Wellen-Prärie. Jagd auf grasende Büffel.

Herkunft und Sagen der Indianer des Nordens.

Nach den alten Ueberlieferungen kamen die Indianerstämme, welche sich auf dem mexikanischen Tafellande angesiedelt haben, aus dem Norden des neuen Kontinentes. Daß es nicht Phantasien sind, vermittelst welcher die Alterthumsforscher die Verwandtschaft der ehemaligen Bewohner der Hochebene von Anahuac mit den Jägerhorden des Nordens zu beweisen suchen, dafür liefern zahlreiche Sagen, die sich an den Namen des berühmtesten Herrschers des aztekischen Reiches knüpfen, einen sprechenden Beleg. Wie verschiedenartig die Abzweigungen jener wilden Völkerschaften sind, die sich über den Norden Mexiko's ausbreiten, eben so mannichfach ist auch die Welt ihrer Sagen, und da zu unserem Werke alles Dasjenige gehört, was mit der Vergangenheit dieser wilden Horden in Verbindung steht, so sollen uns zunächst die Montezuma-Ueberlieferungen beschäftigen.

Schildern auch die Berichte der Spanier jenen Monarchen als einen mit großen Schwächen behafteten Charakter, so ist doch die Erinnerung an den kaiserlichen Märtyrer bei der braunen Rasse nicht erloschen, ja sie hat sich forterhalten selbst unter den entferntesten Stämmen. Noch jetzt nimmt sein Name in dem Sagenkreise der Jägervölker Neu-Mexiko's und Texas' dieselbe Stelle ein, wie bei uns die Namen der Friedriche aus dem XII. und XVIII. Jahrhundert. Dermaleinst, glauben die Indianer, werde der Sohn der Sonne wiederkehren, Amerika von den weißen Eindringlingen reinigen und seinen dunkelfarbigen Kindern ihr altes Erbe zurückgeben. Es habe nämlich, während der Gefangenschaft bei den Spaniern, Montezuma seine

Häuptlinge angewiesen, das heilige Feuer, welches die Sonne selbst vor Zeiten angezündet, und das seitdem auf der Höhe der Tempelpyramiden gehütet worden, unter sich zu vertheilen und es gewissenhaft zu bewahren. Jeden Morgen sollten sie es dankbar verehren, und dann die Dächer ihrer Wohnungen besteigen, um gen Osten zu schauen; denn es werde ein Tag anbrechen, an welchem man ihn wiederkehren und seiner Erzeugerin, der Sonne, die rechte Hand reichen sehen werde. Die mexikanischen Edlen, so geht die Sage, hatten dem Befehl ihres Fürsten Folge geleistet und das heilige Feuer unter sich vertheilt. Als kurze Zeit nachher Montezuma, vom Steinwurfe eines Bewohners von Tenochtitlan getroffen, auf dem Sterbebette gelegen, sei seine letzte Mahnung gewesen: „Vergeßt das Feuer nicht!“ Vergebens sollen die Spanier seinen Getreuen durch Folterqualen den geheimen Sinn dieses Ausrufes haben abpressen wollen. Kein Einziger habe auch nur durch eine Silbe verrathen, was sein sterbender Gebieter eigentlich verordnet, und so sei das heilige Feuer gehütet worden, fort und fort.

Die weite Verbreitung dieser Tradition hat in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts ein schlauer Indianerhäuptling der Schwarzfüße, Natah Otam, der graue Bär, benutzt, um unter den zahlreichen Stämmen eine Verbindung gegen die Blaßgesichter zu gründen, deren Zweck die gänzliche Vernichtung und Vertreibung der Weißen war. Er spiegelte den Indianern vor, die Zeit, da Montezuma wiederkommen und die Rothhäute von ihren Unterdrückern befreien werde, nahe jetzt mit Riesenschritten heran. Es bedürfe nur der Einigkeit, um an allen Grenzen zu gleicher Zeit über die Weißen herzufallen. Wirklich gelang es dem Indianerhäuptling, eines der Forts der Vereinigten Staaten „Fort Mackenzie“ zu erobern und unter der Besatzung sowie unter den wehrlosen Weibern und Kindern ein fürchterliches Blutbad anzurichten. Allein die Rothhäute fanden in der eroberten Festung große Branntweinvorräthe, durch deren Genuß alle gar bald in einen Haufen Betrunkener verwandelt wurden. Diesen Umstand benutzte der Commandant, der sich mit einigen Soldaten durchgeschlagen. Er zog rasch Verstärkungen an sich und ließ nun eine gerechte Vergeltung über die Mörder ergehen, indem er sie mit Kartätschen haufenweise niederschmetterte. Nur Wenige entkamen in die Prärien. Unter den Todten befand sich auch Natah Otam, mit dem dieser Rassenaufstand zu Grabe getragen ward.

Bei den Tiquez haben sich gleichfalls Montezumasagen erhalten.

Dieser interessante Stamm erschien zuerst an der nordwestlichen Quelle des Rio del Norte. Woher er gekommen, ist unbekannt. Als Zuflucht dienten ihm tiefe Schluchten und Höhlen. In Acoti, wo er eine Zeitlang verweilte, trat sein späterer Führer Montezuma an's Licht der Welt. Dieser lehrte die Seinen Dörfer bauen und heilige Feuer entzünden. In der Stadt Pecos pflanzte er einen mächtigen Baum verkehrt in die Erde, so daß die Wurzeln nach oben standen, und verkündete: wenn dieser Baum dereinst

verschwinde, werde ein fremdes Geschlecht erscheinen und die Herrschaft an sich reißen. Von da ab werde sich kein Regen mehr einstellen, die Erde werde unfruchtbar. Auch er befahl seinen Getreuen, die heiligen Feuer gut zu bewahren, bis der Baum vergehe. Später werde er, Montezuma, wiederkehren und sein altes Reich herstellen; dann ströme erfrischender Regen auf's Neue zur Erde nieder; die Berge würden sich aufthun und reiche Gold- und Silberschätze darbieten.

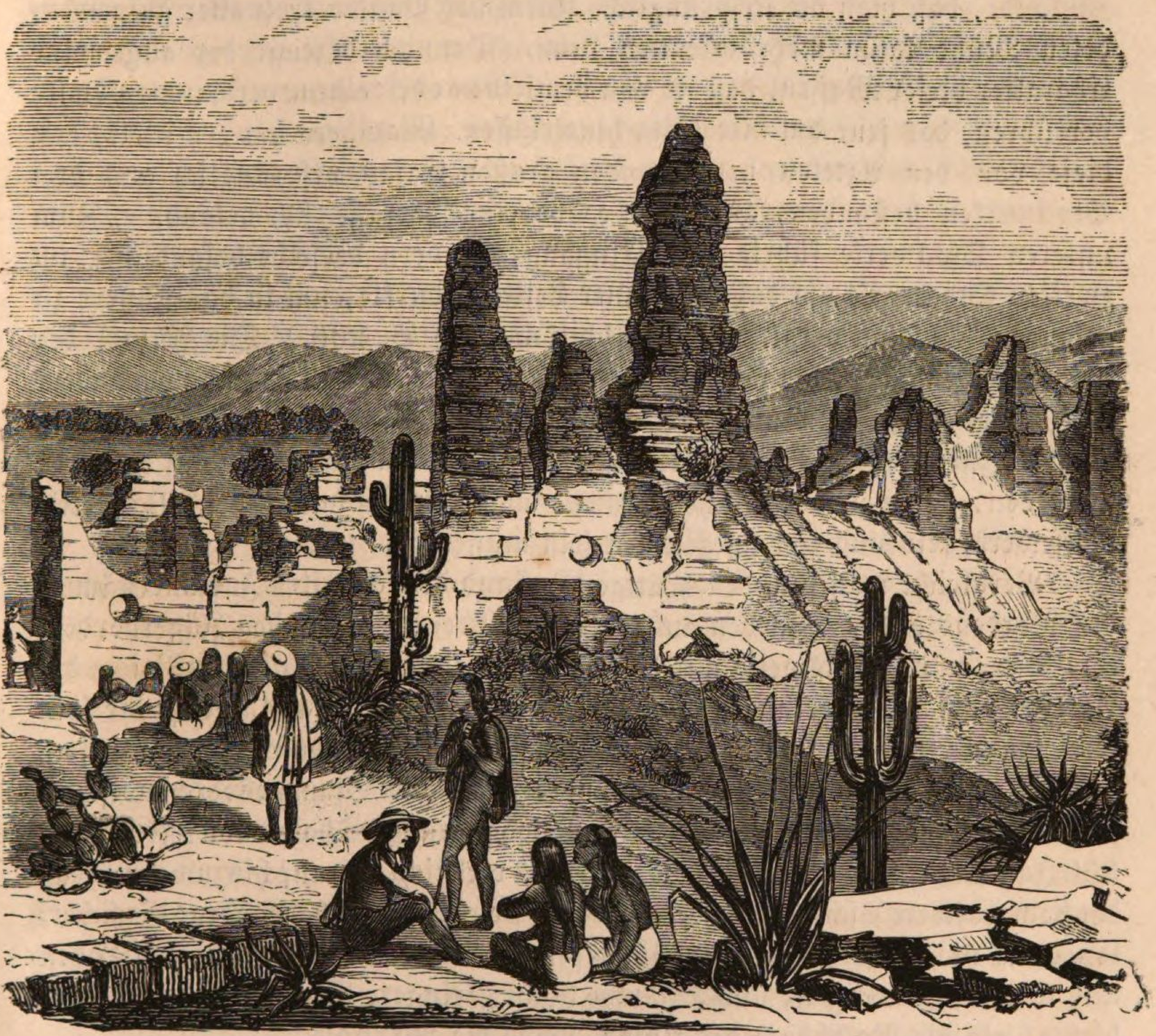
Noch jetzt sollen viele dieser Indianerstämme auf die verheißene Wiederkunft Montezuma's warten; deswegen steigen an einzelnen Orten, so heißt es, jeden Morgen bei Sonnenaufgang ausgestellte Wachen auf den Gipfel der höchsten Häuser und blicken sehnsüchtig nach Osten, ob der Erretter der braunen Rasse herannahe.

Der gleiche Haß gegen die Weißen, wie er in den Herzen der Stämme der Indianergebiete Nordamerika's fortlebt, hat niemals aufgehört, die Steppensöhne der mexikanischen Grenzprovinzen zu beseelen; sie haben ja nicht minder über Unterdrückung durch die Europäer zu klagen, als ihre Brüder im Norden und Westen der Neuen Welt.

Wir wissen, daß das älteste Kulturvolk Mexikos, die Tolteken, im VI. Jahrhundert aus Norden gekommen und gen Süden gewandert waren. Als sie ihren Niederlassungen am Rio Gila, oder vielmehr ihrem Hauptorte Tlalpallan den Rücken kehrten, zogen sie längs dem californischen Meerbusen hin, weiter südwärts. Die Chichimeken, gleichfalls vom Norden her, verlassen ihre Sitze (Amaquemacan) im XII. Jahrhundert und in ihnen gehen die Reste der kulturtüchtigen Tolteken auf. (Vergl. S. 71 u. 103).

Den für uns interessantesten Zweig der vielstämmigen Nahuatlaken, die Azteken, läßt F. X. Clavigero um's Jahr 1160 unserer Zeitrechnung von Aztlan aus gegen Südwesten aufbrechen. Besonders die Umgegend des Sees Timpanogos, der, wie man annimmt, mit den See Teguayo, dem Stammsitze der Azteken, identisch ist, bietet großes historisches Interesse. Dieses Volk machte nämlich während seiner Einwanderung von Aztlan nach Tula oder vielmehr nach dem Thale von Tenochtitlan, drei Stationen, an welchen Orten noch Ruinen von Casas grandes zu sehen sind. Der erste Aufenthalt der Azteken fand am See Teguayo statt, südlich von Quivira, der zweite am Rio Gila, der dritte unfern des Militärcordon von Llanos. Leutnant Albert hat an den Ufern des Rio Gila eine Unzahl zierlich bemalter Scherben von Steingut und Töpfergeschirr auf großen Flächen zerstreut gefunden, welche schon an denselben Orten die Missionäre Francisco Garces und Pedro Fonte in Erstaunen setzten; denn sie rühren augenscheinlich von Erzeugnissen her, die auf eine Zeit höherer Kultur in der jetzt verödeten Gegend hindeuten. Von dem ursprünglichen Baustil der Azteken und ihren Häusern von sieben Stockwerken finden sich noch jetzt Wiederholungen östlich vom Rio grande del Norte, z. B. in Taos.

Ruinen aus der Zeit ihrer zweiten Niederlassung, die Casas grandes oder großen Häuser von Chihuahua, von den Eingeborenen auch Casas de Montezuma genannt, sind in den letzten Jahrzehnten etwas bekannter geworden, vorzüglich durch die von der Vereinigten-Staaten-Regierung ausgerüstete große Expedition nach den Ufern des Stillen Ozeans, unter Führung von E. G. Bartlett.



Aztekische Ruinen: die Casas grandes von Chihuahua.

Die Beschaffenheit jener ältesten Anfänge des baulichen Schaffens der Azteken, wenn man Schutthaufen aus zerbröckelter Erde und Ziegeln, sowie einzelne Steinwände überhaupt so bezeichnen darf, weist darauf hin, daß die hier und da noch aufrechtstehenden Mauern von abwechselnd 5 bis 20 Fuß Höhe und 5 Fuß Stärke, von Gebäuden herrühren, welche theilweise die vorhingenannte letzte Ziffer, hinsichtlich der Höhe derselben, überstiegen haben müssen, wofür die Dicke der Grundmauern Zeugniß ablegt.

Bei einer genaueren Untersuchung gelangt man zu dem Schlusse, daß ehemals die äußeren Theile dieser Trümmer am wenigsten hoch gewesen sein

und Meerschweinchens ist ein Meister in der Anlage von Höhlenbauten und seine Kolonien bedecken nicht selten, so weit das Auge schauen kann, die Steppe. Gemüthlich theilen die Viscachas ihre Wohnung mit dem Präriekauz, ja ihre Höhlen beherbergen nicht selten sogar die gefürchtete Klapperschlange.



Viscacha-Kolonie.

Wird der Boden der Hochsteppe salzhaltig, so verschwinden die Pflanzengestalten, welche uns bisher begleiteten und andere, keineswegs schönere Formen begrüßen uns. Ein mehr als mannshoher Strauch erregt unsere Aufmerksamkeit; er ist vieläftig zertheilt, mit sparrig abstehenden Zweigen und dunkelgrünem, saftigen Laube. Auch er starrt von Dornen. Es ist die Salzceder, eine Verwandte unserer Melden. Um ihn herum wachsen Beifußgestrüpp, Sodapflanzen, Gänsefußkräuter, Schafgarbe, Dreizack, Riedgras, auch einige Hälmchen eines Queckenweizens und einer Gerstenart gesellen sich als spärliche Vertreter eines Rasenwuchses dazu. Die meisten von ihnen sind grau, sehen verdorrt und kümmerlich aus und entbehren jeglichen belebenden Blütenschmuckes. Nur an seltenen Stellen mischt sich ein Lauch oder eine einsame Schwertlilie dazwischen, und einige Tragantharten entfalten blasse Schmetterlingsblüten neben den gelben Sternchen einer Crucifere.

Aber wir steigen frischen Muthes höher, zum Gebirg empor, dessen kühle Seiten die Wolken fesseln und sie veranlassen, Regen herniederzusenden.

Ein schluchtähnliches Thal windet sich durch steile, himmelanstrebende Steinpyramiden, deren riesige Häupter sich tief bis in das Blau des Himmels erheben. Berge sind auf Berge gethürmt, bedeckt mit dem Schnee, der nimmer schmilzt. Gewaltige Felstrümmer, hinabgestürzt in die Tiefe, liegen aufgeschichtet in finsteren Abgründen, und diese Zeugen längstvergangener Erdumwälzungen erfüllen den Wanderer mit Grauen. Von den in chaotischer Verwirrung auf einander gelagerten Felsmassen sind einige kahl, andere zeigen Spuren von Vegetation in den dunklen Nadeln der Föhren und Cedern, deren verkrüppelte Gestalten bald aufwärts streben, bald von den Felsenzacken herabhängen. Hier steigt eine orgelförmige Spitze hoch hinauf, bis sie in Wolken verschwindet; dort streckt ein Kamm seine scharfe Kante gegen den Himmel, während längs seinen Seiten gewaltige Granitblöcke liegen, als wären sie von Titanen-Händen geschleudert worden. Jetzt begrüßen uns nach langer Irrfahrt ernste, mächtige Wälder, immergrüne Eichen mit glänzendem Laube und weitausgebreiteten, schattengebenden Kronen. Hoch über sie ragen riesige Kieferarten über 100 Fuß hoch empor, unserer bekannten Weimuthskiefer durch lange, büschelig stehende Nadeln ähnlich. Unter den mächtigen Stämmen grünen zierliche Erdbeerbäumchen (Arbutus), Lebensbäume, Wachholdergesträuche und Verwandte unserer Rosen, und am Boden mischen sich die bekannten Gestalten der Silenen, Geranien, Rittersporen, Wolfsbohnen, Schminkbohnen und Georginen mit den fremdartigen Formen der Echiverien und Cacteen. Ein furchtbares Ungethüm — der aschgraue Bär — schleppt sich an den hohen Felsenwänden hin; der Carcajou kauert auf vorspringender Klippe und wartet auf die flüchtigen Thiere des Waldes, die dort unten zu dem Wasser vorübergehen müssen. Auf dem Föhrenaste wetzt der kahlköpfige Geier seinen schmutzigen Schnabel, und hoch oben über allen schwebt unter dem blauen Himmelszelte der weißköpfige Adler.

Das sind Scenerien aus den südwärts ziehenden Gebirgszügen, aus den amerikanischen Anden, dem kolossalen Rückgrat des Festlandes.

Wir haben nun einen Ueberblick gewonnen über die eigentliche Heimat und die Wohnsitze der Rothhäute. Innerhalb der Prärien liegen ihre besten Jagdgründe.

Im Sinne unseres Buches interessiren uns nur die Stämme, welche im Norden von Mexiko hausen und deren räuberisches Treiben zugleich Hauptursache ist, daß jene Provinzen nicht zu ersprießlichem Gedeihen gelangen konnten.

Nach Norden, Westen und Osten sind es meist unermeßliche Ebenen, welche die Grenzscheide zwischen der nordamerikanischen Union und Mexiko bilden. Dieses kaum übersehbare Gebiet wird hauptsächlich belebt durch den rothbraunen Mann und seine Stammesangehörigen.

Suchen wir nun diese wilden Indianer, die Indios salvagos, in ihren Gebieten auf!

---

können, ja kaum mehr als ein einziges Stockwerk gehabt haben mögen, während die mittleren wahrscheinlich zu drei, vier und mehr Etagen emporstiegen.

Nirgends erblickt man Ueberreste von Steinmassen. Denn das Bauwerk bestand aus „tapia", großen Lehm- und Erdstücken, mit Kiesel untermischt. Dergleichen Mauern leiden außerordentlich durch die Feuchtigkeit und fallen deshalb leicht ein. Die Trümmer von Chihuahua befinden sich in solch einem Zustande, daß man die ursprüngliche Form der Bauten trotz aller aufgewendeten Mühe kaum mehr erkennen kann. Dennoch bezeugt der allgemeine Charakter dieser Massen, daß sie von demselben oder einem verwandten Volke herrühren, das jene am Rio Gila hinterlassen. Clavigero hat ermittelt, daß diese von den Azteken herrührenden großen Casas ursprünglich aus drei Stockwerken bestanden, auf deren Höhe eine Terrasse sich befand. „Zum unteren Stockwerke führte kein Eingang, sondern derselbe befand sich im zweiten Stockwerke, so daß man einer Leiter bedurfte, um in das Innere zu gelangen." (Man vergl. unsere Abbildung auf S. 200.) Die Anzahl der kleineren Gemächer, die verschiedenen Etagen, die Hofräume und noch andere Einzelnheiten gleichen mehrfach den großen Gebäulichkeiten der heutigen Puebla-Indianer Neu-Mexiko's. Auch hier stößt man nicht selten auf thönerne Scherben, deren ursprüngliche Formen, nach den Zeichnungen in Bartlett's Reisewerk, fein und zierlich gewesen sein müssen.

Vergleicht man nun den heutigen Zustand der seßhaften Indianerstämme des Nordens oder der in den ausgedehnten Ebenen hausenden Jägerhorden, ihre Bau- und Lebensweise mit der Kultur, welche die Spanier im Reiche der Azteken vorfanden, erinnern wir uns der barbarischen Pracht, welche die späteren Entdecker auf ihren Fahrten und Zügen im Norden Neuspaniens antrafen, so ist es natürlich, wenn uns Zweifel ob einer nahen Stammesverwandtschaft jener wilden Rassen mit den gesitteten Bewohnern des Thales von Mexiko vor 350 Jahren beschleichen. Indessen genügt es vielleicht, darauf hinzuweisen, daß der hochgebildete Tscheche und der wilde Bewohner der Tschernagora, die sicherlich einer und derselben großen Völkerfamilie angehören, in Bezug auf Leben und Sitten, Intelligenz und Bildung kaum geringere Verschiedenheiten darbieten, als die Rothhäute der Union, sowie die Mexiko's.

Leben und Sitten der indianischen Jägerhorden.

Mit Ausnahme der größeren Stämme unterscheiden sich die verschiedenen Indianervölker nur durch Benennungen, die entweder auf ihre Wohnorte, Flüsse, Berge und Wälder, oder auch auf ihre Eigenthümlichkeiten Bezug haben. Viele der vormals bedeutenderen Indianerhorden sind heutigen Tages völlig — bis auf ihren Namen, verschwunden. Wir können uns hier nicht mit den einzelnen Verzweigungen derselben befassen, denn noch immer giebt es über 120 solcher größeren Indianerfamilien, sondern wir halten uns zunächst an die bekanntesten und für uns wichtigsten Stämme.

Die Indios bravos oder „freien Indianer", die in den nördlichen Gegenden Mexiko's umherziehen, leben hauptsächlich von Jagd und Raub. Vorzugsweise verdienen unter diesen Jagdvölkern genannt zu werden: die Comanchen, zu denen die wilden Apachen und Navajoes, die Mikos, die mitunter blondhaarigen Lipanen und die Matalans gehören, während zu den Indios fideles oder christlichen Indianern besonders die Azteken, Taraskeu, Mizteken, Otomiten, Huasteken, Mayas, Opaten, Yaquis 2c. gehören.

Beinahe alle Wilden, welche auf Raub ausziehen, werden von den Mexikanern „Comanchen" genannt. Diese sind wahrscheinlich ein Gemisch verschiedener Indianerstämme, welche von weißen Eindringlingen immer mehr nach dem „wilden Westen" zurückgedrängt wurden und sich nun durch Ueberfälle in das Gebiet ihrer Unterdrücker für die Vertreibung aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen rächen.

Zu den Zeiten der Vicekönige hatte man zum Schutze gegen die Einfälle der Rothhäute vorzüglich in Sonora und Chihuahua feste Posten, sogenannte Presidios, errichtet, welche den Forts der Amerikaner auf den Indianergebieten entsprachen. Später ersetzte man diese Presidios durch Militärcordons (einer Art Militärgrenze), die jedoch beim Zusammentreffen mit den Indianern gewöhnlich den Kürzern zogen.

Noch bis zum heutigen Tage behagt die Nachbarschaft der Städte Chihuahua und Durango, wo es wenig Dörfer und kleinere Orte, aber um so mehr Viehzüchter giebt, ganz besonders den Rothhäuten. Die Comanchen finden hier, was sie brauchen, tüchtige Pferde, und sie wissen sich auch auf gute Manier in den Besitz der nöthigen Thiere zu setzen.

Zur großen Familie der Comanchen gehören, wie wir wissen, auch die Apachen und Navajoes. Sie interessiren uns schon um deswillen, weil sie die Zerstörer einer höheren, bei den Eingeborenen am Rio Gila und dem Rio del Norte in Neumexiko noch im XVI. Jahrhundert einheimisch gewesenen Kultur sind. Als Ueberrest jenes durch sie zu Grund gerichteten Volkes, welches seither wieder der Barbarei verfallen, gelten die Moquis, unter deren Namen man heute alle verwandten Stämme jener Gegenden begreift.

Die Indianer der Prärien sind größtentheils Reitervölker und verstehen ihre zwar kleinen, aber ungemein starken und raschen Pferde mit vielem Geschicke zu tummeln. Dies gilt vorzüglich von den Comanchen. Die Leute dieses Stammes sind nicht sehr groß, wohl aber schwerfällig in ihren Bewegungen; sobald sie jedoch in den Sattel steigen, werden sie gleichsam andere Wesen. Unter ihren Reiterkünsten wird als etwas Erstaunlichstes folgende Kampfweise gerühmt. Der Indianer läßt plötzlich seinen Körper auf die eine Seite des Pferdes herabfallen und schützt sich dadurch vor den Waffen des Feindes, während er horizontal seitwärts vom Körper des Pferdes hängt und mit der Ferse sich auf dem Rücken desselben festhält, wodurch er in den Stand gesetzt wird, sich schnell wieder hinauf zu schwingen. Dieses Hinabwerfen

geschieht im vollen Jagen. Der Reiter hält dabei Bogen, Schild und die vierzehn Fuß lange Lanze und bedient sich sogar dieser Waffen. An seinem Gegner vorübersprengend, schießt er den Pfeil über den Rücken des Pferdes oder unter dem Halse desselben hindurch. Dieses auf den ersten Blick unerklärliche Manöver wird begreiflich, obwol es noch immer bewundernswerth bleibt, wenn man erfährt, daß jedes Pferd um den Hals einen kurzen Strick von Haaren hat, dessen beide Enden in der Mähne am Widerrist befestigt sind. Auf diese Weise entsteht eine Schlinge, durch welche der Arm so gesteckt wird, daß das Gewicht des Körpers auf der Mitte des Oberarms ruht, während der Reiter sich mit der Ferse auf dem Rücken seines Gaules festhält.



Kampf der Comanchen.

Früh lernt der Comanche das Thier behandeln, mit dem er so eng verwachsen ist. Der kaum ein Jahr alte Knabe wählt sich als Spielzeug einen kleinen Bogen und eine kleine Lanze, in deren Führung er bald eine gewisse Meisterschaft erlangt. Ein Pferd besteigt er schon, wenn seine Beinchen kaum laufen können. Bald fühlt er sich auf seinem Rosse so heimisch, wie der älteste Reiter.

Der große, außerordentlich verzweigte Comanchenstamm bewohnt das Oregongebiet und durchzieht die weiten Ebenen vom Meerbusen von Californien bis zum Golfe von Mexiko. Die eigentlichen Comanchen, welche man

oft mit den Beduinen verglichen hat, sitzen hauptsächlich in dem zugänglichen Hochlande zwischen dem Rio del Norte und dem oberen Red River. Ebenso räuberisch wie kriegsgewandt, erscheinen sie plötzlich und verschwinden unversehens wieder, bald die Stämme befehdend, welche sich ihnen nicht als Vasallen anschließen, bald die Niederlassungen und Städte der Weißen heimsuchend.



Navajoes, ihre Gefangenen heimführend.

Die Gefangenen werden bei einigen Stämmen den furchtbarsten Martern unterworfen, und man hat deshalb die Indianer im Allgemeinen der Grausamkeit und Gefühllosigkeit beschuldigt. Möge man billiger Weise bedenken, daß die Verwandten der Sieger früher dasselbe Loos getroffen hat, und daß diese rohen Menschen eine solche Wiedervergeltung für nothwendig halten, um den Schatten ihrer getödteten Freunde zu versöhnen. Auch trifft eine grausame Behandlung immer nur Einzelne. Die Uebrigen werden dem Stamme der Ueberwinder einverleibt, heirathen nicht selten die Witwen der im Kampfe Gefallenen und erlangen dadurch völlig gleiche Rechte mit den andern Mitgliedern der Sippe.

Gelingt es einem Comanchen, einen seiner rothhäutigen Feinde zum Gefangenen zu machen, so bindet er ihn mit dem linken Fuße und der linken Hand an einen Pfahl, giebt ihm eine Waffe in die freigelassene rechte und läßt ihn in diesem Zustande einen Wettkampf mit sechs Kriegern seines eigenen Stammes bestehen. Unterliegt der Gefangene, so mag der Sieger ihm das Leben nehmen und seinen Leichnam verbrennen, fallen jedoch die sechs Gegner, so wird der Tapfere feierlich unter die Comanchen aufgenommen.

Am wenigsten haben eigentlich die weißen Ankläger Ursache, großen Lärm zu schlagen. Von dem Augenblicke an, wo die Europäer den Fuß auf den Boden der Neuen Welt gesetzt, haben sie die braune Rasse auf's grausamste unterdrückt und die Indianer immer schonungsloser aus ihren ehemaligen Jagdgründen und weiter nach Westen gedrängt. Es ist nun bei allen Wilden gebräuchlich und entspricht völlig ihren Rechtsgrundsätzen, sich an dem zu rächen, der sie geschädigt und beleidigt hat, und wenn dies nicht möglich ist, an dem ersten besten weißen Mann, der dem Verletzten begegnet, vorausgesetzt, daß der Beleidiger ein Weißer war.

Der Hauptreichthum dieses Volkes besteht in Pferden, deren Fleisch es ißt, wenn es an Büffeln fehlt. Den Branntwein, der so viele Stämme entnervt, verabscheuen sie, auch greifen sie seltener als ihre nördlichen Nachbarn den Feind bei Nacht an, sondern stellen sich ihm meist im offenen Felde entgegen. Ihre Kriegsbanden sind bis weit hinein nach Mexiko gefürchtet, seit sie vor mehreren Jahren die Stadt Camargo einnahmen, die Schädelhäute von mehr als hundert erschlagenen Weißen mit wegschleppten und Kinder, Weiber, Pferde, Rindvieh und Maulthiere davon führten. Was sie nicht fortbringen konnten, gaben sie, ihrem Gebrauche gemäß, der Vernichtung preis. Dieser mächtige Stamm soll gegen 40,000 Köpfe stark sein und über 8000 Krieger ins Feld stellen können.

Die Navajoes treiben sich in dem Hauptzweige der Cordilleren, 150 bis 200 Meilen westlich von Santa-Fe, an beiden Ufern des Rio Colorado umher. Gleich den meisten Indianern, leben auch sie in Dörfern, welche gegen die Angriffe ihrer Feinde durch Gräben und Umpfählungen gesichert sind. In der Mitte des Dorfes ist in der Regel ein offener, kreisförmiger Raum, der zu öffentlichen Spielen und Festen dient.

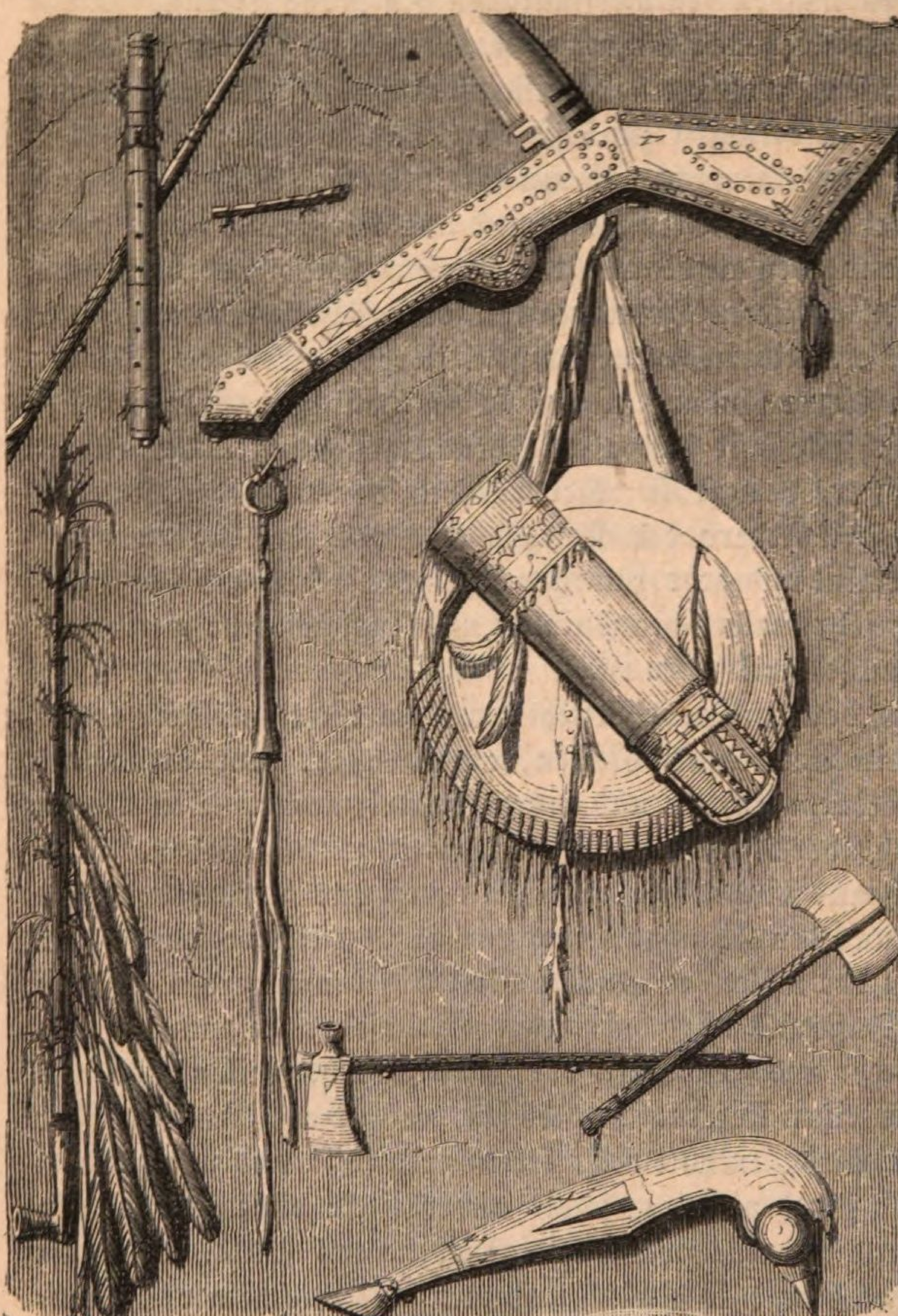
Die Wohnungen der Navajoes bestehen meist aus rohen Hütten, ähnlich den Wigwams ihrer nördlichen Stammesbrüder. Man hat viel von einer aus festen Wohnhäusern bestehenden Hauptniederlassung dieses Volkes gesprochen, ohne daß darüber Zuverlässiges bekannt geworden wäre. Soviel ist gewiß: es übertrifft dieser Stamm seine Anverwandten weitaus an Kulturfähigkeit. Besonders wird seine Geschicklichkeit im Verfertigen feiner Baumwollgewebe gerühmt, ebenso verstehen sie sich gar trefflich auf die altmexikanische Kunst, Thierhäute mit Stickereien und Federn geschmackvoll zu verzieren. Endlich beschäftigen sie sich hauptsächlich mit dem Weben eines

wasserdichten Stoffes, der von den Landesbewohnern gern zu Regenmänteln benutzt und oft sehr theuer bezahlt wird. — Trotz ihrer unstäten Lebensweise bauen die Navajoes alle Körnerfrüchte und Gemüse, welche sich in Neumexiko vorfinden. Ferner verwenden sie große Sorgfalt auf die Viehzucht, und ihre wohlgehaltenen Heerden machen den mexikanischen den Rang streitig.

Die Tracht der verschiedenen Stämme ist, wenn auch fast allenthalben so ziemlich dieselbe, doch nicht ohne eine gewisse Mannichfaltigkeit und gefällt durch ihre Zierlichkeit. Sie tragen zunächst eine Tunika aus zwei Häuten vom Hirsche oder Bergschafe gemacht und mit Skalplocken, Glasperlen und Pelzwerk kunstvoll besetzt. Die Beinkleider sind aus Hirschhaut und engan-schließend gefertigt, sie werden an den Nähten mit Skalplocken und bisweilen mit Stachelschweinkielen verziert. Die Mocassins oder Schuhe sind von Bock-leder und gleich den Beinkleidern ausgeschmückt. Ueber der einen Schulter und unter dem andern Arme hindurch tragen sie die Haut eines jungen Büf-fels, die auf der Fleischseite mit hieroglyphischen Darstellungen der rühm-lichen Thaten des Besitzers bemalt ist. Der Kopfputz ist verschieden, er wird indeß gewöhnlich aus den Federn des Kriegsadlers oder des Raben sowie aus Hermelinfell gefertigt und geht zuweilen kammartig bis auf die Knie-kehlen herab, was sich sehr malerisch ausnimmt und zugleich eine werthvolle Zierde ist, da jener Ausschmuck selten ist.

Die Bewaffnung der Indianer besteht, wo sie nicht im Besitze von Schießgewehren sind, in Bogen und Pfeilen, einer Lanze, dem Tomahawk oder der Kriegskeule, einem Schilde und einem Skalpirmesser. Den Bogen wissen sie mit unglaublicher Kraft und Geschicklichkeit zu handhaben. Der-selbe wird gewöhnlich aus Eschenholz, zuweilen auch aus den Hörnern des Bergschafes, seltener aus den Kinnbackenknochen des Pottfisches gemacht, die von den Indianern an der Küste des Stillen Meeres gekauft werden. Er ist selten länger als 3 Fuß und wird mit einer Hirschsehne gespannt. Die Pfeilspitzen sind entweder aus Feuerstein oder Knochen, bisweilen auch aus Stahl, den ihnen die Weißen liefern. Der Köcher, welcher aus Panther- oder Fischotterfell gefertigt wird, enthält nicht selten vergiftete und mit Wider-haken versehene Pfeile für den Krieg, sowie unvergiftete ohne Widerhaken für die Jagd. Die Lanze hat eine zweischneidige Spitze von Stahl, ihr Schaft ist von zähem Eschenholze und in Zwischenräumen mit Büscheln von Men-schenhaaren oder Adlerfedern besetzt. Die Skalpmesser und Tomahawks werden jetzt den Indianern von den Weißen geliefert und diesen jährlich zu Tausenden für hohe Preise verkauft. Die Scheiden für die Messer und die Stiele zu den Tomahawks machen sich die Rothhäute selbst und verzieren auch diese oft sehr reich. So lange sie noch nicht mit den Weißen in Ver-kehr getreten, wissen sie nichts von metallenen Waffen. Sie verfertigen dann ihr Kriegsbeil aus einem Stücke Stein, und ihr Messer ist entweder ein spitzer zugeschärfter Knochen oder es ist ebenfalls von Stein.

Auch die Kriegskeule ist von den Weißen mit einer Stahlklinge versehen worden; letztere wird in ein $1^1/_2$ Fuß langes, etwas gekrümmtes, viereckig auslaufendes, mit Messingnägeln verziertes Stück Holz eingefügt. Diese Waffe ist gewöhnlich mit eigenthümlichem Schnitzwerke geschmückt. Der Schild endlich wird aus der Halshaut des Büffels gemacht. Will ein junger Krieger sich einen solchen verfertigen, so zündet er ein Feuer an und spannt einige Zoll über demselben die rohe Haut an Stäbchen horizontal aus. Dann tanzen die dazu eingeladenen Freunde um das Feuer und rufen den großen Geist an, die Schutzwaffe zu segnen. Sowie sich die Haut erwärmt, wird ein Leim, aus Büffelhufen gesotten, darauf gerieben. Allmälig zieht sie sich zusammen, wird aber fortwährend straff gehalten, bis sie die gehörige Dicke und Härte erlangt hat. Sobald die Haut abgekühlt ist, giebt man ihr die Schildform und bemalt sie mit dem Totem oder Wappen dessen, der den Schild führen soll. Diese Schilde sind außerordentlich stark und für Pfeile völlig undurchdringlich, ja selbst Flintenkugeln prallen ab, wenn der Schild schief gehalten wird, worin die Indianer große Gewandtheit zeigen.


Indianische Waffen, Calumet und Zierath.

Der freie Sohn der Prärien ist ein Sklave seiner abergläubischen Anschauungen. Die Religion beherrscht und bestimmt sein ganzes Leben: sie erscheint als ein eigenthümliches Gemisch von Vorstellungen, Lehren, guten, schlechten und sonderbaren Gebräuchen.

In seinen religiösen Vorstellungen finden sich sehr verschiedene Elemente. So ist der Sonnendienst fast allen amerikanischen Völkern bis zum Kap Horn eigenthümlich, ebenso der Glaube an Gespenster, der Fetischdienst, die Zauber- und Arzneikünste, ausgeübt von einer Art Priesterzunft. Da der große Geist als Schöpfer der Welt gedacht wird, so vermuthet man, daß mit der Verehrung der Sonne den amerikanischen Rothhäuten der Glaube an einen Schöpfer überliefert worden sei. Der große Geist aber wird nicht blos als Sonnengott verehrt, sondern auch als Thier. Oft ist es ein Vogel, der durch Flügelschlag den Donner erzeugt, und der vom Meeresboden das feste Land heraufholt; bald vernimmt man im Donner das Krähen eines welschen Hahnes; dann wieder glaubt der Indianer — ein merkwürdiges Zusammentreffen mit Hinduvorstellungen — die Erde ruhe auf einer Schildkröte, welche durch ihre Bewegung die Erdbeben verursache. Fast alle Rothhäute geben dem großen Geiste den Namen des „großen Hasen", weil der Hase für sie das Symbol der Fruchtbarkeit ist. — Der Indianer thut nichts, ohne sich seiner Abhängigkeit von einer höheren Macht zu erinnern; er beginnt Krieg, schließt Frieden und geht auf die Jagd unter religiösen Feierlichkeiten. In jeder Kraft ist der große Geist thätig. In dem Schießgewehr, das Feuer giebt, im Räderwerk der Uhr, im Vogel, im Fisch, im Bären und Büffel verehrt der rothe Mann Geister, aber nicht im Menschen; nur das, was er nicht näher kennt und nicht ergründen kann, was ihm geheimnißvoll erscheint, hat Anspruch auf seine Verehrung.

Das Wort „Geheimniß" oder, wie der Indianer sagt, „Medizin" spielt daher bei ihm eine große Rolle; Alles, was er nicht begreifen kann, nennt er „große Medizin".

Beginnt der indianische Knabe in's Alter der Mannbarkeit zu treten, so sucht er vor Allem zuerst zu erforschen, unter welcher Gestalt der große Geist ihm wol speciellen Schutz für sein Leben zusagen werde. Er geht in die Einsamkeit des Waldes und fastet, bis er durch Hunger und Anstrengungen in einen überreizten Zustand geräth, der seine Phantasie steigert und seine Träume ihm als Visionen erscheinen läßt. Dasjenige Thier, welches er dann im Traume zuerst erblickt, ist es, das ihm der große Geist zum Talisman bezeichnet. Er genießt beim Erwachen keine Speise, stärkt sich nicht und ruht nicht eher, bis er das bezeichnete Geschöpf erjagt und das abgezogene Fell desselben in seinen Medizinbeutel umgewandelt hat. Ein solcher Beutel wird nach dem Geschmacke des Verfertigers auf die mannichfaltigste Weise verziert. Er ist dem Indianer um keinen Preis feil; wer ihn verkaufte oder weggäbe würde bei seinem Stamme mit ewiger Schande gebrandmarkt werden; auch

läßt der Aberglaube des Indianers dies schon nicht zu, da er ihn als Geschenk des großen Geistes betrachtet.

Alle Stämme haben ihre Aerzte oder vielmehr ihre Zauberer, die sie im Besitze von Kenntnissen über die Wirksamkeit dieser oder jener Naturgeheimnisse glauben, und welche als Krankheitsbeschwörer oder als Medizin-Männer großen Einfluß ausüben. Doch „der Mann der Arzneien" ist auch in Gefechten stets vorn und schlägt sich gewöhnlich mit am tapfersten. Wenn er zu einem Kranken gerufen wird, verordnet er zuerst Wurzeln und Kräuter, von denen verschiedene Species bei der Hand sind; helfen diese nichts, so schreitet er zur Anwendung des letzten Mittels, nämlich zur „Medizin" oder zu dem Geheimnisse. Wenn er dann zu diesem Zwecke dem Kranken den letzen Besuch abstattet, so zieht er einen auf die wunderlichste Weise zusammengesetzten Anzug an, tanzt um den Leidenden herum unter eintönigen Gesängen, in der Hoffnung, durch Zauberei die Heilung herbeizuführen.

Jener Anzug des Medizin-Mannes ist das wunderlichste Gemisch von Gegenständen des Thierreichs und der Pflanzenwelt. An der Haut des grauen Bären sind Häute von mancherlei Thieren befestigt, die, je mißgebildeter und auffallender, um so größere „Medizin" sind; ferner Häute von Schlangen, Fröschen, Fledermäusen; Schnäbel, Zehen und Schwänze von Vögeln; Hufe von Hirschen, Ziegen und Antilopen, mit einem Worte, Etwas von Allem, was in diesem Theile der Welt schwimmt, fliegt oder läuft.

Gleich ihren nördlichen Stammesgenossen, glauben auch die Navajoes an einen großen Geist, dem sie Fleisch und Mehl opfern und zu welchem sie sich in ihren Gebeten wenden. Ihre Altäre bestehen aus Stein und sind mit Stäbchen, an denen bunte Federn prangen, reich geschmückt. Wie andere Indianer des Nordens den Biber, die Klapperschlange oder den Bison, so verehren sie den Bären, der nie von ihnen getödtet wird und dessen Fleisch zu essen sie sich scheuen. Schweinefleisch verschmähen sie desgleichen; beim ärgsten Hunger können sie es nicht über sich gewinnen, davon zu kosten. Ein Stamm an der Grenze, die Zuni-Indianer, glaubt gleichfalls an einen einzigen höchsten Gott, hat jedoch eigenthümlicherweise auch Montezuma, den sie dem großen Geist gleichstellen, zur Gottheit erhoben. Beiden untergeordnet ist die Sonne. Den Mond halten sie für den jüngeren Bruder der Sonne, die Sterne für deren Kinder. Wie bei den Navajoes sind auch für sie jene Himmelskörper Gegenstände eifriger Verehrung, außerdem ist ihnen die „große Schlange" heilig, die schon von den alten Mexikanern göttlich verehrt wurde.

Im Allgemeinen führen die Indianer ein müßiges Leben und verbringen, wenn sie nicht auf einem Streifzuge begriffen sind, den größten Theil ihrer Zeit unter Belustigungen aller Art; bei diesen nehmen Tänze, Wettkämpfe und Schmausereien die erste Stelle ein. Der Genuß des Tabaks ist bei ihnen allgemein Sitte; sie sind so gewaltige Raucher, daß manche die Hälfte ihres Lebens damit verbringen. Die Pfeife ist daher die beständige

Begleiterin des Indianers, und wird nebst dem Tomahawk und der Kriegskeule mit ihm begraben, um ihm auch in die lang ersehnten „milden und schönen Jagdgefilde" zu folgen. Bei Abschlüssen von Verträgen und Friedensverhandlungen spielt die Pfeife, die sogenannte Friedenspfeife, eine so hervorragende Rolle, daß ohne dieselbe keine Vereinbarung, kein Friedensschluß zur Gültigkeit gelangen würde. Dampft der Indianer die „Calumet", so thut gewöhnlich der Erste einen Zug und bläst die Wolke aufwärts — dem großen Geiste zu; die zweite Wolke, abwärts geblasen, gilt der Mutter Erde; durch die dritte, in gerader Linie an seinen Gefährten gerichtet, bezeugt er diesem sein Wohlwollen. In gleicher Weise qualmt die ganze respektable Versammlung, bis die Pfeife ein-, zwei-, zuweilen dreimal die Runde durchlaufen hat. — Dem leuchtenden Tagesgestirne wenden sie sich zu, wenn sie beten und — rauchen.

Jeder dieser Söhne der Ebene ist ein freier Mann; die Frauen sind seine Sklavinnen. Das Einzige, was er seiner würdig hält, ist, sich mit Bogen, Köcher, Schild und Speer auf sein Roß zu schwingen, um in den Krieg, auf die Jagd oder auf Raub auszuziehen.

Jeder Stamm hat einen Häuptling, und einen zweiten, so zu sagen stellvertretenden. Die Würde des Häuptlings geht bei den nördlichen Indianern fast immer auf den ältesten Sohn über, wenn er sich nämlich derselben durch seine körperlichen und geistigen Eigenschaften würdig zeigt; ist dies nicht der Fall, so findet eine Wahl statt. In Friedenszeiten hat der Häuptling wenig zu bedeuten, sein Ansehen kann er nur im Kriege und auf gemeinschaftlich veranstalteten Jagden geltend machen. Es gibt auch Stämme, an deren Spitze ein Kriegs- sowie ein Friedens-Häuptling steht. Der Häuptling hat kein Recht über das Leben und die Freiheit seiner Clansleute; er besitzt nur denjenigen Einfluß, den ihm seine Tapferkeit oder Klugheit sichert.

Die Indianer sind große Freunde von Tänzen, doch haben die meisten derselben auch religiöse Bedeutung. So tanzt man, um Gott für eine gesegnete Maisernte zu danken, so weiht man sich durch einen höchst feierlichen Reigen zu einem Kriegszuge ein, so führen die Mitglieder des „Medizin-Geheimnisses" ebenfalls zu gewissen Zeiten Tänze zu Ehren der übermenschlichen Mächte auf, so glaubt man endlich, wenn lange Zeit die Büffel ausgeblieben, welche die Hauptnahrung dieser Jägervölker sind, dieselben durch einen symbolischen Tanz herbeizaubern zu können. Droht in Folge des Mangels an Büffeln eine Hungersnoth, so befiehlt der Häuptling, daß dieser Tanz aufgeführt werde. Dann nehmen die Männer ihre Büffelköpfe von dem Pfahle in ihrer Hütte und setzten sie als Maske auf den Kopf, worauf etwa zwanzig den Tanz beginnen, während die Andern zuschauen, oder sich bereit halten, die Ermüdeten abzulösen. Ist ein Jäger matt geworden, so neigt er sich mit dem Körper vorwärts, ein Anderer schießt mit einem stumpfen Pfeile nach ihm, worauf er gleich einem Büffel zu Boden stürzt. Die Umstehenden springen sofort auf ihn zu, schleppen ihn bei den

Füßen aus dem Kreise, ziehen ihre Messer, und nachdem sie symbolisch alle Bewegungen wie beim Aufschneiden des erlegten Büffels vorgenommen haben, lassen sie ihn liegen, und seine Stelle wird sofort von einem Andern eingenommen. Auf diese Weise wird die Ceremonie oft mehrere Tage oder Nächte, ja selbst zwei bis drei Wochen fortgesetzt, bis sie den gewünschten Erfolg hat und die Büffel sich einstellen.

Während der Zeit der allgemeinen Aufregung sind Kundschafter unterwegs und Späher auf den benachbarten Hügeln aufgestellt, welche, sobald sie einer Heerde ansichtig werden, augenblicklich das Allen bekannte Signal geben, indem sie ihre Kleider von sich werfen, was von andern Beobachtern im Dorfe sofort erkannt und mit Freudengeschrei gemeldet wird. Jubelrufe antworten, und Alles ist voll Dankes gegen den großen Geist und die Tänzer, welche durch ihre Ceremonie die nöthige Nahrung herbeigeschafft haben. Dann bricht man meist nach zwei Tagen, oft aber auch unverzüglich zur Jagd auf. In unglaublich kurzer Zeit haben die indianischen Jäger die größten Verheerungen unter den Heerden angerichtet; nun fehlt es ihnen nicht während der langen Regenzeit an Büffelbraten. Die besten Stücke der Beute werden dem „großen Geiste", Manedo oder Manito, geopfert, schließlich beginnt ein großes Zechgelage.

Während dem Büffel nachgestellt wird, beobachten die Jäger die größte Vorsicht, denn der Bison hat eine eigenthümlich scharfe Witterung und ist daher außerordentlich schwer zu überraschen. Die Indianer, besonders die Comanchen, haben jedoch eine solche Fertigkeit in der Kunst des Jagens erreicht, daß es ihnen nicht selten gelingt, das Thier schon mit dem ersten Schusse zu erlegen. Sie halten ihr Gewehr mit ausgestrecktem Arme und drücken dasselbe ab, nur etwa 20 Schritte von ihrem Opfer entfernt. Ebenso treffliche Jäger als gute Schützen, sind sie besonders im Laden ihrer Gewehre zu einer ungemeinen Gewandtheit gelangt.

Viel leidenschaftlicher, als bei dem Büffeltanze geht es bei dem Kriegstanze zu, bei welchem die indianischen Helden- und Kriegslieder gesungen werden. Der Ausdruck derselben hat etwas Erhabenes. Die Sangweise ist gedehnt, namentlich im Anfange, und endet in hohen Tönen. Der Eindruck wird insbesondere durch die Mitwirkung des Chors erhöht, welcher dem einen Sänger antwortet. Der Tanz zeigt pantomimisch, wie der Krieger im Hinterhalte liegt, wie er anstürmt, wie er dem besiegten Gegner den Fuß auf den Nacken setzt und wie er ihm die Schädelhaut abzieht.

Stirbt ein Indianer, so wird sein Leichnam unter Ceremonien bestattet, worunter der Todtengesang die vornehmste Stelle einnimmt. Es ist dies eine eigenthümliche, schaurige, eintönige Weise, die oft von mehreren hundert Lippen zugleich in den tiefsten Kehllauten angestimmt wird. Leise beginnend, erhebt sich der Gesang stufenweise, bis er in laute, wehklagende Töne übergeht, welche ebenso allmälig wieder ersterben.



Indianer-Wigwam und Medizin-Tanz.

Die meisten Stämme pflegen ihre Todten nicht zu begraben, sondern legen sie auf Gerüste, die so hoch sind, daß weder Menschen, noch Raubthiere sie erreichen können, dort werden sie der Verwesung überlassen; diese Ruhestätte befindet sich in einiger Entfernung von dem Dorfe. Wenn jene Gerüste verfallen und umstürzen, so werden die Gebeine durch die nächsten Verwandten beerdigt, die Schädel dagegen in großen Kreisen und mit dem Gesicht nach der Mitte der Runde aufgestellt. An schönen Tagen sieht man stets Frauen neben dem Schädel ihres Gatten oder ihres Kindes sitzen und sich mit demselben, wie sie es früher mit dem Lebenden gewohnt waren, unterhalten.

In früheren Zeiten sind Missionäre unter die Navajoes-Indianer gesendet worden, aber seit den Metzeleien im Jahre 1680 hat man es aufgegeben, die wilden Naturkinder zum Christenthume bekehren zu wollen. Sie leben als Anhänger ihrer Urreligion, in Unabhängigkeit von den Weißen — als deren furchtbarste und erbittertste Feinde.

Nur wenige energische Beamte haben sich tüchtig genug gezeigt, jenen

kampflustigen Horden Schrecken einzuflößen; im Allgemeinen überfallen sie heute noch ungestraft, wie es ihnen eben einfällt, die Provinzen, welche Mexiko und die südlichen Theile der amerikanischen Union trennen. Fast regelmäßig aber werden, gewöhnlich beim Eintreten des Frühlings, den Behörden von Santa=Fé Friedensvorschläge gemacht, die man gerne annimmt. Während dieser Zeit bestellen die schlauen Rothhäute ihre Saaten und suchen die auf ihren Raubzügen gemachte Beute mit Vortheil wieder loszuschlagen. Sobald indessen die Feldarbeiten ein Ende erreicht haben, beginnen die Feindseligkeiten von Neuem und Raub und Mord ist die Tagesordnung.

Der Stamm der Apachen ist die gefürchtetste aller im Innern des nördlichen Mexiko hausenden Horden. Zugleich steht er im Rufe, der ruhelosefte aller wilden Indianerstämme zu sein. Er wird auf 15,000 Seelen geschätzt, welche auf einem unermeßlichen Gebiete zerstreut leben und in mehrere kleinere Zweige zerfallen. Die sich ostwärts vom Rio del Norte umhertreibenden haben nach ihrer Lieblingsspeise Mezcal (die gebackene Wurzel der Maguey) den Namen Mezcaleros erhalten; der größere Theil der Apachenvölker hält sich in den westlichen Gegenden auf und ist unter dem Spottnamen Coyoteros bekannt, da man diesen Indianern nachsagt, daß sie den Coyote oder Prärienwolf für einen Leckerbissen ansehen. An einzelnen Orten, wo sie sich friedlichen Beschäftigungen hingeben, haben sich die Navajoes feste Wohnhäuser erbaut; den Apachen dagegen dient nur ein Zelt als Obdach. Weder Freunde des Ackerbaues, noch absonderliche Jäger, auch nicht geneigt, sich mit Weben und Verarbeiten von Stoffen zu beschäftigen, verbleibt ihnen als hauptsächlicher Erwerbszweig Einbruch und Plünderung.

Die Apachen sind unansehnlicher und von gedrungenerem Baue, als die Comanchen; an Gewandtheit im Reiten stehen sie diesen entschieden nach, nicht aber an Muth. Ihre Muskeln scheinen „wie von Stahl,“ den wildesten Eindruck macht ihr Auge, in welchem sich neben dem den Jägerhorden eigenthümlichen düstern Feuer noch die Tücke ihres Charakters abspiegelt.

Obschon die Hauptnahrung der Apachen in gestohlenem Rindvieh besteht, so sollen sie doch das Fleisch des Maulthiers jedem andern vorziehen. Oft sieht man rings um ihre verlassenen Lagerplätze die letzten Reste geschlachteter Maulthiere liegen. Ihre Liebhaberei an diesem Gerichte muß groß sein; denn man erzählt, daß, so oft unter ihnen Streit um ein Maulthier entstehe, der Häuptling Befehl ertheile, den Gegenstand des Haders zu tödten und das Fleisch unter die Streitenden sofort zu vertheilen — ein allerdings nicht unzweckmäßiges Verfahren, die Eintracht wieder herzustellen.

Wie fast alle Indianer, so sind auch die Apachen leidenschaftliche Verehrer des „Feuerwassers“ oder Branntweins; in Schwärmen sieht man sie während des Friedens in der Nähe mexikanischer Dörfer berauscht herumtaumeln.

Ihre Horden durchziehen verschiedene Theile von Californien und Sonora,

streifen längs der Grenze von Durango hin, und gelangen zeitweise sogar bis nach Coahuila. Ueberall wo sie erscheinen, ist ihr Weg durch Raub und grauenhafte Verwüstung bezeichnet. Diesem Treiben für längere Zeit durch Zusammenstehen Aller zu Einem Zwecke ein Ende zu machen, sind die Behörden des Landes viel zu schwach, so daß einzelne Ortschaften es vorziehen, mit den Indianern ein besonderes Abkommen zu treffen, während Letztere nunmehr ihre Vertilgungskriege gegen deren Nachbarn um so ungestörter fortsetzen. Hierdurch erhalten sich die Raubhorden außerdem offenen Markt zum Absatze ihrer Beute, sowie zur Beschaffung neuer Kriegsvorräthe.

In Folge ihrer fortwährenden Plünderungen ist, mit Ausnahme der nächsten, besser bewahrten Städteumgebungen, das ganze Land von Neu-Mexiko bis gegen Durango hin beinahe entvölkert worden. Die Gutsbesitzer haben sich nach den Städten zurückgezogen und die Meiereien und Ranchos werden vernachlässigt oder stehen leer. Einmal trieben einige Indianer ihre Verwegenheit so weit, daß ihrer 3 oder 4 bei Tage sich der Stadt Chihuahua bis auf die Entfernung einer halben Stunde näherten, auf dem Felde beschäftigte Arbeiter niederschlugen und einige Maulthierheerden forttrieben, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Wenn ja den kecken Burschen auch einmal durch Soldaten nachgesetzt wird, so geschieht dies meist ohne allen Erfolg. Aber ungeachtet ihrer blinden Zerstörungswuth und ihrer Frechheit sind die Apachen nach mexikanischen Aussagen doch nur Feiglinge anderen Stämmen, besonders den Comanchen, gegenüber.

Zu verschiedenen Zeiten sind, hauptsächlich in Chihuahua, Pläne entworfen worden, den verheerenden Einfällen der Wilden zu steuern, jedoch alle getroffenen Maßregeln führten zu nichts. Infolge der sogenannten „projecta de guerra“ (im Jahre 1837) sollte ein Jeder, der die Schädelhaut eines Indianers vorzeigen würde, 100 Dollars erhalten; für den Skalp einer Frau waren 50 und für den eines Kindes 25 Dollars zur Belohnung ausgesetzt. So lange dieses Gesetz bestand, wurde es nur allzu buchstäblich befolgt. Ein Augenzeuge erzählt: „Ich sah einst eine Reiterabtheilung in Chihuahua einrücken, deren Anführer triumphirend eine frische Schädelhaut auf der Spitze seiner Lanze herumschwenkte. Das nächste Stück der Zeitung enthielt einen amtlichen Bericht über den Vorfall. Die Soldaten hatten einen Schwarm Apachen verfolgt, als sie auf eine Indianerin stießen, die zurückgeblieben war, um ihr kleines Kind fortzuschaffen. Die Mutter ward ohne Erbarmen niedergemetzelt und ihr die Schädelhaut abgelöst, die eben jener Anführer jubelnd auf seiner Lanze trug!“

Zur Ehre der mexikanischen Regierung sei hier erwähnt, daß das grausame Gesetz nur wenige Wochen ausgeübt ward und überhaupt nie die Zustimmung der obersten Regierung erhalten hat.

Unter den Indios salvagos stehen die californischen Eingeborenen am niedrigsten. Sie sind dem sogenannten Naturzustande am treusten geblieben.

Sie können ganze Tage, auf dem Bauche liegend, in dem von der Sonne angenehm durchwärmten Sande zubringen. Kleidungsstücke sind ihnen ein Greuel und Pater Venegas sagt: „ein geputzter Affe scheint in Europa nicht lächerlicher, als ein gekleideter Mensch den Indianern Californiens.“ Ungeachtet dieses offenbaren Stumpfsinnes fanden die ersten Missionäre drei wohl zu unterscheidende religiöse Sekten unter den dortigen Ureinwohnern. Drei Gottheiten, die einander bekriegten, waren Gegenstände der Furcht für drei Stämme, aber nur der Furcht, nicht der Verehrung; denn der Barbar kennt in der Religion nur das Gefühl geheimnißvollen Grauens und Schreckens.



Fahrzeug californischer Eingeborener.

Der Stamm der Ceris bewohnt meist die Insel Tiburon im californischen Meerbusen, nördlich von Guaymas. Obgleich man die Zahl der Ceris-Krieger auf nicht höher denn hundert schätzt, waren sie doch lange wegen ihrer Raub- und Mordlust der Schrecken der Mexikaner von Guaymas und Hermosillo. Gewöhnlich liegen sie in der Nähe der Landstraßen auf der Lauer und überfallen die unbewaffneten Reisenden. Da sie ihre Wohnplätze auf Inseln oder den benachbarten Ufern haben und sich hauptsächlich vom Fischfange nähren, sind sie den Maulthieren — die ohne allen Nutzen für sie sein würden — nicht gefährlich; ebensowenig suchen sie Gefangene zu machen. Ihr Hauptzweck scheint im Morden und Plündern

unbeschützter Reisenden zu bestehen; wer von ihren Pfeilen getroffen wird, ist augenblicklich ein Mann des Todes, da sie die Gewohnheit haben, ihre Waffen in Gift zu tauchen. Leutnant Hardy, welcher die Insel Tiburon besuchte, macht über dessen Bereitung folgende abenteuerlich klingende Mittheilung: „Sie tödten vor Allem eine Kuh, und nehmen ihr die Leber aus; dann sammeln sie Klapperschlangen, Skorpione, Hundertfüße und Taranteln, welche sie nebst der Kuhleber in ein Loch einschließen. Nun wird so lange mit Stöcken auf die armen Thiere losgeschlagen, bis sie in Wuth gerathen und ihr Gift gegen einander und über die Leber ausleeren. Ist die ganze eckelhafte Substanz in Fäulniß übergegangen, so werden die Spitzen der Pfeile in die giftige Masse getaucht, und dann an der Sonne getrocknet."

Einer der kräftigsten Stämme im Westen, aber zugleich die unzuverlässigsten Leute, sind die Jutas. Man findet sie vom Norden Neu-Mexiko's bis zum Schlangenflusse und Rio Colorado zerstreut. Abgeneigt, irgend welchen Anstrich von Gesittung anzunehmen, führen auch sie ein Wanderleben. Den Sommer über liegen sie meist der Büffeljagd ob. Wenn schon sie dem Namen nach mit der Regierung in Frieden leben, so machen sie sich doch in der That gar kein Gewissen daraus, bei guter Gelegenheit sich dieselben Gewaltthätigkeiten zu erlauben, wie ihre verrufeneren Nachbarn.

Die Indianer des Rio Colorado sind meist schöngewachsene große Leute, deren einzige Kleidung in einem schmalen weißen Schurz besteht. Ihre Haut ist dunkel; denkt man sich hierzu, daß sie sich das Gesicht kohlschwarz bemalen und es durch einen rothen Strich, der über Stirn, Nase, Mund und Kinn läuft, in zwei gleiche Hälften theilen, so wird man der Versicherung christlicher Sendboten gern Glauben beimessen, wenn sie uns erzählen, es habe ihnen geschienen, als befänden sie sich unter diesen Wilden wie in der Nähe leibhaftiger Teufel. Das dicke schwarze Haar lassen sie, in Stricke gedreht und mittels aufgeweichter Lehmerde zusammengehalten, lang über den Rücken herabhängen. An dem Schurzgürtel befestigen sie oft Ratten, große Eidechsen und Frösche, um sie gelegentlich zu rösten.

Im Gegensatz zu den Männern sind die Indianerfrauen des Colorado klein, untersetzt, ja beinahe dick. Sie tragen um die Hüften einen aus Baststreifen gearbeiteten Rock, der bis zum Knie reicht und nach unten franzenähnlich ausgeschnitten ist. Von Weitem gleicht eine solche Indianerin beinahe unseren Ballettänzerinnen.

Männer wie Weiber schneiden ihr Haar über der Stirne kurz ab. Das übrige lassen die Frauen glatt herabhängen. Die meisten der letzteren färben ihre Lippen blau und bemalen das Kinn von einem Mundwinkel zum andern mit kleinen blauen Punkten und Streifen.

Wenigstens ebenso interessant als die Männer sind für unsere weiblichen Leser die Indianerfrauen. Wie die alten Mexikaner ihre Weiber und Töchter

in Ehren hielten, wissen unsere Leser aus dem ersten Bande dieses Buches. Leider haben sich ihre Stammverwandten nicht das Beispiel der Vorfahren zum Muster genommen. Die Frau des wilden Jägers ist nicht viel mehr, als seine Sklavin. Der poetische Duft, womit gewisse Romanschriftsteller die Zeit des Lenzes, der auch für die liebedürstenden Herzen der jungen Indianer und Indianerinnen vorhanden sei, umgeben, ist eitel Phantasie; diese Art von Schimmer verrinnt vor der Macht der Wirklichkeit. Gewöhnlich werden bei den Reitervölkern die Frauen gegen Pferde eingetauscht. . . . .

Bei allen Indianerstämmen ist Vielweiberei die Regel. Die Männer dürfen so viele Frauen sich zugesellen, als sie ernähren können. Je mehr, um so besser ist ein weitläufiges Hauswesen bestellt, um so besser steht's mit der Bebauung des Bodens, denn der Mann bekümmert sich darum nicht. Unter den Indianern giebt es wohlhabende Häuptlinge, die 10—20 Weiber haben. Stets ist die zuletzt angekommene die eigentliche Herrin im Hause. So groß wie die Ansprüche, welche der Mann an sie stellt, so groß sind die Sorgen, welche die Kinder ihnen bereiten. Denn der Vater bekümmert sich nur darum, daß seine Söhne so erfahren im Gebrauche der Waffen werden, als er selbst ist. Eigenthümlich, aber ihrer herumschweifenden Lebensweise ganz angepaßt, ist die Art, wie die Indianerinnen ihre Säuglinge verwahren. Die Frauen der Navajoes binden dieselben mittelst breiter, durch Figuren, Stickereien und Stachelschwein-Stacheln reichverzierter Bänder auf ein Brett, die Füße des Kindes gegen einen breiten Reifen gestemmt. Diese originelle Wiege ist an einem breiten, über die Stirn der Mutter gehenden Bande senkrecht auf dem Rücken der letzteren aufgehängt. Ueber des Kindes Kopf bildet ein anderer, mit Zeug überzogener, elastischer Reifen ein kleines Dach zum Schutz gegen die Sonne. Spielwerk, glänzende oder tönende Gegenstände, hängen zur Unterhaltung des Kindes an dem erwähnten Reifen herab. Sobald die Mutter nicht zu Pferde ist, werden die Bänder, welche die Arme des Kindes festhalten, losgeknüpft, damit die junge Rothhaut ihre Hände benutzen, mit dem Spielwerk sich beschäftigen oder sonstwie sich unterhalten kann. (Man vergl. unsere Vign. S. 104). Dies Einbinden geschieht, bereits kurz nach der Geburt des Kindes und macht das letztere bis zum 6. oder 7. Monate zum Gefangenen; dann wird es herausgenommen, in Decken eingewickelt und auf dem Rücken getragen. Die Schemehuevis, zu den Colorado-Indianern gehörig, haben den Gebrauch, ihre Neugeborenen auf ein Brett zu binden und ihnen den Kopf dabei mit einer wiegenartigen Vorrichtung von Weidengeflecht zu bedecken. Da die Händchen nicht fest gebunden sind, sondern sich frei bewegen können, scheint der Zwang den Kleinen nicht lästig zu sein. Jedenfalls ist die Sitte kaum barbarischer, als unsere deutschen Wickelkissen. Vielleicht auch schreibt sich von jenem Binden auf das Brett der gerade Wuchs her, durch welchen die Colorado-Indianer sich auszeichnen, und es dürfte demnach jene Gewohnheit eines gesunden Sinnes nicht entbehren.



Zug reisender Kaufleute.

Reisen durch die Steppen.

Nicht alle Jägerstämme sind gleich unempfänlich für einen Anstrich von höherer Gesittung. Die des Ostens unterhalten lange schon mit den gehaßten Weißen zu Zeiten lebhaften Tauschhandel, bei dessen Eröffnung sie ein höchst charakteristisches Verfahren beobachten. Schon Humboldt erzählt, daß die Wilden nicht selten längs des von Chihuahua nach Santa=Fé führenden Weges kleine Kreuze aufpflanzen, an welchen sie einen Ledersack, mit Hirschfleisch gefüllt, befestigen und zu dessen Fuß sie eine Büffelhaut ausbreiten. Durch dieses Zeichen will der Indianer andeuten, er beabsichtige mit den Verehrern des Kreuzes Handel zu treiben. Die Soldaten der Presidios oder des Militärcordons verstehen diese Hieroglyphensprache. Sie nehmen das Büffelfell und den Ledersack und lassen dafür gesalzenes Fleisch am Fuße des Kreuzes zurück. Damit sind die Einleitungen zur Weiterführung der gegenseitigen Beziehungen getroffen. Dennoch hält es außerordentlich schwer, einen solchen Verkehr für die Dauer in befriedigendem Gang zu erhalten. Denn der Indianer der Nordprovinzen Mexiko's, nicht im Zaume gehalten durch eine starke Hand, gleich derjenigen, welche seine Stammesbrüder innerhalb der weiten Gebiete der Vereinigten Staaten niederdrückt, ist wenig zuverlässig und der weiße Mann stets zu Uebergriffen geneigt. Kein Wunder, wenn der rohe Bewohner der Ebenen es vorzieht seinen Lebensunterhalt lieber durch räuberische Streifereien zu gewinnen, als durch Pflege

eines regelmäßigen Verkehrs auf dem Wege des Austausches. Um so bereiter ist er, seine Geschicklichkeit darzuthun, wenn es gilt, Hinterhalte zu legen, oder Ueberfälle auszuführen, sowie die Karawanen reisender Kaufleute zu beunruhigen oder auszuplündern. Auf ein bestimmtes Signal des Häuptlings erfolgt der Angriff; ein anderes Zeichen aus der Pfeife des Führers ruft zum Rückzug. Jene Signale werden hervorgebracht, indem entweder in das obere oder untere Ende der Pfeife geblasen wird. Dieser Ton wird mitten im Gefechte gehört, wenn das Hihip-huah, der Kriegsruf der Rothhäute, so stark ist, daß er alles Andere übertäubt.

Die indianischen Jägerhorden, wie alle Rothhäute überhaupt, haben eine außerordentliche Gewandtheit im Erkennen der von Reisenden hinterlassenen Spuren. Sie können die einzelnen Fußtritte so genau von einander unterscheiden, daß sie beim ersten Blicke wissen, von wem sie herrühren, von einem Amerikaner, Mexikaner u. s. w. Die verschiedenen Indianerstämme finden sie an der Form ihrer Wigwams heraus, von denen einige hoch gebaut sind, andere rund zulaufend, wieder andere oval.

Ebenso besteht ein Unterschied zwischen den verschiedenen Mocassins und demgemäß den Eintritten, welche diese im Boden zurücklassen. Finden sich irgendwo Ueberbleibsel von Nahrungsmitteln, so errathen die Indianer aus diesen, wer kürzlich hier gelagert hat: sie wissen es gar wohl, daß die Mexikaner andere Speisen genießen, als z. B. die Nordamerikaner und daraus ziehen sie ihre Schlüsse.

Die wilden Völker der Prärien wenden jene eigenthümlichen Reitkünste an, von denen wir weiter vorn schon gesprochen haben, wenn sie einen Zug Reisender überfallen wollen. Mit der einen Hand die Mähne ihres Rosses fassend, mit dem einen Fuße sich über dem Rückgrate des Thieres festhaltend, verbergen sie sich so geschickt an dem Bauche ihrer Pferde, daß nur ein sehr scharfes Auge sie in der Ferne zu entdecken vermag. So durchstreifen sie viele Meilen weit in Zügen von 30 bis 60 Mann das Land. Ein Führer zeigt ihnen — auf den Rücken seines Rosses hingeduckt — den Weg. Der arglose Reisende fürchtet sich nicht vor den, in der Entfernung gesehen, scheinbar frei herangaloppirenden Pferden. Plötzlich jedoch ändert sich die Scene. Er schrickt auf. Täuscht ihn ein Blendwerk? — Mit einem Male tauchen etliche dreißig rothbraune Gesellen über den Rücken der Thiere empor. Ein einzelner Reisender ist verloren. Wehe ihm, wenn er nun sein Gepäck nicht gutwillig hergeben will! — Auch Karawanenzüge gerathen in Gefahr, wenn sie nicht durch ausreichende Vertheidigungsmittel in Stand gesetzt sind, Widerstand zu leisten. Denn mit den Söhnen der Steppen ist nicht zu spaßen. Ein Stoß mit der Lanze — und der Ueberfallene hört auf, zu athmen.

Hier und da gelingt es den Reisenden, sich das Zutrauen der rothen Männer zu erwerben. Um das Lager des Amerikaners John Russel **Bartlett** versammelten sich häufig freundlich gesinnte Apachen; nicht selten statteten sie ihm in

seinem Zelte selbst Besuche ab. Einmal schickte der amerikanische Commissär dem Häuptlinge Mangus Colorado (Rothärmel) einen Anzug aus blauem Tuche und den neun ihren Vater begleitenden Indianerkindern allerlei Spielzeug. Die Freude von Groß und Klein war unbeschreiblich. Mangus schien überglücklich über den mit Scharlach gefütterten und mit Goldknöpfen besetzten Rock, die offenen Beinkleider und das blendend weiße Hemd. Als es aber zum Anlegen der herrlichen Kleidungsstücke kam, konnte sich der arme Wilde platterdings gar nicht zurechtfinden. Fest bestand er darauf, das Hemd über die Beinkleider anzuziehen, die Zipfel des Rockes trug er nach vorn, und alles Zureden Bartlett's war vergeblich. So auf die sonderbarste Weise ausstaffirt, rannte Mangus Colorado wie besessen in seinem neuen Prachtanzuge umher. Begreiflicherweise fällt es den Apachenfrauen nicht minder schwer, sich europäische Moden anzueignen.

Der nämliche Mangus Colorado wurde von Bartlett manchmal zum Essen geladen. Wie ein neugieriges Kind kostete der braune Häuptling von Allem; im Anfange benahm er sich übrigens leidlich anständig während der Mahlzeit. Später gestattete er sich schon einige Freiheiten mehr. Nachdem er sich gesättigt, füllte er nochmals seinen Teller mit Speisen, stand auf und winkte einem in der Nähe stehenden Apachen, den leeren Platz einzunehmen. Dieser wiederholte dasselbe Manöver, nun kam ein Dritter und Vierter dran — und hätte Bartlett nicht der Sache Einhalt geboten, so wäre er gar rasch um sämmtliche mitgenommenen Nahrungsvorräthe gekommen; denn die Herren Rothhäute leiden nicht etwa an verstimmten Magennerven. — In welchen Beziehungen seine Tischgenossen zu ihren weißen Nachbarn standen, darüber machte Bartlett ganz besondere Erfahrungen.

Seine rothhäutigen Freunde stahlen nach Herzenslust, und schleppten fort, was in ihre Hände fiel, Menschen und Vieh, Jung und Alt. Von gestohlenen Kindern weiß uns Bartlett zwei interessante Fälle zu erzählen.

Eines Abends erschien bei den Reisenden eine Gesellschaft Kaufleute aus Neu-Mexiko, begleitet von einem jungen Mädchen. Aus ihren Mittheilungen ging hervor, daß sie die Jungfrau von Indianern erworben hatten, um jene in irgend einem Theile Neu-Mexiko's wieder zu verkaufen. Vor solch' einem traurigen Loose ward das arme Geschöpf durch Bartlett's Vermittlung bewahrt. Sich auf den Vertrag von Guadeloupe-Hidalgo stützend, nach welchem aller Menschenhandel verpönt war, verlangte er von den Neumexikanern die Herausgabe des Mädchens. Diese weigerten sich, indem sie behaupteten, die Jungfran sei auf rechtlichem Wege erlangt, d. h. den Indianern des Gila-Flusses abgekauft worden und äußerten sich darüber höchlichst erstaunt, wie man ihnen ihr wohl erworbenes Eigenthum streitig machen könne. Die Gefangene selbst wurde von den Händlern durch die Versicherung beruhigt, sie solle zu Verwandten nach Santa-Fé zurückgebracht werden.

Sie war ein noch sehr junges Mädchen von interessantem Aussehen; ihre artigen Manieren, sowie ihr ganzes Wesen zeugten von sorgfältiger Erziehung. Auf die Fragen über ihr trauriges Schicksal erzählte sie, ihr Name sei Inez Gonzales, ihre Kinderjahre habe sie in einer kleinen Grenzstadt Sonora's zugebracht. Auf einer Vergnügungsreisr nach Magdalena, das etwa 19 Meilen von ihrem Wohnorte entfernt liegt, begriffen, sei die Gesellschaft, unter welcher sich auch jenes Mädchen befand, von einer Schar Pinol-Indianer überfallen worden. Ihr Onkel verlor im Kampfe das Leben, die Uebrigen suchten ihr Heil in der Flucht; nur Inez mit zwei Freundinnen und einem Knaben wurden von den Rothhäuten ergriffen und fortgeschleppt. Ueber ein Jahr mußte sie unter den Wilden leben, und in schlechter Kleidung gleich den „squaws" die niedrigsten Dienste verrichten. Während jener Zeit bestand ihre Nahrung fast nur aus der gebackenen Wurzel des Maguey, bis sie an jene neumexikanischen Kaufleute verhandelt wurde. — Erst nach Beseitigung aller nur erdenklichen Umstände gelang es den Nordamerikanern, das Mädchen aus den Händen der Menschenverkäufer zu befreien und es seinem Vater, einem hoch angesehenen Bürger in Santa Cruz, zurückzubringen. —

Der andere Fall ist folgender: Der Gefährte Bartlett's, Mr. Cremony, wurde kurz nach dem oben beschriebenen Ereignisse durch zwei mexikanische Knaben überrascht, die in sein Zelt drangen, sich ihm zu Füßen warfen und ihn flehentlich baten, er möge sie aus der Gefangenschaft retten, in welcher sie durch die Apachen gehalten würden. Der eine der beiden Jungen, Saverro Aredia, war 13 Jahre alt und befand sich seit etwa 6 Monaten unter den Indianern, die ihn aus der Stadt Bacuachi, im Staate Sonora, geraubt hatten; der zweite, Jose' Trinfan, höchstens 12 Jahre alt, war aus Fronteras und schon sechs volle Jahre Gefangener der Apachen. Die Knaben hatten kluge Augen, kurzgeschnittenes Haar und entbehrten aller Kleidung. — Bald stellten sich auch die zwei Häuptlinge des Apachenstammes ein, welche die Flucht der Kinder entdeckt hatten, und nun kamen, um eine große Auslösung für sie einzuholen. Hierzu wollten sich die amerikanischen Reisenden nicht verstehen; sie erklärten, sie würden die armen Jungen, die Schutz bei ihnen gesucht, zu ihren Eltern zurückbringen, von Bezahlung könne gar nicht die Rede sein. Drohenden Blicks und unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelnd, verließen die Indianerchefs das Zelt. Nach einigen Tagen erschienen sie wieder, um auf's Neue Unterhandlungen mit Bartlett anzuknüpfen. Sie legten bei dieser Gelegenheit eine Schlauheit an den Tag, welche die Amerikaner in Staunen setzte. Wir wollen ihre charakteristischen Reden hier bruchstückweise wiedergeben. — Mangus Colorado, einer der Häuptlinge, begann: „Warum habt Ihr unsere Gefangenen an Euch behalten?" — Der amerikanische Kommissär: „Eure Gefangenen kamen zu uns und baten um Schutz."

Mang. Color: „Ihr kamt in unser Land. Wir nahmen Euch freundlich auf. Euer Leben, Euer Eigenthum, Eure Thiere waren in Sicherheit. Einzeln, zu Zweien und zu Dreien durchzogt Ihr unser Gebiet, Ihr kamt und gingt in Frieden. Eure weggelaufenen Thiere wurden Euch stets zurückgebracht. Unsere Frauen, unsere Kinder und Mädchen kamen zu Euch. Wir waren Freunde! Wir waren Brüder! Wir glaubten dies, gingen unter Euch aus und ein und brachten Euch unsere Gefangenen, denn wir dachten, wir seien Brüder und Ihr würdet fühlen, wie wir fühlen. Wir kamen nicht heimlich oder in der Nacht. Wir kamen am Tage vor Euer Angesicht und Ihr konntet unsere Gefangenen sehen, wann Ihr wolltet. Wir glaubten Euren Freundschaftsversicherungen und vertrauten ihnen. Warum habt Ihr uns getäuscht und unsere Gefangenen hinweggenommen?" —

Hierauf suchte ihnen der Kommissär verständlich zu machen, daß die Amerikaner durch einen Vertrag verpflichtet seien, alle mexikanischen Gefangenen zu schützen.

Nun ergriff ein anderer Indianer das Wort: „Aber Ihr behieltet unsere Gefangenen zurück, ohne uns hiervon zuvor benachrichtigt zu haben. Wir wußten nichts von Eurem Versprechen, die Gefangenen den Mexikanern zurückzugeben. Wir haben sie in rechtmäßigem Kampfe errungen. Sie gehören uns, sind unser Eigenthum. Auch Leute von uns werden von Mexikanern gefangen, ohne daß man sie ohne Weiteres uns wieder herausgiebt. Hätten wir dergleichen von Euch vermuthet, wir hätten keineswegs Vertrauen zu Euch gefaßt."

Der Kommissär machte jetzt dem Sprecher den Vorwurf, er rede im Eifer und ohne Ueberlegung, worauf dieser entgegnete:

„Ich bin weder ein Knabe, noch ein Weib. Ich bin ein Mann und ein Krieger. Ich spreche mit Ueberlegung. Ich weiß, was ich sage. Ich spreche vom Unrecht, das Ihr uns zugefügt habt und noch jetzt zufügt. (Sehr erregt.) Ihr sollt nicht mehr reden — laßt einen Andern sprechen. (Hiemit wandte er sich zum Dolmetscher.)"

Nach vielen Hin- und Herreden suchte Dalgadito, einer der Indianerhäuptlinge, andere Saiten aufzuziehen. Er begann:

„Wir bezweifeln nicht, was unsere weißen Brüder sagen. Die Amerikaner sind tapfere Krieger, wir wissen es, und wir glauben, ein tapferer Krieger verabscheut das Lügen. Aber der Eigenthümer dieser Gefangenen ist ein armer Mann; er kann seine Gefangenen nicht verlieren, die er mit Gefahr seines Lebens errungen und mit dem Blute seiner Verwandten erkauft hat. Er hat ein Recht auf seine Gefangenen, er will sie wieder erlangen. Wir sind seine Freunde und wir halten darauf, daß sein Verlangen erfüllt werde. Es ist gerecht und wir fordern Gerechtigkeit."

Nunmehr machte der Kommissär den Vorschlag, die beiden Knaben gegen eine Summe Geldes einzulösen, aber Dalgadito antwortete:

„Der Eigenthümer will sie nicht verkaufen; er will seine Gefangenen wieder haben.“ — Dann besann er sich jedoch und sagte: „Der Eigenthümer will zwanzig Pferde für sie haben.“ — So wurde noch ein Weilchen hin- und hergehandelt, wobei die Rothhäute nicht geringe diplomatische Geschicklichkeit an den Tag legten. Unter Anderem sagte ein Indianer: „Der tapfere Krieger, dem diese Gefangenen gehören, hat einen derselben sechs Jahre lang besessen. Der Knabe ist unter ihm aufgewachsen. Sein Herz ist an ihn gefesselt. Er betrachtet ihn wie einen Sohn. Das Kind spricht unsere Sprache und er will es nicht weggeben. Liebe läßt sich nicht für Geld verhandeln. Sein Herz kann nicht verkauft werden. Er lehrte ihn mit dem Bogen schießen und die Lanze schwingen. Er liebt den Knaben und kann ihn nicht verkaufen.“ —

Zuletzt kamen die beiden Theile dahin überein, daß die geraubten Jungen gegen 250 Dollars an die Amerikaner abgegeben wurden, welche die Kinder ihren glücklichen Eltern wieder zuführten.

Gefahren und Widerwärtigkeiten aller Art bedrohen, auch wenn die wilden Söhne der Steppen ihm nicht auflauern, den Reisenden durch die endlosen Ebenen des Nordens. Er muß gegen die Mahnungen von Hunger und Durst gewappnet, ebenso gestählt gegen die Unbilden der Witterung sein, wie abgestumpft gegen den sengenden Strahl der Sonne.

Zu Zeiten gerathen die Steppen auf natürliche Weise oder durch die Hand der Indianer in Brand, und bei der Dürre des Grases greift die Flamme dann nicht selten mit rasender Schnelligkeit um sich. Hoch lodert sie auf, im Umkreis von mehreren Meilen die Luft mit dichten Rauchwolken erfüllend.

Hört! Bereits ertönt aus weiter Ferne jenes dumpfe Geräusch, der gewöhnliche Vorläufer eines Erdbebens oder eines Ausbruchs wilder Heerden. Bald vernimmt man das ferne Gebrüll der Büffel und mitten hinein das Geheul der Panther. Die Atmosphäre wird immer schwerer und erstickender, und Flammen lecken bereits am falben Horizont hin. Hirsche und Rehe springen zwischen Wölfen pfeilschnell vorüber, hier und da mischt sich auch schon ein einzelner Büffel oder ein Pferd unter die Menge. Die Hitze nimmt jeden Augenblick zu; jetzt ras't die Masse schwerer und weniger schwerer Thiere mit donnerndem Brausen heran. Die Büffel und wilden Pferde voran, in einander geschoben, eine undurchdringliche Phalanx im Umfange mehrerer Meilen bildend. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr steckt der Indianer gewöhnlich trockenes Gras in Brand und wirft in die helle Flamme Büffelmist, so viel er in der Eile erraffen kann. Die Masse der flüchtigen Büffel und Pferde braust wie eine gewaltige Lawine immer näher. Sobald sie das Feuer erblicken, stutzen die Thiere, halten vor Schrecken an, brüllen vor Wuth laut auf, stemmen und schieben sich zusammen, ohne jedoch ihre Richtung zu ändern.



Steppenbrand.

Ihre Scharen wälzen und drängen sich immer mehr heran, bereits lassen sich ihre Hörner, ihre Füße, ja der weiße Schaum, der über ihre Brust herabfließt, unterscheiden. Da ertönt plötzlich ein Donnerschlag — die Indianer schleudern im kritischen Momente ihren Branntweinvorrath in das Feuer, hoch wirbelt die Flamme empor. Die vordersten Büffel und mit ihnen die ganze Kolonne drehen sich und sprengen seitwärts über die Prärie. Eine Menge Cadaver, ermüdete Thiere, welche bei der raschen Wendung erdrückt werden, bezeichnen ihren Weg, die hinteren Büffel drängen nach. Die neue Richtung ist gegeben und die Nachkommenden folgen der Spur blindlings.

Oft wird das Gras der Steppe von den Indianern in Brand gesteckt, in der Absicht, durch die Asche, welche die verbrannten Gewächse zurückgelassen, das Wachsthum kräftigerer Pflanzen zu fördern. Sie fachen dann das Feuer am äußersten Ende einer Prärie an und zwar an mehreren Enden zugleich. Das Feuermeer dehnt sich immer weiter aus, so lange es Nahrung findet; sobald man aber befürchtet, es möchte Weideplätze erreichen, die man für jetzt noch schonen will, erstickt es der Indianer durch dieselbe Kraft, indem er die Steppe an der entgegengesetzten Seite ebenfalls anzündet. Die Feuersäulen sausen nun auf einander los und erlöschen bei ihrem Zusammentreffen, nachdem sie Alles verzehrt haben, was zwischen ihnen grünte und blühte. In gleicher Weise schützen sich auch die Reisenden gegen die Macht des Elements, das lange vorher sichtbar, nicht so unversehens herbeikommt, ohne sich durch einen Gegenbrand vor seiner Wuth bewahren oder durch Abgrabungen die Verheerung wegleiten zu können.

Während der Nacht bietet solch ein Prärienbrand ein furchtbar schönes Schauspiel dar. So weit das Auge des Reisenden reicht e i n unendliches Feuermeer, dem alle lebendigen Wesen, die in seinen Bereich gerathen, zur Beute werden. Von der gemeinsamen Gefahr erschreckt, drängt sich die Thierwelt der Steppe dicht zusammen, ihre natürliche Feindschaft vergessend — nur von dem Instinkte getrieben, der Vernichtung zu entfliehen. Viele Jahre nach solchen Steppenbränden erblickt der Reisende noch Haufen gebleichter Knochen auf dem Boden, über den der Flammenstrom dahinras'te.

Weiß auch der nördliche Theil Mexiko's nichts von einer Sahara, im Sinne der großen Sandmeere Afrika's und Asiens, so fehlt es doch auch dem neuen Kontinente nicht an endlos erscheinenden Wüsten. Ein solches kleines Sandmeer bildet die Wüste del Norte. Meilenweit erblickt das Auge des Reisenden nichts als eine graue, öde Fläche, deren niederdrückende Eintönigkeit höchst selten durch einen Vogelruf unterbrochen wird. Langsam, fast geräuschlos bewegt sich die Karawane reisender Kaufleute über kaum erkennbare Pfade durch die Wüstenei. Bisher ist die Luft ruhig, ja unbewegt gewesen. Mit einem Male beginnt sich der lose Sand im leichten Kräuseln zu bewegen. Unversehens erhebt sich der Wind, dem Reisenden glühend heiße Körner ins Gesicht treibend; Luftströmungen von abweichenden Wärme-

graden und nach verschiedenen Richtungen verlaufend scheinen mit einander im Kampfe zu liegen. Nur noch wenige Minuten und der Sturm führt die erste Sandwolke heran. Ihr folgen bald mehrere riesige Säulen, welche vom Wirbelwinde getragen, kerzengerade zum Himmel emporsteigen und über die Ebene hin- und hertanzen. Die Indianer, welche jene Gegenden durchstreifen, drücken beim Aufwirbeln dieser Wolken, gleich den Afrikanern, das Gesicht in den heißen Boden und bleiben so lange still und regungslos liegen, bis die Sandhosen unter ungeheurem Getöse zusammengebrochen sind.



Sandhosen in der Wüste del Norte.

Der Sturmwind, welcher diese Erscheinung hervorbringt, wird im Lande selbst mit dem Namen Temporal bezeichnet und von den Reisenden mit Recht ebenso sehr gefürchtet, als vom Seemann der Orkan. Es ist nichts Seltenes, daß Reisende von solchen Sandhosen emporgerissen und zuletzt unter ihnen begraben werden. Und in der That, diese Naturerscheinung hat etwas Schreckliches, Geisterhaftes, wenn mehrere dieser Säulen auf einander losrücken zu einem Kampfe, der mit der Vernichtung beider endet.

Die erhitzte Luft, an dem weißen Boden der Salzsteppen mit einer salzigen Kruste überzogen, erzeugt vielfach Luftspiegelungen, wie man dergleichen in den afrikanischen Wüsten und asiatischen Steppen kennt. Der Wanderer, der vor Hitze fast verschmachtet, sieht vor sich täuschend nah den blauen Spiegel eines klaren Sees, in welchem sich die Felsen der Umgebung, Thiere und Gebüsche gerade so spiegeln, wie in einem ruhigen Landsee, er beeilt sich hocherfreut, das Ufer zu erreichen und findet — Salz und Salzpflanzen.

Noch manche andere Vorkommnisse machen das Durchreisen der Steppen beschwerlich oder gefährlich. Sind es nicht die Elemente, deren Wuth der Mensch zu empfinden hat, so gebieten unvorgesehene Störungen den Karawanen Stillstand. Gleich einem Orkane erhebt sich ein Getöse! Näher und näher kommt das Brausen. Das Geräusch rührt von wandernden Büffelheerden oder wilden Pferden her, welche mit einem Male den Zug der Reisenden unterbrechen. (Man vergl. unsere Abbildung S. 135.) Dann mögen die Führer ja ein recht wachsames Auge auf ihre eigenen Thiere haben, damit es ihnen nicht gehe wie Bartlett, dem seine Pferde beim Anblicke ihrer freien, unbändigen Kameraden mit dem Gepäcke, ja sammt ihren Wagen durchgingen. Erst nach stundenlanger Hetzjagd, und unter Lebensgefahren für die Verfolger, ließen sich die Flüchtlinge wieder einholen und zu ihrer Pflicht zurückführen.

Die Indianer des Nordens werden noch lange eine der größten Landplagen Mexiko's bilden. Ihnen ist der Haß und damit die Begierde, den Vertilgungskrieg gegen die weißen Eindringlinge fortzusetzen, angeboren. Daß sie aus diesem nimmer ruhenden Kampfe, bei welchem Stillstand nur soviel als Waffenruhe auf kurze Zeit heißen will, als Sieger hervorgehen könnten, ist nicht denkbar; vielmehr werden auch sie gleich ihren Stammesgenossen in den Vereinigten Staaten auf immer engere Gebiete zusammengedrängt und genöthigt werden, binnen kurz oder lang eine ihrer Zufluchtsstätten nach der andern herzugeben und zum Theil als Opfer ihres fortwährenden Widerstandes zu fallen. Wenn wir aber auch wünschen, daß die veredelnde Lehre des Christenthums unter die wilden Eingeborenen dringe, ihre Sitten verbessere und sie in „menschlichere" Menschen umwandle: so beschleicht uns dennoch ein Gefühl von Wehmuth, wenn wir sehen, daß weder Muth, noch Vaterlandsliebe, noch Beharrlichkeit die braunen Jäger vor dem unvermeidlichen Schicksal bewahren wird, ihre Selbständigkeit und schrankenlose Freiheit zu verlieren und als Volk unterzugehen, ein Theil nach dem andern. Denn das alte Indianerthum hat keine Zukunft. Die Berathungsfeuer, um welches sich die Stämme von weit und breit ehemals sammelten, sind erloschen, das Wild nimmt ab, von Jahr zu Jahr erobert der Pflug sich mehr von den Jagdgründen, in den Wäldern ertönt der Schall der Axt, die dem Ackerbau und der Kultur den Weg ebnet, und auf den einst einsamen Riesenströmen im Norden peitscht das dampfgetriebene Schaufelrad die Wellen. Auf den Grabmalen der Helden, welche einst muthig die Streitart geschwungen, erheben sich freundliche Dörfer und Städte, und die Zeit ist so fern nicht mehr, wo der Kriegsruf des rothen Mannes gänzlich verstummen wird.



Vanillegewinnung in Mexiko.

Sechstes Kapitel.

Kurzer Ueberblick der Pflanzen- und Thierwelt Mexiko's.

Geographische Beschaffenheit des Landes. — Die Pflanzenwelt. Vegetation der tierra caliente, der tierra templada, der tierra fria. Die Regionen der immergrünen Eichen, der Nadelhölzer, der Stevien. — Das mexikanische Hochland. Die Steppen und Prärien. Salzwüsten. — Vegetation der nördlichen Provinzen. Hauptfiguren der Thierwelt.

Hätten die Spanier so energisch, wie sie den weitaus größten Theil der braunen Rasse sich unterwarfen, auch die Natur und ihre nimmer ermüdende Zeugungskraft sich dienstbar gemacht, hätten sie nicht nur genießen, sondern auch anstrengend arbeiten wollen und im Schweiße ihres Angesichts der weiten Bodenfläche verdoppelten Ertrag, dem Erdinnern seine verborgen gehaltenen Schätze in gesteigerten Verhältnissen abzuringen gewußt: dann stünde es besser um die Länder vom Golfe von Mexiko bis zur Landenge von Panama, sowie weiter südwärts.

Mexiko ist eines der reichsten und in Hinsicht auf seine Naturverhältnisse eines der interessantesten Länder der Erde. Es besitzt einen ganz außerordentlichen Reichthum von Gewächsarten, welche ihm als ursprüngliche ausschließlich zukommen und es zeigt innerhalb seiner Grenzen so verschiedenartige Floren, daß dieselben die stärksten Gegensätze zu einander bilden.

So findet sich hier z. B. die verhältnißmäßig größte Zahl Baum-Orchideen, — man kennt bereits 500 mexikanische Orchideen, also $^1/_6$ aller überhaupt

beschriebenen — Gewächse, welche nur in einer von Feuchtigkeit übersättigten, fortwährend warmen Luft gedeihen können. Außerdem hat Mexiko aber auch den größten Reichthum an Cacteen, dickblättrigen Agaven, Bromelien, Fucroyen, Yucca's und ähnlichen Formen, die einem Leben in dürrer Wüste angepaßt sind.

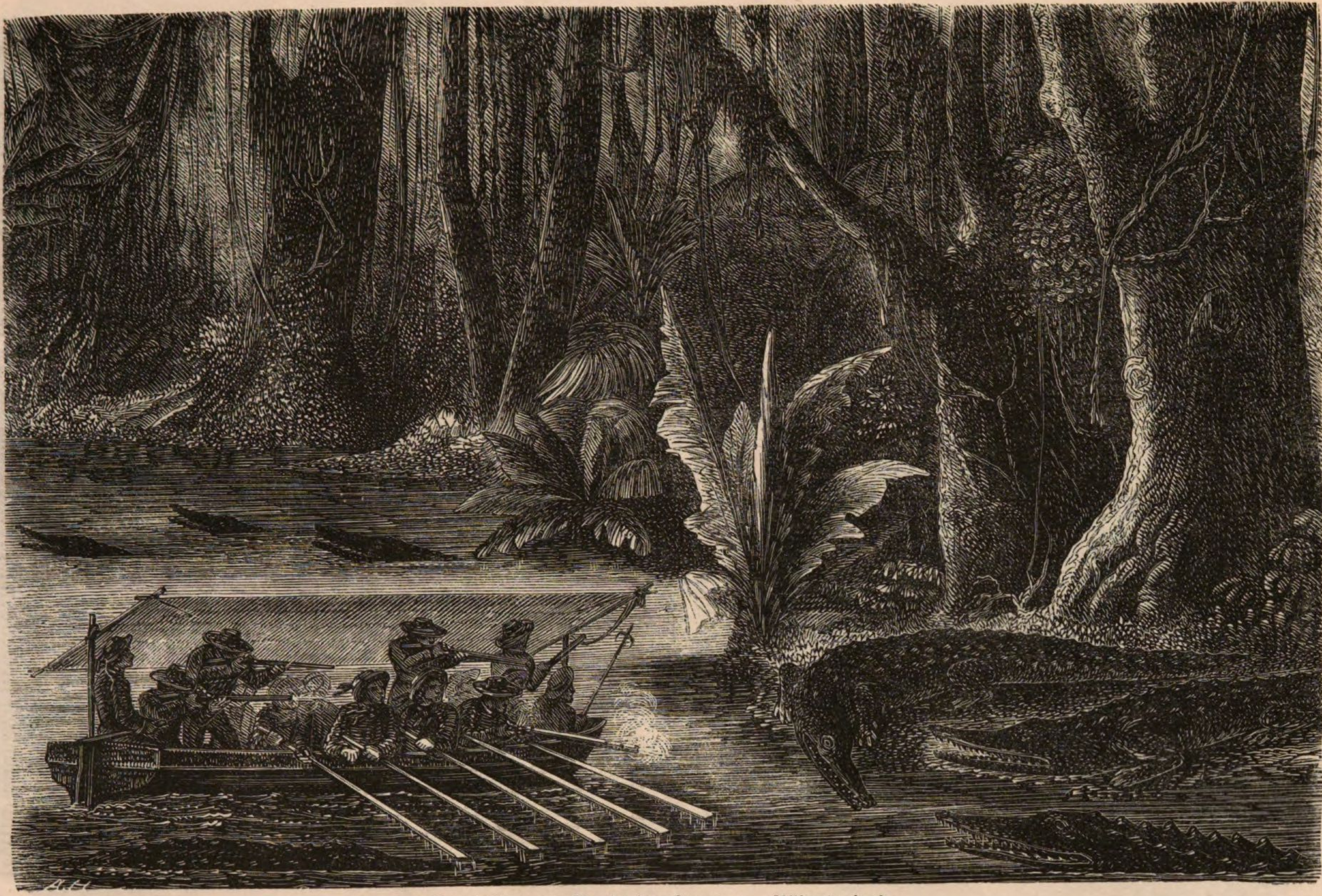
Diese Eigenthümlichkeiten erklären sich nicht nur durch die ansehnliche Ausdehnung des Landes von Nord nach Süd, vermöge welcher es mit seiner einen Hälfte in die Tropenzone hineinragt, während die andere Hälfte sich in den gemäßigten Gürtel erstreckt. Sie werden in viel höherem Grade hervorgerufen durch die bedeutende Erhebung ansehnlicher Landmassen über die Oberfläche des Ozeans und durch die hievon abhängigen Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse derselben.

Schließlich macht auch die mineralogische und geognostische Beschaffenheit des Bodens ihren Einfluß auf das organische Leben geltend. Im Süden Mexiko's ist Thonschiefer und Kalkstein vorwiegend. Diese werden von Graniten durchbrochen, welche die Spitzen der Berge bilden. In den Gebirgsabdachungen der Ost- und Westküste treten Gneiß, Glimmerschiefer und Syenit auf, im Staate Puebla ist Kalktuff die herrschende Gebirgsart, der größte Theil der Hochebene, welche den Hauptstrich des Landes bildet, besteht aus Porphyr. Hierzu kommen stellenweise noch älterer Sandstein, Serpentin, Diorit und basaltische Laven.

Noch einmal müssen wir den Leser bitten, uns — zum besseren Verständniß der Pflanzenvertheilung — durch alle Regionen des mexikanischen Reiches zu folgen.

An beiden Ozeanen erstreckt sich ein flacher Küstensaum von wechselnder Breite. Dieser ist heiß und dabei verhältnißmäßig trocken. Es ist die Tierra caliente der Mexikaner mit einer Jahrestemperatur von 20—25° C. Der an Wassergehalt reiche Passat trifft zwar diese Küstenstriche zuerst, er wird aber durch sie nicht abgekühlt und deshalb nicht zum Ausscheiden seines Naß veranlaßt. Gewitterbildungen finden hier nur nach dem Durchgange der Sonne durch den Zenith statt und beschränken ihre Dauer auf eine kurze Zeit. Gewöhnlich treten sie erst gegen Abend ein. Der Pflanzenwuchs dieser heißen Region ist deshalb trotz der tropischen Wärme verhältnißmäßig spärlich zu nennen.

Auf weite Strecken hin ist die Küste sandig und dürr, nur kärglich von Gesträuch bedeckt. Während der regenlosen Zeit des Jahres, vom December bis Mai, wird der Anblick noch trübseliger; dann haben die meisten Bäume und Gesträuche ihr Laub abgeworfen und ihre Knospen geschlossen und stehen wie in einer Winterlandschaft des Nordens mit kahlen Zweigen. Der Tuna-Cactus bildet auf jenen sandigen heißen Flächen sonderbare Gebüsche. Er ernährt die farbeliefernde Cochenille und erquickt mit kühlenden, säuerlichen Früchten den braunen Küstenbewohner.



Vegetation am Rande der Lagunen. Alligatorjagd.

Am salzhaltigen Boden kriecht die Meerwinde; weiterhin im Lande wird sie durch andere Familienverwandte ersetzt. An andern Stellen trift die dornige wilde Ananas massenhaft auf und gruppirt sich um die sonderbaren Kandelaber des Säulencactus, der mit langen Stacheln jede Annäherung zurückweist.

Nur an den Ufern der Lagunen und Flußmündungen wird die Vegetation üppig; sie bildet dort die wegen ihrer fieberbringenden Luft verrufenen Mangrovewaldungen aus Rhizophoren, oder entfaltet sich in den tiefen, feuchten Schluchten oder Barancas, welche die Gewässer des Hochlandes dem Meere zuführen.

An dergleichen günstigen Orten herrscht freilich dann um so luxuriösere Ueppigkeit ächt tropischer Formen. Große mexikanische Feigen senden ihre Luftwurzeln als schlanke Säulen nach dem feuchten Grunde herab, und wiederholen hier in der neuen Welt die interessanten Formen, durch welche die Banyanen Ostindiens berühmt wurden. Hohe schlanke Bambusrohre säumen die Flußufer, Cedrelen und Swietenien erheben dort ihre mächtigen Stämme, Mimosen und Cäsalpinien breiten ihr zartgefiedertes Laub zu fein durchbrochenen Schirmen aus. Unten am Boden wuchern breitblättrige Aroideen und Gewürzlilien; der Wasserspiegel der Flüsse und Lagunen ist halb verdeckt durch schwimmende Blätter der Seerosen und durch blau blühende Ponlederien. Zahllose Wasservögel tummeln sich über den fischreichen Fluten oder stehen lauernd unbeweglich am Ufer. An andern Stellen bilden Palmen reizende Gruppen, so die der Kokos verwandte Palma real, die Königspalme, dann die Wein liefernde Acronomia aculeata. Dünnstämmige Rohrpalmen strecken sich, wie feine weiße Linien, mitten durch das dunkle Dickicht von Laubgewinden anderer Art hinauf oder werden in einzelnen Species selbst zu Kletterpflanzen, die sich mit scharfen Stachelhaken und windenden Blattspitzen an Bäumen und Gesträuchen festklammern. (Man vergleiche Abbildung auf S. 299.)

Hier in den feuchtheißen Schluchten wird jeder ältere Stamm zu einem üppigen Garten, zu einem blühenden Blumenbeet. Pfefferreben und Winden, Drachenwurz und Aronstab, Pothos und vorzüglich zahlreich Leguminosen steigen als Schling- und Kletterpflanzen an den Bäumen hinauf und behängen die Aeste mit den reizendsten Festons — die einen durch dichte Gruppen mächtiger, schöngeformter Blätter auffallend, welche von Saft strotzen, die andern durch brillante Blumenbouquets in den brennendsten Farben. Auf den Aesten haben sich Bromelien, Baumorchideen und Aronstabgewächse angesiedelt und strecken ihre weißen, langen Luftwurzeln in die feuchte Atmosphäre herab oder sammeln die Tropfen, welche sich an ihren Blättern niederschlagen, in den erweiterten Blattstielen. Die prächtigsten Schmetterlinge gaukeln hier von Blume zu Blume. Legionen von Fliegen, freilich auch von stechenden Moskitos und ewig zirpenden Cicaden, treiben hier ihr Wesen und werden buntgefiederten Vögeln und Baumeidechsen zur Beute.



Küstenlandschaft mit der Leguan=Eidechse im Vordergrund.

Hier droht außer den quälenden Sandfliegen (Simulia) der berüchtigte Sandfloh (Pulex penetrans), der seine Eier unter die Nägel der Fußzehen unterbringt, dann kleine Zecken (Ixodes americanus), die sich zu Tausenden in der Haut des Menschen festsaugen und peinigende Geschwüre verursachen, sowie Milben, welche die Haut durchfurchen. Das Gethier wird durch Bremsen (Oestrus) gepeinigt, die ihre Eier in der Haut des Wildes bergen und heftige Entzündungen dadurch hervorrufen. An den Rändern jener heißen Waldungen liegen Giftschlangen auf der Lauer; im Innern verbergen sich der Jaguar und der Puma und machen Jagd auf den Tapir, das Stachelschwein oder den schnellfüßigen mexikanischen Hirsch. Hier streift auch gleich einem greulichen Dämon die Harpye, der verrufene Haubenadler, durch die düstern Hallen der Baumriesen und zerschmettert mit furchtbarem Klauenschlage den Affen im Gezweig und das Reh im Gebüsch. Selbst in der sonst so friedlichen Pflanzenwelt fehlt es im heißen Landstriche nicht an dämonischen Gestalten. So begleitet die „Mala mujer" (Jatropha urens) zum Schrecken des Wanderers gern die Pfade. Der Brennnessel in ihren Wirkungen ähnlich, übertrifft sie dieselbe aber um das Zehnfache an Heftigkeit des Schmerzes, den sie erzeugt, ja sie führt oft eine Lähmung des betroffenen Gliedes herbei, welche mehrere Tage lang anhält.

Je weiter landeinwärts, desto mehr hebt sich der Boden. An der Ostküste steigt er auf kurze Entfernungen ziemlich rasch, an der Westseite, vom stillen Ozean her, erfolgt die Hebung viel allmäliger. Man gelangt dort erst auf eine Terrasse von 500 Fuß Meereshöhe, dann auf eine von 600 Fuß, dann von 1600 Fuß und endlich von 3000 Fuß. Je höher jene Terrassen liegen, um so schmaler werden sie, bis man schließlich das Hochland des Innern erreicht, dessen mittlere Höhe zwischen 5000 und 8000 Fuß schwankt.

Die tiefste Terrasse trägt Hügel und Bergzüge von 500 bis 1500 Fuß Höhe. Hier wechseln ausgedehnte Grassavannen mit prachtvollen Hochwäldern. In letztern erheben schlanke Palmen ihre Federkronen über dickstämmige Wollenbäume (Bombax) und Verwandte des Lorbers mischen ihren Duft mit dem pikanten Aroma zahlreicher Terebinthaceen. Nach der Halbinsel Yucatan zu werden diese Waldungen reich an Farbehölzern und an jenen feinfaserigen Nutzhölzern, die der Techniker hochschätzt und welche deshalb in großer Masse ausgeführt werden. Dort gedeiht z. B. das gesuchte Blauholz (Haematoxylon campechianum), die wohlriechende Cedrele und der Mahagoni. Ferner gewinnt man hier das Gelbholz (Maclura tinctoria), Brasilien- oder Fernambucholz (Caesalpinia echinata und brasiliensis), eine Sorte Eisenholz (Axtbrecher, Xanthoxylon pterota), Jakarandenholz (von mehreren Arten Achras), Franzosenholz (Guajacum sanctum). Es gedeiht hier freiwillig der Balsambaum (Myrospermum pubescens), der Ambrabaum (Liquidambar styraciflua), der den flüssigen

Storax liefert, Piment (Myrtus Tabasco), Sarsaparille (Smilax), Jalapa (Ipomea Purga), sowie die Dulongia acuminata, deren Blätter als untrügliches Mittel gegen die Blattern angepriesen werden. Wasserreiche Thäler erzeugen dort alle Kulturgewächse der Tropen, zeitigen Zuckerrohr, Indigo, die ausgezeichnetsten Sorten Kakao, die duftende Vanille und als Hauptnährpflanze neben dem Manihot den Pisang. Bei einer Erhebung von 1500 bis 3000 Fuß über dem Meere wirkt das ansteigende Land schon kräftig auf den feuchten Passatwind. Die Regen fallen hier öfter und reichlicher, in Folge dessen steigert sich auch die Vegetation. Die Waldungen dieser Region enthalten noch niedere Palmenarten, außerdem zahlreiche Bäume aus den Familien der Urticeen, Myrtaceen, Sapoteen und Mimosen. Auffallend üppig sind hier die Schlinggewächse entwickelt. Lianen von Smilax, wilder Wein, Cissus, Malpighiaceen, Winden und Asklepiadeen ziehen sich über Gebüsche und Stämme und der Wanderer kommt sich in dem dichten Gewirr dieser Waldungen vor wie ein Insekt, das in einem riesigen Spinngewebe gefangen ist.

Von 3000 bis 6000 Fuß Erhebung über dem Meere bezeichnet der Mexikaner das Land als Tierra templada. Es ist dies ein Gebiet mit einer Temperatur von 10 bis 15° C. während des ganzen Jahres und mit 9 bis 10 Monate Regen fast Tag für Tag. Hier giebt der Passatwind vorzugsweise den Ueberfluß seiner Feuchtigkeit ab und nährt durch dieselbe eine Pflanzenwelt, die durch ihre Ueppigkeit dem Pflanzenforscher ein irdisches Paradies vorzaubert. Die Wälder dieses Gebietes haben immergrünes Laub und werden vorherrschend aus zahlreichen Eichenarten gebildet, deren man hier bereits mehr als 20 unterschieden hat (Deutschland hat deren nur drei). Jene Eichenwälder werden aber keineswegs durch das Vorherrschen einzelner Arten einförmig, wie dies bei unsern Laubwäldern der Fall ist, sie enthalten eingemischt eine zahlreiche Menge Baumarten ächt tropischer Familien: Lorber- und Myrthengewächse mit gewürzreichen, einfachen, glänzenden Blättern, Malpighiaceen, Anonaceen u. a. Als Unterholz treten zierliche Mimosen auf, duftende Monimien (Citrosma), herrliche Farrenbäume, besonders in den feuchten Schluchten, Bambusen, Jatropha, Croton, Triumfetta, großblumige Magnolien, baumartige Synantheren, Roßkastanien, Aralien u. s. w. Auch hier sind die Schlinggewächse stellenweise noch zahlreich und werden gebildet aus Passionsblumen, Bignoniaceen, Gurken, Hülsenfrüchtlern, Cissus, Apocyneen, Asklepiadeen, Sapindaceen, Smilaceen u. a. Den reizendsten Schmuck erhalten aber jene feuchten Waldungen durch die Ueberfülle von prachtvollen Baum-Orchideen, welche mit ihren abenteuerlich gestalteten, großen Blumen von allen Zweigen herabnicken und die herrlichsten Düfte aushauchen. Man kennt 200 Arten derselben, welche den Waldungen der Ostküste in dieser Region angehören. Nicht minder fesseln den Blick des Reisenden die eigenthümlichen Blätterformen

riesiger Farren, deren zierliche Bildung mit zu dem Reizendsten gehört, was man im Reiche der Pflanzenwelt sehen kann. Anmuthig erheben sich schlanke Stämme mit ihrer Krone von zartgefiedertem Laubwerke an der Spitze oft 20 bis 30 Fuß hoch.



Farrenbäume.

Welch ein malerisches Bild gewähren diese baumartigen Farren, wenn sie ihre ausgezackten Blätter über kräftige Lorbereichen ausbreiten!

Zwischen 4 bis 5000 Fuß hört die Kultur des Kaffee, der Baumwolle und des Zuckerrohrs auf. Es gedeihen aber in diesem glücklichen Erdstriche, dessen milde Luft auch der Gesundheit des Menschen höchst zuträglich ist,

neben einer Menge ächt tropischer Nährpflanzen und Früchte auch die geschätztesten Erzeugnisse der gemäßigten Zone. Nur ein kleiner Raum ist hier erforderlich, um einen Ueberfluß an Nahrung für die Familie des Landmannes hervorzubringen. Yam, Manihot, Aron, Batate und Pfeilwurz liefern mehlreiche Wurzeln, der Mais trägt zweihundertfältig, der Reis funfzig- bis sechszigfach und neben der nährenden Banane sind ostindische Mangos und Papayas, sechs Arten Ananas, Casimiroas, Mamoys, Ayuacaten, Spondias, Früchte der Passionsblumen und Cacteen, ferner aus der Alten Welt Aepfel, Birnen, Kirschen, Pfirsiche, Orangen, Feigen, Trauben und Granatäpfel.

An den Abhängen der Westküste sind in dieser Region zwar keine Farrnbäume, wie überhaupt an der Seite des großen Ozeans weniger Farrn vorhanden sind, dagegen finden sich dort ebenfalls zahlreiche Eichen-Arten, viele Orchideen und auch einige Palmen. Die Eichen zeigen in Laub und Früchten überraschende Mannichfaltigkeit. Einige haben kleine eirunde Blätter, bei andern werden sie bis einen Fuß lang, bei den einen sind sie ganzrandig, bei jenen geschweift oder dornig gezähnt. So wechseln auch die Eicheln an Größe von der Kleinheit der Erbse bis zu 2 und $2^1/_2$ Zoll Länge.

Im Osten ist der Rand des mexikanischen Hochlandes noch durch einen gewaltigen Cordillerenzug erhöht, dessen Gipfel (z. B. der Orizaba) bis 17,000 Fuß aufsteigen und auf ihren Scheiteln ewigen Schnee tragen. Oberhalb 6000 Fuß Meereshöhe beginnt die kühle Region, die Tierra fria mit einer Temperatur, welche im Winter nicht selten bis zum Gefrierpunkt herabsinkt. Hier fällt dann auch Schnee, er bleibt aber in den tieferen Theilen nie lange liegen. Die Sommerwärme wird durch häufige Nebel sehr gemildert. Die Regenmenge ist ebenfalls groß.

Bei 6000 Fuß Meereshöhe beginnt der Fuß der östlichen Cordillere. Je höher man an dem Gebirge von hier aus hinaufsteigt, desto mehr treten in der Pflanzenwelt die tropischen Formen zurück und Arten erscheinen, welche in den Floren gemäßigter Breiten ihre Verwandten haben. Von 6—7800 Fuß Meereshöhe bilden noch die immergrünen Eichen den Hauptbestand der Waldungen, es gesellen sich zu ihnen aber Ulmen, Erlen, Lacepedea pinnata, Clethra u. a. Unter den Waldgesträuchen fallen Species von Schneeball und Hornstrauch (Cornus toluccensis), Triumfetta und Brombeeren auf. Als Lianen erscheinen Weinreben, Winden (Ipomaea Purga), Zweizahn (Bidens), Flachsseide und Alströmerien. Die Farrn sind hier nicht mehr baumartig in ihrer höchsten Entwicklung vorhanden, sondern klammern sich als bescheidene, aber nicht minder reizende Kräutchen parasitisch an die Rinde der Bäume, umgeben von zarten Lykopodien und Jungermannien. Die nordische Gestalt der Mistel, welcher der Blütenschmuck fehlt, tritt hier gesellschaftlich zu dem feurig gefärbten Loranthus, zu kleinen Pfefferarten und dem

Schlangencactus, die sämmtlich neben Baum-Orchideen auf den Aesten der oben genannten Bäume schmarotzen.

Die offenen Flächen zwischen den Waldungen sind in dieser Region mit Gebüschen von Mimosen und Cassien bewachsen. Der niedere Pflanzenteppich besteht aus Gräsern und Kräutern, unter denen der Europäer, wenn auch nicht dieselben Arten, doch vielfach die Formen derselben Gattungen begrüßt, welche die Fluren seiner Heimat schmücken. So blühen hier Arten von Hahnenfuß, Wiesenraute, Johanniskraut, Sauerklee, Storchschnabel, Wolfsmilch, Salbei, Cyperngras, Schwingelgras u. a. Zwischen den Genannten zeigen sich aber auch die fremden Gestalten der Rhexien, Arten von Cuphea, Georginen, Lobelien, Erythraeen u. a.

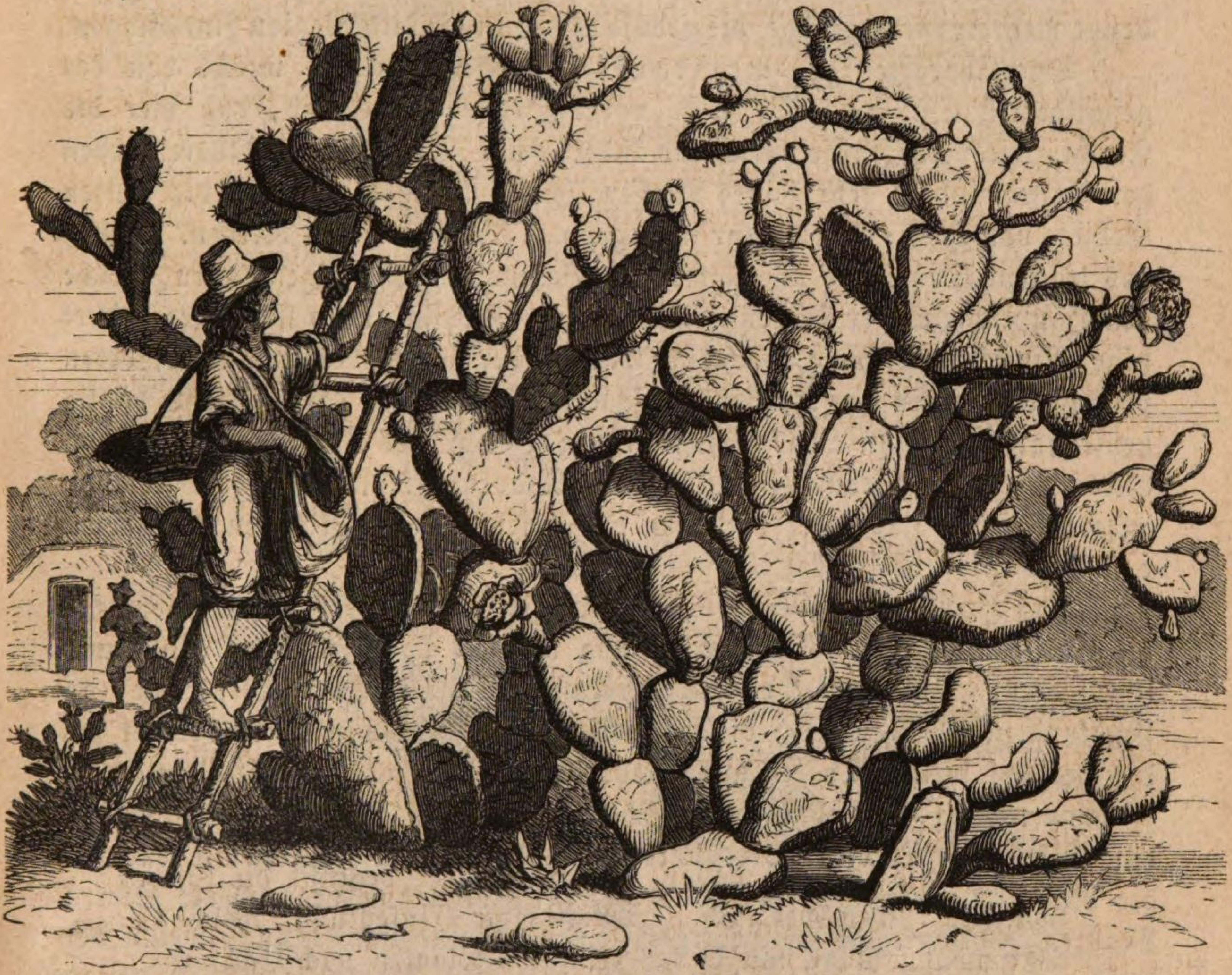
Bei 7800 Fuß hören die Eichenwaldungen auf und dunkle Nadelholzwaldungen nehmen ihre Stelle ein. Zu unterst sind es Pinus leiophylla und Pinus Montezuma, welche die Waldungen bilden, bei 9000 Fuß wird die Oyamel-Tanne (Pinus religiosa) herrschend.

An ihrem unteren Rande werden die Nadelholzwaldungen gesäumt von Wiesenflächen, mit Heidelbeeren und deren Verwandten Andromeda, Gaultheria bedeckt. Kleinblättrige Fuchsien mit hängenden Purpurglöckchen, Tagetes, Drachenkopf, hohe Distelstauden, Erd-Orchideen, prächtige Ferrarien und himmelblaue Commelinen durchweben das Grün der Grasmatten mit den buntesten Farben.

Anfänglich mischen sich noch einzelne Eichen und Erlen zwischen die Pinien, weiter nach oben verschwinden aber die Laubhölzer mehr und mehr und der Schwarzwald wird herrschend. Die Cordillere ist aber keineswegs ununterbrochen bewaldet; ganze Bergseiten sind kahl; nur mit Schutt und Geröll überdeckt, andere wiederum von einem niederen Grasteppich überzogen, welcher an unsere europäischen Alpenmatten erinnert. Hier sind Kräuter häufig, die zu den Familien der Schmetterlingsblütler, Dolden, Heidekräutern (Clethra, Pyrola, Vaccinium), Zusammengesetztblütigen (Aster, Wasserdost, Zweizahn, Stevia, Baccharis), Larvenblütlern (Chelone, Lamourouxia, Gerardia, Castilleja), Lippenblümlern (Salbei, Ziehst) gehören. Hierzu kommen noch zahlreiche Erd-Orchideen (Spiranthes, Serapis), Germer, Schwerteln und kleine Farrn. Neben den Heidekräutern finden sich stellenweise noch Kreuzdorn- und Lindengebüsche, ferner Schneeballen und Hornsträucher, Weiden, Lorbern und Gesträuche mit zusammengesetzten Blüten.

Zwischen 11,000 und 13,600 Fuß zieht sich an der östlichen Küstencordillere entlang die Region der Stevien, welche dem Gürtel der Rhododendren und Azaleen der europäischen und asiatischen Hochgebirge entspricht. Letztere Pflanzenformen fehlen der Neuen Welt. Die Stevien sind Gesträuche mit Blüten, die in ihrem Baue den Astern, Disteln und ähnlichen verwandt sind. Bäume gedeihen nicht mehr in jener Höhe,

dagegen entfaltet sich ein großer Reichthum alpiner Kräuter, ebenfalls in vielen Formen an die europäische Alpenflora erinnernd; so klammern sich an die Felswände Hungerblümchen und Kressen, Alsineen, Veilchen, Frauenmantel, Fingerkräuter, Dolden (Seseli, Oenanthe), Steinsame, Pedicularis, Ziehst, Habichtskraut, Berufskraut, Germer, und viele andere. Auch die Familien der Binsen, Seggen und eigentlichen Gräser stellen zahlreiche Vertreter.



Der Feigencactus (Opuntia Ficus indica). Gewinnung der Cochenille.

Am Orizaba breitet sich am Fuße des eigentlichen Kraterkegels bei 13,600 bis 14,800 Fuß eine allmälig aufsteigende Hochebene aus, welche die letzten Ausläufer der mexikanischen Hochgebirgsflora ernährt. Eine Anzahl Gebirgsgräser bildet den Teppich der Alpenmatten, silberhaarige Senecio-Arten zeigen sich als sonderbare Gesträuche, an den kleinen Kratern setzen sich niedere Gebüschdickichte aus glänzendblättrigen Mahonien und dem mexikanischen Wachholder zusammen. Hornkräuter, Veilchen, Hungerblümchen, Hahnenfuße, Ehrenpreise, Dolden u. a. sind hier die herrschenden Kräuter. Bis 14,600 Fuß gehen einzelne Phanerogamen hinauf, dann sprießen nur noch Moose aus den Felsritzen und genügsame Flechten

(Umbillicarien u. Lecidien) klammern sich an das nackte Gestein. Es sind einzelne der letztern sogar dieselben Arten, welche auch die höchsten Spitzen der Schweizer Alpen schmücken und die zugleich am weitesten nach dem Nordpol sich wagen.

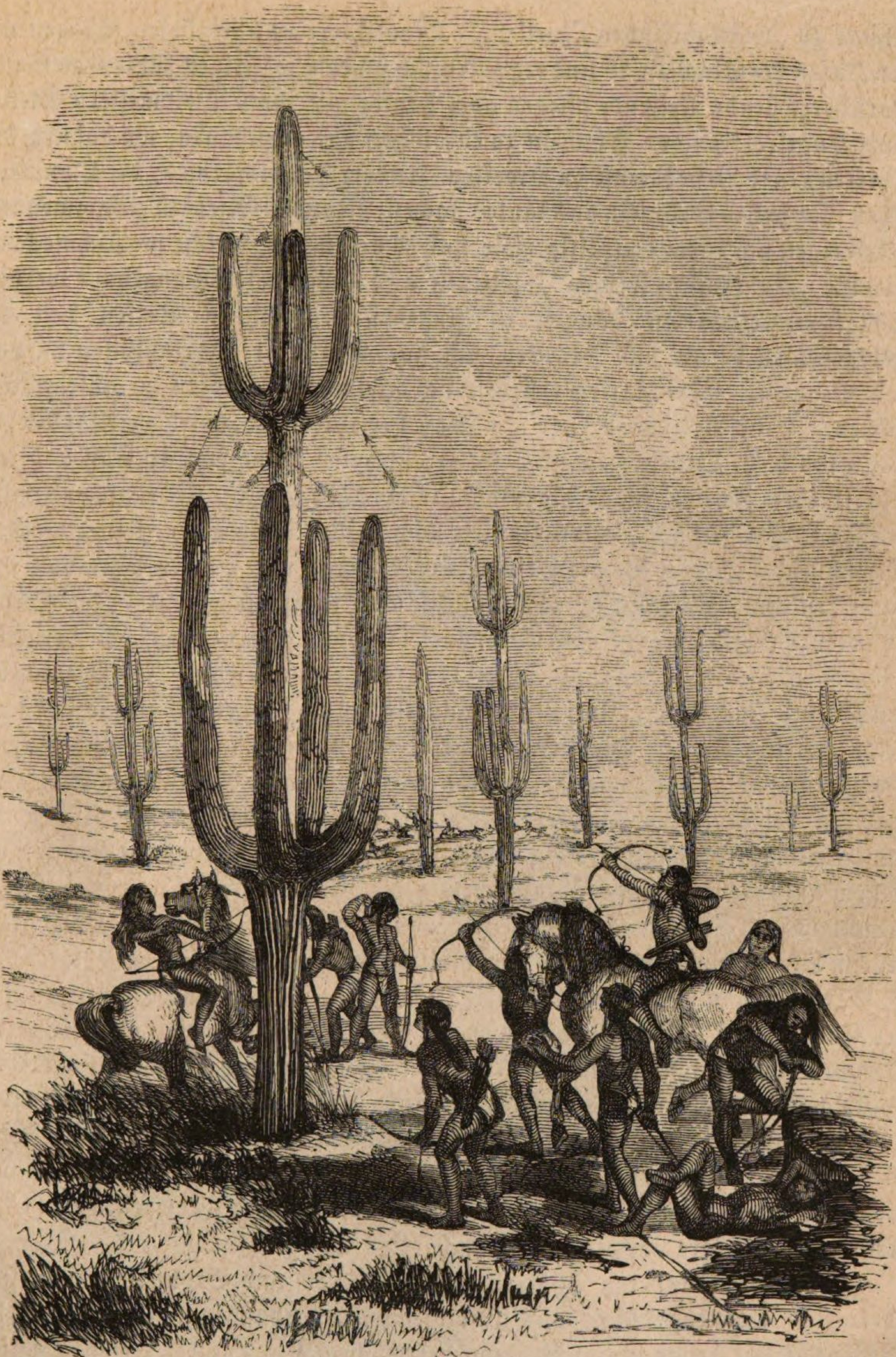
Bei 15,000 Fuß bleibt der Schnee während des ganzen Jahres liegen, so daß der Orizaba noch 2000 Fuß weit hinauf einen ewigen Schneemantel trägt.

Die Westseite erhebt sich nicht bis zu jener Höhe, das Hochland dagegen besitzt mehrere Gebirgszüge, die ebenfalls bis in die kalte Region hinaufragen.

Der Charakter des mexikanischen Hochlandes weicht von der geschilderten Ost- und Westküste vorzugsweise dadurch ab, daß hier die Feuchtigkeitsverhältnisse auffallend andere sind. Die Küstencordilleren haben den Passatwind so sehr seines Wassergehaltes beraubt, daß für die weiten Gebiete von Hoch-Mexiko nur noch geringe Mengen übrig bleiben. Durch das trockene Klima sind alle Farrn und Baumorchideen ausgeschlossen, welche den Hauptschmuck der Küstengebiete bilden. Häufig finden sich dagegen dornige Mimosengesträuche, stachelige Cacteen der verschiedensten Arten, deren prachtvolle Blüten von Kolibris umschwirrt werden und deren Früchte häufig genießbar sind. In Landschaften, deren Boden aus Kalkgesteinen besteht, bilden stachelige Bromelien und große Agaven oft die einzigen Gewächse, andere Flächen sind wieder ebenso ausschließlich von Mimosengesträuchen, von Prosopis dulcis oder Bronnia spinosa bedeckt.

Das Hochland beginnt an den Grenzen von Guatemala und setzt sich bis Californien fort. Seine Erhebung wechselt dabei zwischen 5000 und 8000 Fuß. Auf dem Hochlande finden sich zahlreiche Gebirgszüge, an Richtung und Höhe wieder vielfach verschieden. Zwischen ihnen breiten sich die meistens weiten Thäler aus, stehen aber gewöhnlich so mit einander in Zusammenhang, daß ohne große Schwierigkeit von Mexiko nach Chihuahua eine Eisenbahn angelegt werden könnte. Nördlich von Santa-Fé endigen die Rocky Mountains, südlich davon, bei Chihuahua beginnt die Sierra Madre. Zwischen beiden Gebirgssystemen ist eine Einsenkung, welche behufs einer Eisenbahnanlage von den Vereinigten Staaten nach Californien eingehendere Untersuchungen erfahren hat.

Je nach der Höhe und Richtung der umgebenden Bergzüge und je nach der Beschaffenheit der Gesteine, welche letztere bilden, tragen die Thäler des mexikanischen Hochlandes auch einen abweichenden Charakter. Manche erhalten selten einen erquickenden Regen, da die Gewitter der Regenzeit durch die Richtung der Bergzüge abgelenkt werden. Bestehen die umgebenden Gebirge überdies aus Kalk, der mit blendend weißen schroffen Wänden die Sonnenstrahlen zurückwirft und das Wasser rasch in die Tiefe durchsickern läßt, so werden sie zu förmlichen Wüsten und Einöden, in denen kein anderes Gewächs gedeiht als etwa Cacteen. Diese sind aber auch in überraschender Mannichfaltigkeit vertreten.



Riesencactus (Cereus giganteus) in Neumexiko. Schießübungen der Colorado-Indianer.

Kugelrunde Mammillarien klammern sich an die dürren, von der Sonne durchglühten Felswände an. Sie wechseln von Faustgröße bis zu einem Umfange von mehreren Fuß und strotzen von Saft. Hierdurch werden sie für die

Thiere zu „vegetabilischen Quellen." Maulthiere und Rindvieh schlagen mit den Hufen die Stacheln ab und erquicken sich an dem wässrigen kühlenden Safte. Vorüberziehende Reisende pflegen auch häufig mit ihren Weidmessern Stellen jener Kugelcacteen von Stacheln zu entblößen und anzuhauen, um dadurch den Thieren einen Liebesdienst zu erweisen. Andere Cactusformen, die Opuntien, setzen ihre hohen Gebüsche aus lauter flachen, eirunden Gliedern zusammen und verzweigen sich dabei vielfältig. Sie sind es vorzüglich, welche wohlschmeckende Früchte, „indianische Feigen", zeitigen und deshalb selbst angebaut werden. Schlangencactusarten hängen in fingerdünnen langen Seilen von den Felsgesimsen herab und bedecken sich zur Blütezeit mit zahllosen purpurnen Blumen. Cereusarten erheben sich gleich Candelabern zu ansehnlichen Höhen. Eine Art davon, der wir schon begegnet sind, wird in Alt-Meriko Organos d. h. Orgeln genannt; sie erreicht eine Höhe von 40 Fuß und entwickelt ihre Zweige in so eigenthümlicher Weise, daß sie täuschend einer großen Orgel gleichen, deren Pfeifen nach beiden Seiten hin kleiner werden. Gewöhnlich bekleidet sie die Seiten dürrer Berge und letztere sehen von fern dann fast aus, als seien sie aus Basaltsäulen zusammengesetzt. Im Norden von Neu-Meriko erreicht eine Cereusart (Cereus giganteus), von den Eingeborenen Pitahaya genannt, sogar die Höhe von 60 Fuß. Ihr Stamm hat am Grunde bis 6 Fuß Umfang und theilt sich nach oben in einige fast senkrecht gestellte Aeste. Die Früchte dieser Art sind ebenfalls wohlschmeckend. Hochebenen oder Berggehänge, welche einzig mit einer Anzahl solcher Riesen-Cacteen besetzt sind, gewähren einen sonderbaren Anblick. Zwischen den dunkelgrünen, oder mit großen Blüten und Früchten behangenen Exemplaren stehen andere abgestorbene, um welche die verwetterte Oberhaut in Fetzen herunterhängt, während das weiße, von der Sonne gebleichte Holz gleich einem Skelett unheimlich von dem dunkeln Hintergrunde sich abhebt.

In anderen wasserarmen Kalkthälern treten Yuccas und Dasylirien statt der Cacteen auf. Die Yuccas werden hier zu starken, vielfach verästelten Bäumen, die aber stets nur an den letzten Zweig-Enden Büschel aus starren, dunkeln Blättern treiben. Mehrere Arten der genannten Yuccas, Agaven und Dasylirien enthalten in ihren Wurzelstöcken einen Stoff, der mit Wasser schäumt. Sie werden deshalb allgemein als Waschmittel statt Seife verwendet. Einige jener Kalkthäler nähren auch niedere Fächerpalmen (Chamaerops), andere vorwiegend strauchartige Syngenesisten.

In wieder anderen Thälern fehlen Yuccas und Bromelien und statt ihrer sind Dornengebüsche aus Mimosenarten vorhanden, die sich nach der Regenzeit mit hellen Gummitropfen behängen. Die Blätter dieser Gebüsche sind gewöhnlich klein und nur eine kurze Zeit im Jahre vorhanden. Die Blüten dagegen treten in so dichten Massen auf, daß zur betreffenden Zeit die Gebüsche von ihnen leuchtend gelb gefärbt erscheinen und weithin feine Wohlgerüche aushauchen.



Yucca in drei verschiedenen Arten: Yucca filamentosa, aloëfolia und gloriosa.

Einer jener knorrigen Bäume, Mezquitebaum (Algarobia) vorzugsweise genannt, kann zwar seines unregelmäßigen Wuchses wegen nicht als Bauholz verwendet werden, ist aber als Brennmaterial ausgezeichnet. Sein Holz soll sowol verkohlt als frisch der Steinkohle an Hitzkraft nicht viel nachgeben. Das Gummi, das er in reicher Menge enthält, wird in Mexiko vielfach verwendet, um den Zeugstoffen, besonders seidenen, nach dem Waschen ihren Glanz wieder zu verleihen. Die Hülsen der Guisache (Huisache, Acacia Cavenia Willd.) sind so reich an Gerbstoff, daß sie allgemein zur Tintebereitung dienen.

Ist der Boden der Hochthäler salzhaltig, so ändert sich darnach der Charakter des Pflanzenwuchses. Die vorhin genannten Gewächse verschwinden und Melden nebst ihren Verwandten treten an ihre Stelle. Jene Thäler werden zu wahren Wüsten und sind der Schrecken der Reisenden, wie wir bereits an einer andern Stelle berichtet. Die Asche der meisten jener Gewächse (Obione, Chenopodium, Salicornia) ist so reich an Salzen, daß sie zur Seifebereitung sehr gesucht wird und deshalb sogar einen Handelsartikel bildet.

Solche Thäler des mexikanischen Hochlandes dagegen, welche reichlichen Regen empfangen, oder in denen durch Bergströme und hochgelegene Seen Bewässerung möglich wird, zeigen auch einen üppigeren Pflanzenwuchs. Die Ufer der Bäche, Flüsse und Seen sind durch Gebüsche und Baumdickichte eingefaßt und die Felder und Gärten erzeugen dieselben Nährpflanzen und Fruchtbäume wie etwa Südeuropa. Diesen Charakter tragen z. B. die Ebenen von Mexiko, Puebla, Tlascala und Huamantla, Queretaro, Morelia und Guanaxuato. So weit die Bewässerung reicht, gedeihen üppige Felder mit Mais, Weizen, Gerste und Hülsenfrüchten und um die Städte und Dorfschaften bilden Oliven, Feigen, Kirsch-, Aepfel- und Quittenbäume u. s. w. schöne Fruchtwäldchen. Ein charakteristisches Gepräge erhalten aber die meisten jener Kulturlandschaften durch die Magueypflanzungen, die selten fehlen. Diese große Agaven-Art (Agave mexicana) wird eben so oft als Einfassung der Straßen und Umhegung anderer Fruchtfelder verwendet, als auch in besonderen Plantagen gepflegt. Es gibt Pachthöfe, deren ganzer Reichthum nur in Maguey-Pflanzungen besteht. Die großen fleischigen Blätter der Maguey enthalten feste Fasern, die ohne große Zubereitung sich zu Bindfaden, Stricken u. dergl. umwandeln lassen; aus diesen Blättern stellten bereits die alten Mexikaner ihr pergamentartiges Papier her. Der Hauptertrag jenes Gewächses liegt jedoch nicht hierin, sondern in seinem gährungsfähigen Safte. Zehn bis fünfzehn Jahre hindurch bildet die Maguey-Pflanze nur Blätter, die saftig und am Rande dornig sind und eine mächtige, stammlose Rosette darstellen. Sobald sie jenes Alter erreicht hat, treibt sie den Blütenstengel, einen riesigen Schaft mit zahllosen Seitenzweigen und Aestchen, von Tausenden grünlichgelber Blüten überdeckt, die einen förmlichen

Honigregen herabträufeln lassen und dadurch ebenso ein Heer prächtig schillernder Schmetterlinge, wie zahllose Fliegen und insektenfressende Vögel herbeilocken. Der mexikanische Landmann läßt die Maguey nicht zur Blütenentwicklung kommen. Sobald sie Anstalt macht, den Schaft empor zu treiben, schneidet er die Knospe desselben heraus und bindet die nächstumgebenden Blattkreise zu einer Urne zusammen, in welcher sich der mächtig ausströmende Saft ansammelt.



Bereitung des Pulque.

Täglich zweimal wird mittelst einer langen, heberartig gebogenen Röhre der Saft aufgesaugt und in einem Ledersack nach der Pflanzung getragen, hier in Kufen aus Ochsenhäuten, die über viereckige Holzrahmen aufgespannt sind, der Gährung überlassen und dann zum Verbrauche verkauft. Täglich ziehen lange Züge Maulthiere, mit Schläuchen voll Pulque (so nennt man jenes Getränk) beladen, von den Meiereien nach den Städten. Der Pulque hat berauschende Eigenschaften gleich starkem Biere, dabei jedoch einen widerlich käseartigen Geruch und Beigeschmack, an den sich der Fremde nur allmälig gewöhnt. In manchen ungünstig gelegenen Thälern bildet er aber nicht selten das einzige Getränk während der dürrsten Monate und wird dadurch zur Wohlthat.

Auf jenen, vom Klima begünstigten Hochebenen, auf welchen die Kulturpflanzen reichlich gedeihen, zeigt auch die ursprüngliche Flora einen größeren Reichthum und eine angenehmere Gestalt. Auf den Seen blühen

weiße Seerosen und bilden mit großen schwimmenden Blättern einen hübschen Gegensatz zu den schlanken Binsen und Schilfgewächsen, welche die Ufer umstehen. Wunderblumen (Mirabilis) in allen Färbungen, hübsche strauchartige Winden, Stechäpfel, Kreuzblumen, weiße und gelbe Argremonen, Verbenen, Verwandte des Wegerich, Pentstemmon und zahlreiche andere wachsen an den Seiten des Weges oder als Unkraut zwischen den Pfleglingen des Menschen. Nur da, wo die Bewässerung nicht ihren wohlthätigen, lebenerweckenden Einfluß geltend machen kann, tritt der dürre, starre Charakter auch in der Pflanzenwelt wieder zu Tage, welcher das Hauptmerkmal des mexikanischen Hochlandes bildet. Hier hängen haarähnliche greise Tillandsien von den Zweigen der Gesträuche und von den baumartigen Gewächsen herab, und die blütenlose, unansehnliche Mistel vertritt die purpurblumige Riemenblume (Loranthus) des Küstenbezirks. Von den kleineren Kräutern des Hochlandes heben wir nur einige wegen ihrer sonderbaren Verwendungsweise hervor. Mehrere Arten Salbei, z. B. Salvia columbaria, enthalten in ihrem Samen (Chia) außerordentlich große Mengen von Schleim. 1 bis 2 Kaffeelöffel solchen Samens in ein Glas Wasser geworfen, geben dem letzteren in kurzer Zeit das Ansehen von Sagosuppe und stellen ein höchst erfrischendes, gesundes Getränk dar, das besonders in den größeren Orten des Hochlandes allgemein öffentlich feilgeboten wird. Salvia ballotaeflora, Thamnosma texanum und montanum, zwei Rautengewächse, desgleichen Dalea Emory sind ausgezeichnet durch den starken Geruch, den sie aushauchen. In letzterer Hinsicht ist auch der Creosotstrauch (Larrea mexicana) in Ruf gekommen und findet wie jene selbst in der Volksmedizin Berücksichtigung.

Seit mehr als 200 Jahren hat man begonnen, Mexiko's Flora zu erforschen. Hernandez legte 1615 die erste Hand an's Werk und Alexander von Humboldt regte durch sein belebendes Wort zu neuem Eifer an, indem er in treffender Weise nicht nur die Wege bezeichnete, auf welchen fortgeschritten werden müßte, sondern auch persönlich bedeutende Excursionen ausführte. Ihm folgten La Llave, Lexarza, Schiede, Deppe, Karwinsky, Hartweg, Liebmann, Galeotti, Linden, Heller, Jürgensen, Coulter, Sartorius, von Christmar u. A., aber doch ist bei weitem nicht der ganze Reichthum des Landes aufgeschlossen, da die Einwohner desselben, abgesehen von seltenen Ausnahmen, sich theilnahmlos gegen wissenschaftliche Eroberung ihrer Heimat verhielten. Die ausgeführten Untersuchungen beschränkten sich auf die Ostküste zwischen dem 19 und 23°, die Linie von Veracruz nach Mexiko und von Tampico nach Guadalaxara, die Linien von Mexiko (Vulkan Toluca) und Mechoacan (Jorullo), endlich die Provinz Oaxaca von Tehuacan bis Tehuantepec. Schon dieser unvollkommene Ueberblick weist aber einen Reichthum von 7—8000 Pflanzenarten in 1700 Gattungen nach. Gegen 1500 Arten kommen auf die Tierra caliente; es herrschen unter ihnen an Familien vor:

die Hülsenfrüchtler, Palmen, Aronstabgewächse, Magnolien, Bignoniaceen Sapindaceen und Lorbergewächse und an Gattungen vorzugsweise Caesalpinia, Acacia, Hymenaea, Bambusa, Cecropia, Plumeria, Heliconia.

Aus der Tierra templada kennt man gegen 3000 Arten. Vorherrschend sind hier die Farrn, Orchideen, Pfefferreben, Riemenblumen (Loranthen, als Schmarotzer), Eichen, Akazien, Arten von Erithrina, Stechapfel, Baldrian, Duranto, Alstroemeria, Liquidambar, Clethra u. m. a.

Aus der Tierra fria sind über 1500 Arten bis jetzt beschrieben worden. Besonders hervortretend sind hier die Gattungen Tanne, Wachholder, Erle, Johannisbeere, Mistel, Traganth, Wolfsbohne, Stevia, Hypoxis, Veilchen, Hahnenfuß, Mannstreue Swertie, Chelone, Läusekraut, Wegerich, Kaiserkrone, und an der Grenze des ewigen Schnees Saussurea, Sandkraut, Hungerblümchen und Cherleria.


Die Kohlpalme (Chamaerops palmetto).

Ueberblickt man die Gesammtflora von Mexiko, so fällt das Vorherrschen der Familien der Cacteen, Agaven, Coniferen und Orchideen auf, sowie unter den Gattungen: Eiche, Mannstreue, Buddleja, Fichte, Stevia, Echeveria, Elaphrium, Cuphea und Dalea. Ganz originelle Gestalten bieten innerhalb jener Familien die Gattung Chamaedorea unter den Palmen, Furcroja longaeva unter den Agaven, Dasylirium und Hechtia unter den Bromeliaceen, Ceratozamia und Platyzamia unter den Cycadeen, Dahlia unter den Compositen, Cheirostemon unter den Sterculiaceen.

Der zuletzt genannte Cheirostemon platanoides, der platanenblättrige Händebaum, ist zugleich ein Fingerzeig, daß noch vielerlei Interessantes in den abgelegenern Theilen des großen Reiches verborgen sein mag. Man kennt von jenem schönen Baume, aus dessen großen purpurrothen Blumen-

kronen die weißen, verwachsenen Staubgefäße gleich Händchen aus Wachs oder Alabaster hervorschauen, bis jetzt nur ein einziges mächtiges Exemplar im botanischen Garten von Mexiko, ohne daß Jemand nachweisen könnte, woher es stammt. Zahlreiche Gewächse, die bei den Eingeborenen des Landes die verschiedenartigste Verwendung finden, sind nur nach ihren Volksnamen bekannt, aber noch nicht wissenschaftlich untersucht und bestimmt.

Für den europäischen Forscher hat schließlich die Flora von Mexiko noch ein specielles Interesse eigenthümlicher Art. Nach den neueren paläontologischen Untersuchungen finden sich nämlich die Typen der jüngern Tertiärperiode unserer Heimat größtentheils in jener subtropischen Flora der Neuen Welt wieder und fordern deshalb zum speciellen Studium der letztern auf.

Der nördliche Theil des Reichs, das sogenannte Neu-Mexiko, nach dem Rio del Norte und den Städten Chihuahua und Santa-Fé gelegen, ist auch in Bezug auf seine Naturerzeugnisse in den letzten Jahren durch jene Expeditionen näher erforscht worden, welche von den Vereinigten Staaten, theils zur Untersuchung des Landes vom strategisch-militärischen Standpunkte aus, theils behufs der Ermittlung des geeignetsten Ueberganges für einen Schienenweg nach dem großen Ozean ausgesendet wurden. Es ist durch dieselben nachgewiesen worden, daß der ganze Naturcharakter vom Hochlande Altmexiko's aus sich in ähnlicher Weise weit nach Norden hin fortsetzt, nur daß, je breiter der Kontinent wird, desto mehr auch die Hochthäler durch Trockenheit zu leiden haben. Die große californische Salzwüste bildet hier endlich den entsprechenden Abschluß. Schon südlich von derselben kommen jedoch mehrfach Steppen vor, die nur während einer kurzen Zeit des Jahres, nach den Regengüssen, einen dürftigen Krautwuchs entwickeln, während der übrigen Monate aber dürren Wüsten gleichen. Nur an den Ufern der Flüsse und auf den Gebirgen finden sich in Neu-Mexiko Bäume und Waldungen. An den Flüssen sind es vorzugsweise Weiden und Pappeln (Populus moniliforme, Cottonwood der Amerikaner), welche den Hauptbestand liefern, an den Gebirgen wiegen Tannen- und Fichtenarten, sowie Eichen vor. Die mexikanischen Hochebenen gehen im Norden allmälig in die Prärien der Vereinigten Staaten über. Da wo beide Florengebiete sich treffen, mischen sich Opuntien unter das kurze, krause Buffalo-Gras (Sesleria dactyloides), welches die Heerden der wilden Büffel ernährt.

Da wo in Nord-Mexiko der Boden der Hochthäler salzhaltig wird, kommen Beifußähnliche Gewächse (Artemisien) und vorzugsweise auch ein Meldengewächs (Obione) vor, das wegen seines sonderbaren Aussehens den Namen „Greisenhaar“ erhalten hat. Es ist mitunter auf weiten Flächen die einzige Pflanze, welche gedeiht und giebt der Landschaft ein unheimliches Gepräge. Auch Yucca angustifolia findet sich über dergleichen Steppen zerstreut, trägt aber mit ihrem starren Wuchs und ihren dunkeln Blattbüscheln nur dazu bei, den melancholischen Eindruck jener Gebiete zu erhöhen.



Büffel der Prärien Nordamerika's.

Die Gebirgszüge, die sich auf den Hochflächen von Neu-Mexiko erheben, tragen eigenthümliche Arten sogenannter Cedern (Juniperus, Wachholder), sowie Tannen (Pinus brachyptera; P. edulis). Von den letztern erinnert eine Species durch ihre eßbaren Samen an die Zirbeln und Pinien der Alten Welt.

Bei Santa-Fé ist der Himmel fast das ganze Jahr hindurch klar und wolkenlos, im südlichen Theile Neu-Mexiko's dagegen tritt vom Juli bis zum Oktober eine Regenzeit ein, welche wahrscheinlich eine Folge der Vermischung beider Passate in der Nähe von deren Polargrenze in den Sommermonaten ist. In Folge dieser Witterungseigenthümlichkeit findet hier die Entwicklung der Steppengewächse nicht im Frühjahr statt, wie dies auf den nördlicheren Prärien der Fall ist, sondern im Spätsommer. So prangt die Gegend um El Paso am Rio del Norte und Chihuahua zu dieser Zeit in voller Blütenpracht und Dank jener Regenzeit gedeihen bei El Paso Fruchtbäume und treffliche Trauben, welche beide bei Santa-Fé fehlen.

Die Prärien zwischen El Paso und Chihuahua, die 4000 bis 5000 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, tragen stellenweise stachlige Mimosendickichte, zahlreiche Cacteen und mehrere Arten von Yucca. Eine Anzahl Arten Nachtkerze (Oenothera), Lein, Gilia, welche hier vorkommen, erinnern an die nördlichen Prärien, in denen sie ebenfalls häufig sind. Die Hochebene zwischen Chihuahua und Saltillo, so wie der Abhang des mexikanischen Hochlandes nach Osten tragen stellenweise ebenfalls weite dornige Gesträuchdickichte, hier von den Eingeborenen Charparrals genannt. Dieselben sind aus Gewächsen verschiedener Familien zusammengesetzt, vorwiegend aus Wegdorn-Arten, Celastrineen, Koeberlinia, Wolfsmilchgewächsen, Mimosen, Zygophylleen (Larrea und Guajacum), der Rosacee Greggia, der Bignoniacee Chilopsis, Berberitze, Fouquiera und Yucca. Acht Arten von Cacteen mischen sich dazwischen, ebenso blattlose Wolfsmilcharten. An Bäumen kommt nur eine kleine Tannenart (Pinus osteosperma) vor, die 10 bis 20 Fuß hohe Gehölze bildet.

Zwanzig geogr. Meilen westlich von Chihuahua liegt Cosihuiriachi in der Sierra Madre in einer Höhe von über 6000 Fuß. Die benachbarten Berge erheben sich noch 2000 Fuß höher. Hier bekleiden sich die Berggehänge wie in Altmexiko mit Eichen und Tannen. Die letzteren kommen in 3 Arten vor und bilden kräftige Stämme bis 100 Fuß Höhe. Als kleinere Bäume und Gesträuche gesellen sich dazu ein Arbutus, dann Arten von Wachholder, Lebensbaum (Thuja), die Rosacee Cowania u. s. w. Interessante und bezeichnende Kräuter dieses Gebietes sind Arten von Rittersporen, Silenen, Storchschnabel, Wolfsbohne, Phaseolus, Echeveria, 9 Arten Cactus, Mannstreue, ferner Heucheria, sehr viele Synantheren, z. B. Zinnia, Flockenblume, dann Lobelien, Enzianen, Pentstemon, Buchnera, Castilleja, Eriogonum.

Das Thal des Gila, der sich in den Meerbusen von Californien ergießt, stimmt in seinem Vegetationscharakter im Wesentlichen mit den geschilderten Verhältnissen überein. Auch hier ist die jährliche Regenmenge so gering, daß Ackerbau nur da mit Erfolg getrieben werden kann, wo Bodenbewässerung möglich, völlig so wie es im ganzen Thale des Rio del Norte der Fall ist. Es kommen hier ebenfalls zahlreiche Cactusarten und Gebüschdickichte (Mezquites) aus Dornensträuchern vor. Letztere bestehen vorzüglich aus Algarobia glandulosa und mehreren Arten Prosopis. Bezeichnend für dieses Gebiet sind Berberis pinnata, Rhus trilobata, Spiraea californica, die der Fuchsia ähnliche, strauchartige Zauschneria californica, 13 Arten Cacteen, von Zusammengesetztblütigen Linosyris graveolens, ein 2 Fuß hoher Strauch, Baccharis, Tessaria borealis, Artemisia dracunculoides und filifolia; von Heidegewächsen Arctostaphylos, von Scrophularineen Pentstemon und Castilleja u. s. w.

Die californische Küstencordillere ist unter 33° n. Br. sehr nackt und nur stellenweise mit einzelnen, meist dornigen Gebüschen, etwas Kraut- und Graswuchs bedeckt.

Ein Land, das so reich an klimatologischen Gegensätzen ist, das eine so üppige Pflanzenwelt besitzt und in welchem die bebauten Stellen mancher Landschaften nur Oasen inmitten freier Naturwüchsigkeit gleichen, ein solches Land muß auch selbstverständlich eine sehr reiche **Thierwelt** haben. Freilich ist aber unsere Kenntniß in Bezug auf letztere noch beschränkter und unvollkommener, als hinsichtlich der in Mexiko vorhandenen botanischen Schätze, und in den dicht verwachsenen Waldungen abgelegener Küstenthäler verbirgt sich sicherlich noch manches größere und kleinere Gethier, das noch von keinem Systematiker der gelehrten Welt untersucht und beschrieben, ja vielleicht kaum dem eingeborenen Jäger zu Gesicht gekommen ist.

Es kann uns nicht beikommen wollen, dem Leser ein erschöpfendes Bild der mexikanischen Fauna zu entwerfen; wir werden in Nachstehendem nur in wenigen Zügen die Hauptfiguren der Thierwelt bezeichnen, welche auch am häufigsten mit den menschlichen Bewohnern jener gepriesenen Breiten in Berührung kommen.

Die Spanier vermißten bei ihrer Ankunft zu ihrer großen Verwunderung alle Hausthiere, an die sie daheim gewöhnt waren, und ihre Forscher ergingen sich in den sonderbarsten Hypothesen, durch welche sie einmal das Fehlen derselben, andererseits das Vorhandensein von Thieren überhaupt zu erklären versuchten.

Was wir bereits bei der Pflanzenwelt andeuteten, trifft auch bei Mexiko's Thierwelt zu. Es findet eine höchst interessante Uebereinstimmung statt zwischen einer nicht geringen Anzahl mexikanischer Thiere und solchen Geschöpfen, deren Reste in der Tertiärformation unserer Heimat lagern, ja nach der gegenwärtigen Annahme ist der mexikanische Bison (Büffel)

identisch mit dem europäischen Wisent (Auerochs), dessen letzte Schar in Lithauen gehegt wird. Unsere Schleiereule ist auch in Mexiko vorhanden und eine in den höhern Theilen Mexiko's lebende Murmelthier-Art mit Backentaschen ist von dem sibirischen Suslik (Spermophilus Citillus) kaum zu unterscheiden. Dergleichen Uebereinstimmungen müssen uns gegenwärtig mehr überraschen, als zur Zeit der Entdeckung die Spanier durch den fremdartigen Charakter der Thierwelt in einem in jeder Beziehung so verschiedenartigen Lande auffallend berührt wurden.

Der Süden Mexiko's hat viele Thiere mit den Tropengegenden Centralamerika's gemein, der Norden gleicht in dieser Beziehung wiederum Californien und den Prärien der Vereinigten Staaten. Bei zahlreichen Thiergeschlechtern läßt sich ferner auch eine ebenso strenge Abgrenzung nach den Zonen durchführen, wie man sie in Bezug auf die Pflanzen versucht hat; vorzüglich ist dies bei jenen Geschöpfen der Fall, deren Unterhalt streng an gewisse Pflanzenfamilien geknüpft ist. Viele der größeren Thiere, besonders jene aus der Classe der Vögel, schweifen aber ohne Schwierigkeit aus dem drückend heißen Strandgebiete bis hinauf zu den kühleren Hochplateaus oder den nebeligen Cordilleren.

Aus der Nähe menschlicher Niederlassungen ziehen sich die meisten ungezähmten Thiere zurück nach den abgelegeneren Gegenden, in denen sie weniger den Verfolgungen des Menschen ausgesetzt sind; nur die kleineren bleiben oft genug zum Verdruß des Ansiedlers in ungeschmälerter Zahl bei seinen Wohnungen und Pflanzungen zurück und machen ihm hartnäckig Boden und Ernte Jahr für Jahr im kleinen Kriege streitig. Die südlichen Küstenwaldungen beherbergen zwar mancherlei Arten von Affen, doch gehören letztere weniger den größeren Gattungen an und sind deshalb eben so wenig auffallend, als sie selbst an Stückzahl nicht häufig sind. Die allerliebsten Seidenäffchen, z. B. Hapale rufiventer, vertreten in den aus Leguminosen, Urticeen, Laurineen, Palmen u. s. w. bestehenden Tropenwäldern des Südens die Eichhörnchen, denen sie an Größe und Gewandtheit ähneln. Jener heiße Strich des Landes nährt aber freilich auch blutsaugende Fledermäuse (Desmodus murinus), die sich während der Nacht schlafenden Thieren und Menschen nähern und ihnen schwer heilende, oft auch eiternde Wunden beibringen. Am gefürchtetsten von ihnen ist die mexikanische Hufeisennase (Glossophaga mexicana), die gern in die leichtgebauten Hütten der Eingeborenen eindringt. Stellenweise macht dieses nächtliche Ungethüm es den Landleuten unmöglich, Hühner oder ähnliche Hausthiere zu halten, da die Fledermaus den schlafenden Vögeln die Aorta zerbeißt und letztere der Verblutung erliegen. Sogar die Zucht von Rindvieh wird in einigen Gegenden durch diese Blutsauger verwehrt.

Aus dem Geschlechte der räuberischen Katzen hat Mexiko sowol den einfarbigen Cuguar oder Puma (Felis concolor), den sogenannten amerikanischen

Löwen, als auch den bei weitem wilderen und blutgierigeren Jaguar (Felis onca), den man auch als Unze oder amerikanischen Tiger bezeichnet. Beide sind aber in den bewohnteren Landschaften selten geworden und treiben nur in weniger besuchten Gegenden ihr Wesen. Mehr in der Umgebung ländlicher Gehöfte hält sich dagegen der Ocelot (Felis pardalis) auf. Man bezeichnet ihn wegen seines sehr schön gefleckten Felles zwar als Tigerkatze oder Pardelkatze, der Landmann hat aber für seine Person weniger von ihm zu fürchten, als für seine Hühner und sonstiges Geflügel, das der Ocelot bei nächtlicher Weile beschleicht. In den gebirgigen und nördlichen Theilen Mexiko's findet sich der durch ganz Nordamerika verbreitete Rothluchs (Felis rufa) und der wegen seiner Wildheit verrufene Felis Yaguarandi, der sich von kleinen Säugethieren und Geflügel ernährt. Unter den Bären ist der Waschbär der am weitesten verbreitete und zugleich ungefährlichste. Hierher gehört auch die sonderbare Raubthiergattung Bassaris, die zwischen Viverren und Nasenbären die Mitte hält und das Hochland bewohnt. Von Nasenthieren (Coatis) kommen zwei Arten vor (Nasua socialis und solitaria).



Mexikanisches Stinkthier.

Aus dem Hundegeschlecht zeigt sich im Norden der Präriewolf (Canis latrans); er ist weniger furchtbar als sein europäischer Verwandter, sonst aber diesem in Sitten sehr ähnlich; dann der Cuetlachtli (Canis canadensis), ferner der Coyote (Canis jubatus), und der höhlengrabende Grisfuchs (Canis cinereo-argenteus). Reich an Arten ist die verrufene Familie der Stinkthiere (Mephitis macrura, villata, leuconota, mesoleuca u. a.), alle durch schwarzweiße Streifen, einen buschigen Schwanz und dieselbe Vertheidigungsart übereinstimmend. Sie finden sich ebenso in den Küsten-

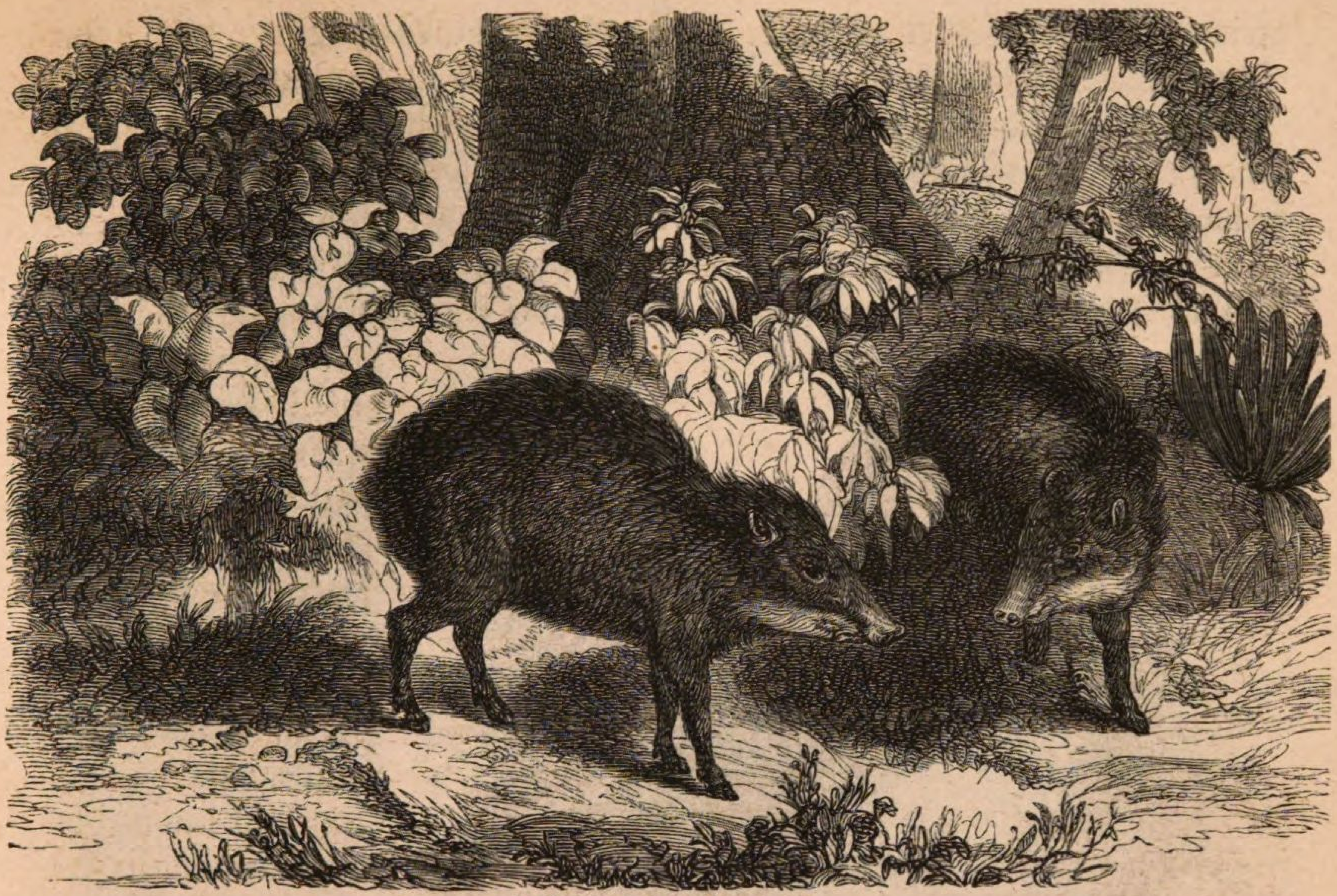
Ländern, wie in den Gebirgen des Hochlandes. Die Eichen- und Nadelwaldungen der höheren Gebiete sind reich an Eichhörnchen, unter denen sich mehrere eigenthümliche Formen finden, so z. B. das goldbäuchige (Sciurus aurogaster), das bunte (Sc. variegatus) und das texanische (Sc. texanus). Auch Marderarten treten dort auf (in den eigentlich kalten Theilen des Landes fehlen sie), so das gezäumte Wiesel (Mustela frenata), sowie in der Tierra caliente der sonderbare Wickelbär (Cercoleptes caudivolvulus), der als Baumthier den Vogelnestern und dem Honig wilder Bienen nachstellt und seinen Greifschwanz ganz in derselben Weise braucht wie viele Affen.

Mehrere Sorten Beutelratten machen sich dem mexikanischen Landmann ebenfalls unangenehm bemerklich, da sie gelegentlich seinem Hausgevögel einen verderblichen Besuch abstatten; es sind besonders die mäuseartige Beutelratte (Didelphis murina), die virginische (Didelphis virginiana) und die californische (D. californica).

An Nagethieren sind vorzugsweise die weiten Hochebenen und nördlichen Prärien des Landes reich. Dort hausen sie in den Mezquitegestrüppen und zwischen den Yucca- und Agavebüschen oder graben sich Wohnungen im lehmigen und sandigen Boden. So sind die Viscacha-Kolonien allgemein bekannt, welche allen Prärien-Wanderern Gegenstand großen Interesses werden. Wir sind dem Thiere, das sie anlegt, sowie dem Prärien-Kauz schon weiter vorn begegnet. Neben diesem oft Pärienhund genannten Nager sind jenen ausgedehnten Ebenen eigenthümlich und derselben Familie angehörig: das mexikanische Ziesel (Spermophilus mexicanus), der Bilchspringer (Macrocobus halticus), das mexikanische Stachelschwein (Cercolabes novohispanica), sowie Dipodomys Phillipii. Im Hochlande wird dem Landbebauer vorzugsweise der Taschenhamster (Ascomys mexicanus, Tusa, Cacamitzli) verderblich.

Unsern Hasen vertritt ein naher Anverwandter (Lepus callotis), unser Reh das mexikanische (Cervus mexicanus). Das amerikanische Bergschaf verbreitet sich von den Rocky Mountains aus auch über die höheren Cordilleren Hochmexiko's und der vielbesprochene Bison oder amerikanische Büffel (Bos americanus) schweift in starken Heerden auf den Weideflächen des nördlichen Gebietes umher. Schon Gomara spricht von einem im ungefähr 40. Grade nördlicher Breite wohnenden Volke, dessen Hauptreichthum in Büffelheerden bestand, „Ochsen mit einem Höcker auf dem Rücken" (buyes con una giba sobre la cruz), die ihnen Kleidung, Nahrung und Getränk lieferten. Letzteres scheint jedoch nur das Blut des Thieres gewesen zu sein, da den Azteken der Gebrauch der Milch, wie des Melkens überhaupt, völlig unbekannt war.

Das geringelte Nabelschwein (Dicotyles torquatus) bevölkert in Rudeln feuchte Waldungen der heißen Gegenden und einzeln kommen daselbst auch Tapire vor.



Nabelschweine (Peccaris).

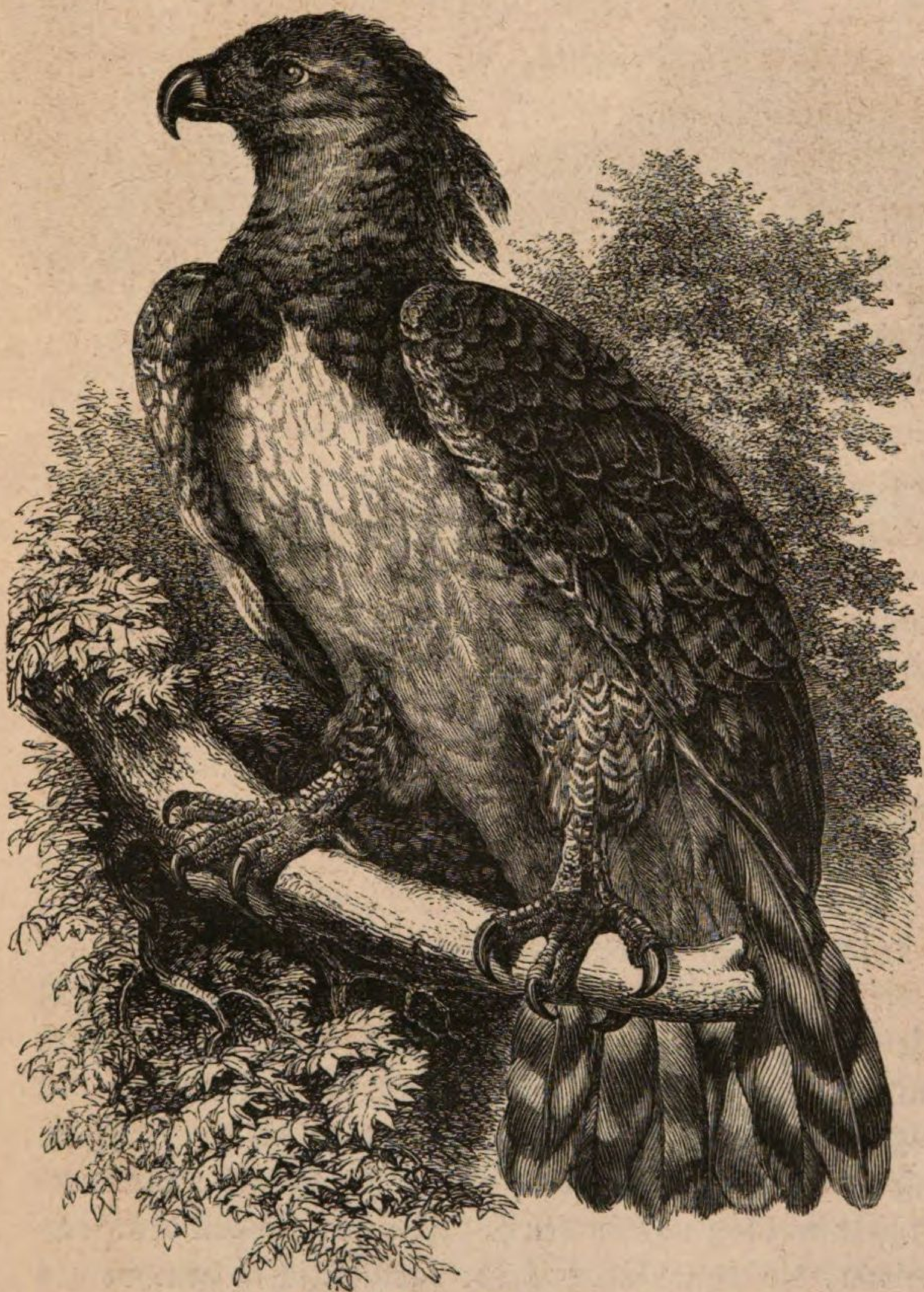
Letztere bilden im südlichen Mexiko fast das einzige nennenswerthe Jagdthier, da die beiden Hirscharten (Cervus mexicanus und rufus) wenig zahlreich und noch dazu klein sind.

An Vögeln hat Mexiko einen ganz besonderen Reichthum und Sammler haben bereits Kataloge von 400 und mehr Species davon zusammengestellt. Manche derselben gehören solchen Arten an, die sich über alle wärmeren Theile Amerika's verbreiten, andere wandern aus den kühlern Theilen der Vereinigten Staaten während des Winters nach Mexiko, ähnlich wie die deutschen Singvögel Südeuropa und Afrika besuchen, noch andere endlich sind Standvögel und viele von ihnen jenem Lande eigenthümlich. Von den brasilianischen Vögeln gehen jedoch nur wenige über die Landenge herüber, viel stärker ist auch in dieser Beziehung die Uebereinstimmung Hochmexiko's mit den Prärien.

Bis in die südlichen Waldungen hinein soll der furchtbare Haubenadler mitunter angetroffen werden und in den Cypressenwaldungen des Hochlandes und des Nordostens, die ohnehin durch die bartähnlichen grauweißen Gehänge der schmarotzenden Tillandsien ein unheimlich gespenstisches Aussehen erhalten, treibt der verrufene virginische Uhu sein Unwesen. Einzelne Niederlassungen sind durch jenen Vogel förmlich gequält, einmal dadurch, daß er mit tollkühner Zudringlichkeit zur Nachtzeit Angriffe auf das Hausgevögel versucht und, wenn er dabei gestört und verwundet wird, sogar gegen den Menschen sich zur Wehr setzt, dann aber auch durch sein greuliches Geschrei, das dem Röcheln eines sterbenden Menschen und dem Wehruf eines Schwerverwundeten

gleicht, und welches er mitunter ganze Nächte hindurch hören läßt. Im Süden findet sich auch der brasilianische **Urubitinga** (Aquila Urubitinga).

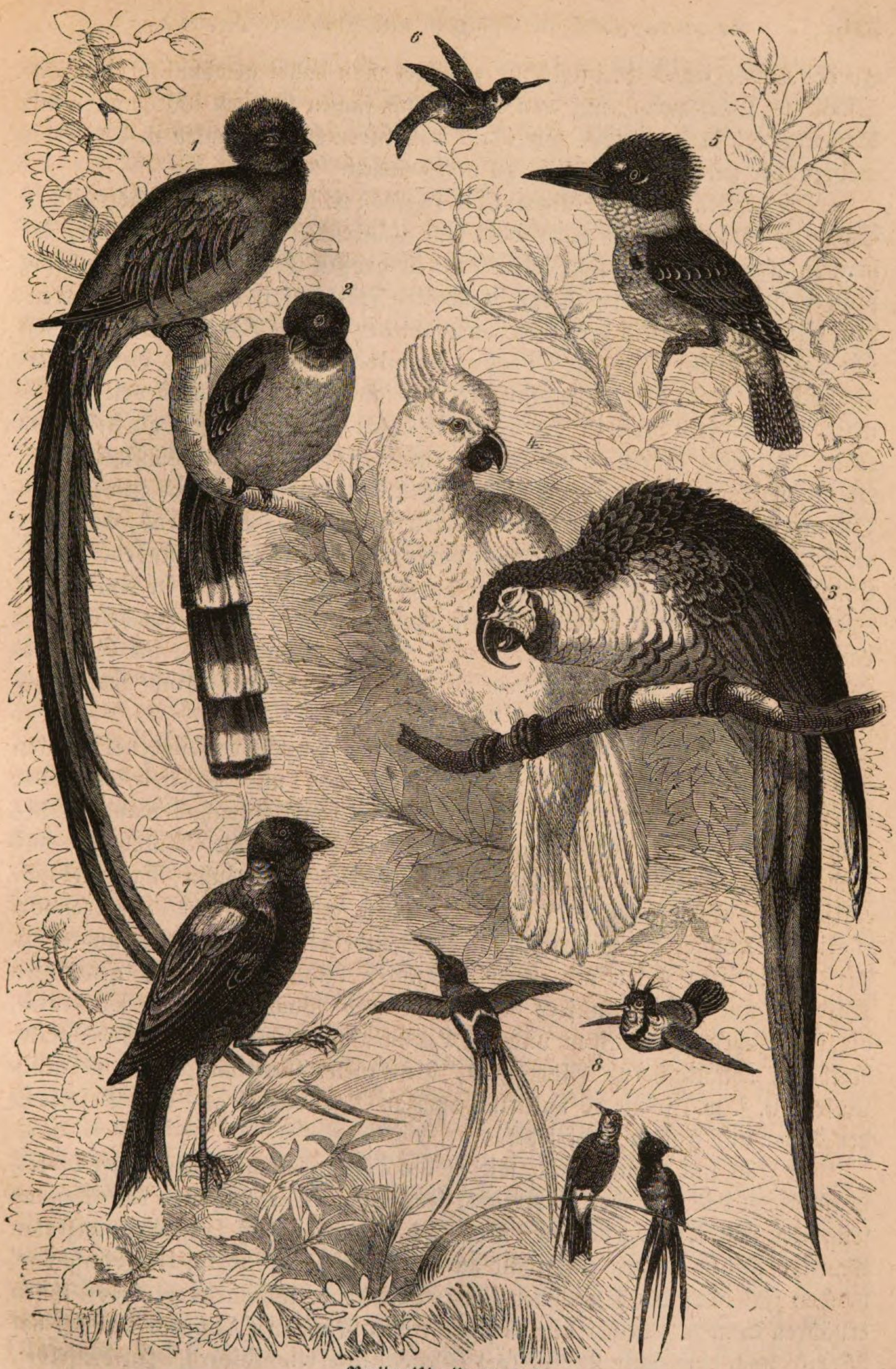
Aus der Familie der **Geier**, die, wie wir wissen, in allen Tropenländern wegen der gesundheitspolizeilichen Dienste, welche sie besorgen, eine so hochwichtige Rolle spielen, sind in Mexiko besonders der **schwarze Hühnergeier** (Cathartes atrata) und der **Königsgeier** (Vultur aura und V. papa) die gewöhnlichsten Arten. Der letztere zog durch seine gravitätische Haltung und durch den Respekt, welchen er den Hühnergeiern einzuflößen versteht, schon die Aufmerksamkeit der alten Azteken auf sich, so daß er sogar als Sinnbild in ihrem Wappen prangt.



Der Haubenadler (Harpya).

Auf den Reichthum an solchen Insekten, die in der Dämmerung und zur Nachtzeit schwärmen, gründet sich das Vorhandensein verschiedener **Nachtschwalben-Arten**. So ist auch die Carolina-Nachtschwalbe bis nach Mexiko verbreitet und macht sich am Abend durch ihren wunderlichen Ruf: „Chuck Will's widow!" bemerklich. Viel unangenehmer ist dem mexikanischen Landmann der Besuch des Reisvogels (Icterus acripennis), des Sommer-Rothvogels (Tangara rubra) und des schwarzen Sanates, welche seine Pflanzungen arg ausplündern.

In der Tierra caliente baut man an wasserreichen Stellen für den eigenen Bedarf Reis. Ohne besondere Vorkehrungen würde dem Landmann aber der Ertrag jener Pflanzungen um mindestens die Hälfte geschmälert werden.



Mexikanische Prachtvögel.

1. Glänzender Trogon. 2. Mexikanischer Trogon. 3. Blaugelber Arara. 4. Großer, gelbhaubiger Kakadu. 5. Gegürtelter Eisvogel. 6. Rubinkolibri. 7. Reistrupial. 8. Gruppen von Kolibris.

In der Mitte jedes Grundstückes errichtet man daher gewöhnlich ein Holzgestell als Wartthurm, und von diesem aus suchen Knaben und Frauen mit Schleudern, Steinwürfen, sowie mit rasselnden Kürbisschalen u. dergl. die meisten der zudringlichen Gäste zu verscheuchen.

Die dichten Wälder Südmexiko's scheinen noch manchen ornithologischen Schatz zu enthalten. So leben dort jene glänzenden Trogon-Arten, die man in alter Zeit am kaiserlichen Hofe in großen Mengen pflegte, um ihre prächtig gefärbten Federn zu den berühmten Federmosaik-Arbeiten zu verwenden. Einer der schönsten derselben, vielleicht der schönste Vogel der Neuen Welt überhaupt, ist der Que-sale (Trogon resplendens) d. h. der, welcher herausschlüpft. Nach der Behauptung der Indianer des Hochlandes von Guatemala baut er sein Nest in der Weise in hohle Bäume, daß er an der einen Seite desselben hinein- und an der entgegengesetzten herausschlüpft, um, wie sie meinen, die oft über 2 Fuß langen Schwanzfedern nicht zu verletzen. Die mexikanischen Mormoten vertreten die Tukane Brasiliens, denen sie an Sitten ähneln. Ihr Gefieder hat vorherrschend grüne Färbungen. Unsere Staare werden auf den Viehweiden durch die gesellig lebenden Ani-Vögel ersetzt, die man auch einzelne Worte sprechen lehren kann. In den heißen Landstrichen kommen Papageien vor, die als Plünderer in die Getreideanpflanzungen einfallen. Auf dem an Blumen reichen Hochlande finden sich Kolibris in vielen Arten.

An Hühnervögeln besitzt Mexiko eine Anzahl verschiedener Sorten und zwar ebensowol Bewohner der Hochebenen und Prärien, wie der wärmeren Waldungen. Die Scharen des wilden Truthahns wandern bis nach Mexiko herein, ferner kommen hier vor das Cupido-Waldhuhn, das schwarze und Kragen-Waldhuhn, das virginische Colinhuhn, das niedliche californische Schopfhuhn und einige Arten von Jaku-Hühnern. Letztere, vorzüglich Bewohner der Schilfdickichte am Rande der Lagunen, sind ungenießbar, die meisten Arten der zuerst genannten bilden dagegen ein geschätztes Wildpret und ersetzen unsere Rebhühner und Wachteln. Der Seestrand, die fischreichen Binnenseen und die Lagunen wimmeln von Wasservögeln: Reihern, Löffelreihern, Flamingos, Pelikanen, Martinsfischern, Strandläufern u. s. w., sowie es natürlich auch an Raubvögeln aus dem Geschlecht der Adler und Falken nicht fehlt.

Wärme und Feuchtigkeit, wie sie die Tierra caliente stellenweise bietet, begünstigen das Bestehen zahlreicher Lurchen. Die Lagunen des Westens wimmeln von Alligatoren. Diese 12 und mehr Fuß langen gepanzerten Saurier finden reichen Unterhalt an den Fischen, die so im Ueberfluß vorhanden sind, daß die Bewohner ganzer Landstriche sich vorwiegend von ihnen ernähren können. Außer dem Alligator oder Kaiman (Aligator lucius) hat Mexiko noch eine ächte Krokodilart (Crocodilus rhombifer). In denselben Gegenden, wo der Alligator haust, kommt auch der ansehnlich große Leguan

vor, der in allen möglichen Farben: roth, rosenroth, purpurroth, blau, gelb, grün und braun gefärbt zu finden ist; er trägt auf dem Rücken einen aufgerichteten Kamm und steigt ebenso gern auf die Zweige der Bäume, wie er sich am Grunde der schlammigen Gewässer einwühlt. An Eidechsenarten ist Ueberfluß vorhanden, ebenso an Fröschen, von dem kleinen Laubfrosch an bis zum mächtigen Riesenfrosch. Die Seen des Hochlandes enthalten einen merkwürdigen Molch, Axolotl (Siredon mexicanus).

An Schlangen unterscheidet man gegen 80 verschiedene Arten, von denen 10 als giftig bezeichnet werden. Die stärksten und kräftigsten sind die Riesenschlangen (Boa constrictor), die in Exemplaren von 18 Fuß Länge und 18 Zoll im Umfange angetroffen werden. Sie sind im Stande, ein Reh oder Schwein zu erdrücken und zu verschlingen. Als die gefürchtetsten bezeichnet man die Klapperschlange (in 2 Arten: Crotalus horridus und durissus), die Lanzenschlange (Trigonocephalus atrox) und die Korallenschlange (Elaps). Letztere hat als Grundfarbe ein feuriges Korallenroth, ist aber so verschiedenartig mit andersfarbigen Ringen gezeichnet, daß kaum zwei Exemplare hierin einander gleichen. Ihr Biß soll in der Regel augenblicklich tödten. Glücklicher Weise ist sie träge in ihren Bewegungen und hält sich an Orten auf, die nur selten eines Menschen Fuß betritt. Eine ungiftige Schlangenart, nach ihrer schwarzen Färbung benannt, wird geschont, da sie als erbitterte Feindin der Klapperschlange gilt.

Die Fische beider Meeresküsten sind noch wenig untersucht, die Süßwasserfische hat das Land durchaus eigenthümlich. Sehr merkwürdig ist z. B. der im Küstenlande vorkommende Kletterfisch, (Xiphophorus Helleri, bimaculatus und gracilis), der durch seine Klammerorgane befähigt wird, sogar Bäume zu ersteigen. Die kleinern Fische, z. B. die Mojarras, fängt man in Netzen, die größern, wie den Robala, speert man zur Nachtzeit bei Fackelschein mit der Harpune. Seit Jahrhunderten hat man den Perlmuschelbänken der Südsee gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. An Krustenthieren ist die Meeresküste ebenso reich, wie es die Lagunen sind, noch reicher aber ist das Land an Insekten. Moskitos und Sandfliegen, Skorpionen, Sandflöhe und dergleichen finden sich als Plagegeister, wie in den meisten Ländern der heißen Zone. Allbekannt ist ferner die ausgebreitete Zucht des kleinen Cochenille-Insekts und die Verwendung des Thieres zur kostbaren Karminfarbe. Die Zucht dieser Schildlaus bildet seit alter Zeit in Mexiko einen Gegenstand einträglicher Industrie und neuerdings hat man auch einer einheimischen Art Seidenraupe nähere Aufmerksamkeit zugewendet, da man in ihr einen Ersatz für die chinesische Seidenraupe zu finden hofft. Man kennt zwei Sorten derselben, eine auf Eichen, die andere auf Psidium lebend. Beide spinnen große Beutel von grauer Seide, in denen sie gemeinschaftlich leben. Die oberen Schichten dieses Netzes werden von den Indianern mit der Spindel abgesponnen.

Die Waldungen beherbergen mehrere Bienensorten, welche zwar nur wenig Wachs, dagegen reiche Mengen süßen Honigs erzeugen und dadurch die ländliche Speisekarte vervollständigen helfen. Eine stachellose Art derselben (Melipora fasciata) wird von den Eingeborenen gern in den Originalstämmen (abgesägten Baumstücken) aus dem Walde nach der Nähe der Wohnungen transportirt, dort aufgestellt und jährlich zweimal des Honigs beraubt.

Unter den Käfern erfreut sich der Cucujo (Pyrophorus clarius) einer besonderen Theilnahme. Es ist dies ein zollgroßer brauner Leuchtkäfer aus dem Geschlecht der Springkäfer (Elateriden), dessen Licht so stark ist, daß man beim Scheine desselben lesen kann. Die Indianer fangen denselben in den Küstengegenden, indem sie ihn durch eine glühende Kohle locken, die sie an einen Stock binden und hin und her schwingen. Auf dem Markte wird er zu Dutzenden verkauft und von den Damen in Käfigen aus feiner Drahtgaze gehalten. Man verwendet ihn, wie wir wissen, zum Putz bei abendlichen Visiten. Zu diesem Zweck steckt man ihn entweder mit einer Nadel fest, die zwischen Brust und Rückenschild hindurch geht, ohne ihn zu verletzen, oder setzt ihn in rosettenförmige Säckchen aus feinem Flor und befestigt diese am Kleide.

Als Curiosum muß hier noch erwähnt werden, daß man im Hochlande Mexiko's aus den dort befindlichen Seen die winzigen Eier einer Wasserwanze ausfischt und aus denselben eine Art animalisches Brod darstellt.

Die gleich Edelsteinen schimmernden Käfer und die in den lebhaftesten Farben prunkenden Schmetterlinge fallen durch ihre Schönheit und ihre oft sonderbare Zeichnung und Gestalt selbst dem Laien auf, für den Forscher birgt Mexiko dagegen noch einen großen Schatz unerschlossener Gebiete, die so vielfach von einander abweichen, wie die einzelnen Theile des großen Landes in Bezug auf Höhenlage, Witterungs- und Wärmeverhältnisse und Vegetation. Vielleicht wird jetzt, nachdem der Einfluß derjenigen europäischen Nation, die sich selbst nachsagt, daß sie an der Spitze der Civilisation einherschreite, eine breitere Basis in jenem, von der Natur so überreich gesegneten Lande zu gewinnen scheint, dieses auch wissenschaftlich in allen seinen Theilen erobert, um die Schätze der organischen Welt, die von der Natur dort üppig vertheilt sind, dem Reich der Geister zu erschließen. Wie allerorts, wird es sich auch in Mexiko dann bewahrheiten, daß die geistige Beherrschung des Landes, je mehr sie Allgemeingut der Bevölkerung wird, sittlich, intellectuell und materiell überaus wohlthätig einwirkt. Eine umfassendere Kenntniß der Naturschätze des Reiches wird die Hülfsmittel des letztern vermehren, die Beziehungen zum Auslande zu vielseitigen machen, die abgeschlossenen Stämme inniger dem großen Verbande der Völker einreihen und selbst die gesunkeneren, verwilderten — wenn ihnen anders überhaupt noch Fähigkeit zur Hebung innewohnt — zu regem und geregeltem Dasein heranziehen.



Pachthof in Salgado.

Siebentes Kapitel.

Landbau und Landleute.

Der Ranchero. Haciendas. Ackerbau. Mais. Weizen. Roggen. Gerste. Banane. Manioc. Maguey. Gemüse. — Kolonialwaaren. Zucker. Kaffee. Kakao. Vanille. Tabak. Baumwolle. — Oelbaum, Maulbeerbaum und Weinstock. — Viehzucht. Fang des Stiers. Fleischbereitung. Stand der Hirten. Viehdiebstahl. Rindvieh. Schweine. Federvieh. Schafe. Pferde. Maulthiere. — Werth des mexikanischen angebauten Landes. Weites Feld für den deutschen Ansiedler.

Die reiche Natur Mexiko's haben wir dem geistigen Auge unserer Leser vorgeführt; uns erübrigt nun noch, zu betrachten, wie dort der Mensch die Reichthümer des Bodens, wie er die Schätze der Pflanzen- und Thierwelt, sowie des Erdinnern und der Meerestiefe zu seinem Nutzen mit mehr oder weniger Fleiß und Geschick auszubeuten versteht.

Versetzen wir uns auf ein mexikanisches Landgut! — Den Kern der Bevölkerung Mexiko's muß man, wie überall, unter dem Landvolke suchen, wenn man hoffnungsvolle Blicke nach der Zukunft dieses „Paradieses der Erde" richtet. Der Landbebauer oder Ranchero stellt sich uns in seiner äußeren Erscheinung mehr schlank als breit, aber kräftig und elastisch dar. Wenn er zu Pferde sitzt, nimmt er sich in seinem braunhirschledernen Anzuge, reichlich besetzt mit Silberknöpfen und Troddeln, recht malerisch aus; die Beinkleider sind an den Seiten aufgeschlitzt, so daß weißlinnene Unterhosen sichtbar werden; ein buntes, gold- und silberdurchwirktes Band hält die Reiterstiefel von braunem, gepreßten Leder knapp unter dem Knie fest; am

Fuße klirren spannenlange stählerne Sporen mit großen Rädern; ein niedriger Hut mit breiten Krämpen und bunter Schnur deckt den Kopf; die Schultern umhüllt der farbige Sarape oder die sammtverbrämte Manga. Diesem Anzuge entspricht Sattel und Zaum des Pferdes. Es erinnert an das Reitzeug aus den Zeiten Karl's V., und ist deswegen nicht unbequemer oder weniger zweckmäßig für Thier und Reiter.

Die Wohnungen oder Gehöfte der Landleute nennt man Ranchos; die größeren Güter heißen Haciendas: „hacienda de labor“ und „hacienda de ganado“, erstere für den Landbau, letztere für die Viehzucht bestimmt. (Vergl. Abbildung S. 202. 329.)

Die Praxis des Ackerbaus ist in Mexiko noch vieler Verbesserungen fähig. Die üblichen Geräthschaften sind meist noch höchst unvollkommen und schwerfällig. Der Pflug ist oft noch ohne Räder und wird von Ochsen gezogen; er besteht in manchen Gegenden des Innern nur aus einer Schar von hartem Holze; in gebirgigen Landtheilen werden die meisten Felder sogar nur vermittelst der Hand mit unbehilflichen Hacken bearbeitet. Das Dreschen von Weizen und Gerste geschieht durch Ochsen oder Maulthiere, selten durch Pferde, ganz in der Weise, wie dies schon vor Jahrhunderten in Aegypten und Palästina der Fall war. Die reifen Maiskolben werden ohne alle mechanischen Hülfsmittel mit der bloßen Hand entkörnt. Mit einem spitzen Holze stößt man die erste Körnerreihe, der Länge des Kolbens nach, herab, und dreht dann den Kolben in beiden Händen fest herum, durch welche höchst einfache Methode die übrigen Körner abgerieben werden.

Man täuscht sich sehr, wenn man annimmt, in Mexiko falle Frucht und Ernte dem Bewohner in den Schos. Im Gegentheil wird die Bodenbestellung an vielen Punkten, selbst des Tafellandes, durch großen Wassermangel überaus erschwert, und man ist nur da einer befriedigenden Ernte gewiß, wo die Erde künstlich bewässert werden kann. Zu diesem Zwecke findet man im ganzen Lande vielfach großartige Anlagen, wie Sammelteiche, gemauerte Kanäle, Schleusen, Schöpfräder und Paternosterwerke — nicht selten mit beträchtlichem Kostenaufwande errichtet.

Unter den in Mexiko angebauten Pflanzen steht an Wichtigkeit für die Ernährung von Menschen und Vieh der **Mais** obenan. Die einzige, dem neuen Kontinente eigenthümliche Brodfrucht, war er von jeher am weitesten durch ganz Mittelamerika verbreitet. Schon die alten Azteken kannten und kultivirten ihn unter dem Namen Tlaolli. Er gedeiht überall, mit Ausnahme der höchsten und kältesten Gegend der Cordilleren und der sumpfigen Küstenstriche, am besten aber in der Tierra caliente und Tierra templada. Sogar noch auf dem kühleren Plateau, 7000 bis 8000 Fuß über dem Meere, ist seine Ergiebigkeit außerordentlich. Nur müssen diese Regionen mit einer einzigen Ernte fürlieb nehmen, während die begünstigteren Gebiete zwei, ja drei Ernten jährlich heimbringen. Karl **Heller** erzählt, er habe in Chiapas

Maiskolben von einer durchschnittlichen Länge von 15—16 Zoll mit 6—700 Körnern gesehen. Man schnürte dieselben in Bündel, wie bei uns das Holz, und schaffte sie, über den Rücken geworfen, zu je 20—25 Stück nach Hause. — Die Zeit der Aussaat ist, je nach den Gegenden und Ortsumständen, verschieden. Unter den vielen Maisarten giebt es eine, die schon zwei Monate nach der Aussaat zur Reife gelangt; eine andere Art, die sogar schon nach 30 oder 40 Tagen geerntet werden kann, wird von den Mexikanern an den Ufern der Südsee gebaut; doch stehen die Körner dieser rasch reifenden Abarten den langsamer zeitigenden sowol an Stärke, als an Mehlgehalt bedeutend nach.

Die Wichtigkeit der Maispflanze für die mittelamerikanischen Staaten erhellt daraus, daß Mißernten nicht selten Hungersnoth herbeiführen; daher ist auch der Preis des Mais, gleich dem des Korns in Europa, der Maßstab für den Preis aller übrigen Lebensmittel. Die Fanega (etwa 150 Pfund) kostet durchschnittlich ungefähr 4—5 Gulden, in Städten etwas mehr.

Die Maisfrucht dient auch allen Gattungen von Hausthieren als Futter; dann läßt sich, wie dies besonders zu Zeiten der Azteken geschah, aus ihrem süßen, saftreichen Stengel Zucker gewinnen, vorzüglich aber benutzt man jenen Theil, um daraus ein geistiges Getränke, den Mais-Pulque, zu bereiten, während aus dem Safte ein trefflicher Branntwein gebrannt wird. Ja es werden die Stengel, sowie die unreifen Maiskolben von den Indianern sogar roh gegessen. Die getrockneten Blätter dienen ihnen zur Dachbedeckung ihrer Hütten. — Außerdem liefert das Welschkorn die unentbehrlichen Brod- oder Pfannkuchen (tortillas), den Atóle, eine Art sehr nährenden Schleims, und zuletzt noch eine Menge saurer oder süßer, bier- und ciderähnlicher Getränke.

Endlich bilden das Maispapier und die „Cigaritos de paja“, ebenfalls aus dieser Pflanze gewonnen, keinen unansehnlichen Erwerbszweig.

Der Weizen wurde unter Cortez nach Mexiko verpflanzt. Ein Negersklave des Eroberers soll einige Weizenkörner unter dem Reis gefunden haben, welcher der spanischen Armee zur Nahrung diente; von diesen Körnern stammt nun, der Ueberlieferung gemäß, der mexikanische Weizen ab.

Er findet durchgängig auf dem Tafellande sein gutes Fortkommen. Mit jedem Grade weiter gegen Norden hin verringert sich jedoch die Möglichkeit seines Gedeihens, bis er in Californien und Texas zuletzt nur noch in tiefgelegenen Ebenen und Thälern angetroffen wird.

Gewöhnlich werden die Felder jährlich zweimal bewässert. Zuweilen setzt man vor der Aussaat den ganzen Boden unter Wasser, weil man glaubt, daß derselbe hierdurch einer etwa eintretenden Trockenheit um so leichter widerstehen könne. Noch ehe das Land infolge des abgelaufenen Wassers trocken geworden ist, beginnt man zu säen; nicht selten aber streut man die Saat zu dicht, so daß die jungen Pflanzen einander theilweise ersticken. Vermiede man dies, so würde das Verhältniß zwischen Saat und Ernte ein noch viel

befriedigenderes sein. Humboldt nimmt den 25fachen Nutzen als das jährliche Durchschnittsverhältniß des Ertrages aller mexikanischen Weizenfelder an. Wo aber ein verständiges Verfahren stattfindet, erhält man in einem guten Jahre, nach Mühlenpfordt, oft 60 bis 80 für ein Korn.

Nur in wenigen Gegenden düngt man die Felder; seit Jahrhunderten sind einzelne Landstriche nur besät und abgeerntet worden, und doch will man dort kein Abnehmen der Fruchtbarkeit bemerkt haben. Das Weizenmehl zeichnet sich in Mexiko durch Weiße und kräftigen Geschmack aus. Fast überall ißt man Weizenbrod; nur die reinen Indianer und die ärmeren Leute der „Tierra caliente" nähren sich ausschließlich von Mais.

Den Roggen verwendet man nur zur Fütterung. Er wird in einigen Gegenden, und zwar meist als Winterfrucht gebaut, weil er der Kälte besser widersteht als Weizen. Als Sommerfrucht und viel allgemeiner wird die Gerste kultivirt. Sie gewährt auf Gebirgshöhen von 9000—10,000 Fuß noch reichliche Ernten und giebt durchschnittlich einen 40—50fachen Ertrag. Hauptsächlich verwendet man sie zur Fütterung der Pferde, Maulthiere und Schweine, in neuerer Zeit wol auch zur Bierbrauerei. Wenn bisweilen der Fall eintritt, daß die Frühsaat des Maiskorn durch Frost zu Grunde geht, so pflanzt man während der Regenzeit Gerste zur Aushülfe und beugt hierdurch einer Theurung des Viehfutters vor.

Was der Mais für die Bewohner der Hochebene, das ist den Bewohnern der „Tierra caliente" und der Küstenstriche die Banane oder Pisangfeige (Platano oder Plantano der Spanier), von welcher eine weniger bekannte Art in einigen heißen Thälern der westlichen Cordilleren wild wächst. Die vorzüglichsten Arten von Platano Arton sowie der P. Dominico sind wahrscheinlich schon vor Ankunft der Spanier im Lande gebaut worden. Hauptsächlich gedeihen sie in den feucht-heißen Küstenstrichen, wachsen aber an einzelnen Punkten auch noch auf einer Höhe von 4000 Fuß und dehnen sich verhältnißmäßig über weite Strecken Landes aus.

Humboldt hat ausgerechnet, daß es kaum eine zweite Frucht giebt, die auf gleicher Bodenfläche eine ebenso große Masse Nahrungsstoff liefert, wie die Banane. Schon in 8 bis 9 Monaten ist der Schößling bis zur Fruchtentwicklung ausgebildet und trägt 4—8 Wochen später einen Fruchtbüschel; Dabei kostet ihr Anbau nur geringe Mühe. Außer der Reinigung vom Unkraute bedarf sie kaum der Pflege. Ein Stück Land von 100 Quadratmeter reicht nach demselben Gewährsmann zur Ernährung von 50 Menschen hin, während die nämliche Fläche, mit Weizen besät, in gewöhnlichen Jahrgängen nur zwei Menschen hinreichend sättigen würde.

Diese enorme Ertragsfähigkeit ist durch spätere Beobachter genauer festgestellt worden. So sagt Baron J. W. von Müller, der im Jahre 1856 Mexiko bereiste, über den Bananenbau Folgendes:



Fruchtbäume der Tropen.

Rechts der Pisang, vor ihm der Melonen-, hinter ihm der Calabassenbaum, im Hintergrunde die Cocospalme. Links im Vordergrunde die agavenartige Fourcroya gigantea neben Aloë und Cacteen.

„Die Pflanzen setzt man 8 Quadratfuß von einander, und zwar verlegt man die Pflanzungen gern dahin, wo sie vor den starken Winden geschützt sind. In feuchten Niederungen oder im Grunde der Barrancas sah ich sie stets am üppigsten gedeihen. Bei geringem Erdreiche rechnet man gewöhnlich 40 Platanos (Früchte) auf einen Racimo (die traubenförmige Zusammenstellung der Früchte an einem Stiel), manchmal aber enthalten die Racimos 160 bis 180, bei dem Platanos de Guinea sogar bis 250 Früchte, wobei eine Traube dann 80 bis 90 Pfund zu wiegen pflegt. Eine Stammgruppe (aus Mutterstamm und vier bis fünf Schößlingen bestehend) trägt 15—18 Racimos à 40 Früchte = 620 bis 720 per Jahr. Ein Arbeiter von ungewöhnlich gutem Appetit bedarf, ohne irgend ein anderes Nahrungsmittel, 12 Bananen zu seiner täglichen Nahrung, oder 4380 im Jahr. Diese werden nach obiger Annahme des geringsten Ertrages von 6—7 Stammgruppen geliefert, welche zu ihrer Kultur (à 8 Quadratfuß Abstand) eine Bodenfläche von etwa 150 Quadratfuß erfordern."

Die unreifen, getrockneten und gemahlenen Früchte des Platano Arton, der wichtigsten Pisang-Art — liefern das Mehl, welches die Südmexikaner zu Brod und anderen Nahrungsmitteln verwenden. Zur Bereitung dieses Mehles schneidet man die Frucht in lange Streifen, trocknet sie an der Sonne und zermalmt sie hierauf. Die reife Frucht kann man nur gekocht genießen oder wenn sie einige Zeit im Schatten gehangen hat und die äußere Hülle beinahe schwarz geworden ist. In diesem Zustande erinnert ihr Geruch an den des geräucherten Schinken.

Die Früchte des Cambiai und Dominico, der beiden anderen Bananenarten, werden hingegen fast ausschließlich frisch genossen. Sie sind ein feines, wohlschmeckendes Obst. Ehe der Fruchtbüschel die völlige Reife erlangt hat, wird er abgeschnitten und an einem geschützten Orte zum Nachreifen aufgehängt. Oft erblickt man lange Pisangalleen, welche die Zuckerrohrfelder durchschneiden und mit ihren großen Blättern die Wege angenehm überschatten. Der Bewohner heißer Gegenden ist infolge der Leichtigkeit, mit welcher die köstliche Frucht sich anbauen läßt, derart verwöhnt, daß er, wie Heller bemerkt, „kaum zu etwas mehr da zu sein scheint, als um sich von ihr ernähren zu lassen." Zur Zeit der spanischen Herrschaft wurde daher der Vorschlag gemacht, die Banane auszurotten, damit sich die Menschen vorerst an's Arbeiten gewöhnen möchten!

Die Yucca (Jatropha manihot) oder der Manioc — aztekisch Huacamotic — in zwei Arten, der süßen und bittern, wird selten und fast nur in den heißen Ländern der östlichen und westlichen Cordillerenabhänge gepflegt, obgleich sie in noch höher gelegenen Gegenden gedeiht, als der Platano Arton. — Die Wurzel des süßen Manioc mag ohne Furcht oder Schaden sofort gegessen werden, vor der des bitteren aber nehme man sich in Acht, weil dieselbe ein ziemlich starkes Gift birgt. Da auffallende

äußere Kennzeichen fehlen, so pflanzen die Eingeborenen beide Arten stets abgesondert, um sie nicht zu verwechseln. Der Anbau der Jatropha ist mühevoller, als der des Pisang; ähnlich wie bei den Kartoffeln werden Wurzelknollen in den Boden gesteckt, aber erst nach 18—22 Monaten erreicht die Pflanze ihre größte Stärke, dagegen sind die Wurzeln nicht selten 6—12 Pfund schwer. Zur Bereitung des Brodes dient hauptsächlich die Wurzel der bittern Jatropha. Nachdem man sie zerrieben und den giftigen Saft sorgsam ausgepreßt hat, trocknet man das hierdurch gewonnene Mehl und dörrt es endlich vollends über dem Feuer. Das aus diesem Mehle bereitete nahrhafte Brod hat, gleich den Tortillas, die Form dünner, zerbrechlicher Kuchen; kocht man das Mehl jedoch in Wasser, so giebt es eine schleimige, sehr kraftvolle Brühe. Eine ebenso kräftige, brauner guter Bouillon ähnliche Brühe kann man durch längeres Kochen aus dem Safte der ausgepreßten Wurzel gewinnen, welcher durch dieses Verfahren, sowie durch häufiges Abschäumen seiner giftigen Eigenschaft beraubt wird. — Der Geschmack des gerösteten süßen Manioc ähnelt dem der Kastanien; auch gekocht ist dieser eine wohlschmeckende Speise.

Auf der Hochebene sieht man ausgedehnte Feldstrecken mit spanischem Pfeffer, Chile, bebaut. Diese Pflanze ist ein, besonders bei den Farbigen, ungemein beliebtes Gewürz und ein bedeutender Gegenstand des Binnenhandels.

Der Nutzen und die Behandlung der Maguey oder „Agave americana“ wurde schon weiter oben ausführlich besprochen. Hier sei nur noch erwähnt, daß die Gegend zwischen Chalchicomula und Cholula (Puebla) von jeher berühmt gewesen ist wegen des trefflichen Erzeugnisses, das sie liefert. Es giebt dort Magueypflanzungen, welche ihren Eigenthümern jährlich 10—12,000 Pesos eintragen. Auch befinden sich ansehnliche Kulturen in den Staaten Mexiko, Oaxaca und Guanaxuato, sowie in einigen Theilen von Veracruz. Der aus der Maguey gewonnene Pulque, das mexikanische Bier, bildet eine der bedeutendsten Einnahmequellen für den Staat. Die hierfür in den Städten Mexiko und Puebla entrichtete Accise beträgt jährlich durchschnittlich 700,000 Pesos.

Außerdem werden in Mexiko noch hauptsächlich kultivirt: der Reis, die Kartoffel, die Igname, die Batate (sweet potatoe), der Challote, der Liebesapfel und eine Menge europäischer Gemüse, unter denen besonders die Schminkbohnen, frijoles, ein Lieblingsgericht der Nation bilden.

Unter den Kolonialprodukten verdient vor Allem Erwähnung der Zucker. Die bedeutendsten Pflanzungen des Zuckerrohrs findet man in der Nähe von Cuernavaca sowie im Staate Veracruz, wo auch unser Landsmann Sartorius, dem wir so vielfache Belehrung verdanken, den Bau des Zuckerrohrs mit Erfolg betrieben hat.

Der gewonnene Zucker ist gewöhnlich grob und grau. Er wird nämlich nur von dem Zuckersatze gereinigt und die Verfeinerung geht nicht weit über den niedrigsten Grad hinaus. Es ist eben keine Nachfrage nach feinerem Zucker.

Zu den Plantagearbeiten werden nicht Neger verwendet, sondern der Anbau wird von Zambos, Mischlingen aus Ehen zwischen Schwarzen und Indianerinnen, also von freien Arbeitern kräftigen, athletischen Körperbaus verrichtet, welche die feuchte Hitze in den Zuckerpflanzungen trefflich ertragen.

Gegenwärtig wählt man nur noch die heißeren Landstriche zur Kultur des Zuckerrohrs, im XVI. Jahrhundert dagegen wurde es auf der Hochebene angepflanzt, und während der spanischen Herrschaft war die Produktion so bedeutend, daß der Hof von Madrid seinen ganzen Zuckerbedarf allein aus Cordóva im Staate Veracruz bezog. Der mexikanische Zucker galt auf den Märkten von Cadix für die vorzüglichste Qualität. Heutigen Tages pflanzt man der mexikanischen Ostküste entlang das Rohr von Otahaiti, ohne künstliche Bewässerung; das ostindische Rohr, auf der West- und Südseite angebaut, erfordert hingegen Bewässerung. Während das Letztere nur eine, ausnahmsweise zwei Ernten liefert, kann man das ozeanische jährlich 3 bis 5 mal ernten, und außerdem liefern die viel dickeren und längeren Rohre bei jeder Ernte ein Drittel Mehrertrag.

In Mexiko giebt es Zuckerpflanzungen, welche jährlich 14,000 bis 20,000 Centner Zucker und 4000—8000 Eimer Rum abwerfen. Aber der Verbrauch im Lande selbst ist so bedeutend, daß der Zucker bis jetzt noch nicht zu den Ausfuhrartikeln gehört. —

Die größeren Zuckerplantagen sind beinahe von allen Anpflanzungen die theuersten, da sie ein ansehnliches Anlagekapital, sowie großartige Gebäude und Maschinen erfordern. Auf den kleineren Zuckerpflanzungen, die sich hauptsächlich im Staate Veracruz vorfinden, geht es jedoch weit einfacher her. Dort kann man die Gewinnung und Bereitung des Zuckers noch in ihrer ursprünglichen Weise beobachten. Der Ranchero pflanzt das Rohr nur mit der Hacke, preßt es dann in rohconstruirten hölzernen Quetschmaschinen aus und kocht den Saft in einem Kessel ein. Ist die Brühe genug eingedickt, so läßt man sie etwas verkühlen und rührt die binnen Kurzem völlig erstarrende Masse in thönerne oder hölzerne Förmchen. Der Verkauf der kleinen braunen Zuckerhüte, die nur 1 Pfund wiegen, bringt dem Pflanzer schon deshalb anständigen Gewinn, weil er die Arbeit mit seiner Familie meist allein besorgt. Die tägliche Einnahme beläuft sich dann nicht selten auf 5—6 Dollars; denn der Verbrauch dieses braunen Zuckers, unter dem Namen panocha oder panela bekannt, ist bei den unteren Volksclassen ein außerordentlicher.

Auch dem Anbau des Kaffee ist Boden wie Klima vieler mexikanischen Gegenden ungewöhnlich günstig. Zur Anlegung einer Kaffeepflanzung bedarf es eines verhältnißmäßig nur geringen Kapitals. Die jungen

Pflanzen müssen mittels eines Schattendaches zwei Jahre vor der Sonne geschützt werden. Im dritten Jahre kann man die Bäumchen in's freie Land versetzen, im vierten gelangen sie zu voller Kraft und alsdann tragen sie während 20 bis 30 Jahren reichlich Früchte. Eine Kaffeepflanzung bietet einen höchst malerischen Anblick mit ihren dunkeln, glänzenden Blättern, die gegen den weißen Schein der Blüten oder gegen die hochrothen reifen Kirschen angenehm abstechen. Der Ertrag einer einzelnen Kaffeestaude ist je nach dem Alter derselben und den mehr oder minder begünstigenden Lokalverhältnissen verschieden. Er wechselt von ½ bis 4 ja 5 Pfund im Durchschnitte. Die Ernte erfordert nicht mehr Mühe als der Anbau; sie kann selbst von Frauen und Kindern besorgt werden. Einige größere Pflanzungen finden sich im Bezirke von Cuernavaca und in der Umgebung von Cordova, besonders eignet sich jedoch die Kultur für den kleinen Landgutsbesitzer, der sich in der Nähe seiner Wohnung einen freundlichen Garten anlegen will. Die kleine grüne Bohne soll den besten, im europäischen Handel bekannten Sorten an Güte nicht nachstehen. Dennoch ist die Ausfuhr sehr gering.

Der Kakao ist von Mexiko zu uns herübergekommen. Schon die alten Azteken kannten seine Bereitung zur Chokolade und wir haben im „Alten Mexiko" gesehen, daß dieses aromatische Getränk die Lieblingsnahrung des unglücklichen Montezuma ausmachte. So allgemein dasselbe auch heute noch in Mexiko ist, so hat dennoch der Anbau des Kakaobaumes dort nachgelassen. Er gedeiht am besten in den heißen Niederungen der Küstengebiete, besonders an Flußufern und in solchen Gegenden, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Vorzugsweise wird er in Tabasco, Chiapas und Soconusco kultivirt. Von Jahr zu Jahr wird aber der für Kakaopflanzungen geeignete Boden beschränkter. Obgleich sich in Tabasco allein beinahe 3½ Millionen tragbare Bäume finden, welche im Durchschnitt eine jährliche Ernte von 20,000 Centner Bohnen liefern, so macht sich in Mexiko selbst doch immer mehr der Mangel an Kakao fühlbar; der Preis nimmt stets zu, und von einer Ausfuhr ist kaum noch die Rede; denn der Anbau des Produkts ist ebenso schwierig, als dessen Ernte unsicher. Wo der Boden nicht feucht ist, erfordert er künstliche Bewässerung; auch bedarf es zur Anlage einer Kakaoplantage eines größeren Kapitals als zu einer von Zuckerrohr, da der Baum erst im 7. Jahre zum vollen Ertrage gelangt. Die Unsicherheit der Ernte hat ihre Hauptursache in den vielen Unfällen, welchen die Bohnen während des Trocknens ausgesetzt sind. — Zur Anlage einer Kakaopflanzung wählt man einen ebenen, lockeren Boden, in welchen man vorerst Bananen in Abständen von 15 — 20 Fuß und zwischen diesen die schattengebenden Erythrinen pflanzt. Hierauf werden die Kakaosamen in die Erde gelegt und zur Erhaltung der geschlossenen feuchten Atmosphäre mit Bananenblättern bedeckt. Die Bananen und Erythrinen gewähren dem jungen Bäumchen hinreichend Schatten; später werden sie ausgehackt. Nach etwa zwei Jahren beschneidet man die

Staude dergestalt, daß sie sich 5 Fuß über dem Boden in drei Aeste theilt, welche wiederum gabelähnlich gezogen werden. Reif haben die Früchte eine grüne, gelbe, rothe oder braune Farbe und hängen in der Form und Größe einer Gurke an den Aesten und dem Stamme des Baumes. Die Haupternten finden in den Monaten März, April und Oktober statt. Als besonderes Zeichen der Vorzüglichkeit gilt bei der Kakaobohne eine schöne, intensive Röthe, und um diese zu erzielen, scheut der Bebauer keine Mühe. Nach der Ernte wird die dicke, lederartige Fruchthülse gespalten und die aneinanderhängende weiße Masse des fleischigen Samens herausgenommen.



Die Gewinnung der Kakaofrucht.

Die einzelnen Bohnen sind, wie auch die Samen der Granatäpfel, von einer angenehm säuerlich schmeckenden Hülle umgeben, welche die wilden Indianer als Leckerbissen genießen, während sie die Bohnen selbst wegwerfen. Bei der Zubereitung der Samen beobachtet man folgendes Verfahren. Zuerst werden die Kerne aus dem Marke gelöst, dann in einen Holztrog gelegt, wo sie etwa dreißig Stunden ruhig liegen bleiben. Nach Verlauf dieser Zeit wäscht man sie behutsam in fließendem Wasser, breitet sie hierauf in der Sonne aus und nimmt nach und nach die trockenen Bohnen von der Matte. Dieses Trocknen erfordert ganz besondere Vorsicht, denn sobald man

unterläßt, die noch feuchten Kerne zu wenden, werden die der Sonne zu lange ausgesetzten Stellen schwarz; der nämliche Fall tritt ein, wenn die Bohne nicht gleichmäßig genug von der Sonne beschienen wird. Zwar kann man die geschwärzten Kerne mit einem vom Safte saurer Orangen befeuchteten Tuche abreiben und ihnen auf diese Weise die gewünschte rothe Farbe geben, aber dies verursacht unendliche Mühe und gelingt nicht immer. Der von der Küste Südamerika's zum Export bestimmte Kakao wird anders behandelt. Man bedeckt ihn einige Zeit mit feinem Sande und läßt ihn in diesem Zustande einen schwachen Gährungsprozeß durchmachen, wodurch der Kern zwar seine Keimfähigkeit verliert und eine schwarzbraune Farbe annimmt, aber an Süßigkeit gewinnt und die für den Handel erforderliche Haltbarkeit erlangt.

Wie schon zu Montezuma's Zeiten vertreten die Kakaobohnen in Tabasco noch heute die Stelle der kleinen Münze. Fünf Bohnen gelten dort 1 Tlaco, etwa so viel als bei uns ein Groschen. — Als Getränk jedoch machen dem Kakao, so beliebt er auch ist, wegen seines hohen Preises mehr und mehr der billigere Thee und Kaffee den Rang streitig.

Auch die Vanille ist ein Mexiko eigenthümliches Gewächs. Sie gehört zu den schmarotzenden Schlingpflanzen, welche sich in den Wäldern von Veracruz, Tabasco und Oaxaca in Ueberfülle vorfinden und deren hauptsächlichsten Schmuck bilden. Die Pflanze ist weich, saftig und dickblättrig; sie treibt ihre Wurzeln in die Rinde der Bäume, an welchen sie sich in die Höhe rankt und zieht ihre Hauptnahrung aus der Luft. Obgleich das uns in getrocknetem Zustande bekannte Gewürz so herrlich duftet, entwickelt weder die schöne, blendendweiße Blüte noch die reife Samenkapsel viel Aroma; dieses ruft erst der Gährungsprozeß hervor.

Die Kultur der Vanille wird größtentheils von Indianern, Mulatten und Zambos betrieben und ist höchst einfach (vergl. Abbildung auf S. 297). Die feinste Art wird in den Bezirken von Papantla, Misantla und Cautla angepflanzt. Man steckt einen Vanilleschößling in aufgelockerte Erde an den Fuß des Baumes, um den sich die Ranke winden soll, bindet sie später mit etwas Bast am Stamme fest, und hält den Fleck rein von Unkraut, sowie besonders von anderen Schlingpflanzen. Im dritten Jahre beginnt die Frucht zu reifen, und dies geht ohne viele Mühe dreißig bis vierzig Jahre beständig so fort. Die Blütezeit der Vanille sind die Monate Februar und März. Das Einsammeln der Frucht beginnt im April und dauert bis gegen Ende Juni. Auf jede Pflanze rechnet man jährlich bis fünfzig Schoten. Auch die wildwachsende Vanille wird von Indianern in den Wäldern gesammelt, aber dieselbe steht der durch Anbau gewonnenen an Güte weit nach. Um sie für den Handel zurechtzumachen, breitet man sie zunächst während der wärmsten Stunden des Tages in der Sonne aus; nachher wird sie in wollene Tücher gewickelt, damit sie „schwitze". Ist dies hinlänglich der Fall gewesen, so hängt man sie, an Fäden gereiht, in einem sowol luftigen als

schattigen Raum auf, oder läßt sie in einem solchen, auf Tafeln ausgebreitet, trocken werden. Endlich wird sie noch lange der Sonnenhitze ausgesetzt, bis sie ein schwärzliches Aussehen und silberfarbene Streifen erhält. Ist man durch Regenwetter an dieser Art des Trocknens gehindert, so wendet man künstliche Hitze an. Man richtet zu diesem Zwecke dünne kleine Hürden aus Bambus her, legt ein wollenes Tuch darüber, auf dieses die Schoten und bringt das Ganze über einem Kohlenfeuer in ziemlicher Höhe in leicht schaukelnde Bewegung, wodurch die Vanille nur langsam warm wird. Diese Trockenmethode erfordert eben so große Sorgfalt als Erfahrung, trotz alledem geht aber immer noch viel Vanille dabei verloren. Nicht weniger Schwierigkeit bietet das Aufbewahren der Schoten, denn dieselben dürfen weder zu trocken liegen, weil sie sonst dürr werden, noch zu feucht, da sie leicht schimmeln. In Packete von 50 Stück vereinigt, werden sie gewöhnlich im Tausend verkauft. Auch hierbei bedarf es großer Vorsicht, weil eine einzige schlechte oder faulende Schote den Vorrath einer ganzen Kiste verderben kann.


Die Vanille.

Auf die Kultur des Tabaks wird wenig Sorgfalt verwendet, obgleich derselbe als Handelsartikel von hoher Bedeutung werden könnte. Die Ursache dieser Vernachlässigung ist in dem noch von der spanischen Herrschaft herrührenden Monopol zu suchen, infolge dessen die ganze Ernte in die Hände der Regierung übergeht. Dem Staate allein steht das Recht zu, Rauch- und Schnupftabak zu verkaufen. Welchen Gewinn ihm dies einbringen muß, ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, wie groß der Verbrauch in einem Lande sein muß, wo jeder Mann — und jede Frau raucht. Mexiko hat vortreffliche Sorten aufzuweisen; stehen dieselben auch im Allgemeinen denen von der Habana nach, so liegt dies doch wol einzig und allein im Mangel an gehöriger Sorgfalt bei Pflege und Behandlung des Krautes. Tabak wird jetzt nur

in einem Distrikte von Veracruz angebaut. Unter die weisen Neuerungen, welche das neue Regiment hoffentlich einführen wird, gehört, daran zweifeln wir nicht, auch die Abschaffung des verderblichen Tabakmonopols.

Bis jetzt ist neben der Kultur des Tabaks auch die des Indigo noch höchst vernachlässigt. Er wird nur in geringen Quantitäten auf der Westküste von Oaxaca, Mechoacan und Colima angebaut; an der Ostküste wächst er häufig wild. Schon wenige Monate nach der Aussaat liefert die Pflanze Ertrag, nach einem Jahre gestattet sie zwei bis drei Schnitte; ohne große Mühe wird der Farbestoff ausgezogen, und da überdies das Klima dem Anbau sehr günstig ist, so kann auch der Indigo einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden.

Die Baumwolle wird in der Regel zwischen dem Mais bestellt. Die Zeit der Aussaat ist vom Juni bis August. Sechs Monate später kann man die Ernte an wollehaltigen Samenkapseln heimbringen. Früher lieferte die Baumwolle fast ausschließlich den Stoff zu den Gewändern der Azteken. Wie künstlich man sie damals zu bereiten und zu färben verstand, haben wir im „Alten Mexiko" schon genugsam ersehen. Jetzt ist diese Kunst sehr zurückgegangen, obgleich der Anbau der Baumwollstaude ebenso leicht als einträglich ist. Im ganzen Lande wird nur eine Art gepflanzt, der von den Nordamerikanern sogenannte „green seed cotton" oder „Golf cotton." Man baut dieselbe hauptsächlich am Golfe, am Stillen Meere, in Tabasco und seit Kurzem auch in Yucatan. Der Ertrag ist jedoch bis heute wegen Mangel an Arbeitskräften noch so gering, daß er kaum zur Deckung des allernöthigsten Bedarfs im Lande ausreicht.

Neben der Baumwollstaude finden sich in Mexiko mehrere Arten des Baumwollbaumes. Die in wärmeren Gegenden oft vorkommende Pflanze trägt eine schöne, dunkelgelbe Wolle, die von den Eingeborenen gesponnen und dann zu leidlich guten Zeugen gewebt wird. Noch andere Abarten liefern eine weiße Wolle, welche sich hauptsächlich zum Ausstopfen von Polstern eignet. „Die rohe Baumwolle," sagt Mühlenpfordt, „könnte von der größten Wichtigkeit für Mexiko's auswärtigen Handel werden, wenn die Bewohner mehr Aufmerksamkeit auf den Anbau derselben richten wollten."

Von wenigstens ebenso großer Bedeutung als die Kultur der Baumwolle, kann in Mexiko die des Oelbaums, Maulbeerbaums und Weinstocks werden, welche (wir haben es bei der Geschichte der spanischen Herrschaft erwähnt) infolge der engherzigen Anordnung der früheren Regierung ausgerottet wurden, um diesen einträglichen Kulturzweig zu einem Monopol des unmütterlichen Mutterlandes zu machen. Seit jener Zeit hat sich Niemand mehr mit dem Anbau dieser drei wichtigen Nutzpflanzen abgegeben, und während Mexiko mit dem Ertrage derselben dem Bedarfe von halb Europa genügen könnte, muß es die zum eigenen Verbrauche nöthige Menge aus dem Auslande beziehen!

Das Land, nur so bebaut, wie die Azteken es im Thale von Mexiko verstanden, könnte infolge seines Produktenreichthums dem Welthandel für eine halbe Milliarde werthvoller Erzeugnisse zuführen.

Wie in's üppige Tropenland das biblische Gebot: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen," ein Fluch, der den meisten Familien der hervorragendsten Kulturvölker zum Segen geworden, nicht hingedrungen zu sein scheint, so ist auch wenig von der Sorgfalt, die eine rationelle Oekonomie auf die Viehzucht verwendet, bemerkbar. Das Vieh wird auf unbebaute Matten und auf Grasflächen getrieben, und, so gut es geht, durch umherziehende Hirten überwacht. In Thälern und Gebirgen treiben sich tausende von Hausthieren aller Arten weidend umher. Nur hie und da liegt ein kleines Dorf oder eine einzelne Hütte, bei welcher sich ein Corral, d. h. eine Einhegung von Flechtwerk, zu gelegentlicher Einsperrung des Viehs befindet. Dies sind die Ausgangspunkte, von welchen aus die nomadisirenden Hirten mit ihren Familien die Herden treiben und wohin sie nach kurzer Abwesenheit wieder zurückkehren. Von Zeit zu Zeit, meist nur ein- oder zweimal im Jahre, erscheint der Eigenthümer des Landes und der Herde, oder auch nur dessen Mayordomo, mehr um die einzelnen Herden zu zählen, als um die Anzahl der einzelnen Häupter zu prüfen. Dies geschieht gewöhnlich, wenn ein allgemeines Schlachten oder das Zeichnen des Rindviehs mit dem Brenneisen stattfindet.

Behufs dieser Operation werden die armen Thiere zusammengetrieben und mit dem Lasso (Wurfseil) eingefangen. In fliegendem Galopp eilt der Hirte dem geängstigten Vieh nach, schleudert ihm unbarmherzig die Schlinge um den Kopf, macht hierauf eine rasche Wendung und schleift das sich sträubende Opfer bis zu einem nahen Baume, um welchen er das Seil festwindet, indem er ihn ein paar Mal umreitet (s. S. 197.) Mit Blitzesschnelle ist der furchtlose Reiter nun auf dem Boden, wirft eine andere Schlinge um die Hinterfüße des gefangenen Thieres — ein Ruck! und der gewaltigste Stier liegt unmächtig auf der Erde, wo der Hirt ihm mit großer Gewandtheit Vorder- und Hinterfüße zusammenkoppelt, um ihm dann desto gemächlicher das glühende Eisen auf die Stirne zu drücken.

Die Nutzung eines großen Viehstandes besteht in dem Verkauf der Ochsen und Kühe an die Schlächter. Der Verbrauch an Fleisch ist sehr groß im Lande, weil man viel weniger Gemüse als in Europa genießt und die Fische nur an der Küste weniger selten sind. Jeder Taglöhner ist gewöhnt, täglich zweimal Fleisch zu essen und kann es auch, da es die billigste Nahrung ist.

Der Ranchero weiß aus seinem fetten Vieh, das er gewöhnlich selbst schlachtet, eine sehr beliebte Speise, sesina oder tasajo, zu bereiten. Er theilt nämlich sämmtliches Fleisch in 4 Finger breite, ½ Zoll dicke und einige Ellen lange Riemen, welche er mit feingeriebenem Salze bestreut und wol auch mit einer Quantität Citronensaft bespritzt. Ueber Nacht bleibt die ganze

Fleischmasse in der Haut gut eingeschlagen; den folgenden Tag aber werden die Riemen an Seilen aufgehängt und durch Luft und Sonnenwärme getrocknet. Kurz darauf wird das Erzeugniß in Ballen gepackt und auf den Markt gebracht. Solches gedörrte Fleisch zeichnet sich durch angenehmen Geschmack aus, läßt sich gut aufbewahren und schnell zubereiten, denn man hat nur ein Stück auf Kohlen zu legen. Der Verbrauch desselben ist sehr bedeutend.

Nur in der Nähe großer Städte, wo mehr auf den Absatz in Gasthäusern gezählt wird, legt man auf die Milchbenutzung zu Speisen oder behufs Bereitung der Butter Werth. Gewöhnlich wird die Milch erst auf Verlangen der Käufer an Ort und Stelle selbst den Kühen abgemolken; der Käse ist nur in einigen Theilen des Landes gesucht, und dort taugt er meist nicht viel.

Der Lohn der Hirten ist sehr gering und reicht kaum zur Bestreitung der einfachsten Lebensbedürfnisse aus. Die Leute sind daher gewissermaßen darauf angewiesen, sich durch „Annectirungen" eines Theiles der ihnen anvertrauten Herden zu entschädigen. Wird der Diebstahl entdeckt, so findet der Schuldige immer eine Ausrede: bald beruft er sich auf das Abhandenkommen des Viehs in dunklen Nächten, bald gibt er vor, dasselbe habe sich in den Schluchten verlaufen, oder er behauptet, daß die Wölfe es überfallen und aufgefressen, oder auch, daß Indianerhorden einen Einbruch verübt und ganze Herden mit sich fortgeführt hätten: kurz auch in Mexiko stellt sich zur rechten Zeit das rechte Wort ein. Da es nun dem Eigenthümer zu schwer fällt, dem Raube nachzuspüren, da es ferner noch viel schwieriger ist, Hirten aufzufinden, welche gar nicht stehlen, so stellt er sich in der Regel, als kenne er den wahren Thäter nicht. Von der Unmöglichkeit überzeugt, den Raub ihres Viehs zu hindern, beschränken die Landbesitzer ihre Anstrengungen auf Vorkehrungen, daß infolge der Gewissenlosigkeit ihrer Leute nicht der ganze Viehstand verloren gehe. „Wenn in Mexiko," wir wiederholen wörtlich den Inhalt einer Darlegung über die Ausdehnung des Viehraubes, „eines jener Hungerjahre eintritt, wo Mangel an Lebensmitteln, besonders an Körnerfrüchten sich fühlbar macht, so wandern in der Regel ganze Familien von Taglöhnern und Ackerknechten auf's Land, und leben von nichts Anderem, als von Wurzeln und Waldfrüchten. Alsdann ist der Raub des Weideviehes an der Tagesordnung und gar nicht zu verhindern. Wo sich auch nur Rindvieh, Schafe u. s. w. blicken lassen, da werden sie und selbst wenn der Eigenthümer zugegen wäre, von hungrigen Vagabunden angefallen, getödtet und die besten Stücke Fleisch mit fortgenommen. Das Uebrige wird auf dem Felde zerstreut. Wenn einer von diesen Räubern ergriffen und vor die Gerichte oder in's Gefängniß geführt wird (wo er wenigstens einen leidlichen Unterhalt findet), so werfen die Gerichte aus einer Art von Nothwendigkeit einen Schleier über das Verbrechen, und bestrafen den Räuber in der Regel mit der kurzen Untersuchungshaft, die er erlitten."

Auch für Mexiko gilt das allgemein bekannte Gesetz, daß gegen den Aequator hin die Gattungen der Thiere zu-, die Arten jedoch abnehmen; die ersten Kolonisten vermißten dort am schmerzlichsten ihre bisherigen Hausgenossen. Die Europäer haben jene treuen alten Gefährten aus der Heimat über's Meer schaffen müssen und willig sind sie ihm überall hin gefolgt. Heute mangelt es in jenen wundervollen Regionen nicht an Rindern, Pferden, Maulthieren, Eseln, Ziegen, Schafen, Schweinen und Geflügelarten. Alle gedeihen prächtig und treiben sich zum Theile auf den weiten Steppen selbst in verwildertem Zustande umher, sowol das Rindvieh als die Pferde.

Welche Reichthümer an Vieh Mexiko beherbergen kann, davon erhält man einen Begriff, wenn man erfährt, daß es daselbst Haciendas giebt, welche nach der Versicherung von Sartorius bis gegen 20,000 Stück Hornvieh besitzen. Im warmen und kalten Landstriche, im Großen und im Kleinen, wird die Rindviehzucht betrieben: die mit Leichtigkeit gewonnenen Häute und der vielgesuchte Talg werfen außer dem Fleische den Eigenthümern keinen unbeträchtlichen Gewinn ab.

Nur in einzelnen Gegenden, wie z. B. in Guadalaxara und Toluca, wird besondere Sorgfalt auf die Schweinezucht verwendet. Ueberall aber, selbst in der ärmlichsten Hütte, trifft man Federvieh, hauptsächlich aber Hühner und Truthühner, weshalb der Bewohner auch zu keiner Zeit über Mangel an Eiern klagen kann. — Auf die Zucht der Schafe macht Karl Heller in einer kürzlich erschienenen trefflichen Schrift besonders aufmerksam. Er sagt: Eine große Zukunft würde in Mexiko die veredelte Schafzucht haben, wenn umsichtige Ansiedler die vielen dazu geeigneten Ländereien zweckmäßig verwenden wollten.

Die Pferde der nördlichen Provinzen, besonders die Neu-Mexiko's, sind wegen ihrer ausgezeichneten Eigenschaften ebenso berühmt als die Pferde von Chile. In den Savannen der Provincias internias streifen sie, wie schon erwähnt, scharenweise verwildert umher. Die Ausfuhr dieser Pferde nach Natchez und New-Orleans war schon zu Humboldt's Zeiten sehr bedeutend. Es giebt merikanische Familien, welche auf ihren Landgütern 30,000—40,000 Stück Hornvieh und Pferde besitzen.

Noch zahlreicher, als sie sind, würden die Maulthiere sein, wenn nicht eine große Anzahl derselben den Anstrengungen erläge, welche oft unausgesetzt ihr Loos sind. Man hat berechnet, daß der Handel von Veracruz allein jährlich gegen 70,000 Maulthiere in Anspruch nimmt und mehr als 5000 werden in der Stadt Mexiko zum Ziehen der Kaleschen verwendet. Der Preis dieses nützlichen Thieres ist daher auch höher, als der des Pferdes.

Fassen wir alles Gesagte in einem Rückblick zusammen, so ist ein guter Theil des anbauwürdigen Landes von den Landesbewohnern nach Sitte und Ueberlieferung kultivirt. Der Gesammtkapital-Werth des ländlichen Grundbesitzes übersteigt nach Wappäus' trefflicher Arbeit über Mexiko (in

Stein's großem Handbuch der Geographie) eine Milliarde Thaler, ungerechnet das städtische Acker= und Gartenland, dessen Werth sich auch auf etwa 900 Millionen Thaler veranschlagen läßt. Man ersieht daraus die enorme Wichtigkeit der Bodenkultur für Mexiko, ebenso lassen sich leicht die segensreichen Folgen voraussagen, welche das Ergebniß einer einsichtsvolleren Bewirthschaftung sein würden. Schon Humboldt glaubt nicht eindringlich genug darauf hinweisen zu können, um wie vieles wichtiger für ein so mannichfach gesegnetes Land der Ackerbau sei, als der Bergbau bei selbst hochgespannten Erwartungen vielleicht jemals zu werden vermöchte. Er betont allerdings als Grundbedingung des Fortschreitens in besserer Ausnutzung des Bodens die Zunahme der Kolonisation und Civilisation, indem die Menschenleere zu seiner Zeit, selbst in anbauwürdigen Distrikten, außerordentlich fühlbar war. Und in der That sieht es noch heute damit etwas eigenthümlich aus. Während im Bezirk Queretaro 1600, in Guanaxuato und Mexiko über 1200, in Veracruz und Yucatan noch zwischen 200 und 300 Menschen die geogr. □Meile Landes bewohnen, fällt die Bevölkerungsziffer in Durango schon auf 90, in Sonora gar auf 24 und sie sinkt in Californien bis auf 4 herab!

Die Haupthindernisse, welche gegenwärtig noch einer höheren Entwicklung des Ackerbaues entgegentreten, lassen sich in Nachstehendem zusammenfassen. Erstens mangeln dem Lande die nöthigen Verbindungsstraßen und billige Transportmittel, so daß es vorkommen kann, daß in einem Bezirke der größte Ueberfluß herrscht, während im benachbarten infolge einer Mißernte die Hungersnoth oder der äußerste Mangel an die Pforte klopft; zweitens ist die Unsicherheit infolge der permanent gewordenen Wirren und Bürgerkriege, abgesehen von Indianereinfällen und Wegelagerung, immer im Steigen gewesen; dann fehlt die freie Bewegung, die Grundlage aller Spekulation, die sich durch Abgaben im Innern des Landes infolge der selbständigen Verwaltung der einzelnen Staaten allerorts gehemmt sieht; endlich verhinderte die unglaubliche Indolenz der Grundbesitzer das allernothwendigste Fortschreiten des landwirthschaftlichen Gewerbes durch Anschaffung neuer Ackerbaugeräthe, durch Heranziehung besserer Transportmittel und neuer bewährter Kulturverfahren, meist natürliche Folgen des Mangels an Pflege der Industrie und an Wetteifer in gewerblicher Thätigkeit. Man sieht hier recht deutlich, daß Gold= und Silberausbeuten allein ein Land nicht reich machen können, sondern dessen Ruin nur beschleunigen, wenn seine Bewohner nicht die edlen Metalle durch Fleiß der Hände und energische Geistesarbeit in neue Werthe umschaffen und diese dem allgemeinen Verkehr wieder zuführen.

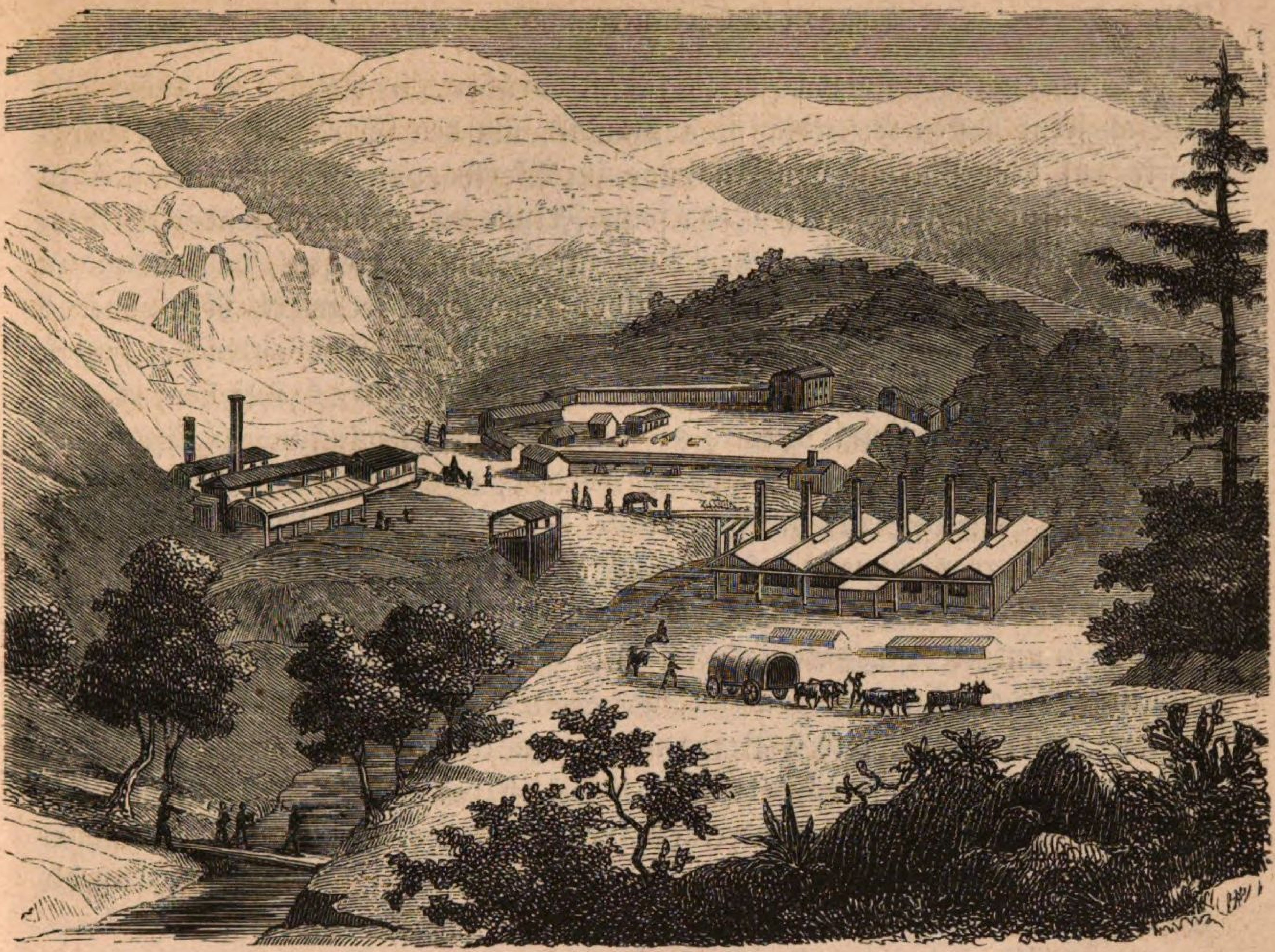
Wo dies nicht geschieht, da helfen auch Ackerbauschulen, Akademien und Musterwirthschaften zu nichts, am wenigsten aber — Congreßreden.

Gewiß bietet sich in Mexiko der deutschen unverdrossenen Schaffenslust ein erfolgreiches Feld der Thätigkeit dar, sowol auf dem Gebiete des Ackerbaus

als der Viehzucht. Aber man denke sich die Aufgabe eines deutschen Ansiedlers so einfach nicht. Selbst in den besser bevölkerten Gegenden bedarf es bei Bebauung des Bodens bestimmter Erfahrungen, wenn der Einwanderer sich nicht auf die Banane und das darauf gegründete Humboldt'sche Ertragsexempel verlassen will; unter allen Umständen verursachen an vielen Orten die Bewässerung des Erdreichs und manche andere Vorkommnisse mehr Arbeit und Fürsorge, als der Auswanderer vielleicht aufzuwenden hätte, wenn er sich nach dem ebenfalls dünn bevölkerten Ungarn oder den Donaufürstenthümern hinwenden würde. Allerdings sind allein schon die Grasebenen Neuspaniens an wildgewordenen Thieren, welche gewinnlos zu Grunde gehen, reich genug. Welch' ergiebigen Ausfuhrartikel könnten beispielsweise die Rinderhäute abgeben, wenn sorgsame deutsche Viehzüchter das zusammenhielten, was zwecklos verfällt! Auch für Mexiko wird noch die Zeit kommen, meint Julius Fröbel, wo man den Liebig'schen Fleischextrakt, mit dessen Bereitung im Großen jetzt zu Buenos-Ayres Versuche gemacht werden, in jeder Haushaltung vorräthig hält, und wo die viehreichen Steppen im Norden und Süden Amerika's Europa mit animalischem Nahrungsstoffe versehen. „Hier ist ein Feld für große Unternehmungen!", ruft unser Gewährsmann aus. Wir wollen es für Mexiko auch gern glauben, wenn der Viehbestand und deren Weiden fortan nicht mehr des Schutzes von Kanonen bedürfen und der Betrieb der Viehzucht bei gesicherteren Zuständen und Rechtsverhältnissen, sowie einigermaßen ausreichenden Communicationsmitteln nach allen Richtungen hin die Erwerbsthätigkeit zu beschäftigen vermag. Ohne diese Voraussetzungen kann auch der emsigste Fleiß dort etwas Großes nicht zu Stande bringen.



Ackerbestellung im spanischen Nordamerika.



Californische Quecksilberhütte.

Achtes Kapitel.

Die Schätze des Erdinnern und der Meerestiefe.

Die Bodenschätze. Hauptlage der Erzlagerstätten. — Zur Geschichte des mexikanischen Bergbaus. Besuch einer Mine. Die Mineros. Die Hacienda de Beneficio. Bearbeitung der Erze. — Quecksilber und andere Mineralien. Blick auf die Zukunft der Gruben Mexiko's. Mexikanische Münzen. — Perlenfischerei und Perlenhandel.

Verlockender als alle Reichthümer über der Erde in dem gesegneten ehemaligen Pflanzstaat Spaniens winkten während vieler Jahrhunderte dem Auswanderer die Schätze, welche die reichen Erzlagerstätten seiner Ur= oder Uebergangsgebirge (der sogenannten azoischen Formation) bergen, jene für beinahe unerschöpflich gehaltenen Lager von Silber, Gold, Eisen, Kupfer, Blei und andern Metallen, die bis jetzt noch immer erst theilweise erschlossen sind.

Die Centralgruppe der werthvollsten Minen Mexiko's befindet sich auf einem Raume von 610 Quadratmeilen (zwischen dem 21. und 24.⁰ n. Br.) zusammengedrängt. Sie gehören hauptsächlich den Staaten Guanaxuato und Zacatecas, sowie dem Bezirke Catorze an, aus denen die Hälfte alles bis jetzt gewonnenen mexikanischen Silbers gekommen ist, während sich Gold in größerer Menge eigentlich nur zwischen dem westlichen Abfall der Sierra Madre und der Südsee vorfindet.

Sind auch die stolzen Zeiten längst vorüber, in welchen Spanien alljährlich seine besten Kriegsschiffe aussandte, um den Ertrag der Silberbergwerke auf dem Plateau von Anahuac im Werthe von vielen Millionen zu sich überzuführen, jene Zeiten, da seine Feinde diesen auslaufenden Silberflotten auflauerten und ihnen den Weg zur Heimat verlegten, da Jedermann noch an die Unerschöpflichkeit der Silber- und Goldbergwerke Neuspaniens glaubte; sind auch, im Gegensatze hierzu, vielmehr die Ausbeuten der letzten Periode vor denen vergangener Jahrzehnte ansehnlich zurückgeblieben, ist endlich der Silberreichthum Mexiko's durch die Goldgewinnung Californiens und Australiens in Schatten gestellt worden, — so erlaubt doch die Vergangenheit, Schlüsse auf die Ergebnisse der Zukunft zu ziehen, und es ist wol gestattet, anzunehmen, daß die Schätze, welche Mexiko's Boden noch birgt, mindestens denselben Werth haben wie die, welche bereits gehoben wurden.

Sein unterirdisches Gebiet ist noch lange nicht so durchforscht, wie unsere heimische Erde. Es wird von kundiger Seite behauptet, daß die Millionen zu gewinnen, die Mexiko's Berge noch einschließen, nur etwas mehr Mühe koste, als die bereits geförderten verursacht haben. Da heut zu Tage, wie vor Jahrhunderten, jenes Land einen großen Theil seiner Einfuhr noch immer mit harten Silberthalern bezahlt, so spricht dies wenigstens dafür, daß die Schätze der im Gang befindliche Gruben lange genug vorgehalten.

Nach Alexander von Humboldt stammen aus den Bergwerken Mexiko's zwei Drittel des in der ganzen Welt cirkulirenden Silbers oder mehr als 3000 Millionen Dollars. Der Silberexport beträgt gegenwärtig noch immer jährlich 25 bis 26 Millionen Thaler, obgleich der Bergwerkbetrieb längst das nicht mehr ist, was er einst war. Man gewinnt durch diese Zahlen eine Vorstellung von dem Reichthum, welchen die Minen dieses Landes boten — ein Dorado im wahrsten Sinne des Wortes!*)

---

*) Sicher ist es nicht ohne Interesse, den jetzigen Stand der Metallgewinnung kennen zu lernen, und schalten wir nachstehend eine Aufstellung der jährlichen gesammten Ausbeute hier ein.

Namen des Metalls.	Menge.	Werth eines Zollcentners.	Werth der Masse.	Raummaß in Kubikfuß.
Eisen (Roheisen)	95,000,000 Ctr.	2 Thlr.	190,000,000 Thlr.	26,390,000.
Kupfer	1,050,000 „	40 „	42,000,000 „	245,000.
Zink	700,000 „	7½ „	5,250,000 „	203,000.
Zinn	190,000 „	42 „	7,980,000 „	52,800.
Blei	2,600,000 „	7 „	18,200,000 „	465,000.
Gold	5,150 „	46,000 „	236,900,000 „	534.
Silber	21,000 „	3,000 „	36,000,000 „	4,000.
Platin.	46 „	12,000 „	552,000 „	4½.

Würde alles jährlich gewonnene Gold zu einer Kugel vereinigt, so hätte ihr Durchmesser doch nur 10 Fuß.

In den Jahren 1823—1826 richtete die mexikanische Regierung zum ersten Male wieder ihre Aufmerksamkeit auf die während der Bürgerkriege stark vernachlässigten Gruben, die Jahrhunderte lang Spaniens Reichthum gebildet hatten. In 113 Jahren, 1690—1803, hatte die Münze von Mexiko nach Humboldt mehr als 1,353,000,000 Piaster geliefert und seit der Entdeckung Neu-Spaniens bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts ungefähr 2,028,000,000, etwa zwei Fünftheile alles in jener Zeit nach dem alten Kontinente strömenden Goldes und Silbers. Der Ertrag dieser Minen hatte sich nach 52 Jahren verdreifacht und nach 100 Jahren versechsfacht. Er belief sich vor der Revolution jährlich auf 23,000,000 Piaster oder auf beinahe die Hälfte der jedes Jahr aus den beiden Amerika bezogenen Gold- und Silberschätze. Das Jahr 1821 jedoch hatte nur 5,916,000 Piaster geliefert, erst in den folgenden Jahren trat wieder eine allmälige Verbesserung ein. In dieser Epoche begann der Einfluß der reichen ausländischen Bergwerkgesellschaften sich fühlbar zu machen; 1827 zählte man außer 7 großen englischen Gesellschaften 1 deutsche und 2 amerikanische. Aber trotz der ungeheuren Opfer, welche sie brachten, betrug doch der Gesammtertrag der von ihnen ausgebeuteten Minen im Jahre 1836 kaum 18,000,000 Piaster. Das silberreiche Potosi, welches unter der spanischen Regierung nie weniger als $^{1}/_{10}$ der jährlichen Silbergewinnung förderte, liefert jetzt kaum noch etwa 1½ Millionen Pesos im Jahre.

Die Ursache dieses immer schwächer werdenden Ertrages ist in den unbefriedigenden politischen Zuständen des fortwährend aufgeregten Landes zu suchen, das eine Revolution nach der anderen gebar und den Bergwerkarbeiten oft nicht die allergeringste Sicherheit zu gewähren vermochte. Waren doch nicht selten die Grubenbesitzer gezwungen, ihre Werke in Festungen zu verwandeln und, anstatt Erzgänge anzuhauen und Metall zu Tage zu fördern, sich in der Handhabung der Waffen zu üben, um sich gegen privilegirte und nicht-privilegirte Räuber aller Parteien und Hautfarben zu schützen. Zu diesen Schwierigkeiten gesellte sich noch die Unsicherheit der Fortschaffung. Die Nothwendigkeit, selbst dem kleinsten Gold- und Silber-Transporte eine militärische Deckung zu verschaffen, hörte eigentlich nie auf. Man wird begreifen, daß unter solchen Umständen die Kapitalisten ebenso ungern neue Betriebsmittel lieferten, als die Aktionäre wenig Lust hatten, längere Zeit bei solchen gefährlichen Unternehmungen auszuharren.

Und dennoch gibt es auf dem ganzen Erdenrunde wol kein zweites Land, in welchem sich alle dem Bergbau günstigen Vorbedingungen in einem Maße vereinigt finden, wie in Mexiko. Schon seine Gebirgsbildung kennzeichnet es als Lagerstätte edler und nützlicher Metalle. Der Metallreichthum spricht sich ferner in der Thatsache aus, daß in seinen Bergen nicht nur Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Zink und Blei, sondern auch Schwefel, Vitriolerde, Kochsalz (wenn auch nicht zur Ausfuhr,

so doch für den eigenen Bedarf hinreichend), Soda und andere mehr oder weniger bedeutende Chemikalien in größerer Menge vorfinden, Reichthümer, wie sie kein europäisches Land aufweisen kann.

Auffallend ist es, daß bis jetzt für die Ausbeutung der Eisengruben so wenig gethan wurde. Dieser wichtige Industriezweig wird nur an zwei oder drei Orten und dort mit außerordentlich geringem Eifer betrieben. Wie es mit vielen Nutzpflanzen der Fall ist, ebenso wird in dem Lande, das eine reiche Ausfuhr von Eisen, Stahl und Schwefel nach anderen Ländern haben könnte, fast nur fremdes Eisen verbraucht. Schon im „Alten Mexiko" haben wir gesehen, daß die Urbewohner den Gebrauch dieses nützlichsten aller Metalle nicht einmal kannten; wenn es unter den heutigen Landeskindern auch nicht mehr ganz so schlimm aussieht, so ist doch ihr Streben so ausschließlich der Gewinnung von Gold und Silber zugewendet, daß sie für andere Metalle weder großes Kapital, noch Arbeitskräfte übrig haben. Die bedeutendsten Werke dienen nur der Erreichung ihres Hauptzweckes. Die von mehr als 80,000 Menschen bewohnte Stadt Guanaruato dankt ihre Entstehung einzig und allein dem großartigen Betriebe ihrer Silberminen. Die Gruben von Valenciana, Rayas, Marfil u. s. w. besitzen wahrhaft prächtig angelegte Gänge. Dort erheben sich palastähnliche Grubengebäude, alle massiv aus Stein aufgeführt, inmitten einer kleinen Stadt von Wohnhäusern für die Arbeiter, welche in übertrieben luxuriös angelegten, theilweise mit gehauenen Quadern ausgemauerten Schächten, in oft ansehnlicher Tiefe ihr saures Tagewerk vollbringen, wie beispielsweise in dem berühmten Schachte von Rayas, welcher achteckig, 40 Fuß im Durchmesser haltend, gegen 1200 Fuß tief dahinläuft.

Folgen wir im Geiste dem Besucher einer solchen Mine. Er erzählt:

„Ich kam nach der berühmten Minenstadt Guanaruato und sah nunmehr die ungeheuren Vorrathskammern voll schimmernden Erzes vor mir. In der Kleidung eines Grubenmannes stieg ich die Treppe hinab, welche in das Innere der berühmten Valenciana-Grube führt. An einem Bildniß der heiligen Jungfrau, wenige Schritte vom Eingange, vorüber, geleitete mich mein brauner Führer tiefer und immer tiefer in die unterirdischen Gänge und Kammern dieser reichen, ausgedehnten Grube. Der hinabführende Gang glich einer großen Treppe aus breiten Steinplatten. Wegen der außerordentlichen Tiefe der Mine bedurfte es geraumer Zeit, bis wir die bedeutenderen Gänge erreichten. Hier fanden wir mehrere hundert indianischer Bergleute, fast völlig nackt, eifrig bei ihrer mühseligen Beschäftigung."

„An einem Ende der ersten Galerie waren einige Bretter leicht über Stangen gelegt; sie trugen drei oder vier dergleichen Arbeiter, welche unausgesetzt ihre spitzigen Eisen in das harte Muttergestein hineintrieben; in einer anderen Richtung waren 12 Pulverladungen eben bereit gestellt worden."



Indianer, in einer Silbergrube arbeitend.

„Die Höhle war sehr tief und der Schimmer der wenigen Fackeln goß ein schwaches, unheimliches Licht über die zahlreichen Menschengestalten, deren Bewegungen sich von dem Gestein kaum abhoben. Jedermann mußte sich jetzt zurückziehen. Wir begaben uns in einen höheren Theil der Höhle, wo wir ohne alle Gefahr die Sprengung leicht übersehen konnten. Das Zeichen wurde gegeben. In raschen Sätzen entfernte sich der Grubenarbeiter, der die Lunte anzündete, vom Orte der Gefahr. Jetzt brach ein schlängelnder Lichtblitz hervor und der betäubende Schlag der fallenden Felsenstücke tönte schaurig durch die Höhle. In wenig Augenblicken befanden wir uns wieder an der verlassenen Stelle, die mit schimmernden Erz- und Felsenstücken dicht übersät war. Scharen von Minenarbeitern wurden alsbald aufgestellt, theils um die größeren Massen zu zertrümmern, theils um sie nach dem Dispacho (Geschäftslokale) zu führen, wo man ihr Gewicht und den geschätzten Werth aufzeichnet, worauf Alles entweder auf dem Rücken von Indianern oder mit Maschinen hinaufgeschafft wird. Der Dispacho befindet sich nahe an dem „Tiro general" oder dem Hauptschacht; ein gewölbter Gang führt aus dem Innern der Höhle, allmälig sich erweiternd, gegen den Tiro hin, bis er endlich in geringer Entfernung von dem Dispacho in einem ausgedehnten, schön gewölbten Saal ausmündet. Die ungeheuren Summen, welche ausgegeben wurden, um jeden Theil der Mine durch gewölbte Gänge zu sichern, erweckten unser Staunen, und als ich unter der prächtigen Kuppel anhielt, die zu dem Tiro führt, und der unablässigen Arbeit der armen Indianer gedachte, konnte ich mich des Gedankens nicht enthalten, daß der Europäer in der That nicht nöthig hat, verächtlich von dem Fleiße der Indianer zu sprechen". (United Service Magazine.)

In den früheren Mittheilungen haben wir Gelegenheit gehabt, die außerordentliche Fähigkeit der Indianer zum Tragen schwerer Lasten kennen zu lernen. Ein deutscher Grubenarbeiter wäre höchlich erstaunt, wollte man ihm auch nur die Hälfte von dem zumuthen, was ein mexikanischer in dieser Beziehung täglich zu leisten hat. In einigen Gruben wird alles der Erde entrissene Metall auf Menschenrücken weiterbefördert, während sechs voller Stunden bewegen sich die armen Tenateros, oft mit einem Gewichte von 225—350 Pfund beschwert, hin und her. Bei einer Temperatur von 22—25° steigen sie in den Minen von Valenciana und Rayas mehrere tausend Stufen auf und nieder. Da sie bis zum Gürtel unbekleidet sind und sich deshalb durch die rauhen Säcke den Rücken leicht verletzen könnten, bedecken sie letzteren mit einer Wolldecke, der frisada. Man begegnet zuweilen langen Reihen dieser menschlichen Lastthiere, unter denen man eben sowol 60jährige Greise, als 10—12jährige Kinder erblickt!

Humboldt bemerkt in Bezug auf die Kraft und Ausdauer der Tenateros: „Der Anblick dieser thätigen, robusten Menschen hätte das Urtheil eines Raynal, Pauw und einer Anzahl anderer, sonst hochangesehener

Autoren umgewandelt, welche über die Degeneration unseres Geschlechtes in der heißen Zone klagen." Nur wenn die Lastträger öfter als dreimal wöchentlich in der Grube thätig sind, soll ihre Arbeit der Gesundheit nachtheilig sein. Verderblicher ist hingegen die Beschäftigung der Barenadores oder derjenigen, denen das Amt obliegt, durch Pulver die Felsstücke zu sprengen. Selten überschreiten sie das 35. Jahr, wenn sie sich vom Wunsche nach großem Geldverdienste bewegen lassen, ihr mühseliges Werk während der ganzen Woche zu verrichten. Gewöhnlich verharren sie auf ihrem gefahrvollen Posten nur 5 oder 6 Jahre lang, und wählen sich später einen ruhigeren Lebensberuf.

Nahe an 5—6 tausend Menschen werden zur Amalgamirung der Erze und zu den Verrichtungen verwendet, welche diesem Prozeß vorausgehen. Eine Menge dieser Leute geht jahraus jahrein barfuß über Haufen feuchten, geriebenen und mit Quecksilber vermischten Metalles und dennoch — wunderbar genug! — erfreuen sich diese Leute einer trefflichen Gesundheit. In Guanaxuato benutzte zu Humboldt's Zeiten, und vielleicht ist es noch heute dort nicht anders, ein Theil der Einwohner das aus der Amalgamationswäsche geflossene Wasser sogar zum Trinken, ohne dadurch nachtheilige Folgen zu verspüren!

Niemand kann zum Grubenbau gezwungen werden; ebenso unwahr ist die Behauptung, es habe die spanische Regierung in früheren Zeiten Sträflinge nach den mexikanischen Bergwerken geschickt, obgleich sich dieser Irrthum bei mehreren ausgezeichneten Schriftstellern vorfindet. Der arbeitende Minero Mexiko's ist unter allen Bergleuten der Welt der bestbezahlte; er kann in einer Woche à 6 Tage 25—30 Francs verdienen, ja die Hauptarbeiter erhalten nicht selten 6 Francs für 6stündiges Tagewerk. Dennoch ist ihr Hang zum Stehlen nicht minder groß, als bei den im vorigen Kapitel erwähnten, freilich schlecht genug bezahlten Hirten. Die Arbeiter werden deshalb in der Regel vor dem Betreten und Verlassen der Minen untersucht, trotzdem gelingt es ihnen häufig, Metallstückchen im Munde, oder unter der Achselhöhle zu verbergen. Um die Aufsicht zu erleichtern, sind an vielen Orten die Grubengebäude mit Thoren versehen und von Pförtnern sorgsam bewacht. Sartorius erzählt uns von mexikanischen Arbeitern, welche das gewonnene Erz zu Pulver zermalmten, es mit Talg mischten und als Pommade in ihre Haare rieben. Ein Mal füllten sie die Bauchhöhle eines todten Hundes mit Erzen aus, ja sogar in derselben Weise einen menschlichen Leichnam!

Die Art der Arbeiten in den Gruben ist von der europäischen verschieden. Die Häuer arbeiten gewöhnlich zu Zweien. Während der Eine den Bohrer hält, führt der Andere den Fäustel, wobei sie in ihren Manipulationen abwechseln.

Am Ende der Woche wird Jeder nach Verdienst abgelohnt.

In Mexiko versteht man unter den Namen Bergleute — mineros — nicht nur die Grubenarbeiter, man begreift darunter Alle, welche sich mit

Berg- und Hüttenwesen beschäftigen, insbesondere den Besitzer der Grube. Bei dem Minero von Profession ist der Bergbau eine Leidenschaft, wie das Spiel. Er setzt seinen letzten Heller daran und läßt sich durch keinen Verlust abschrecken. Sartorius berichtet uns die Geschichte eines solchen Glückshelden, von dem er erzählt:

„Ich kannte Einen, der als Muster gelten konnte, der bald reich, bald arm, aber stets ein eifriger Bergmann war. Bisweilen sah man ihn zu Fuß, in der ärmlichsten Kleidung auf dem Wege nach seiner Grube, selbst einen Bündel Kerzen und ein Säckchen mit Pulver tragend. Bald ritt er in bestem Anzuge auf stattlichem Roß, einen Diener hinter sich, hatte sein Haus mit gutem Geräthe wohl ausgerüstet, bald traf man ihn nur bei einem tannenen Tisch und einer Bank von demselben Holze. Ja einmal hatte er sein Bett verkauft und schlief auf dem Boden; er hatte nichts mehr zu veräußern und auch keinen Kredit. Er mußte aber Pulver haben, um einen Tag länger arbeiten zu können und er hatte den festen Glauben, daß ihm dieser Tag Glück bringen müsse. Da trug er seiner alten Mutter das Bett fort und versetzte es. Die gute Alte war untröstlich, als sie am Abend ihr Lager geplündert fand, doch der Sohn tröstete sie damit, daß sie am andern Tage ein besseres erhalten solle. Am frühen Morgen eilte er zu seiner Grube, um zu sehen, ob in der Nacht Erz erschienen sei, und siehe da! die Arbeiter empfingen ihn mit Jubel; sie hatten den Gang wieder edel angehauen und er konnte seiner Mutter das Wort halten. Schließlich hinterließ er seinen Kindern ein reiches Erbe."

Ueberall, wo ein lebhafter Bergwerkbetrieb stattfindet, wird man wahrnehmen, daß auch die allgemeinen Kulturverhältnisse vorangeschritten sind. Oft schon nach Verlauf eines Jahres hat sich in der Nähe einer ergiebigen Grube eine Bevölkerung von einigen tausend Menschen angesiedelt. Dem Bergbau folgt die Handels-, dann die Gewerbsthätigkeit auf dem Fuße, endlich hebt sich auch der Landbau. Das dürrste Stückchen Erde wird benutzt, auf den Felsen und Abhängen klettern Ziegen umher und Rindviehherden weiden auf den Matten. Selbst in den unfruchtbarsten Gegenden der Cordilleren findet man in der Nähe von Gruben Meiereien und bebaute Aecker, der meist hohe Preis der Lebensmittel bietet dort dem Bodenbesteller Ersatz für all' den Aufwand von Mühen und für Hinwegräumung von Hindernissen, die sich ihm bei Urbarmachung des Bodens entgegenstellen.

Die besten Geschäfte aber machen in jenen Landestheilen die Besitzer der haciendas de beneficio oder diejenigen, welche das zu Tage geförderte Erz in großen Massen ankaufen. Dieses Erz gewinnt man auf folgende Weise.

Nachdem dasselbe an das Licht gebracht, wird es alsbald zerklopft, hierauf in drei Haufen sortirt, unter Stampfen, die von Maulthieren getrieben werden, gebracht und dort zermalmt. In diesem Zustande schüttet man

es in einen runden, gemauerten Behälter, „arrostra“ genannt, wo es — ebenfalls durch Maulthiere — vermöge schwerer, an einem beweglichen Pfosten mit Querstangen befestigter Porphyrblöcke so lange zerrieben wird, bis es als ein auf das Feinste pulverisirter Staub erscheint.



Silberschmelze in Guanaxuato.

Bevor die Pulverisirung jedoch noch völlig bewirkt ist, mischt man etwas Quecksilber, das sich mit dem in den Erzen enthaltenen Golde und Silber verbindet, unter die Masse, und macht dieselbe durch Wasser flüssig, indem man etwa 150 Litres Wasser auf 50 Kilogramme Erz gießt. Kommt letzteres endlich aus der arrostra, so läßt man das Wasser verdunsten. Die Masse gelangt alsdann wieder zu einiger Festigkeit. Jetzt mischt man Seesalz, ungefähr im Verhältnisse von 2—3% zum Gewichte des Erzes darunter.

Zu den meisten dieser Arbeiten benutzt man die in Mexiko unentbehrlichsten Hausthiere, die Maulesel; sechs Stunden lang werden diese im

Schlamme herumgetrieben, um eine recht gründliche Mischung herbeizuführen; später mengt man noch das nöthige Scheidemittel, Quecksilber, hinzu. Bei kaltem, feuchtem Wetter bedarf dieser Prozeß längerer Zeit und einer größeren Quantität Quecksilber; bei trockenem hingegen einer bedeutenderen Menge Salz. Im Durchschnitt gebraucht man in Guanaxuato 14 Tage zur Amalgamirung. Ist die Erzmasse so weit vorbereitet, so wird sie in die Wäsche geschafft. Vorerst schüttet man sie in hölzerne Bottiche, von 3 Meter Durchmesser und 2 Meter Tiefe. Eine auf dem Boden der Gefäße angebrachte Oeffnung vermittelt die Verbindung von drei solchen nebeneinanderstehenden Bottichen und gewährt zugleich dem Wasser einen Abfluß. Gewöhnlich braucht man drei Stunden zu einer Wäsche von 3000 Kilogrammen. Triebräder, von Maulthieren in Bewegung gesetzt, fördern die Procedur und schütteln das in den Tonnen befindliche Erz so lange herum, bis es in einen Zustand versetzt ist, welcher gestattet, den noch mit trockenem Amalgam vermischten Bodensatz von jenem zu befreien, was Menschenhände besorgen. Hat man einen Theil des Quecksilbers durch Filtrirsäcke aus starkem Segeltuche abtröpfeln lassen, so wird die übrigbleibende Masse in dreieckige Scheiben geformt, aus diesen letzteren eine Säule gebildet und über das Ganze eine bronzene Glocke gestürzt. Die Manipulation erfolgt in der Nachbarschaft von fließendem Wasser, welches seinen Lauf unter der Erzscheiben-Schichtung hinnehmen muß. Diese, oder vielmehr die bronzene Umhüllung ist mittlerweile mit einer runden Ziegelmauer umbaut worden. Nunmehr werden glimmende Kohlen zwischen letztere und die Glocke gebracht — ein Verfahren, welches Hitze genug hervorbringt, um das Quecksilber zu verflüchtigen und in das unten fließende Wasser niederzuschlagen.

Vermittelst dieser Operationen erfolgt die Ausscheidung der im Erze enthaltenen Metalltheile. Sie werden seit Entdeckung der Quecksilberwirkung angewendet, und so aufmerksam man auch den Wasserabfluß untersuchte, niemals hat man einen Verlust an Silber wahrzunehmen vermocht. Es bleibt nur zu wünschen, daß auch weniger Quecksilber verloren gehe. Die Amalgamirung auf kaltem Wege verursacht zu Guanaxuato einen Verlust von 3—4 Unzen Quecksilber auf jede Mark Silber.

Die Hütten und Amalgamirwerke sind nicht selten mit übermäßigem Kostenaufwande errichtet und außerordentlich weitläufig angelegt. Von den nahen Anhöhen aus betrachtet, erscheinen einige oft wie große Dörfer.

Ein ganz unentbehrliches Material bei der Silberzugutemachung ist, wie wir gesehen haben, das Quecksilber, dessen Gewinnung lange Zeit hindurch Monopol der Regierung war. Erst nach Aufhebung desselben und nach Freigebung der Quecksilbereinfuhr, gelangte die mexikanische Silberproduktion wieder zu einem gewissen Aufschwunge. Trotz aller Bestrebungen, durch Quecksilbergewinnung im Lande selbst den Bergbau zu heben, hat man es bis jetzt nur zu einer Förderung von jährlich 2500 Centnern

gebracht, während Mexiko Jahr für Jahr 14,000 Centner Quecksilber verbraucht. Im Ganzen giebt es, nach amtlichen Berichten, ungefähr 25 Minen dieses Metalles im Reiche. Die ergiebigste ist jene von Guadalcazar im Staate San Luis Potosi, sie liefert jährlich $^2/_5$ der ganzen Ausbeute. Welcher Unterlassungssünden sich die früheren Regierungen schuldig machten, erhellt aus der einen Thatsache, daß die Amerikaner nach ihrer Besitzergreifung Californiens schon im Jahre 1853 den Ertrag der dortigen Quecksilberminen, und allein jener von Neu-Almaden, zum Glück für den mexikanischen Bergbau auf 10,000 Centner gesteigert haben, so daß durch diese Konkurrenz die spanischen Quecksilber-Preise bedeutend gesunken sind.

Die im Nordwesten längs des californischen Golfes sich erstreckenden Gebirgszüge bergen Goldlager, welche über eine Strecke von mehr als hundert Stunden sich ausdehnen. Bäche und Flüsse führen dort Goldsand mit sich; außerdem mangelt es in jenen Theilen des Landes nicht an bauwürdigen Silberstätten — es fehlen nur die tüchtigen europäischen Schatzgräber, um der Mutter Erde ihre blinkenden Kleinodien zu entreißen.

Kupfer und zwar völlig reines, gediegenes, findet sich hauptsächlich in den Gruben von Chihuahua. Die drei Gebirgszüge nach Süden, von dort aus beinahe durchgängig Erzlager enthaltend, können für noch unerschöpftes Feld gelten. Nur selten trifft man auf nennenswerthe Niederlassungen, obgleich fast täglich gehaltvolle Gänge entdeckt werden.

Im Süden der mexikanischen Hochebene dehnt sich bis nahe an den Stillen Ozean ein weitläufiges erzreiches Gebirge aus. Zwar ist dasselbe in der Nähe des Hochlandes schon vielfach erschürft, jedoch in der Gegend nach dem Meere zu, von Colima nach Oaxaca, bietet es noch eine Menge Edelmetalladern, die bis jetzt erst sehr wenig bearbeitet wurden.

Weiterhin hat man in den letzten Jahren unermeßliche Schwefellager am Popocatepetl entdeckt und zur Schießpulverfabrikation fehlt es auch an Salpeter nicht.

Vor sechzig Jahren gab Alexander von Humboldt sein Urtheil über den Erzreichthum Mexiko's ab, das durch alle seitdem gemachten Erfahrungen und Beobachtungen bestätigt wird. „Ueberblickt man", so sagt er, „den ungeheuren Flächenraum, den die Cordilleren einnehmen und die immense Zahl der noch nicht angegriffenen Erzlagerstätten, so begreift man, daß Neu-Spanien mit einer besseren Administration und mit einer industriösen Bevölkerung seiner Zeit für sich allein die hundert drei und sechszig Millionen Francs in Gold und Silber liefern könnte, welche gegenwärtig (1804) das gesammte Amerika produzirt. Europa würde mit edlen Metallen überschwemmt werden, wenn man gleichzeitig mit allen durch die heutige Bergbauwissenschaft dargebotenen Mitteln die Erzlagerstätten von Bolanos, Batopilas, Sombrerete, Rosario, Pachuca, Moran, Zoltepec (Xoltepec),

Chihuahua und an so vielen anderen Orten angriffe, welche einen alten und verdienten Ruhm genießen."

Bis jetzt waren es mehrere Hauptursachen, welche, ganz abgesehen von der Unsicherheit der Verhältnisse, wie der meist viel zu geringen Bildung der Bergleute, das Fehlschlagen so vieler Bergwerk-Unternehmungen zur Folge haben mußten. Gar oft griffen die Minenbesitzer, statt ihre Kräfte zu concentriren, mehrere Werke zu gleicher Zeit an, und betrieben dann keines mit dem Nachdruck, der zum Gedeihen nöthig ist, oder sie haben statt neue Gruben zu erschließen, die älteren ehemals berühmt gewesenen, später aber erschöpften zu Ungunsten ihres Geldbeutels bebauen lassen. Dazu tritt, daß es vielfach an geeignetem Feurungsmaterial mangelt oder an den Transportmitteln, um dasselbe billig an Ort und Stelle zu schaffen, ferner wurden gar oft kostspielige Maschinen und Methoden eingeführt, welche zu den lokalen Verhältnissen gar nicht passen wollten und daran ist viel Geld verloren worden. Endlich ist in den ersten Jahrzehnten nach der Revolution das bei Zugutemachung der Edelmetalle ganz unentbehrliche Quecksilber immer theurer geworden. Das Alles sind Schwierigkeiten, welche sich heben lassen, wenn auch nicht von heute auf morgen. Es unterliegt keinem Zweifel: Mexiko's Bergbau bietet der Intelligenz deutscher Bergingenieure ein ausgedehntes Feld für eine ersprießliche Wirksamkeit.

Bei alledem spanne der deutsche Bergmann, der seine Blicke nach jenen transatlantischen Dorados richtet, seine Erwartungen vorerst nicht zu hoch. Allerdings befinden sich die mexikanischen Silberbergwerke durchschnittlich in einer Höhe von 5500—6500 Fuß, doch wenn auch der Einwanderer in Bezug auf das Klima vielleicht einen günstigen Tausch gemacht hat, so lasse er sich doch nicht beikommen, zu glauben, daß seine Erfahrungen, unter ganz anderen Umständen gemacht, ihm in jenem eigenthümlichen Lande besonders förderlich sein werden. Ja, Mexiko hat noch im Beginne dieses Jahrhunderts Silber im Werthe von mehr als 30 Millionen Thaler geliefert, aber welch' außerordentliche Schwierigkeiten sich der Metallgewinnung nicht selten entgegenstellen, davon war erst kürzlich im „Auslande" ein Pröbchen zu lesen.

„Wenn man hört", so heißt es dort, „daß der Graf von Regla aus den Real del Monte-Gruben allein 15 Millionen Piaster Silber gefördert hatte, und daß er den Bergbau im Jahr 1781 aufgab, weil es ihm nicht mehr möglich war, mit den 5000 Maulthieren, welche er verwendete, das Grubenwasser zu bewältigen, so werden viele Leute verwundert die Hände zusammenschlagen und ausrufen: „Aber warum wendete denn dieser Simplicissimus nicht Dampfmaschinen an, ehe er die herrlichen Gruben ersaufen ließ?" — Genau so dachte eine englische Compagnie, welche, von dem Silberschwindel ergriffen, es mit einem großen Vermögen unternahm, die reichen Gruben auszuschöpfen. Die besten Maschinen wurden 1824 von Veracruz nach Real del Monte geschafft, alle neuen Erfindungen benutzt und

die Gruben lege artis ausgepumpt. Nach 23jähriger Arbeit schloß die Gesellschaft ihre Bücher, und das Ergebniß bestand darin, daß sie 10,481,475 Piaster Silber mit einem Kostenaufwande von 15,381,633 Piaster gefördert, und daß der Graf de Regla mit seinen 5000 Eseln gescheidter gewesen war, als die britischen Aktionäre mit ihrem Generalstab gründlich geschulter Bergleute. Die englische Gesellschaft verkaufte ihre Gruben, und darunter auch einen Gang, den sie wegen seiner Erz-Armuth an eine Gesellschaft mexikanischer Unternehmer sehr wohlfeil losschlug. Diese ungebildeten Leute hielten sich an den Grundsatz, daß man in Rom wie die Römer leben, und in Mexiko wie die Mexikaner schürfen müsse. Sie griffen also den Rosariogang im Jahre 1851 auf landesübliche Weise an, und haben bis zum Jahre 1862 im Ganzen 18,488,278 Piaster mit einem Kostenaufwand von 9,643,063 und einem Gewinn von 8,835,215 Piastern gefördert. Mehr als 3 Millionen Pfund Sterling haben die Engländer allein im Jahre 1837 in mexikanische Grubenunternehmungen gesteckt und die große Mehrzahl solcher Kuxe ist nicht mehr werth als Maculatur."

Damit ist aber freilich nur bewiesen, daß nicht jede Gewinnungsmethode in Mexiko zu Resultaten führt, auch hat der Artikel nur vor Illusionen warnen wollen. Es ist eine Thatsache, daß die Berge Mexiko's Milliarden an Metallwerth noch einschließen, nur ist es nicht immer leicht, sie an's Tageslicht zu fördern.

Zum Schlusse geben wir in Nachstehendem eine Uebersicht der gangbarsten mexikanischen Münzen und ihrer Werthverhältnisse. Wir wollen letztere nach dem Course von 48 Pence per Piaster oder 5 Piaster = 1 Pfund Sterling und das Pfund Sterling zu 6 Thlr. 25 Sgr. Pr. Cour. bestimmen.

1 Onza oder Unze in Gold = 16 Piaster ist werth	21 Thlr.	10 Sgr.	= 37 Fl.	20 Kr. rh.
1 Peso oder Piaster (Dollar) in Silber ist	1 =	10 =	= 2 =	20 = =*
½ Peso oder 4 Reales (Silber)	— =	20 =	= 1 =	10 = =
¼ Peso, auch Peseta genannt, oder 2 Reales in Silber	— =	10 =	= — =	35 = =
1 Real, deren 8 auf 1 Peso gehen . . .	— =	5 =	= — =	$17\frac{1}{2}$ = =
½ Real oder 1 Medio in Silber	— =	$2\frac{1}{2}$ =	= — =	$8\frac{3}{4}$ = =
¼ Real oder 1 Quartillo (Kupfermünze)	— =	$1\frac{1}{4}$ =	= — =	$4\frac{3}{8}$ = =
⅛ Real oder 1 Tlaco (Kupfermünze)	$7\frac{1}{2}$ Pfennig	= $2\frac{3}{16}$ Kr. rh.		

In neuester Zeit haben Veränderungen in der Ausgabe der Münzen stattgefunden, statt der bisher gebräuchlichen Reales und Medios wurden nämlich, wie in den Vereinigten Staaten, Stücke von 10 und 5 Centimos geschlagen. Die ganzen, halben und viertel Pesos hat man zwar beibehalten, ihr Gepräge jedoch verändert.

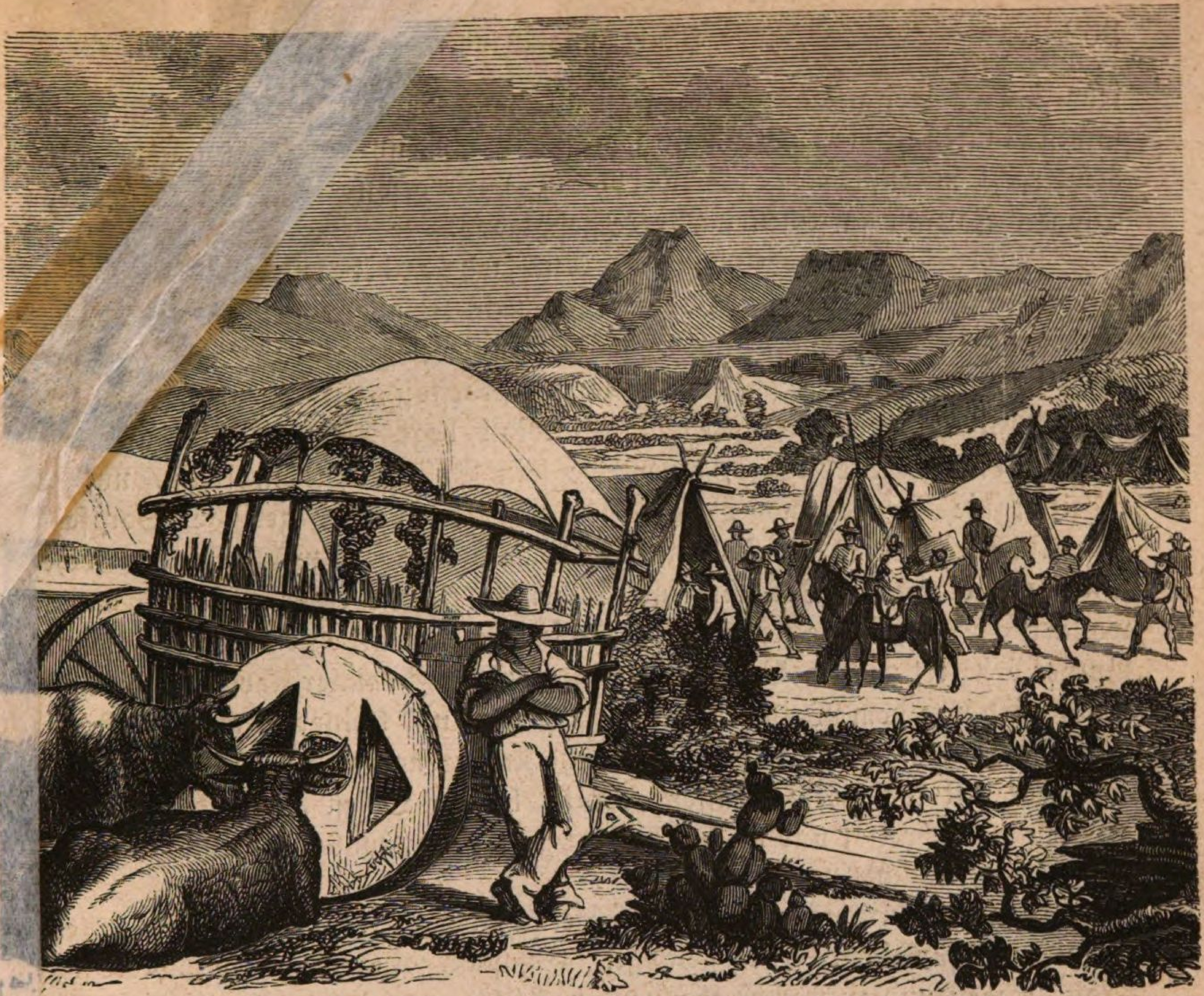
---

*) Wappäus nimmt den Piaster zu 1 Thlr. 13⅓ Sgr. an.

Zählt Mexiko in Bezug auf Edelmetallgewinnung heute noch unter die begünstigtsten Länder der Erde, so bargen noch zur Zeit der Eroberung seine Meerestiefen Schätze, gegen welche die Reichthümer der indischen Inselwelt erbleichen mußten. Denn ganz außerordentlich bedeutend waren die Perlenernten im Golf von Panama, sowie an andern Punkten der Ost- und Westküste. So sehr nun auch der Reichthum an Perlen, mit welchem die Spanier in den Tempeln Anahuac's die Götzenbilder und an allen Orten die Vornehmen behangen sahen, die Augen der Eroberer blendete — gegen die Schätze, welche Hernando de Soto auf seinen Zügen in den Todtentempeln der Kaziken von Talameco vorgefunden haben will, mußte alles bisher Geschaute gering erscheinen. Die unübersehbare Menge kostbarer Perlenschnüre, die in Bogen und seltsamen Verschlingungen zwischen den Säulen und an den Wänden herabhingen, brachte, wenn die Strahlen der Sonne darauf fielen, eine wahrhaft feenhafte Wirkung hervor. Außerdem waren hier und an vielen anderen Orten hunderttausende werthvoller Perlen in Gefäßen aufbewahrt.

Zu den aztekischen Perlmuschelbänken an der Ostküste und jenen im Norden traten seit Anfang des 17. Jahrhunderts noch die ergiebigen Fischereien am californischen Gestade. Doch durch die spanische Habsucht sind jene für unermeßlich gehaltenen Schätze des Meeres zum guten Theile vernichtet worden, so daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts an den Hof zu Madrid statt für 100,000 Dukaten, wie zu Anfang desselben, kaum noch für 100 Thaler Perlen aus den vormals ergiebigsten Bänken gelangten. Ebenso hat der spanische Unverstand die reichen Fischereien im Golf von Panama, bei Margarete und Cubagua zu Grunde gerichtet. Heute wird die Perlenfischerei besonders an der Küste von Californien noch mit leidlichem Erfolge betrieben. Doch die glänzenden Zeiten sind vorüber, unter den Ausfuhrartikeln Mexiko's figuriren seine Perlen mit einer durchschnittlichen Werthschätzung von nur 90,000 Thalern jährlich. Bei alledem liefert aber dennoch die Westküste von Nord- und Südamerika noch immer die Hälfte sämmtlicher Perlen, welche in den Handel kommen (etwa 4 Millionen, darunter 20,000, die sich wegen ihrer Größe zu Schmuckperlen eignen). Zu den gewandtesten und zuverlässigsten californischen Perlenfischern zählen, wie wir bereits erwähnt haben, die Yaqui-Indianer.

Die Hauptreichthümer Mexiko's bilden weder die Edelmetalladern seiner Berge, noch sind sie in der Tiefe des Meeres zu suchen. Greift man den jährlichen Ertrag seiner Minen hoch mit 25 Millionen, was wollen diese bedeuten gegen jene 220 Millionen, zu welchen man die jährliche landwirthschaftliche Produktion veranschlägt!



Karawanen-Haltstelle. Im Vordergrund ein mexikanischer Wagen.

Neuntes Kapitel.

Handel und Wandel.

Ausfuhr und Einfuhr. Werth derselben. Manufakturthätigkeit. Finanzen. Unzureichende Verkehrsmittel. Unsicherheit der Landstraßen. Geld- und Waarentransporte. Postwesen. Eisenbahnen. Häfen. Betrachtungen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mexiko's Felder und Wälder seinen sichersten und werthvollsten Kapitalstock bilden. In erster Reihe sind es jene gesuchten, vortrefflichen Nutzhölzer, die einen seiner wesentlichsten Ausfuhrartikel liefern. In den üppigen Thälern nahe an den Küsten findet man riesige Stämme von Mahagoni- und Brasilienholz, von Blau- oder Campeche-Holz, von amerikanischem Eben-, Eisen-, Jacarandahölzern u. s. w. Unter diesen kostbaren Produkten des gesegneten Landes steht im Werthe das Blauholz obenan. Man gewinnt es zwar auch auf Cuba, Jamaica und Haiti und exportirt es von dort, aber das mexikanische, insbesondere die vorzügliche Art, die man längs der Campeche-Bai fällt, übertrifft

jene Sorten weitaus an Güte. Fast alle nach Veracruz handelnden deutschen Schiffe laufen in die Laguna de Campêche ein, um von dort Blauholz als Rückfracht mitzunehmen. Brasilholz wird besonders an der Küste des Staates Jalisco am Stillen Meere geschlagen.

Zu den übrigen werthvolleren Ausfuhrartikeln Mexiko's gehören Cochenille, Vanille, Purga de Jalapa (die Jalapawurzel), Sarsaparille, Pimienta oder spanischer Pfeffer, Ochsen- und Ziegenfelle.

Die Cochenille, jenen köstlichen Farbestoff, liefert bekanntlich ein kleines Insekt, die Cochenille-Laus. Man hegt das Thierchen auf dem Nopal, eine Cactuspflanze, an welche sein Bestehen geknüpft ist, und es erheischt die Pflege und Behandlung desselben nicht geringe Sorgfalt. Hauptsächlich sind es die Indianer im Staate Oaxaca, welche sich der Cochenillezucht widmen. Die gemeine Cochenille ist mit einer weißen, baumwollartigen Masse bedeckt, die gezogene scheint nur mit einem feinen mehligen Pulver behaftet zu sein. Beide Arten sind von grau-brauner Farbe. Das schöne Roth wird von dem Weibchen, das ungeflügelt und kleiner ist als das Männchen, hervorgebracht. Die vom Nopal heruntergenommenen Insekten werden entweder mit kochendem Wasser oder in heißen Oefen getödtet, dann auf Matten ausgebreitet und an der Sonne getrocknet, wobei sie allerdings viel von ihrem Gewichte verlieren.

Dem Cochenillezüchter stellen sich eine Menge Hindernisse entgegen, ehe er zu einer günstigen Ernte gelangt. Er muß seine kostbaren Thiere vor Frost, Regen und zu starker Sonnenhitze hüten, vor Allem aber ihre Hauptfeinde, Vögel, Mäuse, Eidechsen, Raubinsekten und Spinnen fern halten. Das Reinigen der Pflanzen verursacht nicht geringeren Aufwand von Mühe. Derselben unterziehen sich meist die braunen Frauen, welche man stundenlang am Boden kauern sieht, um schädliche Insekten, Spinngewebe u. s. w. behutsam mit einem Eichhornschwanze von der Cactusstaude abzukehren.

Der jährliche Gesammtverbrauch von Cochenille übersteigt in der ganzen Welt kaum 30,000 Centner, von denen Mexiko etwa 8,000 liefert. Nach Dr. H. Berendt's Mittheilungen über Mexiko betrug die Cochenille-Produktion in hundert Jahren (1758—1858) 59,997,954 Pfund oder durchschnittlich 599,979½ Pfund im Jahr, deren Gesammtwerth zu 118,161,987 Pesos angegeben wird, woraus sich der durchschnittliche Werth von 1,96 bis 1,97 Pesos per Pfund und ein durchschnittlicher Jahresertrag von 1,181,620 Pesos ergiebt.

Da wir die Gewinnung der vorzüglichsten übrigen Landesprodukte aus dem vorhergegangenen Abschnitte bereits kennen, so dürfen wir uns hier kürzer fassen. Die Jalapa-Knolle konnte während der Jahre 1857—1860 wegen der in der Umgegend von Orizaba und Jalapa sich aufhaltenden Truppen der Reaktion nur auf Nebenwegen und mit großer Gefahr nach dem Haupthafen gebracht werden. Auch hat der Ertrag des Tabasco-Pfeffers (Pimienta)

beträchtlich abgenommen, seitdem die leidige Gewohnheit herrschend geworden ist, den ganzen Baum zu fällen, um die Früchte zu ernten. Der Indigo wird beinahe nur noch in der Gegend von Tehuantepec mit größerem Erfolge angebaut und kommt blos ausnahmsweise nach Veracruz. Dagegen wird die Vanille, da sie selbst bei der sorglichsten Behandlung beständig in Gefahr schwebt, zu verderben, stets gern ausgeführt, mag die Aussicht auf Gewinn auch noch so zweifelhaft sein.

Was die Ausfuhr von Rinder,= Ziegen= und Hirschfellen anbelangt, so läßt sich hiervon für den Handel der Zukunft das Beste hoffen; bis jetzt werden eigentlich nur die Ziegenherden in dieser Beziehung rationell verwerthet, während die Besitzer und Hirten der Viehhaciendas es leider kaum der Mühe werth erachten, in den allerdings ausgedehnten Wäldern und Weideplätzen dem gefallenen Viehe nachzuspüren, um sein Fell zu benutzen.

Die Ausfuhr des Tabaks ist in den letzten Jahren immer geringer geworden, als Folge der gesunkenen Preise in Europa; übrigens lassen sich bei vorgeschrittener Kultur dieser Nutzpflanze höchstwichtige Resultate für die Zukunft des mexikanischen Handels erwarten. Dem Zucker hingegen kann kein Erfolg als Ausfuhr=Artikel in Aussicht gestellt werden, es sei denn, daß vor Allem der Verkehr mit dem Innern des Landes durch Eisenbahnen erleichtert und bedeutend billiger gestellt werde. Bis jetzt ist der Preis des Zuckers in Veracruz nicht selten doppelt so hoch, als in Habana.

Von den Schwierigkeiten zureichender Kakaogewinnung war weiter vorn die Rede, weshalb die Ausfuhr dieses Artikels immer mehr abgenommen hat, abgesehen davon, daß der Tabasco=Kakao weite Seereisen durchaus nicht erträgt. — Unter den verschiedenen Kaffeesorten wird der Cordova=Kaffee in den Vereinigten Staaten besonders hoch geschätzt, weshalb sich die Ausfuhr dieses Artikels hauptsächlich nach Neu=Orleans richtet. —

Der größte Theil der Goldausfuhr erfolgt auf dem Wege des Schmuggels, weshalb man sich auf veröffentlichte Zahlen durchaus nicht verlassen kann. — Ungemünztes Silber auszuführen, ist eigentlich verboten. Perlen werden größtentheils von den Händlern selbst nach Europa gebracht und ihr Werth ist daher in den veröffentlichten Uebersichten nicht zuverlässig verzeichnet. — Kupfer ist in den letzten zehn Jahren nur in geringen Mengen nach den Ausfuhrhäfen gelangt; dagegen war im Jahre 1861 die Ausfuhr keine unbedeutende.

Der jährliche Durchschnitt=Werth der Ausfuhren läßt sich für die bedeutendsten Handelsartikel Meriko's in folgenden runden Summen angeben: Gold und Silber 26 Millionen Thlr., Farbehölzer 1¼ Millionen, feine Hölzer 200,000 Thlr., Cochenille 850,000 Thlr., Perlen 90,000 Thlr., Vanille 60,000 Thlr., Ochsen= und Ziegenfelle 270,000 Thlr., sonstige Landesprodukte 80,000 Thlr., was einen Gesammtbetrag von 28 Mill. Thlr. ergiebt

gegen etwa 20 Millionen Pesos oder gleichfalls 28 Millionen, was nach Richthofen der durchschnittliche Einfuhr-Werth (vor zwölf Jahren) war.

Während der letzten Jahrzehnte wurden die verschiedenen Erzeugnisse der Manufakturthätigkeit zu einem Werthe von jährlich 8—10 Millionen Thaler veranschlagt. An der Spitze von allen steht die Verarbeitung der Baumwolle. Diese findet hauptsächlich in den Staaten Puebla, Queretaro und Veracruz statt; 1854 waren in 42 Fabriken 125,338 Centner Baumwolle verarbeitet und 875,224 Stück Mantas produzirt worden. Während in den letzten Jahrzehnten die Kultur der Baumwolle Rückschritte gemacht hat, ist gegenwärtig infolge der Wirren in den Vereinigten Staaten dieser für Mexiko so hochwichtige Produktionszweig wieder im Aufblühen.

Ein Bericht aus Chihuahua (25. April 1864) meldet Folgendes: „Man hat soeben mit der Aussaat von Baumwolle unter den günstigsten Bedingungen und in viel ausgedehnterem Maße als früher angefangen. Die Resultate der letzten Ernte, die sehr schön war und zu ganz unverhofften Preisen verkauft wurde, haben die Landwirthe zum Anbau von Baumwolle bewogen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir in dem Baumwollenbau unsern Staat bald mit den reichsten Provinzen von Texas werden wetteifern sehen.“ *)

Von den neueren Industriezweigen ist die Papierfabrikation hervorzuheben, welche sich durch das an alle Behörden ergangene Verbot, Papier aus dem Auslande zu beziehen, in den letzten Jahren gehoben hat. Namentlich ist es für den Landbebauer wichtig, daß man einen großen Theil inländischen Materials statt der Lumpen verwenden kann.

Zu den Einfuhrartikeln des Landes gehören hauptsächlich Baumwollwaaren, Leinen- und Wollen-, Sammt- und Seidenzeuge, Quincaillerien, Bijouterien, Spirituosen, Thee, Droguerien u. s. w., Maschinen für den Bergbau, Wagen und Kutschen, Musikinstrumente, Möbel u. dergl. m. Die Länder, mit welchen Mexiko am lebhaftesten verkehrt, sind: Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Belgien und die Schweiz.

„Nur ein kleiner Theil der Einfuhr kann vom Lande durch Waaren ausgeglichen werden; der bei weitem größte Theil wird in harten mexikanischen Thalern bezahlt, die alljährlich geprägt werden und zu denen das Metall noch jetzt bei dem unvollkommenen Betriebe der Gruben erst aus der Erde gegraben wird. Alle diese Thaler wandern in die Münzen anderer Länder, ganz besonders in die der Vereinigten Staaten, und ihr Abgang wird aus dem Ertrage der Gruben ersetzt.“ So berichtet uns J. Fröbel, welcher längere Zeit am Handel der Vereinigten Staaten mit Mexiko betheiligt war

*) Wer sich über die Aussichten näher unterrichten will, welche das reichgesegnete Mexiko auch in Bezug auf mehrere neue, in obiger Skizze nicht aufgeführte Produkte dem Unternehmungsgeiste darbietet, dem rathen wir die Berichte über die letzte Weltausstellung in London nachzulesen. Ein kurzes Excerpt hiervon befindet sich im „Magazin für Kaufleute“, VIII. Band, Heft 4 u. 5.

und versichern kann, daß die Mexikaner, selbst der untersten Classen, verschwenderische Käufer sind. Diese Thatsache spricht außerdem für die Ergiebigkeit und Bedeutung des mexikanischen Bergbaus selbst nach dem Verfalle desselben seit der Vertreibung der Spanier.

Nach den Berichten des Zollhauses von Veracruz über die Jahre 1856 bis 1860 giebt uns H. Berendt einige interessante Zusammenstellungen. Hiernach gestaltet sich die Ein- und Ausfuhr Mexiko's von dort aus folgendermaßen:

	Einfuhr.					Ausfuhr.
	Lebensmittel. Pesos.	Manufakturen. Pesos.	Metalle. Pesos.	Sonstiges. Pesos.	Summa. Pesos.	Pesos.
1856	1,667,899	9,206,207	156,853	6,689,623	17,720,582	8,942,988
1857	1,157,532	5,080,262	139,976	4,846,654	11,224,415	11,384,765
1858	1,482,872	4,676,342	120,803	3,758,552	10,033,569	2,915,576
1859	2,090,288	7,101,645	341,568	4,494,415	14,027,920	5,856,310
1860	1,854,757	7,467,566	233,924	3,642,031	13,198,278	6,883,633
Durchschnitt	1,650,669	6,706,404	198,623	4,685,256	13,240,953	7,196,654

Wir geben diese Uebersicht, um unsern Lesern schwarz auf weiß darzuthun, welche Störungen die unseligen Wirren in jenem Lande für dessen Handel und Wandel während eines Zeitraumes von nur fünf Jahren hervorriefen.

Wie man sieht war das Jahr 1856 ein für den Handel besonders günstiges, daher auch die starke Einfuhr. Die große Ausfuhrsumme, mit welcher das Jahr 1857 angeschrieben steht, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Kapitalisten aus Furcht vor dem Kriege einen Theil ihrer Gelder aus dem Lande schafften. Im Jahre 1858 blieb hingegen die Ausfuhr um deswillen eine sehr niedrige, weil während dieser Periode die Verbindung von Veracruz sowie aller anderen Hafenplätze mit dem Innern durch militärische Bewegungen abgeschnitten war. Als natürliche Folge dieses Umstandes ist im Jahre 1859 eine wesentliche Zunahme der Einfuhr zu bemerken; 1859 und 1860 war unter Miramon die Geldausfuhr aus dem Innern des Landes nur bedingungsweise erlaubt, deshalb suchte der Export nach Wegen, welche das Miramon'sche Zollgesetz nicht versperren konnte, wodurch die Ausfuhr nach den Häfen Tampico, Matamoros und Colima gelenkt und dort zu einer ungewöhnlichen Höhe emporgetrieben ward. Noch im Jahre 1860 fiel es leichter, Geldversendungen über jeden andern Hafen als vermittelst des von Veracruz zu befördern und die Ausfuhr von Veracruz würde selbst die oben genannte Höhe nicht erreicht haben, wenn nicht auf bisher ganz ungebräuchlichen Wegen Gelder aus dem Innern dorthin geschafft worden wären.

Aber trotz seiner vortheilhaften Lage und der mancherlei, den Weltverkehr begünstigenden Verhältnisse, entbehrt Mexiko doch eines zur Erleichterung von Handel und Wandel unumgänglich nöthigen Verkehrsmittels. In diesem Punkte hat die Mutter Natur das reiche, gesegnete Land stiefmütterlich behandelt. Es fehlt ihm, wie wir wissen, eben so sehr an natürlichen Straßen, welche das Innere mit der See verbinden, als an großen schiffbaren Flüssen und natürlichen Häfen. Die wenigen Seehäfen sind überdies äußerst ungesund, wie beispielsweise Veracruz. Noch erschwerender für den Verkehr ist die schroffe Absonderung des inneren Hochlandes von der Küstengegend und in verschiedener Hinsicht die Gestaltung des Hochlandes selbst. Es gibt nach Wappäus in ganz Amerika nur zwei Hauptstädte, welche noch beschwerlichere Verbindungsstraßen mit ihren Seehäfen und dadurch auch mit Europa darbieten als Mexiko, nämlich Santa Fé de Bogota und Quito.

Der neuen Regierung bleibt auch in dieser Beziehung noch viel zu schaffen übrig; denn das spanische Gouvernemeut hat für Kanal- und Straßenbau blutwenig gethan und die Republik nicht nur nichts geleistet, sondern auch das dafür Geschehene noch in Verfall gerathen lassen. Unter seinen Flüssen kann Mexiko nur einen einzigen aufweisen, der als Communicationsstraße für den Handel von Bedeutung werden dürfte, den Rio de Santiago. Wäre derselbe aber schiffbar gemacht, was nach A. von Humboldt vielleicht nicht einmal bedeutende Kosten verursachen würde, so besäße das Land eine Wasserstraße, welche, in der Länge der Elbe, eine Verbindung zwischen den bestbevölkerten inneren Theilen des Reiches herstellen und die ansehnlichsten Ackerbaudistrikte für den Verkehr mit der Südsee zugänglich machen würde. Derselbe Gewährsmann thut ferner dar, daß mit Leichtigkeit in dem Thale von Mexiko Kanäle angelegt werden könnten, und zwar von seiner nördlichen Spitze bis zur südlichen, oder vom Dorfe Huehuetoca bis zur Stadt Chalco.

Was die großen Landstraßen des Landes betrifft, so zerfallen diese in Längen- und in Querstraßen. Den ersteren stellt die Bodenbeschaffenheit des Hochlandes keine Schwierigkeiten entgegen; der Verkehr von Süden nach Norden ist sogar vierrädrigen Wagen ermöglicht, welche sich in der Richtung von Mexiko nach Guanaxuato, Durango, Chihuahua, Valladolid und Guadalaxara bewegen, ja selbst von Mexiko nach Santa-Fé in Neu-Mexiko können Güter auf der Achse weiter geschafft werden. Wirklicher Wegebau ist jedoch auch auf diesen Straßen nur streckenweise anzutreffen, weshalb sich auch der Waarentransport dort größtentheils auf den Verkehr vermittelst Maulthieren und Pferden beschränkt.

Bei weitem größere Hindernisse bieten dem Verkehr die Querstraßen, welche die Verbindungen zwischen der Hochebene und den Küstenländern — von Mexiko nach Veracruz und Acapulco, von Zacatecas nach Victoria (Santander), von Guadalaxara nach San Blas, von Valladolid nach dem

Hafen von Colima und von Durango nach Mazatlan — herstellen. Außer den erschwerenden Terrainverhältnissen bilden die zu überschreitenden Flüsse oft noch eine weitere Hauptschwierigkeit, so z. B. auf einer der wichtigsten Straßen, der von Mexiko nach Acapulco, der Rio de Papagallo oder de Tlascala und der Rio de Mezcala, ein Zufluß des Rio de las Balsas, welche durch ihre jährlichen Frühlingsanschwellungen bis jetzt noch alle Versuche zu einer dauerhaften Ueberbrückung vereitelt haben. Die einzige sichere Fahrstraße ist, Dank den ausharrenden Bestrebungen der spanischen Regierung, im Anfange dieses Jahrhunderts von Mexiko nach Veracruz über Perote und Jalapa ausgeführt worden, ein großartiger Bau, den Alexander von Humboldt mit der Simplonstraße und der des Mont-Cenis vergleicht. Aber während der Revolutionskriege wurden einzelne Theile dieses Verkehrsweges gewaltsam zerstört, und bis auf den heutigen Tag ist sie noch nicht wieder vollständig hergestellt.

Auf den Verkehr wirken ferner hemmend ein die Wegegelder und Binnenzölle. Jedoch war der Ertrag der ersteren (und ist es theilweise noch jetzt) ein so bedeutender, daß, ohne jegliche Uebertreibung, durch die während 30 Jahren eingegangenen Gelder eine Straße von 52 deutsche Meilen mit Silber hätte gepflastert werden können.

Wie kläglich es mit den mexikanischen Finanzen und der Verwendung der öffentlichen Einkünfte des Landes steht, weiß Jedermann. Dazu tritt noch die unverzeihliche Wirthschaft, welche durch das Gebahren der einzelnen Staaten hervorgerufen wird und die eben in Form von Accisen, oder welchen Namen die Abgaben sonst noch führen mögen, bereits so drückend geworden, daß mehr als Ein Vaterlandsbeglücker auf sein Panier die Abschaffung der den Handel niederdrückenden Binnenzölle geschrieben hat.

Jedem Vernünftigen muß es einleuchten, daß den Finanzen nur auf rationelle Weise durch Steigerung des Verkehrs, vermittelst Entfesselung desselben von seinen Banden aufzuhelfen ist. Ein Finanzminister, wenn er ein redlicher Diener des Staates sein will, sitzt in Mexiko auf einem Sorgenstuhl. Die Budgets derselben von 1824 bis 1841 — mit Ausnahme der Jahre 1835 und 1836, deren Budgets niemals veröffentlicht wurden — beliefen sich zusammen auf 274,737,317 Dollars, was im fünfzehnjährigen Durchschnitt 18,315,821 Dollars für's Jahr ergibt; doch hat die wirkliche Einnahme und Ausgabe in vierzehn dieser Jahre nur 17,732,292 Doll. (24,800,000 Thlr.) jährlich betragen. Während es Jahre gegeben, in denen die Einkünfte nicht über 7,000,000 Piaster sich erhoben, betrugen die der Geistlichkeit, welche außer einem ungeheuren Vermögen in Grundbesitz, also in todter Hand, noch höchst ansehnliche Kapitalien baaren Geldes besaß, mehr als 10,000,000 Piaster.

Die Hälfte der mexikanischen Staatseinnahmen floß bisher aus den Zöllen; andere Einnahme-Quellen waren: die Münze, sowie die Monopole auf

Tabak, Salz und Schießpulver, Post, Lotterie, Stempelgebühren, Patente und Privilegien. Die Staatsländereien, von denen bisher nur wenige verkauft wurden, vermögen, nach einer mäßigen Schätzung, einen jährlichen Ertrag von vier Millionen Doll. (5½ Mill. Thlr.) zu liefern.

Die Staatsschulden Mexiko's, mit Einschluß der rückständig gebliebenen Zinsen, betrugen bei Proclamirung des Kaiserreichs, ohne die neue Anleihe, 200 Mill. Thlr., von denen englische Gläubiger sicher zwei Drittel zu fordern haben. Wie sehr Ordnung in den Finanzen eines Staates und allgemeiner Wohlstand einander bedingen, darüber besteht bei keinem Urtheilsfähigen ein Zweifel. Handel und Wandel, landwirthschaftliche und gewerbliche Thätigkeit bedürfen, soll ihre Belebung von Dauer sein, fester, staatlicher Zustände im Allgemeinen, Sicherheit für den Einzelnen und sein Eigenthum, die unantastbare Basis für jeden ökonomischen Fortschritt. Wie Mexiko jedoch bisher in Bezug auf Justiz, Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei bestellt war, davon erhält der Leser eine Vorstellung, wenn er den Schluß dieses Buches durchlies't. Nach dieser Richtung müssen die allerentschiedendsten Maßregeln ergriffen werden. Denn in keinem Lande der Welt wuchert das Unwesen der Wegelagerer in höherem Grade als in Mexiko. Der Straßenraub hat sich dort zu einem förmlichen, beinahe anständigen Gewerbe ausgebildet, gleich dem Schmugglerwesen, womit er öfters in engster Verbindung steht. Freilich wird erst eine völlige Wiedergeburt des Volkes vor sich gegangen sein müssen, bevor Aussicht da ist, den nationalen Schandfleck des Räuberwesens zu verwischen.

Infolge der Unsicherheit können die bedeutenderen Geldtransporte oder sogenannte „Conductas" nur zu bestimmten Zeiten weiter befördert und müssen dann stets von einer ganz unverhältnißmäßigen Truppenmacht begleitet werden, denn nur so vermag man diese werthvollen Ladungen vor räuberischen Angriffen zu schützen.

In der Hauptsache erfolgt der gewöhnliche Waarentransport auf den fahrbaren Straßen noch immer durch Saumthiere, ein ebenso langsames als kostspieliges Beförderungsmittel, da die Fracht der auf diese Weise weitergeschafften ausländischen Gegenstände nach zuverlässigen Berechnungen von Veracruz nach Mexiko oft mehr beträgt, als ihr eigentlicher Einkaufspreis in Europa. Doch können nur auf wenigen Straßen des Innern und auf dem Wege von Veracruz nach Mexiko über Jalapa Lastwagen oder Carros ihr Fortkommen finden, zu letzterer Fahrt brauchen sie etwa 3—4 Wochen! — Es besteht nun seit einiger Zeit eine Art von Eilfrachtfuhr-Einrichtung, welche größere Waarenmengen 150 Leguas in etwa 11 Tagen fortbewegt. Posteinrichtungen, wie wir sie kennen und ohne die wir uns Handel und Wandel, sowie ein reges Leben in Staat und Gemeinde gar nicht denken können, fehlen dem Lande. Nach dieser Richtung ist unendlich Vieles nachzuholen.

Ebenso kläglich hat es bis dahin mit dem Bau der Eisenbahnen ausgesehen. Schon im Jahre 1843 wurde mit der Bahn von Veracruz nach Mexiko begonnen, aber nach zwanzig Jahren war noch nicht einmal die erste, 78,250 rhn. Fuß lange Station von Veracruz nach Paso de San Juan vollendet!! Das auf diese Strecke schon verwendete Kapital ist enorm; bis Ende 1853 hatte dieselbe bereits $1^3/_4$ Mill. Thlr verschlungen. Eine leidige Thatsache schreckte von der Fortsetzung des Unternehmens ab; es stellte sich nämlich heraus, daß der Verkehr nicht der Art war, um eine Verzinsung des Anlagekapitals erwarten zu lassen, ja es vermochte der Ertrag nicht einmal die Betriebs- und Unterhaltungskosten zu decken!

Auch die Bahnstrecke, zu welcher Santana im Jahre 1853 den Grundstein legte und die vorläufig bis nach Tampico geführt werden sollte, um sie späterhin mit der Bahn nach Veracruz in Verbindung zu bringen, erscheint vom spekulativen Gesichtspunkte als mißlungenes Unternehmen. Außer diesen beiden Eisenbahnen sind noch mehrere andere von Privatleuten projektirt worden, ohne daß die in ernster Absicht entworfenenen Pläne zur Ausführung gelangt wären. Die eingetriebenen Gelder wurden meist zur Unterstützung der kleinen Bahn bei Veracruz verwendet. Die Wichtigkeit des Straßenbaues für Mexiko, sowie die Nothwendigkeit, die zur Erleichterung des Verkehrs dienlichen Maßregeln rasch in Ausführung zu bringen, ergibt sich aus der Thatsache, daß der Werth des Binnenhandels nach einer Abschätzung durch den Minister Lerdo de Tejada einen Betrag von 400 Mill. Pesos alljährlich darstellt. Die französische Occupation hat indessen wieder Leben in jene völlig in Stockung gerathenen Unternehmungen gebracht.

So mannichfach auch die Küstengestaltung Mexiko's ist, so sehr auch die Menge der Buchten und Zufluchtsorte ein regeres Betreiben der Schifffahrt unterstützen würde, so ist Mexiko doch arm an guten Häfen. Veracruz und Tampico an der Ostküste verdienen höchstens den Namen von Ankerplätzen, während San Blas und Mazatlan an der Westküste schon werthvoller sind. Der einzige geräumige, ja selbst vortreffliche Hafen, den Mexiko hat, ist Acapulco am Gestade der Südsee. Was die Natur der Ostküste versagt hat, wird die Intelligenz des Menschen zu schaffen haben. Bevor dies nicht geschehen ist, kann von einem raschen Emporkommen einer Handels- oder gar Kriegsmarine durchaus nicht die Rede sein. Und dennoch wäre gerade das reichgesegnete Land mit seinen außerordentlichen Hülfsquellen und inmitten der westlichen Hemisphäre zwischen zwei Meeren liegend, vor allen Ländern der Erde darauf angewiesen, die Vermittlung des Welthandels mit zu übernehmen. Bisher fehlte, infolge der fortwährenden Bürgerkriege, der Friede, welcher den kaufmännischen Unternehmungsgeist weckt und großzieht. Es hat leider die träge Bevölkerung Neuspaniens von ihren Vorfahren wol alle Fehler der castilianischen Rasse, nicht aber jene mannhafte Energie geerbt, welche die tapferen und thatkräftigen Spanier aus den Zeiten

Karl's V. über die meisten der damals in den Vordergrund getretenen Nationen der Alten Welt erhoben.

An der Herstellung jener bewundernswerthen Verkehrsschöpfung, der vielleicht folgenreichsten für die Entwicklung des spanischen Mittelamerika, an der Erbauung der Panama-Eisenbahn, hat Mexiko keinen Antheil genommen. Die Uebernahme der damit verbunden gewesenen außerordentlichen Mühseligkeiten widerstrebte dem Charakter der Nachkommen jener Handvoll eisenfester Männer, die Welten eroberten, eben weil sie keine Schwierigkeiten kannten.

Und doch ist der neue Schienenweg zur Verbindung des atlantischen mit dem großen Ozean von nicht geringer Bedeutung für den Handel Mexiko's und die Entwicklung seiner Hülfsmittel. Der innere Verkehr hat sich seit Vollendung der Panama-Bahn ersichtlich gehoben und auch die Handelsbeziehungen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika würden noch mehr Aufschwung genommen haben, wenn nicht die zunehmende Zerrüttung Mexiko's infolge seiner inneren Entzweiung, sowie der entsetzliche Bürgerkrieg, der die Union Nordamerika's in zwei feindliche Lager gespaltet, Veranlassung geworden wären, die erhofften Segnungen zum Theil der Zukunft zu überweisen.

Doch in der westlichen Hemisphäre heilen Wunden, welche die Menschen sich schlagen, schneller als bei uns und es ist zu hoffen, daß nach Wiederkehr sicherer Zustände sich zahlreiche fremde Kräfte und Kapitalien einfinden werden, welche dahin wirken helfen, daß auch dort Handel und Wandel an jenen Erleichterungsmitteln des Verkehrs ihre Stütze finden, welche bei uns als Grundlage des allgemeinen Wohlstandes gelten.

Eine der wichtigsten Aufgaben der neuen Regierung wird unter allen Umständen darin bestehen, sich mit den Nordamerikanern auf einen leidlichen Fuß zu setzen. Nur so kann das Werk der Civilisation Mexiko's rascher vorwärts gebracht werden. Denn wo der unermüdliche Yankee seine Hand im Spiele hat, da geht's auch voran! Das sieht man recht deutlich in den Bergwerksdistrikten. Dort haben Kapitalisten des Nordens den Betrieb der reichsten Minen als Sinaloa, Sonora, Chihuahua, Durango bis nach Untercalifornien hin in Händen. Ueberall, wo sich der geschäftige Nordamerikaner niederläßt, da kommt dies auch der Bodenkultur, sowie dem Handel und der Industrie zu Gute. Es haben während der Verwaltung des Juarez die Amerikaner in den vorhin genannten Distrikten artesische Brunnen gegraben, Salpetercompagnien ins Leben gerufen und die Kultur der Baumwolle hat, wie wir wissen, seitdem die glänzendsten Resultate geliefert. Der Mexikaner braucht überall das rechte Beispiel; wo er ein solches vor sich sieht, da ist er willfährig und folgt, wenn auch langsam, nach.



Der große Platz mit der Kathedrale zu Mexiko. Nach Nebel.

Zehntes Kapitel.

Oeffentliches Leben.

I.

Religiöse Festtage.

Die heilige Woche. Fronleichnamsfest. Kinderbegräbnisse. Allerheiligen- und Allerseelentag.

Weiter vorn haben wir die Bestandtheile der Bevölkerung Mexiko's, den Creolen, Mestizen und Indianer einzeln an unserm Auge vorüberziehen sehen; treten wir nun einmal mitten unter das Volk und beobachten wir es in seinem nationalen Leben und Treiben. Hierzu bietet sich uns keine bessere Gelegenheit, als wenn wir mehreren seiner Kirchenfeste beiwohnen: den Feierlichkeiten der Charwoche, dem Fronleichnams- und dem Allerseelenfeste!

Der Palmsonntag naht und schon bringen Indianer Palmenzweige und Blumen für die Altäre in die Stadt, errichten Buden und Verkaufsstände und treffen alle möglichen Vorbereitungen, die große Volksmenge auszunützen, welche aus Dörfern und Ranchos im weiten Umkreise herbeiströmt.

In kurzer Zeit hat die ganze Kathedrale und deren Umgegend das Aussehen eines vom leisen Winde bewegten Palmenwaldes. Unter jedem Baume stehen zerlumpte Indianer mit langen, straffen, schmutzigen Haaren, bronzefarbenem Gesichte und milden, aber geistlosen Augen. Viele haben ihre Palmenzweige aus weiter Ferne hergebracht. Jeder der letzteren ist etwa 7 Fuß hoch, so daß er denjenigen, welcher ihn trägt, weit überschattet. — —

Jetzt kommt die Priesterschaft herangezogen in Festgewändern, gleichfalls mit Palmenzweigen. — Alles kniet nieder. — — Von den geweihten Palmen sucht jeder ein Zweiglein zu erhaschen, um es mit nach Hause zu nehmen. Es wird zu einem Kreuzchen geflochten, an die Pforte geheftet, um alles Böse, namentlich aber den Blitzstrahl fernzuhalten.

Von diesem Tage an wird eine volle Woche hindurch jegliches Geschäft bei Seite gesetzt. Nur Ein Gedanke erfüllt alle Classen, von der höchsten Gesellschaft bis zur untersten Volksschicht. Die Landleute strömen durch die Thore der Stadt, die Kaufläden sind geschlossen, die Kirchen weit geöffnet und es wird das Andenken an die Erlösung durch den Sohn Gottes auf eine Weise gefeiert, die dem feurigen Charakter des leicht aufgeregten Tropenbewohners entspricht. Unter den niederen Ständen gilt jedoch die Verehrung hauptsächlich derjenigen, die von sich selbst verkündete: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter auf Erden.“ Vor ihren Altären sieht man zu allen Stunden Tausende knieen mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe und Hingebung und mit Worten der leidenschaftlichsten Andacht.

Es gibt kaum ein zweites so malerisches Bild, als dieser Anblick von Mexiko am Grünen Donnerstag. Das Fahren mit Wagen ist nicht gestattet, die vornehmsten Damen gehen zu Fuß und ergreifen die Gelegenheit, alle Reichthümer ihrer Toilette zu entfalten.

Wir begeben uns um 10 Uhr nach der Kirche San Francisco. Vor dem Altare, der von Juwelen schimmert, ist die Einsetzung des heiligen Abendmahls in lebensgroßen Figuren dargestellt. Ueberall Pracht und Schimmer! Die Gewänder des Bischofs und seiner Geistlichkeit strahlen von Gold und Edelsteinen und die rauschenden Klänge der Musik vervollständigen den lebhaften Eindruck, welchen die Cermonie auf uns macht. — Wir wandern nun noch zu einer nicht minder besuchten Kirche, nach Santo Domingo. In ihrem Blumen-, Früchten- und Blütenschmucke erscheint uns ihr Inneres wahrhaft zauberisch.

Gegen Abend, wenn die große Procession herannaht, verfügen wir uns auf den Balcon der Akademie, von welchem wir bequem auf die Straße blicken können, durch die der Zug sich bewegt. Ehe die Spitze erscheint, ist es bereits dunkel geworden. Endlich erblicken wir den Zug, zuerst die Sinnbilder der heiligen Jungfrau, der Dreieinigkeit, der Heiligen, des Erlösers selbst, — lauter prächtig aufgeputzte Figuren, die auf hohen Gerüsten von mehreren Körperschaften getragen werden. Sobald das letzte Heiligenbild vorüber ist, treten auch wir in die geschmückten, im Kerzenschein strahlenden

Kirchen, von denen eine die andere an Glanz der Beleuchtung, an Juwelen und Lichterschmuck überbieten zu wollen scheint. Ueberall ertönen die Klänge lieblicher Musik. Von sämmtlichen Tempeln ist die Kathedrale der großartigste, die Kirche von San Francisco jedoch der schönste und geschmackvollste. Das Gedränge ist hier so groß, daß die Menge uns undurchdringlich dünkt. Tausende knieen vor den Fenstern des dargestellten Gefängnisses Christi, küssen die herabhängenden Ketten des Heilandes und zerschlagen sich Brust und Glieder mit bußfertiger Miene!

Dies die Nacht vor dem Erinnerungstag an die Kreuzigung.

Am Charfreitage, dem Tage der Trauer, bieten die Straßen einen ganz anderen Anblick dar. Alle Frauen gehen in schwarzer Kleidung; die Kirchen bieten nach dem vorhergegangenen nächtlichen Glanze einen beinahe trübseligen Eindruck. — Ein schönes und eigenthümliches Schauspiel aber zeigt sich uns gegen Sonnenuntergang auf dem großen Platze. Alle nach ihm mündenden Straßen sind bedeckt von einer bunten, hin- und herwogenden Menge. In allen Richtungen tauchen bekränzte Buden mit Erfrischungen auf, an welchen sich beständig zahllose Durstige laben. Auf dem Platze wimmeln hin und her Tausende und aber Tausende von Gestalten in den verschiedensten Trachten und Aufzügen: hier Gruppen von Damen in schwarzen Röcken und Mantillas, dort andere, deren Kirchenzeit schon vorbei ist, in Sammt oder Atlas, einige mit Kindern an der Hand, die wir ihrer Kleidung nach für kleine alte Weiber halten könnten, wenn uns nicht zufällig ein niedliches brünettes Gesichtchen mit schwarzen Augen unter thurmhohem Hute entgegenlächelte.

Im Gegensatze zu den feinen Señoras und ihren überputzten Lieblingen wandern die armen Indianerfrauen über den Platz, das Haar mit schmutzigen rothen Bändern durchflochten, ein Stück wollenen Tuches umgeschlagen, während öfters ein kleiner kaffeebrauner Sprößling, hinten aufgepackt, neugierig über die Schulter der Mutter in's Gewühl schaut.

Alle, welche an den vergangenen Tagen trübselig über die Straßen schlichen, sehen wir heute truppweise zu Hunderten beisammen stehen oder dahinziehen: die Weiber der Krämer und Handwerker in frischen, hellen gestickten Röcken und weißen Atlasschuhen, ihre Rebosos oder glänzenden Shawls über den Kopf geworfen, — Landleute mit ihren Frauen, letztere in kurzen zweifarbigen Röcken, meist scharlach und gelb, gleichfalls in zierlichen Atlasschuhen und mit spitzenbesetzten Hemden; bekränzte braune Mädchen mit ihren Begleitern, die ihren Guitarren nicht immer ohrerfreuende Töne entlocken. Zu dieser bunten Menge gesellen sich noch Leute in mexikanischer Landestracht, d. h. mit großen verzierten Hüten und Serapis oder gestickten Jacken, die glimmende Cigarre im Munde; es fehlen auch nicht die stationären, in Lumpen gehüllten Leperos, dunkelfarbige Indianer in Mänteln, Offiziere in Uniform, Weltpriester mit ihren charakteristischen breiten Hüten, Mönche aller Orden,

Franzosen, Engländer, Deutsche und andere Fremdlinge, denen das Treiben des Volkes Kundgebungen der Neugierde entlockt, während der ernste Spanier sich hier ziemlich wie zu Hause fühlt: kurz, die Scene ist so mannichfach, als man sie sich nur vorzustellen vermag.

Eben kündet das Klingeln der Schelle die Annäherung des heiligen Leibes an, und augenblicklich wirft sich die ganze wogende Masse, sich bekreuzend, auf die Kniee nieder. Lautem Toben ist tiefste Stille gefolgt; man vernimmt nur das Rollen der Wagenräder und den Ton der kleinen Schelle. Kaum sind jedoch die hohen geistlichen Würdenträger vorüber, so beginnt von Neuem der Lärm des zusammengeballten Menschenknäuels, das Geschrei der Ausrufer von Kastanien, von kühlen Getränken 2c. Die Militärmusik stimmt irgend ein Opernstück an und die knarrenden Töne zahlreicher Matracas (Klappern), theils von Holz, theils von Silber, mit denen jeder in den letzten Tagen dieser Woche ausgerüstet ist, bricht wiederum los, wie mit einem Zauberschlage, während neues Gedränge durch das Ausbieten der Judasse, einer Art Feuerwerk in Form des Verräthers, entsteht, die am Abend des Charfreitags verkauft und am Sonnabend losgelassen werden. Hunderte dieser häßlichen Figuren, an Stangen gebunden, werden von den Händen der Menge emporgehoben.


Priester.

Jetzt erscheint, erst in der Ferne, dann immer näher gegen den Platz herandringend, eine fast unübersehbare Schar von Geistlichen in festlichem Pompe, mit Bannern und Crucifixen. In der Mitte der Procession erblicken wir Gerüste, auf denen, wie am vorigen Tage, Scenen aus der Leidensgeschichte des Erlösers dargestellt werden: die Mutter Gottes in Trauer am Fuße des Kreuzes, die heilige Jungfrau in der Glorie, außerdem Heilige und Engel in Menge — ein schimmernder, endloser Zug.

Den Schluß dieses anstrengenden Tages bildet um 11 Uhr die Procession der Frauen, die „der Einsamkeit“ (de la soledad) genannt, durch welche das weibliche Geschlecht der gebeugten Mutter Maria sein Beileid und sein Mitgefühl ausdrücken will. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, wenn man in dunkler Nacht diese langen Reihen Frauen aller Stände mit ihren brennenden Kerzen langsam dahinschweben sieht; kein Geräusch unterbricht die Stille — nur von Zeit zu Zeit der Klageruf der Chirimia.

Der Tag ist zu Ende. Erst lange nach Mitternacht ruht das Volk von seiner Feier des Charfreitages aus. Die wiederaufgehende Sonne beleuchtet den Jubelsamstag (Sabado de gloria), das Aufhören der Fasten, die Stunde der Auferstehung. Schon am frühen Morgen strömt Alt und Jung von Neuem nach den Kirchen, wo das „Gloria“ unter dem Schmettern der Musikinstrumente und unter Mitwirkung geübter und ungeübter Sänger ertönt. Darauf wiederum feierlicher Umzug, dann mit der zehnten Stunde allgemeiner Jubel unter dem Geläute aller Kirchenglocken! Judas, der Erzschelm, wird verdientermaßen gezüchtigt; er muß hängen, in Rauch und Flammen aufgehen. Die greulichen Puppen, schon vorher an langen Seilen quer über die Straßen gebunden, werden jetzt angebrannt, und es entsteht ein Höllenlärm von Raketen und Schwärmern, Donnerschlägen und Aufjauchzen der wie toll sich geberdenden Menge. Zur größten Lust der alten und jungen Kinder bersten die beklagenswerthen Verräther. Aus ihren Resten wird ein Scheiterhaufen errichtet, der unter Sang und Klang zusammenbrennt.

Das ist das Ende der Fasten.

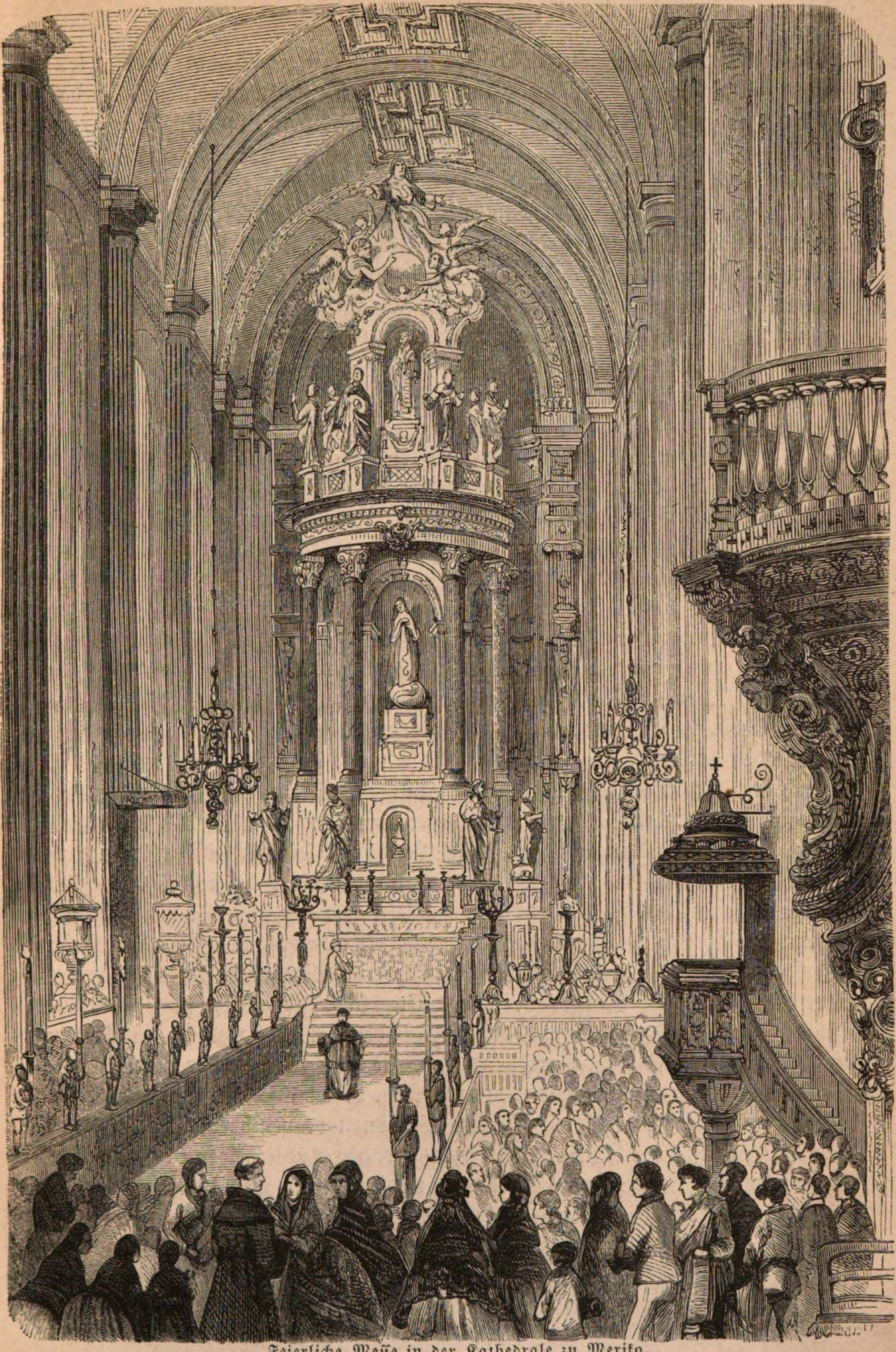
Nicht minder hochangesehen und demgemäß gefeiert ist der Fronleichnamstag (Corpus Domini), an welchem in Mexiko, wie überall in der katholischen Christenheit, eines der höchsten Kirchenfeste begangen wird.

Das Hochamt in der Domkirche wird durch den Erzbischof selbst abgehalten, wobei die Geistlichkeit der Stadt mit sämmtlichen Mönchsorden anwesend ist. Von der Kathedrale geht hierauf der Zug durch das nächste, westliche Viereck der Straßen der Hauptstadt. Der ganze Weg ist mit einem Schirme oder Zelte von weißer Leinwand mit rother Einfassung überdacht, hoch genug, um die Balcone der Häuser frei zu lassen, auf denen das Schönste, was die Stadt an lieblichen Frauen und reichen Toiletten aufzuweisen hat, zu sehen ist. Die geistliche und die weltliche Macht entfalten ihre volle Pracht. Die höchsten Staatsbeamten, die Universität, die Schulen, die Vertreter der Gewerke, Generale und Offiziere in den verschiedensten Uniformen folgen dem in Diamanten strahlenden Allerheiligsten. Die wehenden Fahnen der geistlichen Genossenschaften, die schimmernden Kreuze und Standarten: kurz der höchste Pomp, womit sich der Klerus zu umgeben weiß, nimmt die Sinne gefangen, und verwundert weilt das Auge bei aller zur Schau ausgestellten Herrlichkeit. Die ganze Stadt erscheint im Festschmucke, Teppiche und Guirlanden zieren die Häuser, Fahnen und Wimpel flattern von Palästen und Thürmen, Glockengeläute ertönt, dazwischen der Donner der Kanonen, und während der Zug andächtiger Beter noch langsam vorüberzieht, denkt die große Menge des leichtblütigen Volkes schon an die Vergnügungen, welche ihr der Rest des Tages bieten wird.

Der Indianer begeht das Fronleichnamsfest durch ein Opfer von Thieren des Waldes — vielleicht eine Erinnerung an die Opfer des Quetzalcoatl oder Tlaloc?

Ein anderes bedeutendes Kirchenfest findet am Tage Allerseelen statt. Denke man sich darunter nicht einen Tag der Trauer, an dem eine ernste Erinnerung an alle die Lieben, welche die Erde deckt, das Volk ergriffe. Der Indianer, wie der Mestize, kennt nicht das Niederbeugende einer lebenslangen Trennung; auch fürchtet er den Tod nicht, das Lossagen vom Leben erscheint ihm nicht grauenvoll, denn sein Herz hängt nicht übermäßig an den Gütern, die er verläßt. Ebensowenig trägt er Sorge um die Hinterbleibenden — behalten diese nicht die fruchbare Erde, den milden, lächelnden Himmel? Dem mexikanischen Volke ist der Tod kein grinsendes Gespenst mit Sichel und Grabscheit. So heftig der erste Ausbruch des Schmerzes ist, so schnell trocknen auch die Thränen. Trauert der Leidtragende doch niemals allein: bei jedem Todesfalle kommen die Verwandten und Nachbarn herbei und helfen in landesüblicher Weise bereitwillig die Prüfung tragen. Man betet allerdings, wie es die Sitte gebeut, ein Vaterunser für die Seele des Verstorbenen; dann aber sucht man in aller Fröhlichkeit mit Gesellschaftsspielen und unter Lachen die Nacht zuzubringen, und zwar in demselben Raume, in welchem der Erblaßte, mit Kerzen umstellt, auf dem Boden ruht. Bei Kindern unter 7 Jahren wird der Tod sogar als ein Freudenfest gefeiert, weil, nach den Begriffen des Volkes, die Seelen unschuldiger Kinder ohne die Qualen des Fegfeuers in den Himmel eingehen. Die kleine Leiche wird mit bunten Bändern und Blumen geziert, dann auf ein Bret gebunden, und, von Kerzenschein umleuchtet, in einer Ecke der Hütte aufgestellt. Beim Beginn der Dunkelheit läßt man einige Raketen steigen, Musik erschallt und die ganze Nacht hindurch währt die ausgelassenste Fröhlichkeit.

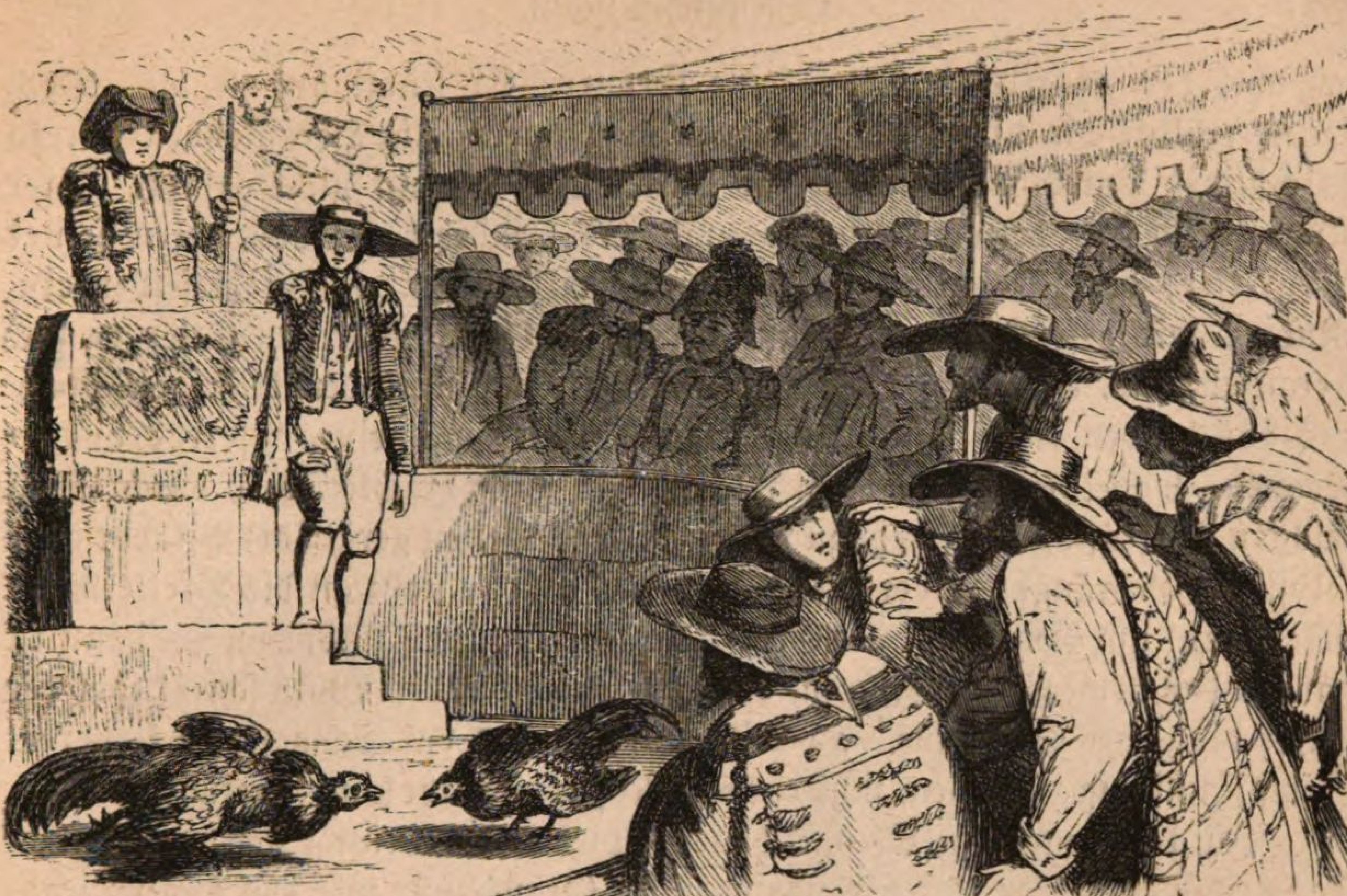
Von einem Kinderbegräbnisse erzählt uns Stephens: „Wir sahen einen Mann mit einem todten Kinde in den Armen an uns vorübergehen. Er war des Kindes Vater. Der Mann trug es mit lächelnder Miene zu seinem Grabe. Ihm folgten zwei Knaben, die auf Violinen irgend etwas aufspielten, während die Zuschauer in der Nähe ein herzliches Lachen erhoben. Das Kind hatte ein weißes Kleidchen an, ihm war ein Rosenkranz um's Haupt gewunden, und es schien, wie es so dalag in seines Vaters Armen, nicht todt, sondern schlummernd. Da das Grab noch nicht ganz fertig war, so setzten sich die Knaben auf den aufgeworfenen Haufen Erde nieder und spielten Violine, bis es beendigt war. Dann bettete der Vater das Kind sorgfältig in sein letztes Ruheplätzchen, das Haupt nach der aufgehenden Sonne gerichtet, legte seine Händchen kreuzweise über die Brust und seine Finger um ein kleines hölzernes Kreuz. Es wurden keine Thränen vergossen, im Gegentheile, die Gesellschaft sah recht heiter aus. Wenn uns dies als herzlos erscheinen könnte, dürfen wir nicht vergessen, daß diese Heiterkeit der Seele von Seiten des Vaters nicht etwa Mangel an Liebe zu seinem Kinde anzeigt, nicht fehlende Theilnahme seiner Freunde, sondern weil man das Volk zu glauben gelehrt hat, daß das Kind glücklich zu preisen sei, so frühe den Sorgen und Mühen des Lebens enthoben zu sein, glücklich, weil es unverzüglich in eine bessere Welt eingehe.



Feierliche Messe in der Kathedrale zu Mexiko.

Der Vater streute eine Hand voll Erde über des Kindes Gesicht, der Todtengräber griff nach seiner Schaufel und nach wenigen Augenblicken war das kleine Grab geschlossen, worauf sich Alle, die musicirenden Knaben voran, entfernten.“ —

Es wird nach dem Gehörten Niemand mehr befremden, wenn ein Erinnerungsfest an die Verstorbenen in Mexiko mehr den Charakter der Heiterkeit als des düsteren Ernstes trägt. Mit der Feier des auf den 1. November fallenden Allerheiligentages ist in Mexiko ein Fest für Kinder verbunden, von diesen so ersehnt wie bei uns die Weihnachtsfeier. Bekanntlich begehen die Katholiken nicht ihre Geburts- sondern vielmehr ihre Namenstage festlich, d. h. die Kalendertage derjenigen Heiligen, deren Namen sie in der Taufe empfangen haben. Daher feiern am Tage aller Heiligen (der mit dem Allerseelentage beinahe verschmolzen ist) alle Katholiken, mithin auch die Kinder, gewissermaßen ihren Namenstag, und wie man unsere Lieben am Geburtstage des Heilandes und an ihrem eigenen durch allerlei Gaben erfreut, so in Mexiko am Allerheiligenfeste. Ueberall auf den Marktplätzen sind zahlreiche Krambuden aufgeschlagen. Zur Nachmittagszeit werden die Kinder von ihren Eltern, Pathen oder Verwandten dorthin geführt, um die Ausstellung zu betrachten. Natürlich bleibt es nicht beim Bewundern der schönen Dinge, sondern es wird auch viel gekauft. Unter den Spielsachen sind buntverzierte Kirchen von Pappe, Kreuze, Heiligenbilder in Wachs und Thon, kleine Gärten mit Orangebäumen, endlich größere und kleinere künstliche Blumensträuße, an jedem Stengel mit silbernen $^1/_2$ Realstücken oder goldenen $^1/_{16}$ Dublonen behangen, besonders beliebt. Daß es auch an Zuckerwerk, Früchten und sonstigem Naschwerk nicht fehlt, versteht sich von selbst. Abends gibt es Feuerwerk an allen Orten, denn Jeder, der es erschwingen kann, läßt zu Ehren seines Heiligen eine Anzahl Raketen steigen. Unendliches Volksgewimmel drängt sich in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, seltsam beleuchtet durch düsterrothe Flammen zahlreicher, allenthalben aufgestellter Feuerpfannen. — Am Feste Allerseelen (dem Tage nach Allerheiligen) ist es Sitte, sich gegenseitig mit einer besond'ern Art Weißbrod, „Los Muertos“ genannt, zu beschenken, während am Abend Frauen und Kinder auf den Friedhof ziehen, die Gräber der Geschiedenen mit Blumen bestreuen, sie mit Weihwasser besprengen, Weihrauch opfern und Wachskerzen anzünden, die man so lange brennen läßt, bis sie von selbst verlöschen. In klaren schönen Novembernächten gewährt diese Beleuchtung der Gräber einen bezaubernden Anblick, wenn das Kerzenlicht die dunkeln Cypressen des Friedhofes und das graue Gemäuer der Kapelle erhellt. — Tiefe Ruhe liegt auf den Grüften der Todten; Friede, ja Freudigkeit weilt in den Herzen der Hinterbliebenen.



Hahnenkampf in Mexiko.

II.
Weltliche Feste und Vergnügungen.

Stiergefechte. Hahnenkämpfe. Oeffentliche Promenaden. Pferderennen. Theater. Tanz. Kinderbelustigungen.

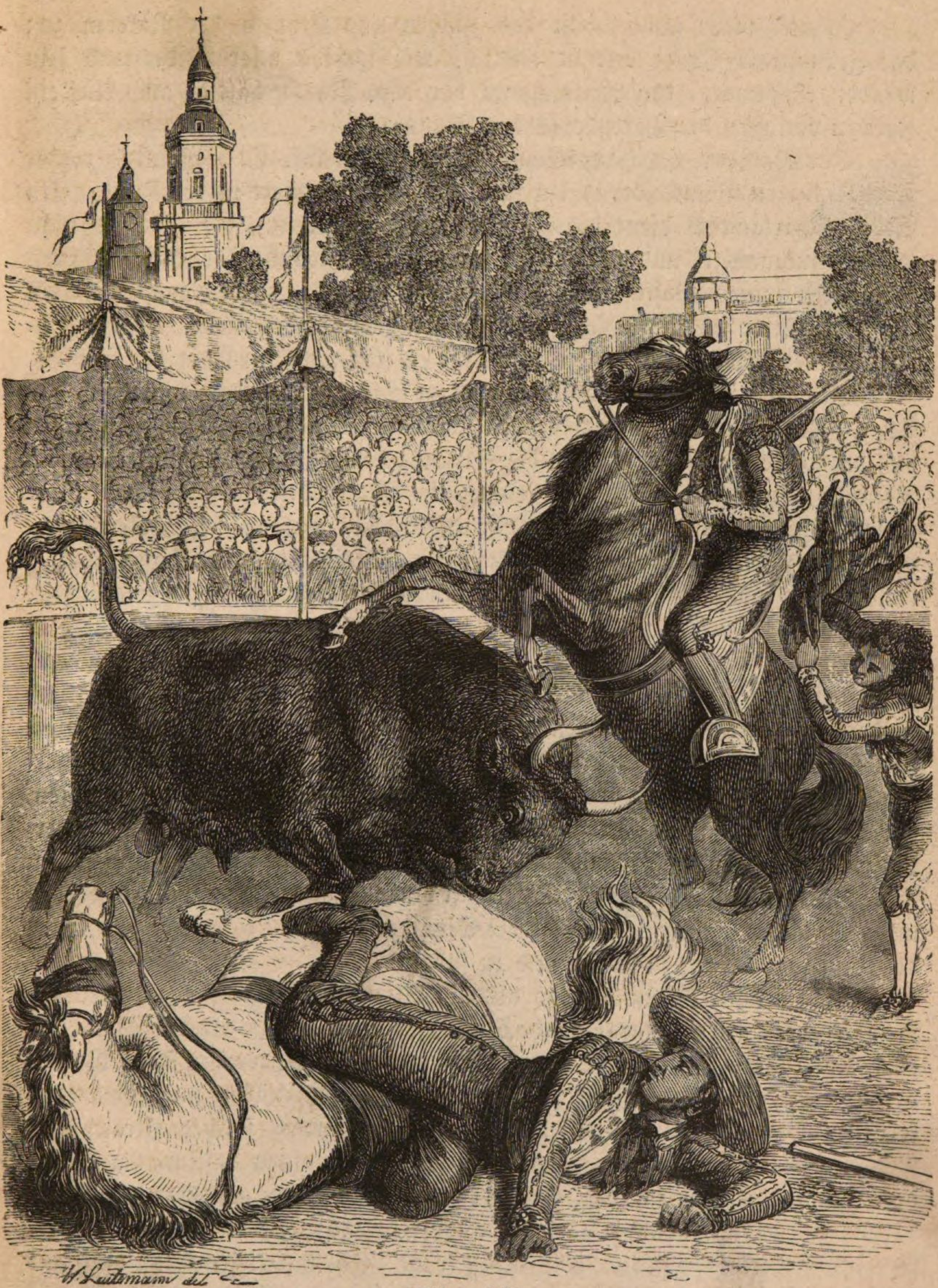
Kehren wir nun wieder zu den Stätten der Lebendigen zurück und mischen wir uns zu einer andern Zeit unter das Volk, wie es jubelt und sich ergötzt in hergebrachter Weise: es ist ein Stiergefecht angezeigt. Mischen wir uns unter die Zuschauer.

Wir betrachten von unseren Sitzen im Amphitheater die Arena, einen weiten, runden mit einer 4 bis 5 Fuß hohen Bretterwand umschlossenen Raum, zu welchem ein großes Thor führt. Ein wenig von dieser Bretterwand entfernt, erhebt sich eine zweite, so daß zwischen beiden ein schmaler Gang um die ganze Arena herumläuft. Dorthin können sich die Toreadores flüchten, wenn ihnen der gereizte Stier zu wüthend zu Leibe gehen sollte.

Vor dem Erscheinen des Kampfrichters darf das Gefecht nicht beginnen. Bei seiner Ankunft jedoch erschallt schmetternde Musik, und das Schauspiel wird eröffnet mit einem Aufmarsche sämmtlicher bei dem „Al toro" thätigen Personen, den Picadores, Toreadores und den selten mangelnden Hanswursten und Spaßmachern. Nach längerer Pause ertönt das Zeichen zum Beginn des blutigen Spieles. Reiter, mit Lanzen bewaffnet, erscheinen auf dem Kampfplatz. Einige derselben stellen sich dem Eingange gegenüber zum Angriffe in Bereitschaft. Plötzlich öffnet sich das Thor; schon von Weitem

gewahrt der aufgereizte Stier seine Gegner. Er stürzt auf sie los. Doch kaum erblickt die ungeduldige Menge den schwerfällig Herantrabenden, so erschüttert lautes Aufjauchzen die Luft. Das hierauf nicht gefaßte Thier stutzt, sieht sich verwundert ringsum, und erst durch die Neckereien seiner Angreifer, der Picadores, auf's Neue gereizt, stürmt es auf dieselben ein. Ruhig, mit gesenkter Lanze, läßt der gewandte Picador den Stier zu sich herankommen, reitet ihm auch wol entgegen, und weiß dem kräftigen Stoße des Wüthenden durch eine geschickte rasche Wendung seines Pferdes auszuweichen, wobei er es nicht unterläßt, das aufgebrachte Thier durch einen leichten Lanzenstoß noch mehr zu verletzen. Nicht selten geräth der Picador aber selbst ins Gedränge; unversehens ist er vielleicht zu nahe an die Bretterwand gekommen, um dem Stoße des Gereizten noch entgehen zukönnen, — dann ist gar oft das arme Pferd verloren, denn in seiner blinden Wuth schlitzt ihm der Stier die ganze Seite auf. Hoch sich aufbäumend vor Schmerz, zu fernerem Kampfe unfähig geworden, muß das edle Roß vom Platze hinweggeführt werden.

Ist die neugierige Menge dieses Spieles überdrüssig geworden, steht das ermüdete Thier, die herandringenden Gegner nur mit den Hörnern abweisend, von erneutem Angriffe ab, so werden die Picadores durch einen Trompetenstoß vom Kampfplatze abgerufen und die Toreadores erscheinen. Sie haben eine etwas schwierigere Rolle zu übernehmen. Zu Fuße, in leichter, bunter und phantastischer Kleidung, mit einem kleinen rothen Mantel ausgestattet, reizt der Toreador seinen vierfüßigen Gegner bald durch Vorhalten dieses Mantels, bald durch Auswerfen grellfarbiger, mit Widerhaken versehener Bänder. So wie der in immer größere Wuth gerathende Stier aber auf seine Plagegeister losgeht, wissen diese ihm geschickt auszuweichen und sich zu retten, indem sie dem Feinde den rothen Mantel über die Hörner werfen. Nicht selten treibt das gewaltige Thier seine Angreifer ganz bedenklich in die Enge, und dann bleibt denselben nichts übrig, als sich durch einen Sprung über die Bretterwand dem Hörnerstoße zu entziehen. Jeder kühne Angriff der Toreadores, jede Verfolgung derselben durch den Stier und jedes gewandte Ausweichen der flinken Kämpfer wird mit lautem Zuruf gelohnt. Oft scheint das Thier seinen Gegner gefaßt zu haben, aber ebenso überraschend versteht dieser durch einen kühnen Sprung über dessen Rücken der Gefahr zu entgehen. Fällt der Toreador oder begeht er irgend eine Unvorsichtigkeit, die schlimme Folgen für ihn haben könnte, so nimmt einer seiner Kameraden den Kampf auf, indem er die Aufmerksamkeit des Stieres auf sich lenkt. Das immer heftiger gereizte Schlachtopfer wird endlich noch dadurch zur blinden Wuth aufgestachelt, daß man ihm Schwärmer und Raketen, mit Widerhaken versehen, auf Leib und Nacken, vorzüglich aber gegen den Kopf wirft. Bei dem Losbrennen der ersten Raketen durchfurcht es mit seinen Hörnern den Sand, daß er aufwirbelt, läuft auch wol gegen die Bretterwände.



Stiergefecht.

Jede vergebliche Bemühung, sich der feurigen Quälgeister zu entledigen, wird von lautem Frohlocken der hocherfreuten Zuschauer begleitet. Grausames Vergnügen! —

Immer mehr nimmt jetzt das Zischen und Krachen der Raketen zu; das geängstigte Opfer erkennt endlich, wie nutzlos aller Widerstand sein würde. Todtmatt, den Wuthschaum vor dem Maule, hält es an. Auf ein Zeichen verlassen die Toreadores den Schauplatz.

Der Matador, der Hauptkämpe tritt nunmehr auf. Er erscheint in rother Seide, kurzen Beinkleidern, ein kurzes gerades Schwert in der Hand. Ein Stück Scharlachtuch dient dazu, das Thier zu reizen. Er läßt es kühn auf sich zukommen, und versetzt ihn dann mit Aufwand aller Geschicklichkeit vermittelst seiner Waffe einen Stoß in das Genick. In den meisten Fällen stürzt der Stier sogleich leblos zu den Füßen des Siegers nieder. Müßte dieser aber den Stoß wiederholen, so würde es ihm nicht zur Ehre gereichen.

Der erste Akt des Schauspiels geht zu Ende. Wiederum öffnet sich das Thor. Zwei stattlich geschirrte, mit Bändern aufgeputzte Pferde sprengen an, der getödtete Stier wird an die Stränge befestigt und rasch unter lautem Beifalljauchzen aus der Arena geschleppt. Musik unterhält die schaulustige Menge einen Augenblick lang; Obst und Gebäck werden feilgeboten, man ißt, trinkt und plaudert über das Gesehene, bis ein Trompetenstoß das Auftreten eines anderen Stieres verkündet und das Schauspiel sich wiederholt.

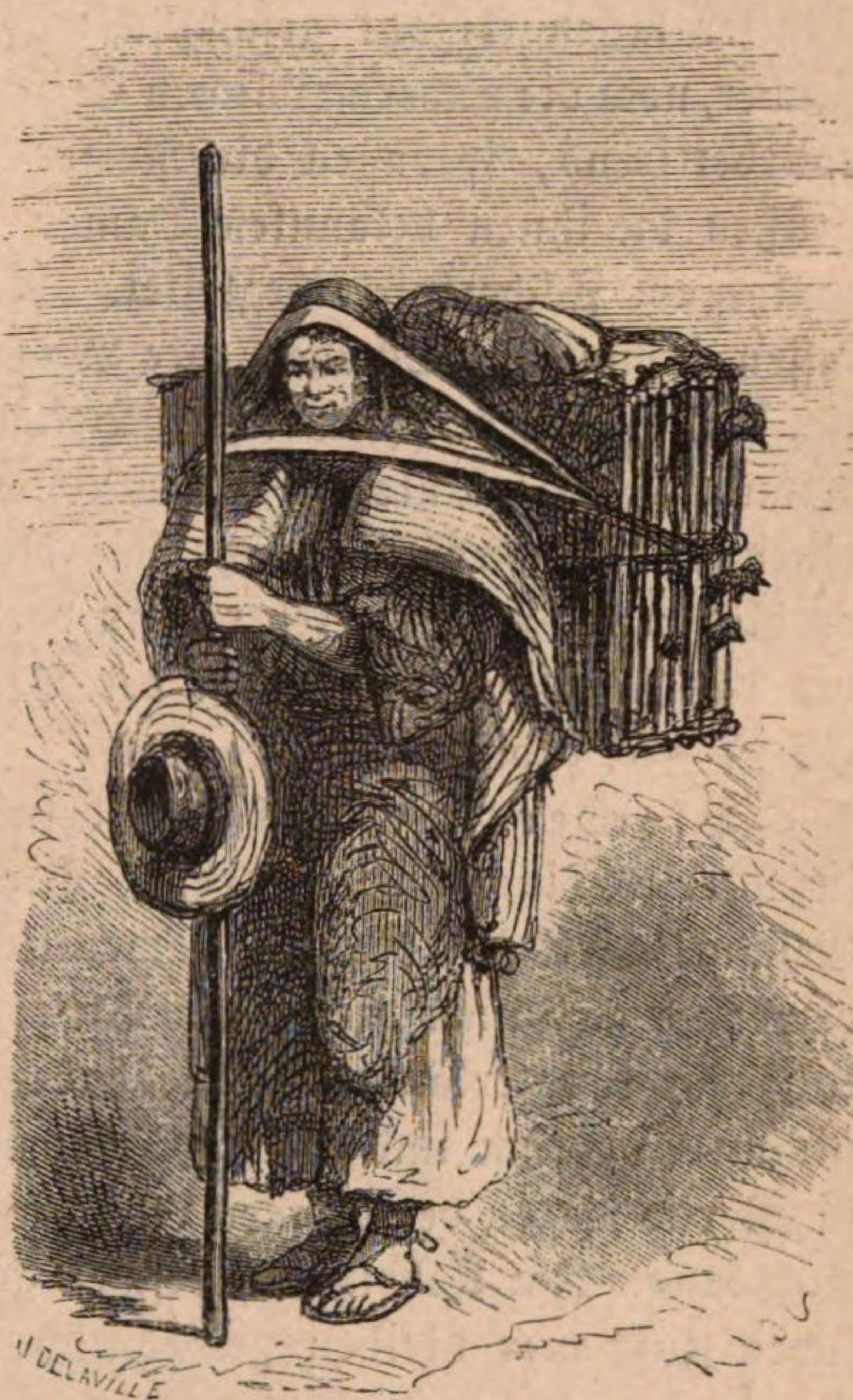
Schon beim Eintritte erblickten wir mitten auf dem Kampfplatze eine Kletterstange, auf welcher Hüte, Tücher, Jacken, Westen, Sporen u. dgl. aufgesteckt sind: Preise für die geübtesten Kletterer. Nachdem zwei Stiere niedergemetzelt worden, werden auf ein Zeichen die Konkurrenten für diese Belohnungen, würdige Leperos, zugelassen, und wir sehen nun, wie jene zerlumpten Gestalten sich anstrengen, einen oder mehrere Preise zu erhaschen, ein weniger grausamer Wettstreit, der nicht selten unter Vorkommnissen verläuft, welche selbst die Lachmuskeln ernsthafter Beschauer in Bewegung setzen.

Bisweilen kämpfen fünf Stiere an einem Nachmittage und es werden während dieser langen Zeit weder die Sitze der „plaza de toros“ leer, noch die Zuschauer müde, zu lachen und zu jubeln.

Nicht minder leidenschaftlich als die Stiergefechte liebt der Mexikaner die **Hahnenkämpfe**, wobei jedoch weniger die Schau- als die **Wettlust** in's Spiel kommt. Mehrere Wochen vor dem Gefechte werden schon Wetten verabredet, damit Jeder Zeit habe, seine Hähne einzuüben und kennen zu lernen. Besondere Liebhaber besitzen große Mengen solcher Streithähne und eigene Wärter dafür. Das Thier kommt in einen bestimmten Käfig, der Kamm wird ihm auf dem Scheitel gestutzt und man gewöhnt den Hahn daran, daß er sich, ohne zu gackern, angreifen läßt, im Arme seines Wärters den Federkragen sträubt und lustig kräht. Ein tauglicher Hahn muß gut gebaut, stämmig und kräftig sein; er muß schwarze Augen, einen kurzen schwarzen Schnabel und eine Stimme haben, die zwei volle Tacte aushält.

Der große Tag des Kampfes ist erschienen; eine emporzischende Rakete giebt das Zeichen zum Beginne desselben. Die verschleierten Helden werden

in die Arena gebracht, die Decke wird weggezogen, das edle Federvieh blickt um sich. Kräht einer der Hähne, sobald er seinen Gegner ansichtig wird, so gilt dies als gute Vorbedeutung. Nun wird zum Wappnen der Turnierhähne vorgeschritten. Man bindet ihnen fast 3 Zoll lange, spitze, nach oben gekrümmte, scharfe Messerchen an die Stelle des kurz abgesägten Sporns. In der Zwischenzeit geht das Wetten los, — eine Scene so lebendig wie der Kampf selbst; denn das erregbare Volk macht dergleichen wichtige Dinge nicht mit der Gemessenheit des steifen Bewohners von Altengland ab. Jetzt sind die Kämpen gerüstet; nachdem man sie noch durch Ausreißen kleiner Federn erbittert, werden sie einander gegenüber gehalten. Athemlose Stille. Aller Augen sind auf die „Zornkickel" (wie man am Rheine sagt) gerichtet, von sämmtlichen, den Kampfplatz umgebenden Bäumen schaut die hoffnungsreiche männliche Jugend Meriko's hernieder, Neugierige aller Stände drängen sich, ja es steckt aus dem Küchenfenster des benachbarten Hauses ein uraltes Mütterchen sein runzelnbedecktes Antlitz heraus.


Hahnenverkäufer.

„Losgelassen!" erschallt die Stimme des Kampfrichters. — Nun fahren die grimmigen Feinde mit Wuth gegen einander los. Das Gefecht wird ein verzweifeltes. Von beiden Seiten fließt das Blut; doch keiner der Kämpfer weicht vom Flecke. Sind sie ermattet, so nimmt man sie zu gleicher Zeit vom Boden auf, besprengt sie mit kaltem Wasser und hetzt sie dann von Neuem auf einander. Da rafft der Muthigste seine letzte Kraft zusammen: er versetzt seinem Gegner einen mächtigen Stoß. Dieser wankt, sinkt, — ein Held! — Der Sieger kräht Triumph und das zuschauende Publikum wird nicht müde des Beifallrufens. — Gespannt wartet es auf das nächste Hahnenpaar. Doch wir gehen.

Wollen wir die feine Welt Meriko's kennen lernen und das Gebaren des niederen Volkes, in seiner gewöhnlichen Art sich zu geben, belauschen, so gibt uns hierzu die öffentliche Promenade Gelegenheit; denn das Einherschlendern zu Fuß, das gemeinschaftliche Erscheinen zu Wagen und Pferd nehmen unter den Gebräuchen der neuspanischen Welt den ersten Rang ein.

Keine größere Stadt entbehrt einer Alameda, eines Paseo, der Portales oder ähnlicher Spazierorte, welche vorzugsweise an Sonn- und Fest-, in der Regel aber auch an Wochentagen von der schönen und unschönen Welt besucht werden. Die gewöhnliche Spazierstunde ist gegen 5 Uhr Nachmittags, bald nach der Siesta. Die Damen der höheren Stände erscheinen ausschließlich in Wagen, seien es eigene oder gemiethete. Diese Equipagen ziehen langsam, in zwei einander begegnenden Zügen auf und ab. Die geöffneten Fenster lassen elegant geschmückte Insaßinnen erblicken, welche weder den Fächer, noch die unvermeidlichen Cigarritos zu Hause gelassen haben. Gewandt courbettirend, sprengen die Reiter an den leichten Fuhrwerken vorüber, grüßen die ihnen bekannten Damen und empfangen Gegengrüße, von anmuthigem Fächerspiele begleitet. Nach mehrmaligem Auf- und Abfahren lassen sämmtliche Schönen ihre Wagen halten und plaudern mit ihren sich um den Schlag versammelnden Bekannten und Freunden. Doch horch! jetzt ertönt Glockengeläute! — Beim ersten Klange macht das muntere Geplauder einer andächtigen Stille Platz. Die Glocke ruft zum Abendgebete. Die Männer entblößen ihr Haupt; Jedermann verharrt einige Minuten in stiller Andacht, bis das feierliche Anschlagen der Vesperglocke in helles Läuten übergeht. Es ist Zeit zum Nachhausegehen.

Pferderennen als Volksbelustigungen sind erst durch die Engländer in Mexiko eingeführt worden. Die Trefflichkeit der dortigen Rosse, die Geschicklichkeit der Reiter, namentlich aber die große Neigung der Landesbewohner zu Glücksspielen und Wetten erleichterten den Briten die Verbreitung ihrer vaterländischen Liebhaberei. An den oft beträchtlichen Wetten nimmt Vornehm und Gering, Alt und Jung Theil. Die Rennbahnen sind in Mexiko wegen der dünnen Luft der Hochebene selten über 1000 bis 1500 Fuß lang. Im Uebrigen herrschen ganz die englischen Gebräuche: die weiblichen Zuschauer bleiben gewöhnlich im Wagen sitzen, die Herren sehen zu Pferde dem Schauspiele zu.

Die Neigung des Mexikaners für öffentliche Schaustellungen gibt sich auch in dem häufigen Besuche des Theaters kund. Fast in jeder Stadt ist ein Operngebäude errichtet und selten tritt der Fall ein, daß Künstler vor leeren Bänken zu spielen haben. Das erste, besuchteste und vorzüglichste Theater bleibt jedoch das der Hauptstadt. Man führt daselbst italienische Opern auf, mit vollständigem, unter beträchtlichen Kosten meist aus Europa verschriebenem Sängerpersonal. Die Stadt Mexiko besitzt drei Theater: das eine für Lustspiele und Vaudevilles, dann das alte Coliseo und das neue Nationaltheater. Von letzterem wird behauptet, daß es sowol in Größe als Ausstattung mit den ersten Bühnen Europa's wetteifern könne.

An Sonn- und Feiertagen finden zwei Vorstellungen statt, die erste Nachmittags gegen 5 Uhr, die andere zur gewöhnlichen Abendzeit. Das Publikum zeigt sich während der Vorstellung fast immer ernst, beinahe

gleichgültig; es kann jedoch durch effektvolle Gesänge, anmuthige Ballettänze und mehr noch durch irgendwelche Anspielungen auf die Tagesereignisse leicht zu lauten Ausbrüchen seines Entzückens begeistert werden. Das Rauchen kann der Mexikaner auch im Theater nicht unterlassen; sobald der Vorhang gefallen ist und oft selbst während des Spiels steigen aus Logen, Parterre und Gallerien kleine bläuliche Dampfwolken in die Höhe. Für uns auffallend sind auch hierbei die Damen, welche im elegantesten Anzuge, in Juwelen und Diamanten strahlend, mit der Rechten den Fächer graziös hin- und herbewegen, während sie mit der Linken ebenso anmuthig den Cigarrito zum Munde führen.

Die öffentlichen Bälle stehen in Mexiko den besuchtesten europäischen in Bezug auf geschmackvolle Einrichtung des Lokals, glänzende Beleuchtung, feine Küche, strahlende Perlen und Juwelenschmuck, duftige Blumen und reiche Toiletten der Tänzerinnen, sowie elegante Civilkleidung oder gold- und silberreiche Uniformen der Theilnehmer nicht nach. In eigenthümlichem Contraste mit diesem Aufwande erscheinen die in nachlässiger Landestracht zwischen der feinen Gesellschaft sich hin- und herbewegenden Diener.

Die Fandangos sind volksthümliche altspanische Tänze, welche besonders von den Mestizen mit vielem Ausdrucke und oft mit hinreißender Anmuth ausgeführt werden. Die Tänzer und Tänzerinnen bewegen dabei nicht allein ihre Füße, nein, sie tanzen mit Leib und Seele, Kopf, Hals und Nacken, Arme und Beine befinden sich in reizender Beweglichkeit, sprechendes Geberdenspiel scheint die Geschichte eines ganzen Lebens mit seinen Freuden und Schmerzen, seinem Lieben und Meiden, Suchen und Finden, Verlieren und Wiedersehen ausdrücken zu wollen. Die Musikbegleitung zu diesem Tanze besteht gewöhnlich in Guitarre- und Garanaspiel. (Siehe S. 396.)

Die mexikanische Guitarra hat die Form der unsrigen, nur ist sie mit 7 Saiten bespannt. Dicht neben jeder der drei tiefen, übersponnenen, ist noch ein dünne Darmseite aufgezogen, welche der Spieler mit der ersteren zugleich anschlägt. Die Garana hingegen hat blos 6, die Garanita sogar nur 5, sämmtlich unbesponnene Darmseiten, so gespannt, daß die tieferen nicht nach links, wie bei der Guitarre, sondern nach rechts zu liegen kommen.

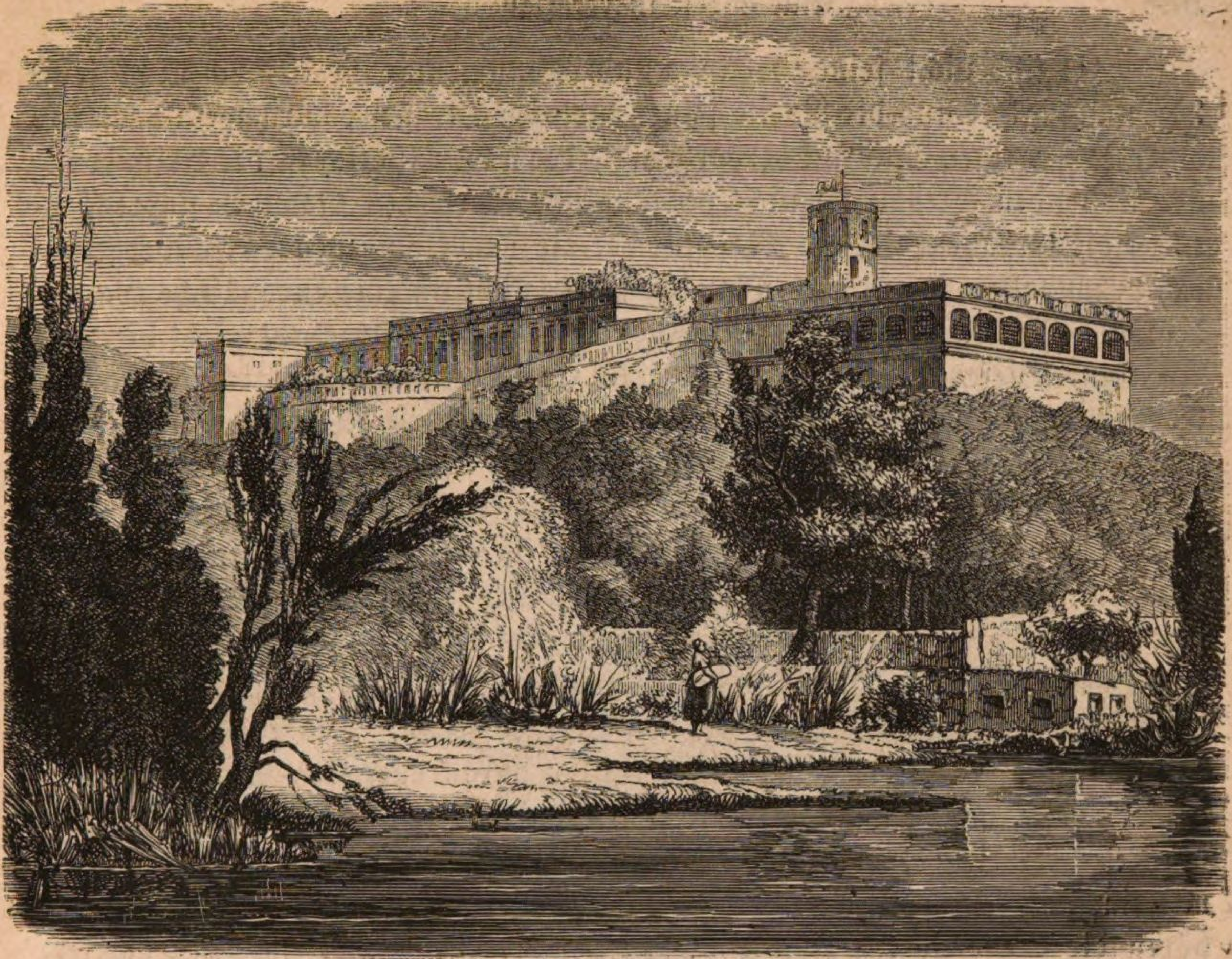
In der Metropole und anderen großen Städten finden von Zeit zu Zeit öffentliche Kinderfeste statt, wobei namentlich die kleinen Mädchen begüterter Leute eine Rolle spielen. Eines dieser Feste heißt Jamaica, ohne daß dasselbe in irgend einer Beziehung zu der Insel gleichen Namens stände. Unter Säulenhallen sind dann eine Menge kleiner Buden aufgeschlagen und mit allerlei Waaren, hauptsächlich Bonbons, Bändern, Obst, Blumen u. s. w. gefüllt. Hinter den Verkaufsständen sitzen Kinder von 4 bis 12 Jahren, fein gekleidet und familienweise gepaart: Schwester neben Schwester u. s. w. Mütter, Tanten und andere ältere Verwandte führen die Oberaufsicht während Knaben die Rollen der Einkäufer übernehmen. Die reizenden Ladenjüngferchen machen meist ihrem wichtigen Berufe alle Ehre.

Es ist für Erwachsene eine wahre Lust, die aufgefangenen üblichen Redensarten und die bisweilen recht schnippischen Antworten der kleinen Dämchen zu hören, wenn ihre Kunden den Preis der angebotenen Kostbarkeiten zu hoch finden oder gar sich knabenhafte Freiheiten und Unarten erlauben wollen.

Eine andere große Kinderfreude bildet das Loslassen steigender Papierdrachen. Dieselben haben häufig eine leierähnlich mit Saiten bezogene Oeffnung in der Mitte und tönen daher gleich klingenden Aeolsharfen, wenn sie durch die Lüfte ziehen. Ist der Abend besonders dunkel, so schickt man auch wol leuchtende Drachen in die Höhe. Diese papiernen Ungethüme tragen nämlich eine Laterne am Kopfe und mehrere kleinere am Schweife. Wenn sie hoch in der Luft schweben, erinnern sie in ihrem Hin- und Herhuschen an die Erscheinung der Sternschnuppen. — Unter den vielfachen Arten der Knabenbelustigungen steht oben an das Altoro-Spiel, bei dem entweder ein Ziegenbock oder ein Hund die Stelle des kämpfenden Stieres einnimmt. Die Kinder bilden einen Kreis, in dessen Mitte Picadores und Toreadores auftreten, und nun wird das arme Opfer auf alle erdenkliche Weise gereizt und gequält. Sind ihm zum Schlusse noch einige Raketen oder Sprühteufel angeheftet worden, so kennt der Jubel keine Grenzen. Auf die Stöße und Bisse der gemarterten Thiere dürfen die kleinen Kämpfer nicht achten, wenn sie nicht statt Lorbern Spott und Hohngelächter von Kameraden und Zuschauern ernten wollen. Auch hier gilt das alte Sprichwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!“



Ein Picador.



Schloß Chapoltepec.

Elftes Kapitel.

Eine Woche in der Hauptstadt.

Blick auf Mexiko. Straßenleben. Die Marktstraße des Puente del Roldan oder Ramonstraße. Häuser. Vorstädte. Aussicht von der Kathedrale. Der große Platz. Die große Kathedrale. Convent der Dominicaner. Inquisitionspalast. Kloster San Francisco. Andere Klöster, Kirchen und Stiftungen. Universitätsgebäude. Akademie der schönen Künste. Die Bergschule und andere Nationalinstitute. Das Unterrichtswesen. Der Nationalpalast. Der botanische Garten. Münze. Plazuela del Velador. Die Alameda. — Ausflug nach Chapoltepec.

Dort, wo fast das ganze Jahr hindurch der Himmel ununterbrochen in tiefem wundervollem Blau strahlt, inmitten eines 7400 Fuß hohen Plateau der Cordilleren, liegt die reizende prächtige Hauptstadt Mexiko's, gleich einer mit Smaragden geschmückten Fürstin stolz aus einer Umgebung von fünf grünfarbigen Seen emporsteigend. Das ehemalige Tenochtitlan, das so zauberisch, so feenhaft vor unseren Blicken auftaucht, bildet den Mittelpunkt des an Naturschätzen reichsten und durch seine jammervolle Zerrüttung dennoch allerelendesten Landes der Erde.

Mühlenpfordt, der von uns mehrfach erwähnte Verfasser eines trefflichen Werkes über Mexiko, sagt von der merkwürdigsten Stadt Amerika's:

„Es sind nicht seine Gebäude und Monumente, es ist auch nicht seine Regelmäßigkeit und die Breite seiner endlosen Straßen, durch welche Meriko einen großartigen Eindruck hervorbringt, der unverlöschlich in der Erinnerung des Reisenden fortdauert; nicht vergängliche Werke des Menschen sind es, — es ist die Erhabenheit, die Majestät der die Stadt umgebenden, unvergleichlich prachtvollen Natur! — Man darf hier nicht an eine europäische Gegend denken. Meriko ist etwas ganz Anderes. Nichts Einzelnes zieht hier das Auge an. Dieses ist oft traurig, häßlich. Es ist die unbeschreiblich fremdartige Erhabenheit des großen Ganzen, welche mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Beschauer eindringt, und ihn zu Bewunderung und Entzücken fortreißt."

Wir haben im „Alten Meriko" Tenochtitlan mit seinen blutbefleckten Teocallis, seinen niedrigen Häusern und flachen Dächern, seinen Kanälen mit wunderbaren Chinampas oder schwimmenden Gärten kennen gelernt, jetzt sehen wir vor uns das heutige Meriko auf derselben Stelle, wo die glänzende Hauptstadt der Herrscher von Anahuac, das Venedig der Azteken, sich groß und hehr inmitten des Sees von Tezcuco erhob. Die Stadt bildet ein fast vollständiges Viereck und die einander durchkreuzenden Straßen laufen beinahe alle von Süd nach Nord und von Ost nach West. Sie sind im Ganzen breit, dabei schnurgerade und so vollkommen eben, daß sie das Auge mit einem einzigen Blick überfliegt. Zu den bedeutendsten unter ihnen gehören die Calle de los Platéros, mit prachtvollen Juwelenläden, die sehr ansehnliche Calle de Aguila, sowie die sich langhin ziehende Calle de Tacuba. Die letztere ist die alte Straße von Tlacopan, auf welcher Cortez seinen Rückzug in der „Noche triste" antrat.

Durch die meisten der Straßen Meriko's laufen, deren Mitte durchschneidend, Abzugskanäle, welche mit Steinplatten überdeckt sind. Obgleich diese Einrichtung die Verbreitung übler Gerüche hemmt, bietet sie doch das Unangenehme, daß nach jedem heftigen Regengusse sich das Wasser der überfüllten Straßengräben durch die Steinritzen einen Ausweg bahnt und alsdann nicht selten eine zwei Fuß hohe Ueberschwemmung eintritt. Der rasche Abfluß wird durch die niedrige Lage der Stadt verhindert und es muß daher alle Jahre eine gründliche, aber höchst widerwärtige Reinigung der Kanäle stattfinden, eine Arbeit, zu der man gewöhnlich Züchtlinge verwendet.

Ein nicht weniger empfindlicher Uebelstand ist der Mangel an Dachrinnen; das Regenwasser strömt von den flachen Dächern auf die Trottoirs hernieder und der Fußgänger mag sich mit einem dichten Regenschirm versehen, wenn er nicht bis auf die Haut durchnäßt werden will.

Ein interessantes Wogen und Treiben bietet fast zu jeglicher Tageszeit die Marktstraße des Puente del Roldan. Ueber die Quais derselben breiten sich die Käufer aus, während auf dem Kanale sich Kahn an Kahn drängt. Diese platten Schiffchen, beladen mit Hühnern, Tauben, Fischen, Gemüsen, Früchten und namentlich Blumen, gewähren einen äußerst freundlichen und

zum Genusse einladenden Anblick, gehoben durch den lebhaftesten Verkehr zwischen Käufern und Verkäufern. Zu Hunderten, in den verschiedenartigsten Formen und Größen, mit ebenso mannichfaltig aussehenden Erzeugnissen der Thier- und Pflanzenwelt gefüllt, gleiten die leichten Piroguen über das Wasser. Aufgethürmt liegen die prachtvollen Fruchtsorten des Südens neben den gesuchtesten europäischen Gemüsen — inmitten von Einfassungen, gebildet durch die schönsten Blumen der üppigen Tropennatur.



Mexikanische Fruchtsorten.

Auf dem Vordertheil der Fahrzeuge stehend, bewegen hellgekleidete Indianerfrauen — manche haben einen Säugling auf dem Rücken festgebunden — mit langen dünnen Stangen die Kähne von einem Orte nach dem andern. Ihr rabenschwarzes Haar fällt nach Landessitte bis auf die Hüften herab, was indeß die braunen Gestalten nicht weniger interessant macht. In der Mitte und unter dem aufgespannten Zelte des Nachens hat sich die übrige Familie niedergelassen. Sie ist in der Regel mit Baumwollspinnen oder mit dem Weben der blauen und blauweißen Zeuge beschäftigt, welche ihnen die unentbehrlichste Kleidung liefern. Auf einem anderen Kahne wird Geflügel gerupft und für den Verkauf vorbereitet; namentlich sind es Truthühner und wilde Enten, welche ihre Federhülle hergeben müssen. Die Barke nebenan ist mit aufgeschichtetem Welschkorne, einem beliebten Pferdefutter, beladen. Besonders anmuthig nehmen sich die vielen rothen und weißen Mohnblumen aus, womit die meisten Waarenhaufen gekrönt sind.

Indeß nicht nur Auge und Nase finden ihre Rechnung bei einem Besuche der Ramonstraße, auch das Ohr geht nicht ganz leer aus.

Ist ein Mann an Bord des Kahnes, so nimmt die Lieblingsunterhaltung, das unvermeidliche Guitarrengeklimper, gar kein Ende. Unter den gutmüthigen Leutchen herrscht meist die größte Eintracht; selten fahren sie aneinander vorbei, ohne sich „Buenos dias, Señor!“ oder „Señora!“ zuzurufen. Gegen Abend kehren meist die leeren oder mit Erzeugnissen der Hauptstadt wieder befrachteten Boote nach Ixtacalco, Mexicalcingo oder Chalco, der Heimat der handeltreibenden Kahninhaber, zurück.

Unsere Abbildung führt dem Leser verschiedene mexikanische Obstsorten vor Augen. Vorn, von einer Fliege benascht, erblicken wir die schon vielbesprochene Banane. Die Namen aller köstlichen Früchte Mexiko's aufzuzeichnen, ginge über den Zweck dieses Buches hinaus. Da gibt es z. B. unter den Aepfeln: Avocat-, Brei-, Pasteten-, Stern-, Liebes-, Granatäpfel u. a.; ferner eine Fülle von Kürbisarten, Melonen, Datteln, Yuccafrüchten, Ananas, Citronen, Orangen; dann die fremdklingenden Arten von Mamëyes, Papayas, Cacahuates, Zapotes, Granadillas, Melastomen, Anonas, Chirimollas und unzählige andere. Was von den Waaren Abends nicht verkauft wird, bleibt bis zum folgenden Tag. Sonntag Nachmittags ist der Markt zu Ende, und der Indianer überläßt sich seinem Vergnügen, d. h. er jagt den Erlös durch die Gurgel, oder bläst ihn als Rauch in die Luft, eine Verschwendung, die um so auffallender erscheint, wenn man weiß, daß diese Indianer häufig mit ihrer ganzen Familie und oft aus einer Entfernung von zehn, zwölf bis achtzehn Leguas herkommen, um für ihre Früchte einige Groschen zu lösen. Abends verlassen sie wieder die Stadt, die Männer meist schwer betrunken. „Tags vorher schleppt die Frau, wie ein Lastthier beladen, aus weiter Entfernung die Früchte zum Markt, und bricht beinahe unter der Bürde zusammen, während der Mann, unbekümmert um sie, vorausstrabt. Heute hat er den Erlös allein verschlemmt und vergeudet, und liegt, seiner Sinne beraubt, wie ein Thier am Wege. Ohne ein Wort der Klage, ohne Murren, ohne Vorwurf kauert sein hungriges Weib neben ihm, überwacht ihn sorglich, und wartet geduldig, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hat. Ist dies grenzenlose Ergebenheit von Seite der Weiber oder Stumpfsinn?“ fragt Baron von Müller.

Die Häuser Mexiko's haben zwar ein Ansehen von Dauerhaftigkeit, wie man es selten bei den Privathäusern der Städte der Neuen Welt trifft, aber ihr Baustil ist im Allgemeinenen weder rein noch geschmackvoll.

Balcone finden sich beinahe an jedem Hause, und es haben sich auch die von durchbrochenen Atticen, als Brustwehren, umgebenen Azoteas aus alter Zeit her wohl erhalten. Die meisten Fronten der dreistöckigen massiven Gebäude sind grell, roth, blau, gelb, grün u. s. w. gefärbt, einige auch mosaikartig mit blauglasirten Fliesen belegt. Der innere Ausbau der, wegen der vorkommenden Erdbeben meist nur einstöckigen Gebäude, sowie die Ausstattung ihrer Räumlichkeiten entspricht dem an andern Orten des Landes gebräuchlichen.



Volksscene aus der Ramonstraße.

Im Erdgeschosse der Häuser befinden sich Buden, Kaufläden und Contore oder Werkstätten. Die meist mit Blumenvasen besetzten flachen Dächer laden den Hausbewohner zu Morgen- und Abendspaziergängen ein. Wenn der Fremde durch die Säulengänge nach dem Hofe zu wandelt, geräth er in Versuchung, zu glauben, er befinde sich in einem Zaubergarten, dessen liebliche Blüten zu jeder Stunde ein ganzes Heer von Schmetterlingen und Kolibris herbeilocken. Die Liebe zu den Blumen ist ein Erbtheil aus alten Zeiten und selbst die Leute der ärmeren Classe bekunden diese unschuldige Neigung dadurch, daß sie Gewächstöpfe mittelst eiserner Ringe vor ihrer Wohnung befestigen.

Elend und Verkommenheit kennzeichnen, im Gegensatze zu den Hauptstraßen, die Vorstädte oder sogenannten Barrios. Dort sind die Gassen eng, meist ungepflastert, desto reichlicher aber mit Koth und Unrath gefüllt; die Häuser der unteren Classen sind klein, sehr niedrig, aus ungebrannten Lehmsteinen errichtet und häufig ohne allen Bewurf. Aus den offenen Thüren und Fenstern dringen nicht selten die übelriechendsten Dünste hervor — in welcher Luft müssen diejenigen athmen, welche die Baraken bewohnen! Jene Vorstädte sind wahre Höhlen des Verbrechens, die Bevölkerung besteht aus zerlumpten, scheu umher blickenden Menschen — selbst bei Tage ist es nicht rathsam, sich ohne Schutz oder Waffen unter sie zu mischen.

Wollen wir einen Ueberblick über die weithin sich ausdehnende Stadt genießen, ehe wir ihre einzelnen Sehenswürdigkeiten in's Auge fassen, so ersteigen wir einen der Thürme der Kathedrale!

Zu unseren Füßen, auf dem großen Hauptplatze, der Plaza mayor, scheint ein Ameisenhaufen hin- und herzuwogen, so klein däucht uns, von unserem hohen Standpunkte aus, die sich unten in reger Geschäftigkeit bewegende Volksmenge. Weiterhin erblicken wir den eigentlichen Marktplatz. Nach allen Richtungen hin erstrecken sich ausgedehnte, durch Menschengewimmel belebte Straßen. Flüchtig streift das Auge über die platten, schornsteinlosen, mit blühenden Gesträuchen und prächtigen Blumenvasen besetzten Dächer der Häuser, welche hell und glänzend vor uns liegen im glühenden Scheine der Sonne des Südens. Hoch empor über diese „Azoteas" ragen allenthalben Kuppeln und Thürme in die durchsichtige Luft.

Wir lassen unseren Blick mehr in die Ferne dringen. Ueber die Ebene hinweg mit ihren spiegelglatten Seen, breiten Dämmen und weithin verlaufenden Landstraßen, vorüber an freundlichen Meiereien, Dörfern und Landhäusern bleibt unser Auge zuletzt haften an den kegelförmigen Hügeln und den Linien der Gebirgsgürtel im Hintergrunde, aus dem sich die schneeglänzenden Häupter der sagenreichen Feuerberge Popocatepetl und Iztaccihuatl abheben. Aufs deutlichste treten die Umrisse ihrer weißstrahlenden Gipfel in der durchsichtigen Atmosphäre hervor.

Mit einem Worte, es breitet sich ein Panorama vor uns aus, mit dem sich kaum das einer anderen Weltgegend vergleichen läßt. —

Der größte aller öffentlichen Plätze Mexiko's ist die vorhin genannte Plaza mayor, deren eine Seite, gegen Norden, von der Kathedrale begrenzt wird. Dieses Gotteshaus erhebt sich genau auf derselben Stelle, welche einst der Tempel des blutlechzenden Huitzilopochtli einnahm. Das Gebäude, von Norden nach Süden 467 spanische Fuß lang und von Osten nach Westen 219 Fuß breit, steht auf einer erhöhten, schön gepflasterten Estrade von ziemlicher Ausdehnung. Die Kathedrale ist äußerst solid aus Porphyrquadern und nach dorischen Motiven erbaut. Ihre Hauptfacade ist gegen Süden gerichtet und mit drei neben einander befindlichen, mit Reliefs und Statuen gerade nicht geschmackvoll verzierten Portalen versehen, deren mittleres drei Stockwerke hoch emporsteigt, während die beiden anderen nur zwei besitzen. Die unterste Etage ist in dorischer, die mittlere in jonischer, die obere in korinthischer Ordnung ausgeführt und an jeder sind Säulen derselben Ordnung angebracht. Zu beiden Seiten erheben sich die zwei, ebenfalls aus drei Etagen bestehenden Thürme, welche je von einer glockenförmigen, in eine Blume auslaufenden und mit einem Kreuze geschmückten Kuppel gekrönt werden.

Um diese Kuppeln laufen Balustraden mit 4 kolossalen Statuen geziert, die Stifter der vornehmsten geistlichen Orden vorstellend. Die Höhe der Thürme mit den Kreuzen beläuft sich auf 218 spanische Fuß über der Estrade. „Recht schade", meint Mühlenpfordt, „und sehr den erhabenen Eindruck, welchen die Kathedrale machen könnte, störend ist es, daß die Estrade oder das Atrium, auf welchem sie steht, zu niedrig ist! Es erhebt sich kaum 4 Fuß über den Platz. Welch' eine großartige Wirkung würde der Bau machen, hätte man, statt die Tempelpyramide der Azteken abzutragen, dies prachtvolle christliche Gotteshaus auf ihren Gipfel hinaufgebaut!"

Die an den östlichen Thurm stoßende Pfarrkirche des Sprengels, „Sagrario" genannt, ist im schlechtesten Renaissancestyl des XVII. und XVIII. Jahrhunderts erbaut.

Begeben wir uns nunmehr ins Innere der Kathedrale. Wir durchschreiten die fünf Schiffe derselben, welche sämmtlich in dorischem Stile gehalten und mit kühnen Gewölben überspannt sind, getragen von vier Reihen dorischer Pfeiler, welche zugleich die Schiffe scheiden. Die Pfeiler des Mittelschiffes umstehen majestätische, die Gurt- und Seitenbogen stützende Säulen. Auf dem Gewölbe des Mittelschiffes ruhend, erhebt sich nicht weit vom Altare, eine große achteckige Laterne, aus deren gleichfalls achteckiger Kuppel noch eine zweite, kleinere emporsteigt. Obgleich die Ausschmückung der Kirche nicht in dem Maße übertrieben ist, wie die anderer Kirchen, z. B. der von Puebla, so ist sie doch gerade überladen genug, besonders der geschmacklose, mit Schnitz- und Schnörkelwerk, Gold, Silber, Bronze und Edelgestein verschwenderisch ausgestattete Hochaltar, dessen Spitze bis an die Ueberdachung reicht.

Die Kathedrale besitzt eine Unzahl prachtvoller Geräthe, Gold- und Silbergefäße, Christus- und Heiligenbilder und andere Schätze und Kostbarkeiten.

Eine der berühmtesten ist das Hauptciborium (Custodia principal), das über drei Fuß Höhe mißt, eine Schwere von 88 Mark Gold hat und mit 5,872 Diamanten und einer großen Menge anderer Edelsteine verziert ist. Ursprünglich von einem Grubenbesitzer, de Laborde, der von ihm errichteten Kirche zu Tasco geschenkt, ist dasselbe später, als er verarmte, dem Manne zurückgegeben und darauf von ihm der Kathedrale um 100,000 Pesos überlassen worden, einen viel zu niedrigen Preis, wie man behauptet.

Ueber alle Begriffe reich und kostbar sind ferner die Altardecken, Kirchengewänder rc., und keine zu verachtende Zierde der Kathedrale bilden die, Altäre, sowie Sakristeien schmückenden Gemälde ausgezeichneter spanischer Meister. Im westlichen Thurme hängt die größte Glocke Mexiko's. Sie hat eine Höhe von 18 Fuß bei einem Durchmesser von 9 Fuß am untersten Theile. Außerdem besitzt noch jeder der beiden Thürme eine große Glocke, von denen die eine 150, die andere 149 Centner wiegt.

Des an der westlichen Seite der Mauer befindlichen Kalendersteines der Azteken, der so rühmliches Zeugniß ablegt vom hohen Stande altindianischer Astronomie, haben wir im ersten Bande schon ausführlich gedacht.

Die östliche Grenze der Plaza mayor bildet der ehemalige Palast des Vicekönigs und der Centralregierung, im Süden wird der Platz vom alten Rathhaus begrenzt und der westlichen Seite entlang zieht sich eine Reihe schöner, mit Arkaden versehener Häuser, unter denen die vormalige Residenz der Familie Cortez hervorzuheben ist. Die Hauptzierde des großen Platzes bleibt jedoch unter allen Umständen die imposante, der Maria gewidmete Kathedrale, welche 1573 begonnen und 1675 eingeweiht wurde. Die Kosten des pompösen Baues sollen sich, mit Einschluß der beiden Thürme, auf beinahe 2 Millionen Pesos belaufen haben. Neben diesem großartigen Dome zählt Mexiko noch 14 Pfarrkirchen, 25 Mönchsklöster, von denen aber nur 7 bewohnt sind, 21 Frauenklöster und viele andere geistliche Anstalten und Stiftungen.

Das Kloster der Dominicaner, am Platze von San Domingo gelegen, wo früher die Hinrichtungen vollzogen wurden, ist so weitläufig angelegt, daß mehrere tausend Ordensbrüder darin Raum finden würden.

Nachdem die Mönche nach und nach ausgestorben, ist es nach der Revolution mehrfach als Staatsgefängniß benutzt worden, eine Verwendung, der die festungsartige Bauweise in der That entspricht. Das Convent besitzt heute noch bedeutende Reichthümer und das Innere der Kirche ist glänzend mit Bildern, Statuen und Schnitzwerk, vergoldeten Säulenknäufen, Heiligenschreinen rc., ausgestattet.

Dem Dominicanerkloster gegenüber liegt der ehemalige Inquisitionspalast, ein ansehnliches Gebäude, dessen freundliche Außenseite nichts von dem düsteren Zwecke verräth, dem es einst gedient hat. Jene schrecklichen Kerker für die sogenannten Irrgläubigen befanden sich nebst den Folterkammern,

in denen unzählige Unschuldige gequält und gemartert wurden, über der Erde, eine Einrichtung, welche der feuchte, unterirdischen Gewölben ungünstige Boden der Hauptstadt bedingte. Im Jahre 1820 wurde das im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts in Mexiko eingeführte und von den Dominicanern verwaltete Inquisitionstribunal durch Iturbide wieder aufgehoben, und der Palast ist seitdem abwechselnd als Unterrichtsanstalt oder Kaserne benutzt worden.

Vielleicht das größte aller Klöster Mexiko's ist das Convent San Francisco, welches nicht weniger als 7 Kirchen und Kapellen innerhalb seines Gebietes einschließt. Es wurde vom Laienbruder Fray Pedro de Gante, einem geborenen Flamländer und, wie man sagt, natürlichen Sohne Kaisers Karl's V. gegründet. Dieser fromme und zugleich außerordentlich thätige Mann rief die schöne Kapelle „zum heiligen Joseph" ins Leben, er errichtete im Bereiche des Klosters Schulen, in welchen die Knaben vornehmer Eingeborenen in allerlei Handwerken, Künsten und Wissenschaften unterwiesen wurden. Durch Herzensgüte und Edelsinn wußte er sich die Liebe und das Zutrauen der armen Indianer zu erringen; so bedeutend war sein Einfluß, daß der zweite Erzbischof von Mexiko, Fray Alonzo de Montufar, zu sagen pflegte: „Nicht ich bin Erzbischof dieses Reiches, sondern der Laienbruder Fray Pedro." Jener würdige Mann starb 1572, hoch an Jahren, reich an Ehren und allgemein betrauert.

Als eine der geschmackvollsten Kirchen der Stadt darf unstreitig die des Jesuitencollegiums „la Profesa" angesehen werden. Ihre Größe erreicht beinahe die der Kathedrale und ihr Bau zeichnet sich durch solide Pracht ohne jede Ueberladung auf das vortheilhafteste aus. Ferner sind von Bedeutung die Kirche „Nuestra Señora de Loreto" und das schöne Kloster „La Merced". Unter den Frauenklöstern ist nur das von Jesus und Maria mit der von dem berühmten Tolsa erbauten Kirche hervorzuheben.

Die geschichtlich merkwürdigste aller Wohlthätigkeitsanstalten war das leider jetzt eingegangene Hospital de Jesus de los Naturales. Diese zur Aufnahme armer indianischer Kinder und Greise bestimmt gewesene Stiftung verdankte ihre Gründung dem großen Cortez. Hier zeigte man früher Porträts von Personen aus der Familie des Conquistador, sowie die Standarte, welche die Eroberer des aztekischen Reiches zu Ruhm und Sieg führte. Dieses interessante Banner wurde vormals alljährlich am Hippolytstage in feierlicher Procession durch die Straßen Mexiko's getragen.

In der zur Stiftung gehörenden Kapelle hat der Herzog von Monteleone seinem berühmten Anverwandten ein Denkmal errichtet. Die Büste des Cortez gilt als besonders ähnlich. Das Werk rührt von dem schon mehrmals erwähnten Bildhauer Tolsa her und ist außerdem noch bemerkenswerth als das einzige Denkmal, das dem „Eroberer" zu Ehren in der Neuen Welt je ausgeführt wurde!

Das zweistöckige, einen Binnenhof umschließende Universitäts-

gebäude befindet sich an der Ostseite der Plazuela del Velador. Die Universität besitzt eine Bibliothek von geringem Werthe, dagegen eine sehenswerthe Antiquitätensammlung, welche in dem sogenannten Museo Mejicano aufgestellt ist. Man findet hier ein Bruchstück des von uns bereits erwähnten Originalgrundrisses von Tenochtitlan, den der unglückliche Montezuma eigens für Cortez aufzeichnen ließ, ferner das ebenfalls von uns schon besprochene Hieroglyphenmanuskript über die Züge und Wanderungen der Azteken vor ihrer Niederlassung in Anahuac, eine Anzahl anderer altindianischer Bilderschriften auf Maguey-Papier und mehrere Mappen voll geschmacklos und ungeschickt ausgeführter Zeichnungen altindianischer Bauwerke. Unter letzteren befinden sich Originalabbildungen der Denkmale von Palenque und Mitla und verschiedene zur Zeit Karl's IV. gesammelte Skizzen aztekischer Alterthümer, von denen Lord Kingsborough in seinem Prachtwerke interessante Kopien veröffentlicht hat. Noch merkwürdiger als diese Zeichnungen sind die Gegenstände altindianischer Plastik, Hausgeräthe, Waffen, Götzen aus dem verschiedenartigsten Material, glänzend polirte Platten von schwarzem Obsidian, welche — mit einem Loch zum Aufhängen versehen — wahrscheinlich die Stelle unserer Spiegel vertreten mußten, dann einige feingearbeitete Exemplare dünner Obsidian-Masken u. s. w. Für Verehrer des „Eroberers" mag die hier aufgestellte eiserne Rüstung von Cortez von besonderem Interesse sein. Geringe Bedeutung dagegen hat die naturhistorische Sammlung.


Tanzendes Volk.

Der Hof des Gebäudes der 1551 gegründeten Universität diente der großen, von Tolsa gegossenen Reiterstatue Karl's IV. lange zum Aufenthalte. Jetzt befinden sich dort eine Menge mexikanischer Alterthümer, meist Sculpturen in Porphyr und Serpentin, darunter ein großer, von der Insel Sacrificios hergebrachter Opferstein, eine beinahe 9 Fuß hohe Statue der aztekischen Todesgöttin Teoyaomiqui. (Vergleiche „das alte Mexiko" S. 37.) An den Wänden der den Hof umgebenden offenen Säulenhalle hängen Kleider und Mäntel aus Federn, Vogelhäuten, Fellen und Baumbast, ferner Jagd-, Fischer- und Hausgeräthe wilder nordmexikanischer Indianerhorden.

Die medizinische Schule oder Facultät befindet sich als eine besondere Anstalt im ehemaligen Inquisitionspalast; der Militärakademie gedenken wir an anderer Stelle. Ob die Specialschulen für Landwirthschaft und Handel die letzten Jahre überdauerten, haben wir nicht in Erfahrung zu bringen vermocht. Die Akademie der schönen Künste, welche in der Nähe der erzbischöflichen Residenz hinter dem Nationalpalaste liegt, wurde unter dem Namen „Academia de los nobles artes de Mejico“ im Jahre 1784 durch königliche Verordnung gegründet. Zur Zeit A. v. Humboldt's enthielt sie, nach dessen eigenen Worten: „eine weit schönere und vollständigere Sammlung von Gipsabgüssen, als man sie irgendwo in Deutschland antraf.“ Diese Sammlung ist heute so verwahrlost und das Institut selbst durch den Einfluß der fortwährenden Revolutionen so herabgekommen, daß seine weitläufigen Räumlichkeiten nur noch wenig Bemerkenswerthes enthalten.



Mexikanische Markttypen: Hutverkäufer.

Nicht bedeutender erscheint uns der erzbischöfliche Palast, an dem wir rasch vorbeieilen, um uns zur Bergschule zu begeben. Dies Gebäude, ein wahrer Palast, gilt mit Recht für das schönste der Hauptstadt. Es wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den Baumeister Manuel Tolsa aufgeführt, und zwar auf Kosten der Minenbesitzer (Tribunal de Minería), welche dazu 600,000 Pesos zusammenbrachten. Mit Einschluß der inzwischen nöthig gewordenen Reparaturen kam die Anstalt jedoch auf nahe an 1 Million Pesos zu stehen. Der imposante Bau, in zwei Stockwerken aus hellgrünem Porphyr errichtet, besteht aus einem Haupttheile und zwei Flügeln; besonders ersterer, in dorischem Stile gehalten, ist wahrhaft prächtig ausgeführt. Das Ganze macht den Eindruck von Gediegenheit und Schönheit. Im Erdgeschosse befinden sich die Laboratorien, Küchen, Wärterwohnungen u. s. w., in der oberen Etage, zu welcher man auf einer geschmackvollen Doppeltreppe aus geschliffenem Porphyr gelangt, die weiten, freundlichen Lehrsäle, die in jonischem Stile gehaltene, reichverzierte, sowie mit etlichen hübschen Statuen geschmückte Kapelle, weiterhin die Wohnungen der Schüler, die für Sammlungen bestimmten Gemächer u. s. w. In einem der Flügel, welcher einen besonderen Eingang von einer Seitenstraße her hat, befinden

sich die Wohnungen der Professoren. Auf dem flachen Dache des für Mexiko ungewöhnlich hohen Gebäudes erhebt sich ein kleiner, viereckiger Thurm, der als Observatorium benutzt wird. Der Besucher der Mineria zählt 7 Höfe mit 11 Springbrunnen, 13 Treppen, sowie gegen 300 Zimmer und Säle.

Sieht man von den Seminarien, Klosterschulen nebst den durch öffentliche Mittel ausgerüsteten Nationalcollegien ab, welche letztere in der besten Zeit von kaum mehr als zusammen 1800 Zöglingen und Studirenden besucht waren, so fällt der Hauptunterricht den Privatlehranstalten des Landes anheim, deren Anzahl sich auf etwa 900 belaufen mag und welche etwa 150,000 Schülern Unterricht ertheilen. Von keiner der sämmtlichen Schulen der Hauptstadt, noch weniger von denen des Landes läßt sich viel Gutes melden. Der Volksunterricht liegt in einem solchen Grade darnieder, daß sich die 1851 geäußerten Worte des Ministers Lerdo de Tejado noch heute anwenden lassen. Derselbe sagt in seiner amtlichen Statistik (Cuadro sinoptico): „Ungeachtet der Anstrengungen, die von manchen Seiten gemacht wurden, besonders auch von den Staats- und Communalbehörden, um die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten des Reiches zu verbessern und auf einen angemessenen Fuß zu bringen, so ist der Zustand, in dem sich dieselben noch gegenwärtig befinden, doch ein über alle Maßen trauriger, da man, wie die Dinge liegen, einräumen muß, daß mindestens drei Viertheile der Nation nicht einmal wissen, daß es ein Ding gibt, das A B C heißt!!"

Kaum erfreulichere Gedanken weckt in uns der Anblick des Nationalpalastes, der Schauplatz so vieler bitteren Redekämpfe seit mehr als vierzig Jahren. Derselbe steht, wie schon erwähnt, an der Ostseite des großen Platzes und zeichnet sich mehr durch ungeheure Ausdehnung, als durch architektonischen Werth aus. Ein großes, von vielen inneren Höfen durchbrochenes Viereck, bedeckt er den ganzen Raum zwischen der Plaza mayor und der Plazuela del Velador, dem Hauptmarktplatze. Der Palast nimmt die Stelle ein, an welcher Cortez sein erstes Haus erbaut hatte. Während der Zeit der Republik diente er dem Präsidenten und Vicepräsidenten zur Residenz; nebenbei befanden sich hier die geräumigen Sitzungssäle des Senats und der Deputirten, die Druckerei der Regierung u. s. w. In einem der Höfe, hinter dem rechten Flügel, liegt der nicht sehr große botanische Garten. Zur Zeit A. von Humboldt's ungemein reich an seltenen und interessanten Pflanzen, befindet er sich jetzt in äußerst vernachlässigtem Zustande. Bemerkenswerth ist eigentlich nur noch der in unserem Kapitel über Thier- und Pflanzenwelt beschriebene Händebaum (Cheirostemon platanoides), der Arbol de las manitas der Spanier, dessen verwachsene Staubfäden wie eine Hand oder Klaue aus der purpurrothen Blüte aufsteigen.

Der hintere Theil des Palastes wird von der Münze, einem schönen Gebäude, eingenommen. Es können dort täglich 80,000 Pesos geprägt werden,

und bis zum Jahre 1852 sind auch für 2,359,971,094 Pesos, davon 111,806,470 in Gold, wirklich geprägt worden. Im Allgemeinen erinnert die Einrichtung der Münze von Mexiko an die aller älteren Münzstätten Europa's.

Einen Blick auf das frische Leben und Treiben des Volkes gewährt uns ein Morgenspaziergang nach Mexiko's Hauptmarkt, Plazuela del Velador. Wir können diese Unterhaltung jeden Tag genießen, denn alle Morgen, selbst die Festtage nicht ausgenommen, wird Markt gehalten.



Mexikanische Markttypen: Korbhändler.

Das Bild, welches sich unserem Auge hier entrollt, erinnert an das auf der Straße des Puente del Roldan betrachtete. Wol Tausende von Indianern sind — oft aus großer Ferne — zeitig herangekommen und haben ihre mannichfaltigen Erzeugnisse am Boden auf Matten vor sich ausgebreitet. In den benachbarten Buden fehlt es nicht an Seilern, Fleischern und anderen Handwerkern, welche ihre Waaren den Kauflustigen um die Wette anpreisen. Dazwischen drängen sich alte und junge Männer und Weiber, lärmende Knaben, neugierige kleine Mädchen und staunend um sich blickende Fremde. Das Ganze bildet eine ebenso belebte als originelle Scene. Da sieht man in hohen, meist geschmackvoll mit Blumen aufgeputzten Haufen die prachtvollsten Früchte der Tropenwelt. Während dort junge, schwarzäugige Aztekenmädchen mit Tomatl und Gitomatl (eine Art Erdpistazie) und verschiedenen Sorten spanischen Pfeffers (Chile) handeln, überschreit sie ein betagter Huthändler, dessen Stimme wiederum ein Anderer, der geflochtene Matten und Körbe feilbietet, zu übertönen sucht. (Siehe S. 397 u. 399.) Viele der Waaren, namentlich Gemüse und Gartenfrüchte, werden auf den nicht mehr mit Recht „Chinampas" genannten Gärten gezogen,

denn die heutigen „schwimmenden Gärten" sind nichts weiter als schmale, lange, durch Wassergräben von einander getrennte Erdstreifen, welche größtentheils durch das allmälige Zurückziehen des Salzsees von Tezcuco vom Süßwassersee Chalco entstanden zu sein scheinen. Ihre Fruchtbarkeit ist ungemein groß. Gewöhnlich tragen sie das herrlichste Gartenobst, Gemüse aller Art und liefern einen prachtvollen Blumenflor. Häufig sind sie von blühenden Hecken umgeben; in der Mitte steht zuweilen die Hütte des Eigenthümers, der von den Erzeugnissen seines kleinen Inselparadieses lebt, indem er dieselben auf Booten nach dem Kanal von Chalco und von hier nach dem Markte der Hauptstadt befördert, dessen hauptsächlichen Schmuck sie bilden.

Um so prosaischer erscheinen uns die beweglichen Herde der Köche und Köchinnen, welche auf der Plazuela del Velador frischbereitete Bohnen, Chilesaucen und dampfende Fleischspeisen ausbieten. Noch weniger verlockend, ja beinahe Ekel erregend dünken unserem unverwöhnten europäischen Auge die Schildkröten, Frösche und Axolotls, eine Art Wassersalamander, welche man an jener Ecke verkauft. — Wir wenden unsere Blicke mit desto größerem Wohlgefallen auf die schlanken Gestalten der dunkeläugigen Spanierinnen, die soeben mit ihren Einkäufen an uns vorüberwandeln.

Von Minute zu Minute wechseln Scenen und Bilder und dies hört von Morgens 6 bis Mittags 12 Uhr nicht auf. Erst gegen 3 Uhr ist der Platz etwas gelichtet und gegen 4 Uhr entleert er sich, nachdem die Käufer befriedigt und die Indianer nach ihren Dörfern zurückgewandert sind.

Benutzen wir diesen stillen Nachmittag zu einem Besuche der beliebtesten Promenade Mexiko's, der Alameda! Diese prächtige, etwa 20 Morgen große, länglich-viereckige Anlage, auf welche die Bewohner der Hauptstadt mit vielem Rechte stolz sind, befindet sich am westlichen Ende der Stadt. Sechs verschließbare Thore bilden die Zugänge zu dem mit niedrigen Mauern eingeschlossenen Raum. Breite, gerade, theilweise mit Steinplatten bedeckte Wege, zu beiden Seiten von hohen Bäumen überschattet, ziehen sich über den Platz hin, einander in regelmäßiger Anordnung durchkreuzend.

Auf den Kreuzungspunkten münden diese Gänge in runde Plätze, aus deren Mitte Springbrunnen ihre kühlen Wasser emporsprudeln. Bei aller Anmuth, welche die Pflanzenpracht der Tropenwelt darbietet, und trotz ihrer Mannichfaltigkeit an Gestalten und neuen Erscheinungen erscheint uns doch auf die Dauer die Alameda zu Mexiko, im Vergleich zu unsern traulichen Promenade-Anlagen, beinahe trübselig. Da gibt es keine Lauben mit fröhlich plaudernden Gesellschaften, es tummeln sich keine übermüthigen Kinder auf grünen Rasen, ja es ertönt weder Musik, noch Gesang. Höchst selten, daß ein zärtliches Paar das ewige Einerlei dieser gemessen an einander vorüberwandelnden Gesellschaft unterbricht. Es sind immer dieselben Personen, welche uns begegnen. — Die Leute der feinen Welt, wie der niederen Volksclassen sehen gelangweilt aus, wenn sie, alltäglich zwischen geradlinigen

Baumreihen einherwandelnd, sich dicht an glänzenden Karrossen mit geputzten, rauchenden und fächelnden Damen vorbei drängen. Du siehst, einen Tag wie den andern, den Weltgeistlichen und Offizier, den behäbigen Mestizen wie den vornehmen Kaufmann, den weithergekommenen Fremden und den Eingeborenen. Doch jetzt erscheinen auch einige Reiter, welche ihre kleinen, lebhaften Rosse lustige Sprünge machen lassen und einiges Leben in die Scene bringen! Da wir zu sehr an ein heiteres und weniger beengtes Leben und Treiben in unseren städtischen Anlagen gewöhnt sind, so fühlen wir uns selbst inmitten des unvergleichlichen Pflanzenwuchses der Tropen-Natur bald befriedigt, und eilen, den Rückweg einzuschlagen.

Den letzten Tag unseres Aufenthaltes in der Hauptstadt benutzen wir zu einem Ausfluge nach Chapoltepec, dem Heuschreckenhügel. Unser Weg führt uns eine mit Bäumen eingefaßte Hochstraße entlang, welche zu beiden Seiten der großartigen, Mexiko's Metropole mit Trinkwasser versehenden Wasserleitung hinläuft.

Nachdem wir eine Meile gewandert sind, gelangen wir an den sich in einer Höhe von über 200 Fuß aus der Ebene erhebenden, einsam dastehenden Porphyrhügel Chapoltepec, den einst so feenhaften Landsitz Montezuma's! Heute wird die Platform dieses Hügels von einem stolzen, festungsähnlichen Schlosse bedeckt, während der südliche Abhang durch einige Häuserreihen begrenzt wird, welche zusammen das Oertchen Chapoltepec mit kaum 150 Einwohnern bilden.

Wir erinnern uns, daß vor Eroberung des Landes durch die Spanier auf dem Hügel die Sommerresidenz der alten Kaiser von Anahuac sich befunden hat. Einige wollen behaupten, der Hügel habe denselben auch zur letzten Ruhestätte gedient. Wie dem aber sein mag, jetzt wird Chapoltepec von einem Parke eingeschlossen, in welchem vor Allem die vielbewunderten Riesencypressen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Ihre ehrwürdigen Stämme haben einen Umfang von 34 und 36 Fuß und ihre immergrünen Wipfel erheben sich hoch über die aller übrigen Waldessöhne. Der Eindruck, den diese ernsten, hohen Baumgestalten auf uns hervorbringen, ist um so ehrfurchtgebietender, da das Moos der Tillandsie die beiden Ahuehuetes gleich einem lang herabwallenden, silberhellen Greisenhaare umfließt. Sie sahen Montezuma, sehen Maximilian, wer wird einst noch unter ihnen wandeln?

Das den Felsen krönende Schloß hat den Vicekönig Galvez zum Gründer und wurde im Jahre 1785 auf königliche Kosten errichtet, die sich auf 1½ Millionen Pesos belaufen haben sollen. Westlich, nach Mexiko zu, besitzt es Brustwehren, vorragende Mauern und weitläufige Casematten. Ungeachtet aller Bestrebungen des Erbauers, durch architektonische Verzierungen das militärische Aeußere des Schlosses zu verdecken, trägt es auffallend genug das Gepräge einer herausfordernden Kriegsfeste und brachte

Galvez nicht nur am spanischen Hofe, sondern auch bei der mexikanischen Bevölkerung in den Verdacht, daß er auf staatsgefährliche Pläne sinne.

In einem auf einer Anhöhe des Parkes von Chapoltepec gelegenenen Gebäude befindet sich das im Jahre 1835 von der Regierung eingerichtete Militärinstitut, aus dem die besten Offiziere hervorgegangen sind, welche die Armee Mexiko's besitzt.

Von hier oder auch vom flachen Dache des Schlosses bietet sich dem Beschauer eine der schönsten Aussichten nach dem an Schönheiten so überreichen Thale. Unbehindert schweift das Auge über die grünen Seen mit ihrem lieblichen Rahmen von Gärten und Meiereien, kleinen Dörfern und blühenden Gehölzen nach den hohen Thürmen, glänzenden Kuppeln und Azoteas der wunderherrlichen Hauptstadt und weiter nach den majestätischen Bergkolossen im leuchtenden Schneegewande, welche den Hintergrund des prachtvollen Gemäldes abschließen. Welch' eine Zauberwelt! Im Süden und Westen, zwischen den Dörfern Sant Angel, Tacubaya und Tlalpam, ein einziger unermeßlicher Garten von Bananen, Orangen, Pfirsichen, Aguacates und anderen farbigen, duftenden Früchten des Südens; im Osten, hoch über den niederen, in düsteren Schatten liegenden Gebirgszügen, die in dunkler Himmelsbläue thronenden Schneehäupter des Popocatepetl und Iztaccihuatl; unten der in allen Farben prangende Teppich der Thalebene von Tenochtitlan, über welche zwei lange, von hohen Bogen getragene Wasserleitungen dahinziehen, durchschnitten von Hochstraßen, Dämmen und smaragdgrünschimmernden Seen, deren Spiegelfläche aufblitzt im Widerschein der Sonnenstrahlen; im Norden, an den schroffen Hügel von Tepeyacac gelehnt, aus einer tiefgrünen Schlucht aufsteigend das wunderbar schöngelegene Kloster „Unserer lieben Frau von Guadeloupe." — Und diese lachende, entzückende Landschaft, welche blutigen Greuel hat ihr Boden erdulden müssen!! Unwillkürlich gedenken wir bei ihrem Anblicke der Worte Humboldt's:

„Es sterben dahin die Geschlechter der Menschen. Es verhallt die rühmliche Kunde der Völker. Doch wenn jede Blüte des Geistes welkt, wenn im Sturme der Zeiten die Werke schaffender Kunst zerstieben, so entsprießt ewig neues Leben aus dem Schoße der Erde. Rastlos entfaltet ihre Knospen die zeugende Natur, unbekümmert, ob der frevelnde Mensch (ein nie versöhntes Geschlecht) die reifende Frucht zertritt."



Die Alameda in Mexiko.



Das neue mexikanische Staatswappen.

Schluß.

Das zweite Kaiserthum in Mexiko.

Kaiser Maximilian I. und seine Mission. Die Aufgaben des jungen Herrschers. — Rassen- und Hautfarben-Unterschiede. — Sociale Stellung der Deutschen in Mexiko. — Was dem Lande vor Allem Noth thut. Kolonisation und Civilisation Mexiko's. — Blick auf die Zustände des Reiches. Charakter des Mexikaners. Polizei und Militärwesen. Leperos und Vagabunden. Verfall der Geistlichkeit und des öffentlichen Unterrichts. — Aussichten für die Monarchie in Mexiko. Republik oder Monarchie für Amerika? Gescheiterte Versöhnungsversuche. Juarez' Brief an den Kaiser Maximilian. Unsere Hoffnungen.

Am 12. Juni 1864 war die Metropole Mexiko's der Ort einer großartigen Empfangsfeier. Ein junges Herrscherpaar durchzog die Straßen der im glänzendsten Festkleide prangenden Hauptstadt; jubelnd begrüßte die eingeborene Bevölkerung die Nachkommen des göttlichen Wohlthäters Quetzalcoatl, welche, längst erwartet, nach der Prophezeiung aus dem Osten kommen und das heiß ersehnte Friedensreich wieder aufrichten sollten.

Europa hingegen sah mit bangem Herzen den deutschen Fürstensohn scheiden, der sein zauberisches Meerschloß verlassen, um in der westlichen Hemisphäre einen Thron zu besteigen, welcher nach dem Dafürhalten so Vieler auf gar schwachen Stützen ruht. Der junge Monarch vertauschte infolge dessen eine

Existenz, die ihm neben großem äußeren Behagen zugleich ein nicht ohne Erfolg gepflegtes Feld öffentlicher Wirksamkeit darbot, mit einer Zukunft in dem Lande, wo vor der Hand Alles in Frage steht, wo sich aber unendlicher Segen stiften läßt, wenn es gelingt, eine der rühmlichsten Aufgaben zu lösen, welche das Geschick einem Sterblichen zuertheilen kann. Die Meisten würden in der Lage jenes Fürsten allerdings den vielleicht zu erringenden Preis nicht im Verhältnisse zu den dafür einzusetzenden persönlichen Opfern gefunden haben.

Auch Maximilian von Oesterreich wird sich kein Hehl daraus gemacht haben, daß die Krone, die er sich auf's Haupt gesetzt, „reichlich mit Dornen gepolstert" ist. Was er von der Lösung der überaus schwierigen Aufgabe, die seiner harret, hält, darüber hat er sich bereits ausgesprochen, und zwar nach dem Mémorial diplomatique gegen Herrn L. Dépraux de Saldapenna folgendermaßen:

„Das mexikanische Volk will nach so vielen schmerzlichen Prüfungen mir sein Geschick anvertrauen, ohne mich nur zu kennen. Ich werde mich befleißigen, sein Vertrauen durch vollständige Ergebenheit zu rechtfertigen. Wenn das Volk in der Lage sein wird, die Reinheit meiner Absichten zu würdigen und wenn ich erst Kenntniß von seinen Bedürfnissen erlangt haben werde, so hoffe ich, daß wir mit Hülfe des Allmächtigen dazu kommen, dem gemeinsamen Vaterlande durch gewissenhafte und redliche Erfüllung unserer gegenseitigen Uebereinkunft eine Aera des Friedens und der Wohlfahrt zu sichern, von der ich meinerseits nie abweichen werde. Ich glaube in meinem Leben genugsam bewiesen zu haben, daß ich nicht der Furcht zugänglich bin; wenn aber meine Kräfte kleiner sein sollten, als mein Muth, so würde meine dringendste Sorge dahin gehen, zu vermeiden, daß meine Krone auch nur durch einen einzigen Tropfen mexikanischen Blutes befleckt werde. An dem Tage wo, ungeachtet meines beharrlichen Strebens, ich genöthigt sein würde, auf die Hoffnung zu verzichten, alle Parteien zu vereinen, um aus unserer Eintracht die Aegide der Unabhängigkeit und Sicherheit des Kaiserreiches hervorgehen zu lassen: an diesem Tage würde ich nicht zaudern, dem Beispiele zu folgen, welches mir mein erhabener Schwiegervater gab, als er bei Beginn des Sturmes von 1848 freiwillig dem belgischen Volke erklärte, daß er eher gesonnen sei, die Krone niederzulegen, als einen Bürgerkrieg hervorzurufen. Ich würde mit derselben Heiterkeit des Geistes vom Thron herabsteigen, mit welcher ich mich heute vorbereite, seine Stufen zu betreten. Wie einst Diocletian von seiner Kaisergröße in Salona ausruhte, so werde ich wieder zum Leben eines Philosophen in meine Einsamkeit von Miramar zurückkehren, und die Würdigung meines Auftretens dem unparteiischen Richterspruch der Geschichte anheimgeben."

Wahrlich hohe und edle Worte, würdig eines erlauchten Fürstensohnes, würdig eines so großen Unternehmens, dem ein Nachkomme Karl's V. sein Leben weihen will. Ob es ihm vergönnt sein wird, dem zerrütteten Reiche ein Kaiser Rudolf oder ein Leopold von Belgien zu werden?

Kaiser Maximilian befindet sich in einer Stellung, schwieriger als die irgend eines Fürsten in Europa. Die Monarchie tritt die Regierung mit einer

Schuldenlast von über 200 Millionen Pesos, etwa 300 Mill. Thalern, an*), während die Haupteinkünfte, die Zölle, an auswärtige Gläubiger verpfändet sind. Sie soll eine wohlgeordnete Verwaltung schaffen, eine gerechte Abgabenvertheilung herstellen und dem in ein förmliches System gebrachten Betrug der Beamten steuern; sie muß Wege bauen, eine Marine gründen, und ein Heer von wenigstens 25,000 Mann unterhalten. Der Kaiser braucht eine Civilliste, Entschädigungsgelder und jährlich 10 Millionen Piaster Zinsen sind zu zahlen, während die Gesammteinnahmen seither nur 11 bis 16 Millionen betrugen. Auf welche Weise der Kaiser dies Alles möglich, wie er das französische Protektorat weniger fühlbar machen, die neuen Institutionen befestigen, wie er Ordnung an die Stelle der seitherigen trostlosen Verwirrung bringen will, ist schwer zu sagen. Personen, welche ihm näher stehen, meinen, er werde vor Allem an den Grundsätzen seines weisen Schwiegervaters festhalten, die Verfassung des Reiches ehren, Mißgriffe vermeiden und insbesondere nicht auf Zuflüsterungen vielgeschäftiger Unberufener oder gar unerfahrener Fremden hören, sondern seine Rathgeber aus den verständigsten und gemäßigsten Männern im Lande wählen, unbeirrt von dem Zuruf derer, welche glauben, infolge ihrer bisherigen Stellung in Kirche oder Staat einen unabweisbaren Anspruch darauf zu haben, gehört und gebührend beachtet zu werden.

Man hat von vielen Seiten dem „Ersehnten" eine Menge guter Rathschläge entgegengebracht. Freunde aus der Heimat glauben, es sei unerläßlich, den Strom der Auswanderung nach dem vielgepriesenen Wunderlande zu lenken, um diesem zu verschaffen, was ihm fehle: einen tüchtigen, fleißigen und einsichtsvollen Mittelstand, der sich in Zeiten der Noth um seinen Fürsten schare und für die Aufrechthaltung seines Thrones mit einstehe. Es hält vielleicht so schwer nicht, einen guten Theil der europäischen Auswanderung nach Mexiko zu dirigiren: Katholiken Süddeutschlands, Rheinländer und Belgier, ja Irländer sind zu gewinnen, denn sie wagen gegenwärtig nicht viel mehr, wenn sie in dem neuen Kaiserreich die Chancen einer ungewissen Zukunft auf sich nehmen, als wenn sie sich in den Vereinigten Staaten jetzt zum Kanonenfutter, später zu Packeseln hergeben. Denn in der Republik des vielstaatigen Sternenbanners ist der Deutsche immer nur in Augenblicken der Noth angesehen gewesen; sobald die Zeit gekommen, wo der Mohr seine Schuldigkeit gethan hatte, hat man ihm stets zu verstehen gegeben, daß er gehen könne, oder im besten Fall, daß man ihn — als Fremden eben dulde, ja die in Amerika geborenen Kinder haben dies schon nachgeplaudert und den Vätern bei Gelegenheit ihre Geburt vorgehalten! Dies Alles wird nicht viel anders werden, wenn auch die guten ehrlichen Deutschen mehr zur Staatsrettung beigetragen, als der republikanische Stolz der ächten Yankee's wird zugestehen wollen.

*) Das durch und durch zerrüttete, ohnehin bereits mit Schulden überladene Land übernimmt zu diesen eine so eben kontrahirte weitere Schuld von 200 Millionen Francs, von denen die Hälfte an Frankreich als Entschädigung für Kriegskosten und anderweitige Bemühungen gezahlt wird.

Anders in Mexiko.

Baron J. von Müller, welcher längere Zeit daselbst zugebracht hat, schreibt: „Es ist wohlthuend für den Deutschen, den großen Unterschied in der socialen Stellung zu beobachten, den seine Landsleute hier, gegenüber den nordamerikanischen Freistaaten, einnehmen. Ich fand nicht einen Deutschen, der nicht eine angesehene Stellung eingenommen hätte. Der Grund mag theils im engeren Zusammenhalten der Deutschen unter sich, theils darin zu suchen sein, daß sie jeden Landsmann kostenfrei in die Heimat zurückbefördern, von dem sie glauben, er sei nicht im Stande, sich eine anständige Stellung zu erwerben, oder diese zu behaupten." Ueber das Verhalten der Mexikaner den Deutschen gegenüber äußert sich ein anderer Kenner der transatlantischen Zustände, Julius Fröbel, mit erstgenanntem Gewährsmann völlig übereinstimmend. „Somos hermanos!" „Wir und die Deutschen sind Brüder!" — das sind Worte, mit denen der genannte Reisende gar oftmals sowol in Mexiko, wie in Centralamerika begrüßt worden ist, während der Mexikaner von den Yankees sagt: „Son barbaros estos hombres!"

Diese freundliche Gesinnung wird unseren Landsleuten manche Wege ebnen.

Doch ist heute in Mexiko etwas mehr zu leisten, als Auswanderer in's Land zu ziehen. Was geschehen muß, liegt zwischen Kolonisirung und Civilisirung in der Mitte. Die Grundlage dafür wird stets nur in der Verkündigung der Religionsfreiheit zu finden sein. Dann erst wird der Kaiser über ein tüchtiges Material von Händen und Köpfen bei Wiederaufrichtung des verfallenen Staatsbaues verfügen können, dann erst läßt sich der Strom der Auswanderung wirklich so zum Anschwellen bringen, daß dem Lande fleißige Hände, zuverlässige Kriegsleute und vor Allem tüchtige Köpfe in Menge zugeführt werden; dann wird Mexiko seine Sicherheit und Unabhängigkeit für die Folge in seiner eigenen Widerstandskraft suchen dürfen. Und in diesem Falle steht es so schlecht nicht mit der Zukunft der neuen Kaiserschöpfung.

Eine andere Frage ist's, ob sich in der That auch die Pilgerschaft Europamüder gleich hunderttausendweise nach Mexiko hinlenken läßt und ob gerade die besseren Köpfe sich bestimmen lassen, dem Strome zu folgen. Dieser Theil willfahrt sonst so blindlings gerade nicht dem Rufe oder den Bitten Vorausgegangener. Abgesehen von den wichtigsten Küstenpunkten, wo zum Theil ganz unerträgliche Klimaverhältnisse den Aufenthalt lebensgefährlich erscheinen lassen, ist der anbauwürdige Theil von Mexiko nicht ganz so dünn bevölkert, als man oft liest und behaupten hört; ein guter Theil der unangebauten, menschenleeren Bodenfläche aber besteht aus Wüsteneien, Salzseen, unwirthlichen Gebirgsstöcken, durch welche nur selten eine verfallene Straße führt, wo es dagegen Comanchen und befiederte Raubvögel in Menge giebt, während von Dorados wenigstens bis jetzt nicht viel zu merken war. Infolge dessen kennen die raubgierigen Indianerstämme in den Nordprovinzen die Orte, wo sich etwas holen läßt, viel besser, als die Reisenden, die von dort berichtet haben und deren es für lange hinaus immer nur eine sehr kleine Anzahl geben wird.

Selbst in den besser bevölkerten Gegenden bedarf es bei Bebauung des Bodens bestimmter Erfahrungen, wenn der Einwanderer sich nicht allein auf die Banane und das darauf gegründete Humboldt'sche Ertragsexempel verlassen will; unter allen Umständen verursachen an vielen Orten die Bewässerung des Erdreichs und manche andere Vorkommnisse mehr Arbeit und Fürsorge, als der Auswanderer aufzuwenden brauchte, wenn er sich etwa nach dem ebenfalls dünn bevölkerten Ungarn oder den Donaufürstenthümern hinwenden würde.

Wie eigenthümlich es mit der Hebung der mineralischen Bodenschätze bestellt ist, darauf haben wir schon in dem Abschnitte über den Bergbau hingewiesen; ebenso wissen unsere Leser, daß es dem Lande nach fast allen Richtungen hin an Verkehrsstraßen mangelt und daß daher die Absatzwege nicht in Auswahl vorhanden sein können, wie etwa bei uns. Zudem fehlt es durchweg an schiffbaren Strömen und in Bezug auf die nach dieser Richtung etwa herzustellenden Verbindungen muß so gut wie Alles noch gethan werden.

Es ist demnach in dem gepriesenen Lande lange nicht alles Gold, was dem minder Eingeweihten glänzend erscheint. Bei alledem aber bleiben die Thatsachen, daß die anbauwürdige Bodenfläche überaus groß ist, daß auf den Ebenen im Norden noch Tausende von Rinder- und Schafheerden bequem ihre Weideplätze finden können, daß die Zurückweisung der räuberischen Einfälle beutelustiger Indianerhorden, wenn auch schwierig, doch durchaus nicht übermäßige Kräfte in Anspruch nehmen dürfte; daß ferner die Ausbeute der Bergwerke sich ohne unverhältnißmäßige Anstrengungen doch mindestens auf die Höhe bringen lassen könnte, zu welcher sie trotz der ganz unvernünftigen Wirthschaft und Besteurung unter der Herrschaft der spanischen Vicekönige emporgestiegen. Sicherlich wird die große Anzahl unumgänglich nöthig werdender öffentlicher Bauten auf Jahre hinaus eine Menge tüchtiger Köpfe und unverdrossener Hände beschäftigen. Daß es an Vorbildern des Fleißes, technischer Geschicklichkeit und Anstelligkeit nicht fehle, daß der Sinn für's Nützliche und Zweckmäßige, Achtung vor besserm Wissen und Können überhaupt gepflegt werde: das Alles sind Dinge, welche dem ehemalig spanischen Amerika überaus noththun. Dieses erfordert jedoch mehr intellectuelle, mehr geistige Kräfte, die herangezogen werden müssen. An physischen Kräften fehlt es Mexiko zunächst viel weniger, obschon fremde Tüchtigkeit auch nach dieser Richtung willkommen geheißen werden mag. Denn die eingeborene Rasse ist bei tüchtiger Anleitung, wie wir bereits mehrfach betont haben, an Leistungsfähigkeit dem Deutschen sicher gewachsen, ja in manchen Fällen an Ausdauer sogar überlegen. Unter allen Umständen ist sie kulturfähig: es sind ja die Abkömmlinge derselben Stämme, deren Geschicklichkeit und Fleiß zur Zeit des Cortez das Thal von Mexiko in einen Blumen- und Fruchtgarten verwandelt hatten.

Der mexikanische Staat hat eine Bevölkerung von mehr als 8 Millionen, einen Flächeninhalt von etwa 40,000 geographischen Quadratmeilen, mithin einen dreimal größern Umfang, als der österreichische Kaiserstaat. In Amerika nimmt er die dritte Stelle ein; an Flächeninhalt wird er nur von den Vereinigten Staaten und

von Brasilien, an Volkszahl nur von den Vereinigten Staaten übertroffen. Hierzu tritt die verhältnißmäßig hohe Stufe der Entwicklung mexikanischen Städtewesens. Nächst der Hauptstadt mit einer Viertel-Million Einwohner zählte das Land im Jahre 1858 zwei Städte, Guadalaxara und Puebla, mit beinahe 100,000, zehn mit über 20,000, fünf mit über 10,000 Einwohnern. Es ist dies ein Verhältniß, welches dem in den Vereinigten Staaten, wo man 1860 auf eine Bevölkerung von 31 Millionen 46 Städte mit über 20,000 Einwohnern zählte, fast gleichkommt. Zu diesen Vorzügen gesellt sich die günstige geographische Lage, welche Mexiko fast naturgemäß die dominirende Rolle in Mittelamerika in demselben Grade zuweist, wie diese von den Vereinigten Staaten im Norden, von Brasilien im Süden Amerika's ausgeübt wird.

Und so bieten sich unseres Erachtens dem fleißigen und strebsamen Auswanderer im transatlantischen neuen Kaiserreiche wenigstens nicht schlechtere Aussichten dar, als wenn er heut zu Tage seine Haut unter den unberechenbaren Nordamerikanern zu Markte trägt.

Und das ist immerhin schon etwas! Für das Uebrige, zunächst Nothwendige muß der vielstimmig berufene Fürst sorgen.

Daß Kaiser Maximilian ein Mann von Entschlossenheit und Thatendrang ist, dafür spricht schon die Annahme der mexikanischen Krone. Was er indeß dem tief eingerissenen Schlendrian gegenüber vermag, muß sich bald zeigen. Vor Allem ist nöthig, daß das schon lange mangelnde Gefühl der Sicherheit in die Gemüther zurückkehre, damit der Glaube, Mexiko sei noch nicht verloren, auf greifbaren, besseren Gründen fuße, als bisher. Alle guten Hoffnungen erhalten erst dann ihre Berechtigung, wenn in der That unter dem Schutze eines straffen, aber gerechten Regiments in dem weiten Reiche Maximilian's allenthalben rasch und nachhaltig im Wetteifer mit den heranzuziehenden besseren Kräften die guten im Schoße der Nation ruhenden Anlagen zu reger Anwendung gelangen, wenn die ungehobenen großen Reichthümer des Landes an's Tageslicht gefördert, wenn die tiefgesunkene Bevölkerung, durch das Beispiel und die Thatkraft der Europäer angefeuert, zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde emporgehoben wird, welches ihr leider unter dem Druck der Zeiten fast völlig abhanden gekommen ist.

Dies sind die großen Gesichtspunkte, von denen aus Kaiser Maximilian zu streben haben wird, vor Allem den neuen Institutionen Vertrauen und Achtung zu verschaffen und dadurch eine Wiedergeburt Mexiko's vorzubereiten.

Um uns die riesige Aufgabe, welche in dem eben Gesagten ausgesprochen ist, in ihrem ganzen Umfange zu vergegenwärtigen, müssen wir noch einige Blicke auf die Zustände werfen, die der junge Monarch in dem Lande vorfindet, in welchem er vor Allem Ordnung und Sicherheit wiederbegründen und wo er als Vermittler zwischen die Parteien treten soll.

Als die unumschränkte Monarchie in Mexiko unterlag und den Demokraten den Herrschersitz einräumte, wurde damit der Anarchie, sowie dem Rassenkampfe Thor und Thür weit aufgethan. Von diesem Augenblicke an bietet die Geschichte

der amerikanischen Republiken spanischen Ursprungs nur eine einzige Reihenfolge bürgerlicher Streitigkeiten, innerer und äußerer blutiger Zerwürfnisse, widerwärtiger Kämpfe zwischen ehrgeizigen Generalen und gewissenlosen Politikern, endlich eine ununterbrochene Fehde zwischen Menschen verschiedener Hautfarben. Während dieser Zeit fand in dem monarchisch regierten Brasilien ein Zusammenstoß der weißen, schwarzen, braunen und gelben Leute nicht statt: — die höchste Spitze des Staates stand unerschüttert da, unruhige Militärhäuptlinge konnten nicht auffkommen und den Ehrsüchtigen war eine Schranke gezogen, welche sie aus einander hielt.

Mexiko dagegen hat in diesen vierzig Jahren mehr als 300 Aufstände und Umwälzungen*) über sich ergehen sehen, davon haben mehr als dreißig das staatliche Bestehen des Landes in Frage gestellt, während von 1535—1821, also in nahe an dreihundert Jahren, im Ganzen nur 63 Vicekönige die Stabilität des spanischen Regiments repräsentirten. So gewiß nun in dem unbehinderten Herantreten Aller zur Wahlurne mit eine der Hauptursachen der allgemeinen Zerrüttung Mexiko's zu suchen ist, so fällt doch viel schwerer noch das ethnologische Element in's Gewicht.

Es ist an und für sich gar nicht nothwendig, daß ein Staat oder ein Reich nur Menschen einer und derselben Abstammung und Volksthümlichkeit innerhalb seiner Grenzen habe; ein geordnetes Gemeinwesen erscheint, wie viele Beispiele zeigen, sehr wohl möglich, wenn auch Leute verschiedener Abstammung und Sprache einem und demselben Staat eingeordnet sind. Völlige Gleichartigkeit wird man überhaupt nur in kleinen Staaten finden, niemals in größeren Reichen. Aber zum Gedeihen eines aus verschiedenen Völkern zusammengesetzten Staates wird zweierlei erfordert. Entweder müssen die einzelnen Bestandtheile annähernd gleiche Bildungsstufe oder doch gleiche Kulturfähigkeit haben; oder es muß ein gebildeter Volksstamm, welcher den Kern des Ganzen bildet, so überwiegend sein, daß die kleineren Nationen von ihm geleitet und in ihrer Entwicklung derartig beeinflußt werden, daß sie nicht ein zersetzendes Element bilden und dadurch den Staat aus den Fugen treiben.

Dem Völkergemenge Mexiko's aber geht jede Gleichartigkeit ab: die Bevölkerung bildet keine Gesellschaft im europäischen Sinne, und schon daraus ergiebt sich, daß sich dort staatliche Verhältnisse, wie wir sie uns denken, nicht so leicht bilden können.

Ganz natürlich! Sprechen doch die 153 Stämme, in welche allein die indianische Rasse zerfällt, nicht weniger als 16 verschiedene Dialekte oder Sprachen! giebt es doch 22 verschiedene Arten von Mischlingen, besteht doch keine Stufenleiter, die von dem Standpunkt, welche der höher gebildete Europäer einnimmt, herab führt zu der niedrigen Stellung halbcivilisirter oder halbwilder oder gar gänzlich

*) Santana war allein siebenmal Präsident, zweimal Dictator, bald Oberhaupt einer Centralisten-, bald einer Föderalisten-Republik.

barbarischer Landesbewohner. Zu diesen völlig auseinandergehenden Kulturverhältnissen tritt nun noch die gesellschaftliche Trennung, welche durch die Vielfarbigkeit der Haut hervorgerufen wird, eine Trennung, die, wo man sie empfindet, schließlich zu Haß und Feindseligkeit führt. Hier ist von der Möglichkeit einer gegenseitigen endlichen Verständigung nicht mehr die Rede: die feindlichen Pole stoßen sich ab.

Seit der Proclamation der Freiheit und Gleichheit für Alle, welche so entschieden von der Natur verweigert wird, seit Abschaffung der Aristokratie des Blutes oder der Haut in der Theorie, welche aber trotz aller Verfassungsparagraphen in praxi noch fortbesteht, hat leider auch die Aristokratie des Geistes gelitten. Es möchte schwer halten, aus der Reihe öffentlicher Charaktere, deren Namen in den Republiken spanischen Ursprungs genannt werden, auch nur einen Mann namhaft zu machen, dessen Charakter und Fähigkeiten sich den großen Aufgaben gewachsen gezeigt hätten, welche in Nord und Süd zu lösen sind.

Seit Erlangung seiner staatlichen Selbständigkeit handhabt nun jenes Völkergemisch seine „constitutionellen Rechte". Trotzdem, daß kaum 10 Procente dieser Staatsbürger lesen und schreiben können, gilt doch Einer soviel wie der Andere, wenn das „gleichberechtigte" Volk sich zur Abstimmung begiebt. Seitdem hat die grenzenlose Verwirrung in ein Chaos umgeschlagen und das weiße Element ist stetig im Rückgang begriffen gewesen; von der Zeit an, wo die siegreiche Revolution diesen Massen Waffen in die Hand gegeben, ist die Anarchie permanent geworden. „In Mexiko", dies erklärte der Präsident Arista im Jahre 1853 bei Eröffnung der Kammern, „sind die socialen Uebelstände organischer Natur. Hier tritt Alles in den schroffsten Gegensätzen und Verschiedenheiten hervor in den öffentlichen Angelegenheiten, wie bei den Rassen, welche dieses Land bewohnen. Im unaufhörlichen Streite des Fortschritts und Rückschritts können die Behörden zu keiner festen Stellung gelangen und deshalb ist unsere Lage unverändert die eines Zustandes verewigter Anarchie."

Neben diesen Verschiedenheiten der Rassen und des Blutes wird nun mit dem Beginn der Monarchie noch ein anderes Element, die aus den verschiedensten Ländern Europa's zusammengebrachte Armee von Söldnern sich geltend machen. Hierdurch gestaltet sich die Buntscheckigkeit jenes Dinges, welches man unmöglich eine Nation nennen kann, noch auffallender. Bei alledem liegt in der Gewinnung tausender, meist thatkräftiger Menschen, welche drüben über dem Meere dem Glücke nachjagen wollen, ein ganz brauchbares Kolonisationsmaterial. Denn die Mehrzahl dieser Abenteurer bleibt nach dereinst zurückgelegter Dienstzeit zuverlässig im Lande, und wenn man diesen an Gehorsam gewöhnten Leuten nach ihrem Abgange vom Militär Grund und Boden überläßt, das Beispiel nachahmend, welches vor fast 2000 Jahren der römische Staat in seinen Militärkolonien gegeben, so kann diese Verstärkung des weißen Elementes nur segensreiche Folgen haben. Fängt doch in mehreren der südamerikanischen Republiken bereits der Weiße zu verschwinden an. Dann nimmt

die nackte Barbarei die Stelle ein, von welcher die Kulturanfänger zurückgetreten. Dem neuen Kaiserthum in Mexiko fällt demnach auch die kulturhistorische Mission anheim, das weiße Element im Süden zu stärken und ihm als Stütze zu dienen. Ohne Einwanderung oder Kolonisation auf dem so eben bezeichneten Wege wird sich Mexiko nie emporarbeiten können, es wird trotz der Silber- und Goldadern seiner Berge ein armes Land bleiben und unter der neuen Regierung dahinsiechen, wie dies unter der alten geschah. Wie durchaus nothwendig aber die Verstärkung der weißen Bevölkerung nicht nur im Süden Amerika's, sondern auch in allen ehemaligen spanischen Pflanzstaaten der Neuen Welt ist, darüber sind alle Urtheilsberufenen einig. Ein vor zwei Jahren von der spanischen Regierung zur Berichterstattung nach Mexiko geschickter Staatsmann äußerte: „Die Elemente der gegenwärtigen Bevölkerung sind unfähig, etwas Gedeihliches zu schaffen; ein großer Theil muß dem Untergang anheimfallen, und das weiße europäische Element wird mehr und mehr verschwinden, wenn es nicht bald massenhaft frischen Zuwachs aus der Alten Welt empfängt."

Ein betriebsamer Bürgerstand, Handwerker, Techniker, Künstler, wie wir sie haben, gehen Mexiko ab; ebenso fehlt es an rationellen Landwirthen und tüchtigen Bauern, welche gleich den unsrigen Jahr aus, Jahr ein wacker vorwärts schreiten. Hätte das Land, was ihm fehlt, es könnte nach dem Ausspruche glaubwürdiger Gewährsmänner alljährlich leicht eine halbe Milliarde Produkte dem Welthandel zuführen.

Zu den gebildeten Classen gehören die wenigen Gelehrten, eine Anzahl von Kaufleuten und Landgutsbesitzern, welche letztere den Kern der Städtebevölkerungen bilden, und die man auf höchstens 25,000 Menschen veranschlagen kann. Leider aber besitzt die Mehrzahl der sogenannten Gebildeten meist nur jenen Anstrich von Bildung, oder vielmehr jene Scheinbildung, die ihren Charakter leider mehr verdorben als gehoben hat und in Verbindung mit der laxen Moral dieser Classen die Bildung eines tüchtigen Beamtenstandes überaus schwierig erscheinen läßt. Und ohne zuverlässige Leute wird die versprochene gewissenhafte Handhabung der Gerechtigkeit, sowie die im Gang befindliche Umgestaltung der Tribunale mehr oder weniger nur Verordnung auf dem Papiere bleiben.

Zur Gewissenlosigkeit des gemeinen Mannes tritt ganz unglaubliche Unwissenheit, Aberglauben und Trägheit — Alles schlimme Eigenschaften, welche die Unterscheidung von „gut und schlecht", „erlaubt und unerlaubt" noch mehr verwirren. Außer diesen Untugenden und dem schon berührten Hange zum Diebstahl hat der Bewohner Mexiko's noch manche andere schlimme Seiten, die bei seinem heißen Temperamente nicht selten zu Verbrechen führen. Eine strenge polizeiliche Beaufsichtigung scheint dort noch mehr am rechten Orte, als bei irgend einem anderen Volke der Erde. Doch wie sieht es in dieser Beziehung in Mexiko aus? Hören wir, was darüber der Minister des Innern, Don José Maria Lafragua, in seinem 1847 dem Congresse abgestatteten Geschäftsberichte unter Anderem sagt:

„Es ist schmerzlich, aber doch nothwendig zu bekennen: bei uns gibt es eigentlich gar keine Polizei. Eine Einrichtung, welche die öffentliche Sicherheit, sowie die redliche Arbeit und Thätigkeit schützt, den Verbrechen nach Möglichkeit vorbeugt, existirt bei uns nicht. Die Polizei, die wir haben, weit entfernt, Verbrechen zu unterdrücken, reizt vielmehr noch dazu an; denn die richterlichen Formen und die Mittel der Bestrafung der Uebelthäter, sowie die Sicherung gegen solche sind wesentlich dieselben für einen, der zum ersten Male bei einem leichten Vergehen ertappt wird, wie für den abgefeimtesten Bösewicht, indem gar kein Unterschied zwischen einem begangenen Fehler, dem Laster und einem schweren Verbrechen, sowie hinsichtlich der rechtlichen Feststellung und Bestrafung derselben gemacht wird 2c."

In obigen Worten des Ministers liegt eine Wahrheit, die noch auf die heutigen Verhältnisse und infolge der bisherigen Bürgerkriege noch viel mehr als damals paßt. Es ist noch immer keine wesentliche Scheidung der Verbrechen nach Stufen eingeführt, wenn auch in sofern wenigstens eine Verbesserung eingetreten ist, als in der Hauptstadt und dem Föderaldistrikt ein Corps von berittenen und Fußpolizei-Truppen (cuerpo de policia) über die Sicherheit der Bewohner wacht. Noch peinlicher wird man berührt, wenn man einen Blick auf die moralischen Zustände des mexikanischen Volkes wirft. Es ist tief betrübend, wahrzunehmen, wie die Religion immer mehr und mehr, infolge des schlechten Beispiels derer, die Muster für Andere sein sollten, in Verfall gerathen ist, wie sie sich mit dem Laster zu paaren scheint, statt die Tugend zu fördern. „Der Mörder und Räuber", so sagt Don Lorenzo de Zavala, ein genauer Kenner des Charakters seiner Landsleute, in seiner „Abhandlung über die Natur der mexikanischen Revolutionen", „befleckt noch von dem Blute, das er so eben vergossen hat, würde um keinen Preis der Welt am Freitage Fleisch essen; der Priester, welcher die Nacht hindurch am Spieltisch zugebracht und sich ohne Scrupel allen Lastern hingegeben hat, würde sicherlich kein Glas Wasser vor der Messe anrühren, und so scheint es, daß man sich in dem Maßstabe, wie die äußeren Vorschriften der Religion mit Peinlichkeit beobachtet werden, von der Befolgung ihrer inneren Lehren entbunden und befreit glaubt."

Gegen Verhältnisse und Zustände dieser Art reichen, wie der ehemalige preußische Ministerresident von Richthofen bemerkt, Strafgesetze allein nicht aus.

Das Volk dieses Paradieses der Erde, welches nicht im Schweiße seines Angesichts sein Brod zu verdienen braucht, kennt nicht den Hochgenuß, der mit stetiger Thätigkeit und ausdauernder, regelmäßiger, harter Arbeit verbunden ist: es ist bei ihm während der Jahrhunderte des Druckes und der Mißregierung der Hang zum Nichtsthun und zur Verewigung der Bummelei immer mehr eingewurzelt. Vor Allen sind es die würdigen Straßenhelden der Hauptstadt, welche das Vagabundenthum zur höchsten Blüte ausgebildet haben, so daß die Regierung es für nöthig erachtet hat, öffentlich diejenigen ihrer ehrenwerthen Staatsangehörigen zu bezeichnen, welche sie für Bummler ex officio ansieht. Vagabunden sind hiernach: verwaiste Kinder, alle Leute ohne Anstellung oder Dienst, solche, die den Nachweis redlichen Erwerbes nicht liefern können, Spieler und Herumtreiber von Profession, Bettler und Almosensammler,

Arbeiter, welche in der Regel während der Hälfte der Woche feiern, herumziehende Musikanten, Seiltänzer, Possenreißer, Heiligenbilderhändler ohne Befugniß, käufliche Gerichtszeugen (die sogenannten Tinterillos) u. s. w. Bei uns würden dergleichen Wackere freilich auch dem Stande der Leperos beigezählt werden. Die Regierung Mexiko's macht aber viel kürzeren Prozeß, als unsere Behörden es wagen dürfen: sie befiehlt, alle diese würdigen Staatsbürger aufzugreifen und ohne Weiteres — wenn sie nicht körperlich untauglich sind und ihr 16tes Lebensjahr noch nicht erreicht haben — unter das Militär zu stecken. Die zum Armeedienst Untauglichen sollen entweder in Arbeitshäuser untergebracht oder zu öffentlichen Beschäftigungen, wie Straßenreinigen u. s. w., angestellt werden.

Recht schön! Wer soll aber auf dem Lande und in den Provinzen auf diese Unverbesserlichen fahnden? Die Polizei in den Staaten ist ja oft nicht mehr werth, als der Vagabund, auf den sie ihr Augenmerk richten müßte!

Und gar mit der Armee dieses Musterstaates, wie er nicht sein soll, sieht es etwa damit besser aus?

Seit die von Santana eingeführte Conscription als gesetzwidrig aufgehoben worden, ist das Militärwesen noch mehr in Verfall gerathen. Es meldeten sich freiwillig so wenig Leute, daß man zu mancherlei Mitteln oder vielmehr Gewaltstreichen schreiten mußte, um sich Soldaten zu verschaffen. Eine ganz gewöhnliche Art bestand darin, sich unbemerkt an ein Dorf heranzuschleichen, dasselbe zu umstellen und ohne Umstände die waffenfähige Mannschaft fortzuschleppen. An jede Unbill gewöhnt, dabei mit wenig Bedürfnissen bekannt, ergaben sich die gepreßten Leute schnell in ihr Schicksal und Desertionen waren selten.*) Die Weiber folgten meist ihren Männern nach; hatten sie jedoch bereits eine zu starke kleine Familie, so blieben sie daheim, auf die Rückkehr ihrer Männer wartend, die während der Dienstzeit auf dem Marsche vielfach Gelegenheit fanden, ihre daheimgebliebene Frau durch eine andere zu ersetzen.

Die Sitten in Mexiko erlauben dieses, sie sind viel freier als die europäischen. Natürlich ist Vielweiberei nicht erlaubt, aber man findet am allerwenigsten bei den Truppen etwas Auffallendes darin, wenn Einer sich mit seiner Frau nicht begnügt. Da begreiflicher Weise bei dergleichen Verhältnissen der priesterliche Segen weder gesucht noch ertheilt wird, so ist es den Betreffenden leicht, je nach Laune oder Bedürfniß sich zu vereinen oder zu trennen. Nun denke man sich das Lagerleben und die bunte, wüste Wirthschaft überhaupt bei einer Heereinrichtung, die einen solchen Troß duldet und welche gezwungen ist, den einzelnen kleineren und größeren Soldatenhaushaltungen zu überlassen, sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen! Nur bei Leuten, welche so wenig Bedürfnisse haben, wie die Indianer unter ihrem glücklichen Himmelsstriche, hat eine solche Militär-Einrichtung Platz greifen können. Die Weiber marodiren nach besten Kräften, indem sie in der

*) Inzwischen hat man das verhaßte System dieser Truppenaushebung durch die Recrutirung ersetzt.

Regel aus dem ersten besten Maisfelde ein paar Kolben fortschleppen, von denen sie mit ihren Männern trotz der stärksten Märsche, Strapazen und Gefechten Tage lang leben, abwartend, ob sie den Mais roh essen müssen, oder ob sich Zeit und Gelegenheit findet, ihn zu Tortillas zu verarbeiten. Gelingt es ihnen, für wenige Tlacos Frijoles, Eier, oder gar ein Huhn oder Schwein herbeizuschaffen, so ist dies ein Festtag für den ganzen Trupp. Daß bei den gebräuchlichen Razzias die Ehrlichkeit so gut wie gar keine Rolle spielt, vielmehr mitgenommen wird, was sich erreichen läßt, versteht sich von selbst.

Berauschende Getränke trinken diese unvergleichlichen Vaterlandsvertheidiger im Uebermaße eigentlich nicht; nur selten bemerkt man betrunkene Krieger. Der Sold oder das Geld, welches sonstwie zu verdienen ist, rollt immerfort im Monte hin und her; denn es gibt, wie wir wissen, keine leidenschaftlicheren Spieler, als die Mexikaner.

Nachts, in ihre Sarapen gewickelt, schlafen die Soldaten mit ihren Weibern unter freiem Himmel, wo sie gerade sich aufhalten. Nach bestandenem Gefecht überlassen sie sich meist einem süßen Nichtsthun; denn wiederum sind es die Weiber, die das Ausplündern und Begraben der Todten besorgen. Daher kommt es auch, daß man nicht selten auf dem Schlachtfelde eben so viel getödtete Weiber, als Männer liegen sieht. Bei alledem ist es ganz unzweifelhaft, daß die jetzigen mexikanischen Soldaten sich noch eben so tapfer schlagen, wie ihre Vorfahren, die Azteken zu Cortez' Zeiten. Selten laufen sie früher davon, als ihre Offiziere ihnen hierzu das Beispiel geben; sie halten im Gegentheile fest und ruhig im heftigsten Feuer aus und folgen bereitwillig, ja blindlings ihren Führern.

Daß solche Truppen in ihrer meist abgerissenen Kleidung, mit dem ungeheuren Troß von Weibern, gerade keinen sehr günstigen Eindruck machen, ist begreiflich, zumal die guten Eigenschaften der Soldaten nicht so zu Tage treten, wie ihre äußere Erscheinung einem europäischen Auge auffallen muß.

Man kann sich nun vorstellen, welche Bewandniß es mit der Ehrenhaftigkeit dieser Soldateska hat, wenn Leute, die in den meisten Staaten Europa's aus dem Militärdienste verwiesen würden, zur Strafe in's mexikanische Heer einrangirt werden. Dabei gelangten dort bisher nicht selten die unwissendsten und rohesten Leute zum Offiziersrange, deren einziges Verdienst darin bestand, sich in dem einen oder andern der so häufig vorgekommenen Aufstände durch rechtzeitigen und wohlgelungenen Verrath oder Abfall von der bestehenden Regierung ausgezeichnet zu haben! Ja, manche dieser sauberen Burschen wurden nur deshalb fahnenflüchtig, um auf der Seite der siegenden Partei den bei ihrer früheren Regimentskasse begangenen Unterschleif zu verdecken — und dafür sahen sie sich nicht selten mit dem Offiziersrang belohnt!

Doch, um nicht ungerecht zu sein — — Eines verstehen die mexikanischen Ober- und Subaltern-Offiziere gar meisterlich und wol besser als dies in irgend einem anderen Heer der Welt der Fall sein dürfte: — das sind militärische Anreden und Großsprechereien. Der Herr Leutnant weiß seine politischen Ansichten auf

höchst beredte Weise vor seiner Truppe auszukramen, zuverlässig weiß er auch sich trefflich zu vertheidigen, wenn er etwa in dem Augenblick, wo es darauf ankam, zu fechten, seine Beine nach der entgegengesetzten Seite hin in Bewegung gesetzt hat.

Auf solch' eine demoralisirte Soldateska kann der neue Kaiser sich nicht verlassen. Er wird wohl oder übel, um den Kern zur Bildung einer europäisch disciplinirten Armee zu schaffen, mindestens 15—20,000 Söldner unterhalten müssen. Dergleichen kostet viel Geld, wird scheel angesehen werden, obgleich es unbedingt nothwendig ist, wird aber schließlich dem ganzen Lande zum Segen gereichen, wenn man die ausgedienten Soldaten zur Kolonisation derjenigen Provinzen benutzt, die eines kräftigen Schutzes bedürfen.

Das mexikanische stehende Heer in seiner bisherigen Verfassung mit seiner Unzahl Generale, Stabs- und Subalternoffiziere gilt mit Recht als einer der größten Krebsschäden, die am Mark und an der Lebenskraft des Landes zehren und dessen Wohlfahrt nicht aufkommen ließen. Eine der ersten und wichtigsten Aufgaben der kaiserlichen Regierung wird in der Säuberung der Armee von ihren gesellschaftsgefährlichen Elementen und in der Herstellung einer straffen Disciplin bestehen, womit die Franzosen bereits den Anfang gemacht haben. Denn aus jenem Auswurfe von Landesvertheidigern recrutirten sich bisher immer von Neuem die Guerillabanden, die meist aus fahnenflüchtigen Soldaten sich gebildet haben. Es ist vorgekommen, daß ein ganzes aufgelöstes Armeecorps den Dienst im Felde der Ehren mit der Beschäftigung des weitherzigen Guerillo vertauschte. Von einem solchen zu einem Straßenräuber ist dann nur noch ein kleiner Schritt. Es lassen sich beide Beschäftigungen recht gut unter eine Kategorie bringen und ein Mann, der bei uns wegen Raubmordes hingerichtet würde, nimmt, wenn er nichts Schlimmeres gethan, unter den Guerillos vielleicht noch einen ganz ehrenvollen Posten ein.

So stand es bisher mit der Stärke und Ehre des weltlichen Armes der mexikanischen Staatsgewalt. Wie aber ist der Arm beschaffen, welcher die geistigen Interessen des Landes hüten und fördern soll?

In beinah' noch schlimmerem Zustande, als die bewaffnete Macht befindet sich in Mexiko das Heer der Geistlichen. Der Minister der Kultusangelegenheiten, Don Urbano Fonseca, sagte schon vor einiger Zeit in seinem Rechenschaftsberichte an die Kammern: „Die Weltgeistlichkeit, obwol sich unter ihr viele ehrenwerthe Ausnahmen finden, ist doch gar weit entfernt, denjenigen Grad wissenschaftlicher Bildung und die nöthigen Eigenschaften ihres heiligen Amtes zu besitzen, mit denen sie einen eben so mächtigen als wohlthätigen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft ausüben könnte. Die Klostergeistlichkeit befindet sich unter den beiden Gesichtspunkten der Sittlichkeit und der Wissenschaft noch in einem ungleich tieferen Verfalle als die erstere, und man wird mit Schauder erfüllt, wenn man den ungeheuren Unterschied erwägt, welcher zwischen den Mönchen von heute und denen zur Zeit der spanischen Eroberung des Landes besteht, wo dieselben von einem

edlen und heiligen Eifer erfüllt waren, die Eingeborenen zu bekehren und sie gegen die Unterdrückung der Militär-Tyrannei jener Zeit zu schützen."

Je weniger die Kirche ihre Schuldigkeit gethan hat, um so kläglicher muß in Mexiko das öffentliche Unterrichts- und Schulwesen bestellt sein. Von welch' kleinem Procenttheil der Bevölkerung die Kunst des Lesens und Schreibens gehandhabt wird, das wissen unsere Leser aus den vorhergehenden Abschnitten. Dreiviertel jenes Völkergemenges hat keine Ahnung davon, daß ein ABC in der Welt existirt.

Leider ist es seitdem nicht besser, sondern auch hierin schlechter geworden, denn der unselige Bürgerkrieg, welcher das Land verheert hat, ist mit durch die Engherzigkeit und Unwissenheit eines verderbten, selbstsüchtigen Klerus verewigt worden. Die Besetzung des Landes durch die Franzosen würde, wie sich aus früheren Mittheilungen ergibt, gar nicht haben stattfinden können, hätte die Priesterschaft nicht erst die Gewaltthat der europäischen Mächte möglich gemacht!

Auch von dieser Seite her werden dem jungen Monarchen gar mancherlei Verlegenheiten erwachsen. Es wird ihm schon schwer fallen, die ungemessenen Ansprüche des Klerus auf Einfluß und Macht, vorzüglich in Bezug auf Zurückerstattung der eingezogenen Kirchengüter und Privilegien, zurückzuweisen, welche erstere unterdessen im Rechtswege in Privathände übergegangen sind. Die Geistlichkeit gar dafür zu gewinnen, daß sie als eine wohlmeinende, erleuchtete Verbündete ihm bei dem großen Volksbildungswerke die Hand reiche: dies scheint uns diejenige Aufgabe zu sein, deren Lösung unter allen dem Herrscher Mexiko's das meiste Kopfzerbrechen verursachen wird.

Eine nicht minder große Schwierigkeit für das neue Kaiserreich liegt in der Natur seiner Entstehung, in ihm selbst, in dem Prinzipe, welches es repräsentirt.

Bis dahin hat sich die Abneigung gegen die neuen Institutionen Mexiko's im amerikanischen Norden nicht in entschieden feindseliger Weise aussprechen können, denn die Republikaner haben alle Hände voll mit sich selbst zu thun. Der Krieg gegen das eigene Fleisch und Blut kann aber nicht ewig währen und wenn der Frieden erst wieder hergestellt ist, so hat man Hunderttausende abgehärteter und kriegsgeübter Leute zur Verfügung, welchen man am liebsten außer Landes eine Beschäftigung zuweisen wird. Man vergißt es in Washington ganz zuverlässig nicht, daß sich die Machthaber Europa's hüteten, in Mexiko einzufallen, so lange die geeinte Union mit dem Schwergewicht ihrer ganzen Macht die Grundlage des amerikanischen Staatensystems schirmte. Die Mächte erhielten erst freie Hand und wagten es, Mexiko ihren Willen zu dictiren, als der Zwiespalt zwischen dem Norden und Süden der zerfallenen Union zu jenem Vertilgungskriege von immer größeren Dimensionen führte. Um derselben nicht gleich von vorn herein Grund zur Beschwerde zu geben, hatte man sie allerdings eingeladen, am Werke der Neugestaltung der mexikanischen Verhältnisse Theil zu nehmen.

Dieser Aufforderung ward aber keine Folge gegeben.

Wir stimmen durchaus dem kürzlich verstorbenen mexikanischen Finanzminister Don Francisco Lerdo de Tejada in seinen „Betrachtungen über die bürgerlichen Zustände Mexiko's" (erschienen im Jahre 1847) bei, in welcher Schrift er seinen Landsleuten das abspricht, was wir „Nationalgeist" nennen: „Dies gibt es in unserem Vaterlande nicht", so behauptet er, „einfach, weil keine mexikanische Nation vorhanden ist". Dies zugegeben, so bestehen um so unzweifelhafter gewisse „kontinentale Anschauungen", welchen, seit sie der Nordamerikaner Monroë zuerst ausgesprochen, von Jahr zu Jahr eine immer größere Anzahl der einflußreichsten und gebildetsten Leute von ganz Amerika zustimmten. Alle angesehenen Staatsmänner in Nord und Süd sind heute darin einig, daß jegliche europäische Einmischung von dem neuen Kontinente fern zu halten sei, „weil es den Amerikanern allein zukomme, dort das Gebäude der Civilisation in ihrem Sinne zum Wohl der gesammten Menschheit weiter zu bauen." Die Erfüllung dieses hohen Berufes, welchen sie für sich allein in Anspruch nehmen, sowie die Sicherheit der einzelnen Staaten halten sie abhängig von der Aufrechthaltung der republikanischen Institutionen in ganz Amerika.

Nach der Erklärung des französischen Kabinets im März 1862 sollte anfänglich eine gewaltsame Aenderung des bisherigen republikanischen Systems in Mexiko gar nicht in Aussicht genommen gewesen sein. „Politische Verhältnisse kommen bei unserer Expedition gar nicht in Betracht", so hieß es damals. „Es handelt sich einfach nur um Beseitigung einer Menge von Klagen, um Ersatz für erlittene Verluste." Der Präsident der Union glaubte diesen Versicherungen oder wenigstens — man that so. Als aber nach anderthalb Jahren die Absichten Frankreichs klarer zu Tage getreten waren, so änderte sich doch etwas die Sprache des Kabinets von Washington, obschon sie infolge des alle Kräfte lahmlegenden Bürgerkrieges noch immer sehr vorsichtig lautete. Der Minister des Auswärtigen erklärte indessen, „daß sich füglich nicht erwarten ließe, man werde eine Regierungsform anerkennen, welche den von der Union aufrechtgehaltenen Grundsätzen so völlig entgegen sei und deren Durchführung am Ende zu einem Kampfe zwischen Frankreich einer- und den Vereinigten Staaten sowie den andern Republiken im Norden und Süden andrerseits führen müsse. Denn die Geschicke der Neuen Welt ständen in enger, unzertrennbarer Verbindung miteinander."

Daß diese Ansicht nicht nur im Norden Amerika's festgewurzelt ist, zeigt die Haltung hervorragender Staatsmänner im Süden. Ganz in demselben Sinne äußerte sich nämlich auch der chilenische Minister Tocarnal in einem höchst beachtenswerthen Aktenstücke. „Die Aufrechthaltung der Monarchie in Mexiko, dies glauben auch wir", so schreibt derselbe, „bedarf zu ihrem Fortbestande einer ansehnlichen auswärtigen Waffenmacht. Dadurch aber wird das Ansehen des Kaisers bei seinem Volke geschwächt und seine Unabhängigkeit nach Außen vernichtet. Die Umgestaltungen, welche infolge der Verwandlung einer Republik in eine Monarchie gar nicht ausbleiben können, sind nicht so leicht durchzuführen, wie die

Unkundigen in Europa es vielleicht denken. Denn die republikanischen Institutionen des spanischen Amerika sind bis jetzt der bei weitem wichtigste Theil seiner Geschichte. Sie haben Gesetze, Sitten, Gewohnheiten, ja neue sociale Elemente und Gebräuche geschaffen, Zustände, die nur nach langem Kampfe wieder ausgerottet werden können. Die Monarchie, anstatt zur Beruhigung zu dienen, würde also nur neue Unruhe erregen und sicher Ströme Bluts vergießen müssen, wenn sie sich aufrecht halten will. Sie wäre der Anfang, nicht das Ende einer neuen und viel gräßlicheren Art von blutigem Wirrwarr."

Diesen republikanischen Antipathien gegenüber ist es vielleicht am Platze, auf die Thatsache hinzuweisen, daß von sämmtlichen südamerikanischen Staatenbildungen allein das monarchisch-regierte Brasilien im Fortschreiten auf den Bahnen der Civilisirung begriffen ist und daß nur sein Staatswesen eine festere Gestaltung gewonnen hat. Die republikanischen Verfassungen sind in Amerika bis jetzt keine Wahrheit geworden, vielleicht weil man Bolivar's Ausspruch: „Die neuen spanisch-amerikanischen Republiken müssen Könige an ihrer Spitze haben, welche Präsidenten heißen", nicht hinlänglich berücksichtigte, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß die Monarchie bessere Garantien in Bezug auf Ruhe und Sicherheit gewähre.

Es sind kaum vierzig Jahre, seitdem Mexiko, sowie die übrigen ehemaligen amerikanischen Kolonien Spaniens ihre Unabhängigkeit erlangt haben. Verlangt man nicht zu viel, wenn man von dem so verschiedenartigen Völkergemische jener ungeheuren Gebiete in Rücksicht auf zunehmende höhere Gesittung und Gewinnung befriedigender Staatsformen uns wenigstens unmöglich dünkende Resultate erwartet? — Ergebnisse, zu denen selbst die kulturtüchtigsten, in ihrer Entwicklung nicht gestörten Völker erst nach längerem Ringen und Kämpfen gelangen, geschweige denn eine Bevölkerung, deren einzelne Abstufungen einen verwandten Bildungsgang nicht genommen, auch ganz abgesehen von der mangelnden Uebereinstimmung in Rücksicht auf Hautfarbe und Intelligenz. Der Vergleich mit den Leistungen der nordamerikanischen Nachbarn verfängt nicht! Auch die Nachkommen William Penn's haben erst zur Selbständigkeit herangebildet werden müssen, und sie haben fast ein ganzes Jahrhundert gebraucht, ehe sie sich ihre Unabhängigkeit erstritten. Wohin sie heute gelangt sind — die blutgedüngten Schlachtfelder zwischen Washington und Richmond zeigen es. Sollte die Monarchie solche Hekatomben Menschenopfer erheischen, um sich in Mexiko zu befestigen, davon zu schweigen, ob Maximilian von Oesterreich um solch' einen Preis Kaiser bleiben möchte? Die Monarchie wird dort manchen Sturm erleben; wie aber auch die Würfel fallen, sie wird ihre Lebensfähigkeit nicht um einen solchen Blutpreis darzuthun haben, zu welchem die Union Nordamerika's ihren Bestand erkauft.

Eine kleine, wenn nicht von der neuen Regierung Mexiko's hervorgerufene, sicher aber von ihr willkommen geheißene Schrift (Stuttgart, 1864) spricht sich in Bezug auf die dem neuen System von außen her drohenden Gefahren mit großer Zuversicht aus. Es heißt dort u. A.: „Noch ist der Kampf des

Nordens mit dem Süden nicht beendigt und wenn dies geschehen sein wird, so ist entweder der ehemalige Bestand der Union mit unsäglicher Mühe und enormen Opfern hergestellt, dann aber wird die erschöpfte Republik für lange Jahre hinaus wenig in der Lage sein, sich umständlich in die Angelegenheiten der Nachbarstaaten einzumischen, oder es sind zwei anglo-amerikanische Reiche entstanden, von denen das kleinere und durch bevölkerungs- und klimatische Verhältnisse dem spanischen Süden näher stehende die Nachbarschaft einer geordneten und erstarkenden Monarchie wohl zu schätzen wissen wird. Außerdem liegt es noch im Bereiche der Möglichkeit, daß dieselben Beweggründe, welche die Staatstheorie vom europäischen Gleichgewichte geschaffen, zu einer zweiten ähnlichen Theorie führen, um der Gefahr einen Damm zu setzen, welche durch die Kühnheit der anglo-amerikanischen Republik dem (politischen) Gleichgewichte der ganzen Welt droht."

„Die übrigen amerikanischen Staaten zählen nicht zu den Schwierigkeiten des jungen Kaiserstaates in Amerika. Die neue Monarchie in Mexiko findet in Brasilien einen natürlichen Verbündeten und bietet den spanischen Republiken Schutz vor dem Aufgehen in dem Anglo-Amerikanismus. Alle diese Staaten sind darauf angewiesen, sich mit Mexiko, dem größten Repräsentanten der spanisch-amerikanischen Rasse, in bestem Einvernehmen zu halten, und dies wird um so mehr der Fall sein, je kräftiger der neue Staat erblüht sein wird."

Hierauf faßt der Verfasser das wohlwollende Verhalten Spaniens und Großbritanniens dem neuen System gegenüber ins Auge und betont, daß die werthvolle Unterstützung Englands einen sehr praktischen guten Grund habe. „Die nächste Anforderung, die der Engländer an seine Politik stellt, ist nächst der Ersprießlichkeit die pekuniäre Rathsamkeit derselben. England hat an Mexiko schon manches schöne Stück Geld verdient, es hat Anlehen für das Land negociirt, seine Waaren fanden dort einen der besten Märkte in der ganzen Welt. Die Briten haben keinen Grund und nicht die Absicht, die höchst schätzbare transatlantische Sachlage irgendwie zu trüben, sie werden vielmehr jede dauernde Beruhigung des Landes mit ungeheuchelter und wohlberechtigter Freude begrüßen." *)

Wie günstig man aber auch die Verhältnisse ansehen mag, die Befestigung des Kaiserthums in Mexiko ist eine so leichte Sache nicht und es ist schon viel gewonnen, wenn es dem neuen Kaiser gelingt, eine ernstgemeinte Anerkennung seiner Regierung bei der nordamerikanischen Union in Frieden durchzusetzen. Der französische Protektor hat die Hoffnung nicht aufgegeben, diese Anerkennung

*) Es ist Jedermann bekannt, daß lange Zeit weder die österreichische Regierung, noch die einflußreichen Kreise der Bewohner der produzirenden Provinzen des Kaiserstaates das Unternehmen Maximilian's mit allzugünstigen Augen angesehen haben. Der Einsatz schien dem ruhig Ueberlegenden zu groß im Hinblick auf den möglichen Gewinn. Auch nach dieser Richtung hin sieht unser Gewährsmann die Dinge mit hoffnungsreicheren Blicken an. Er sagt: „Ohne die geringsten Opfer gebracht zu haben, ohne im Mindesten für die Zukunft verpflichtet zu sein, hat Oesterreich gleichsam eine der reichsten Kolonien erlangt. Seinem Handel steht eine großartige Entwicklung bevor, Oesterreich hat jetzt Gelegenheit, in den Weltverkehr einzutreten und das, was

seitens der Union um den Preis gewisser, die Südstaaten betreffender Vereinbarungen doch noch zu Stande zu bringen und die Yankees werden sich schließlich dann begnügen, ihren Unmuth über die Verletzung ihrer Prinzipien so gut wie möglich, wenigstens vor der Hand, zu verbergen.

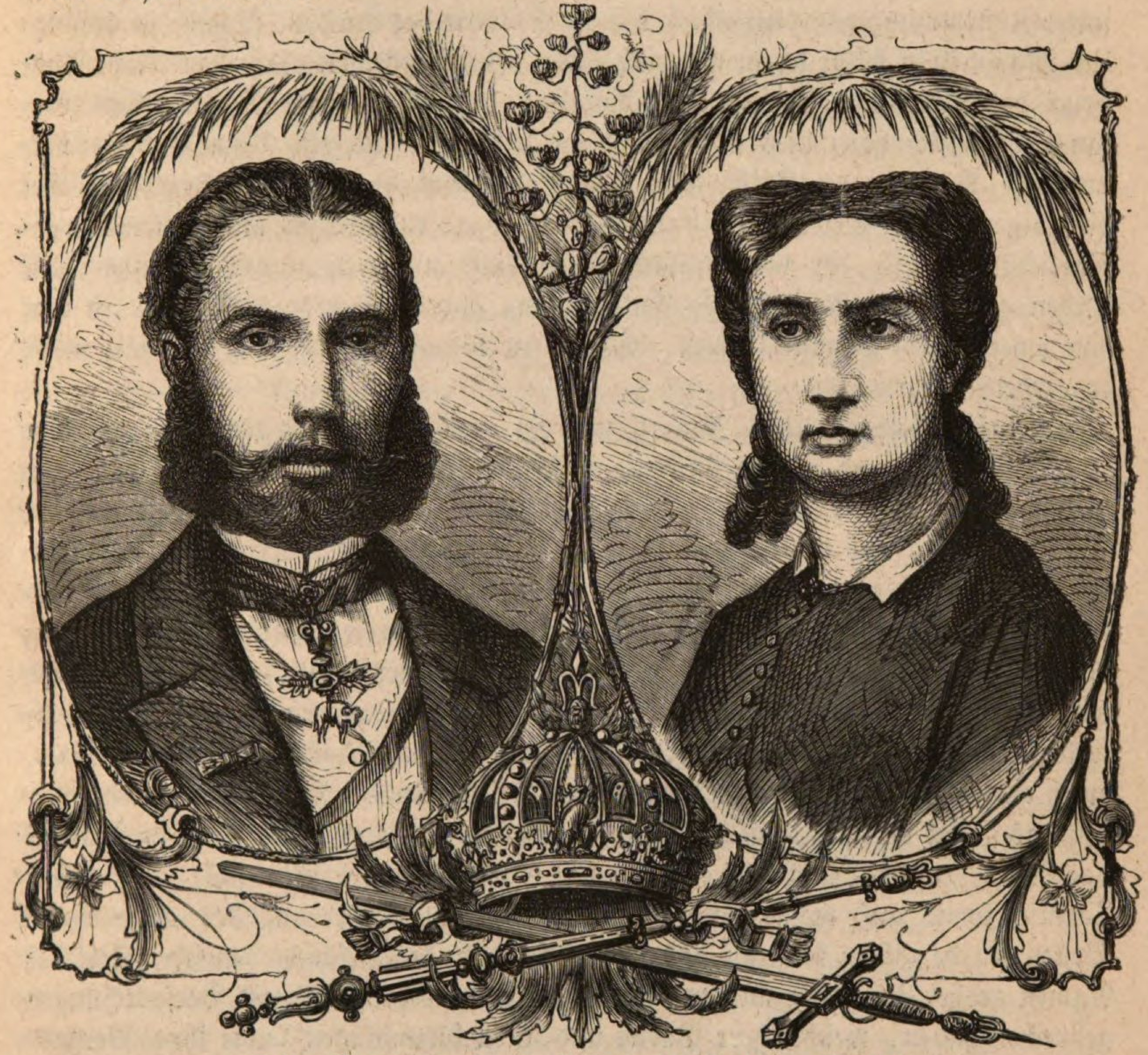
Heute hat Mexiko die Selbstverfügung über seine nächste Zukunft aus der Hand gegeben: durch die französische Invasion ist letztere ihm vorerst octroyirt worden! Doch hat die Ankunft der Franzosen mittlerweile dem Lande mancherlei wohlthätige Einrichtungen aufgenöthigt; sie hat Handel und Verkehr etwas in Gang gebracht, den vernachlässigten Eisenbahn- und Straßenbau wieder ins Leben gerufen, straffere Zucht in die Verwaltung eingeführt und, was hoch anzuschlagen ist, dem Lande schließlich einen begabten hochstrebenden Fürsten verschafft, der z. Z. kinderlos ist und bei dem infolge dessen vorerst dynastisch-engherzige Gedanken so leicht nicht in den Vordergrund treten können.

Es wird für diesen unter allen Umständen eine Riesenaufgabe bleiben, die ganz aus Rand und Band gekommene Staatsmaschine mit neuem, tüchtigen Räderwerk zu versehen, d. h. einen redlichen und zuverlässigen Beamtenstand zu schaffen, ehrliebende Ober- und Subalternoffiziere herbeizuziehen oder vielmehr heranzubilden, die vielfarbigen Menschen und Interessen einander näher zu bringen — von Versöhnung kann nicht die Rede sein —, einen intoleranten, eigennützigen Klerus für das Werk der Wiedergeburt Mexiko's zu begeistern, Schulen und Bildungsanstalten neu zu schaffen oder ihnen einen frischeren, lebendigeren Odem einzuhauchen: kurz, die ganze große Masse einer indolenten, unwissenden, abergläubischen Bevölkerung durch tüchtige Pfropfreiser zu verjüngen, ihr gesünderes Blut einzulassen und ihre Geister zu läutern an der Leuchte besserer Erkenntniß und höherer Geistesbildung, welche unter ihr aufdämmern zu lassen bis dahin kaum versucht worden ist. Die Freunde des neuen Kaiserthums halten den Träger desselben für gewachsen, solch' eine große kulturgeschichtliche Mission zu erfüllen. Sie hoffen ganz zuverlässig, daß nach Verkündigung der Religionsfreiheit sich der Strom der Auswanderung von selbst dem Meerbusen von Mexiko zuwende. Wir wollen dies nicht bezweifeln, wenn es wirklich gelingt, für ein liberales und kraftvolles Regierungssystem festen Boden zu gewinnen, kirchliche und gewerbliche Freiheit zu schaffen, die nördlichen Grenzen sicher zu stellen und auf diese Weise allenthalben die friedliche Entwicklung der Kräfte des

---

es in der Levante verloren hat, im Westen wieder reichlich einzubringen. Die österreichische Industrie findet eine neue reiche Absatzquelle für viele werthvolle Rohstoffe. Schon binnen kürzester Zeit wird die transatlantische Schifffahrt Oesterreichs mit einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung zwischen Triest und Veracruz eröffnet werden. In dem reichsten und fruchtbarsten Lande der Welt, unter den günstigsten klimatischen Verhältnissen und unter dem weisen Scepter eines Kaisers aus dem heimatlichen Fürstenhause wird gar bald eine blühende Kolonisation erstehen und mancher unserer Mitbürger wird vielleicht binnen kurzer Zeit in den Hochthälern des herrlichen Tropenlandes eine neue Heimat gefunden haben."

Reiches möglich zu machen. Nähert sich der muthige Fürst dem Ziele seines Strebens, so wird sein Verdienst nicht dadurch geschmälert, daß Napoleon III. den unlösbaren Knoten zerschnitten und die Initiative zur Regeneration Mexiko's ergriffen hat. Doch wird es immerhin einige Mühe kosten, es dahin zu bringen, daß die europäische Wanderlust mit einem Male, wie auf ein Commandowort, in andere Bahnen einlenke.



Kaiser Maximilian I. und Kaiserin Charlotte von Mexiko.

Ein Versuch des Kaisers Maximilian, den Mann zu versöhnen, welcher das seiner Mission entgegengesetzte Prinzip vertritt, ist als gescheitert zu betrachten. Juarez schlug eine an ihn ergangene Einladung zu einer Zusammenkunft durch eine Zuschrift ab, in welcher er sich folgendermaßen ausspricht. Er bestätigt zuvörderst den Empfang des vom Bord der Fregatte „Novara" an ihn gerichteten kaiserlichen Schreibens vom 2. Juni. Dann sagt er, seine wichtigen und vielfachen Pflichten als Präsident der Republik ließen ihm keine Zeit zu vielem Nachdenken, deswegen fasse er sich kurz. Der Kaiser habe ihn versichert, wenn er mit seiner Gemahlin nach einem entfernten, ihnen unbekannten Lande gekommen, wenn er der Erbfolge

auf einen Thron entsagt, Freunde, Eigenthum, ja das dem Manne Theuerste — sein Vaterland — verlassen, so habe er der freiwilligen Aufforderung einer Nation Folge leisten wollen, welche von ihm ihr Glück erwarte. Nach dieser einen Richtung hin habe er, Juarez, des Briefschreibers Hochherzigkeit bewundert, was aber die „freiwillige Aufforderung", ergangen von Verräthern seines Vaterlandes, betreffe, die sich auf eigene Verantwortung hin nach Miramar begeben, höchstens unter Zustimmung von vielleicht 5 bis 10 Städten des Landes, so habe ja anfänglich Maximilian selbst darin nur eine Farce erblickt und deswegen den freien Ausdruck des nationalen Willens, das Resultat des allgemeinen Stimmrechts verlangt. Freilich habe dies nichts Anderes geheißen, als eine Unmöglichkeit verlangen. Nun sei der Kaiser aber doch, ohne daß die von ihm begehrten Bedingungen erfüllt worden, in's Land gekommen, ja er habe sich mit Leuten der gefährlichsten Classe der mexikanischen Gesellschaft umgeben, sogar Banditen mit Orden geschmückt. Nach solcher Enttäuschung glaube Juarez nicht mehr in ihm eine jener reinen Organisationen erblicken zu können, welche der Ehrgeiz nicht zu verderben vermöchte.

Maximilian lade ihn, Juarez, nun ein, nach Mexiko zu kommen, zu dem Zwecke, mit ihm und andern Führern, welche sich unter Waffen befänden, eine Berathung zu pflegen. Man verspreche die nöthige Sicherheits-Escorte und verpfände außerdem Wort und Ehre. Nun halte er das Wort eines Mannes nicht für ausreichend, dessen eigene Sicherheit in den Händen von Landesverräthern liege und der im Augenblick nur die Sache einer Partei vertrete, jener die den Vertrag von Soledad mit unterzeichnet habe. Man kenne in Amerika nur zu wohl den Werth jener öffentlichen Treue, gewisser Worte und einer besonderen Art von Ehrenhaftigkeit.... „Sie sagen auch," so endigt der Präsident, „daß Sie nicht zweifelten, durch eine Berathung unter uns werde der Friede herbeigeführt und mit demselben das Glück der mexikanischen Nation; Sie sagen ferner, daß dann in Zukunft das Reich, „welches mich auf einem hohen Ehrenposten erblicken solle, auf meine Talente sowie auf meine patriotische Beihülfe zur Förderung des allgemeinen Besten würde zählen können. Es ist gewiß, daß die Geschichte unserer Zeit die Namen großer Verräther aufbewahrt, welche Eide, Ehrenwort und Versprechungen gebrochen haben, welche ihrer Partei und ihren Grundsätzen sowie ihrer Vergangenheit und Allem, was dem Menschen theuer und heilig sein muß, untreu geworden sind. Wahr ist es auch, daß in allen Fällen von Verrath der Verräther durch Ehrgeiz oder Herrschsucht, sowie durch den Wunsch, seine eigenen Leidenschaften und selbst seine Laster zu befriedigen, geleitet worden ist. Aber der, welcher jetzt mit dem Amt eines Präsidenten der Republik bekleidet und dessen Herkunft aus den niederen Schichten des Volkes hergeleitet ist, wird nur unterliegen, wenn die Weisheit der Vorsehung dies bestimmt; er wird bis zum Ende ausharren, um den Hoffnungen der Nation, an deren Spitze er sich befindet, zu entsprechen und er wird nur dasjenige thun, was ihm sein Gewissen vorschreibt. Ich will nur noch eine Bemerkung hinzufügen. Es wird manchen Menschen vom Schicksal bisweilen gewährt, die Rechte anderer

anzugreifen, das Leben solcher zu bedrohen, welche den Muth haben, ihre Nationalität zu vertheidigen, ferner die höchsten Tugenden Anderer zu Verbrechen zu stempeln und ihre eigenen Verbrechen mit dem Glorienschein der Tugend zu umhüllen. Aber Etwas steht außer dem Bereich des Schlechten und Falschen: dies ist das furchtbare Urtheil der Geschichte. Dieselbe wird über uns richten." Ich bin 2c. Benito Juarez."

Man sieht, der Ex-Präsident debatirt als alter Advokat. Seine Sache scheint indessen vor der Hand verloren. Seine Generale Doblado, Ortega, Vidaurri, welche sich bis dahin nicht rühmen können, große Erfolge über die Franzosen davongetragen zu haben, während Contributionen und Ueberfälle von Conduktas, darunter die Wegnahme eines Silbertransportes im Werthe von 200,000 Pesos, ihnen besser gelangen, liegen mit dem flüchtigen Präsidenten fortwährend in Hader und während wir dies schreiben, halten nur noch wenige hervorragende „Kämpfer für die Freiheit des Vaterlandes" das Banner seiner Unabhängigkeit aufrecht. Wohl aber haben sich infolge der rücksichtsvollen Behandlung, welche die neue Regierung selbst den hartnäckigsten Parteigängern des Juarez zu Theil werden ließ, eine große Anzahl seiner Anhänger nach der Hauptstadt und dort der neuaufgehenden Sonne zugewendet. Da es den ehemaligen Offizieren der republikanischen Armee freigestellt wurde, mit gleichem Range in die kaiserlich-mexikanische Armee einzutreten, so war bis zum 15. December v. J. ein guter Theil des alten Generalstabs wieder beisammen; man spricht von 15 Divisionären, 80 Generalen, 200 Obersten und anderen Stabsoffizieren, die sich zur Verfügung stellten und auch die Cadres füllten sich rasch, so daß schon zu Anfang des Jahres 1864 die vierte Division der Armee als organisirt angesehen werden konnte.

Mexico hat Juarez' Regiment theuer bezahlen müssen. Gegner der Republik veranschlagen — sicher übertrieben — die von ihrem letzten Präsidenten in Form von erhobenen Abgaben, gemachten Anleihen, eingezogenen Gütern, von Geldentschädigungen gegen abgetretene Rechte und infolge der Verschleuderung von Grund und Boden aufgebrachten Summen auf mehr als Tausend Millionen Piaster!! Juarez' letzte Versuche, sich für Ueberlassung der Provinz Sonora an die Union mit Hülfe nordamerikanischer Gelder und Söldner aufrecht zu erhalten, sowie eine Defensiv-Allianz aller ehemaligen spanischen Republiken Amerika's zu Stande zu bringen, sind zur Zeit als gescheitert zu betrachten. Nachdem er die dargereichte Hand der Versöhnung von sich gestoßen, wird ihm nichts übrig bleiben als — das Loos der Selbstverbannung.

Ferdinand Maximilian hat am 6. Juli 1832 das Licht der Welt erblickt. Er ist der zweite Sohn des Erzherzogs Franz Carl von Oesterreich aus der Ehe mit Sophie von Bayern, also der älteste Bruder des regierenden Kaisers von Oesterreich. Wißbegierig und mit großen Ideen erfüllt, schon als Jüngling in's Weite schauend, trat der Prinz frühzeitig in die Marine ein und unternahm bereits im achtzehnten

Jahre eine Reise nach Griechenland und Kleinasien; 1851 besuchte er Italien und Spanien, 1852 Sicilien, Portugal und Madeira, sowie die Nordwestküste von Afrika. Hierauf machte er Ausflüge nach dem adriatischen und mittelländischen Meere. Im Jahre 1855 führte Erzherzog Ferdinand Max eine Escadre von 17 Schiffen nach dem Orient, Palästina sowie Aegypten berührend; 1856 sah er sich in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden um, und am 27. Juli 1857 wurde seine Vermählung mit der Prinzessin Marie Charlotte Amalie Victoria Clementine Leopoldine (geb. 7. Juni 1840), der damals siebzehnjährigen Tochter des Königs von Belgien, zu Brüssel gefeiert. Zu jener Zeit hat er sich auch in England umgesehen, während in die Jahre 1859 und 1860 seine Reise nach Brasilien fällt. Auf seinen Fahrten suchte er stets in die Geheimnisse der Kunst, wie man während einer schwierigen Zeit, gleich der unsrigen, die Völker regieren soll und beglücken kann, einzudringen. Nachdem er auf diese Weise die vorzüglichsten Verwaltungsformen, sowie die bewährtesten Reformen kennen gelernt hatte, kehrte er in seine Heimat zurück, um daselbst zur Geltung zu bringen, was ihm draußen als beachtens- oder nachahmungswerth entgegengetreten war.

Außerordentlich viel verdanken ihm die Städte Pola und Triest. Die großartige Weltumseglung der „Novara" fand an ihm ihren Hauptförderer; 1853 war es seine Stimme, welche zum Bau der prächtigen Votiv- oder Salvatorkirche in Wien aufrief. Ueberall suchte er durch Unterstützung gelehrter Bestrebungen, sowie durch Gründung gemeinnütziger Institute und großartiger Anstalten, wie Arsenale, Aussendung von wissenschaftlichen Commissionen an der Hebung seines Landes rüstig mitzuarbeiten. Bei jeglicher Veranlassung zeigte er sich als eifrigen Gönner und Förderer der schönen Künste; sein reizendes Lustschloß Miramar bei Triest legt Zeugniß ab von der Prachtliebe und dem guten Geschmacke des hohen Besitzers. Ueber seine Verwaltung des lombardisch-venetianischen Königreiches, die nach dem Hingange Radetzky's in seine Hände gelegt ward, läßt sich nicht viel sagen. Ihm waren die Hände gebunden und er ist nicht verantwortlich für vieles Geschehene, noch weniger für das Nichtgeschehene. Doch hat es nicht an dem Nachweis seines guten Willens gefehlt. Der Erzherzog darf endlich als Schöpfer der heutigen österreichischen Seemacht angesehen werden, die er unter unendlichen Schwierigkeiten und finanziellen Nöthen neu ins Leben rufen half. Infolge dessen ist mancher Lobredner zu vielleicht etwas überschwenglichen Aussprüchen begeistert worden. Kaum minder thätig, als in jenen hervorragenden Stellungen, erwies sich der begabte junge Fürst als Schriftsteller. Während der letzten Jahre wurden in der Hof- und Staatsdruckerei zu Wien zwei Bände „Gedichte", sowie vier Bände „Reiseskizzen" aus Italien, Spanien, Sicilien, Lissabon, Madeira und Nordafrika von seiner emsigen Hand herrührend „als Manuskript" gedruckt. Diese Blüten fürstlicher Muse gelangen aller Wahrscheinlichkeit nach in nicht allzu ferner Zeit auch in die Oeffentlichkeit.

Das Aeußere des Erzherzogs nimmt sogleich und unwiderstehlich für ihn ein. Die hohe Stirn zeugt von überlegenem Geiste, aus den blauen Augen sprechen

Schärfe des Verstandes, sowie Offenheit und der Gesammtausdruck der Physiognomie drückt Herzensgüte und Wohlwollen aus. Seine Thätigkeit und Schaffenslust sind außerordentlich. An jedem Morgen befindet er sich bereits um 5 Uhr am Arbeitstisch. Mit Leichtigkeit erlernt er jede Sprache; er spricht neben seiner Muttersprache französisch, englisch, italienisch, spanisch, er versteht slawisch, ungarisch, griechisch, lateinisch. Als Bruder des Kaisers, als Großadmiral des Kaiserstaats, als Gouverneur des lombardisch-venetianischen Königreiches, wie in seiner Zurückgezogenheit von Miramar, ist er stets der Stolz seines Landes, sowie Gegenstand der ehrerbietigsten Anhänglichkeit gewesen.

Die französische Invasion hatte sich trotz aller Erfolge in Mexiko schlimm festgefahren; es galt, so bald als möglich aus einer wenig beneidenswerthen Lage herauszukommen. Man schaute sich nunmehr ernstlicher nach einem Steuermanne für das leck gewordene mexikanische Staatsschiff um. In Paris war man der Meinung, nur ein Mann, der auf den Stufen des Thrones geboren, vermöchte dasselbe aus den hochgehenden Wogen herauszusteuern, nur ein solcher stelle in seiner Person ein festes Prinzip dar und biete hierdurch die nöthige Garantie, daß in ein immer unentwirrbarer werdendes Chaos Ordnung gebracht und durch eine stabile Regierungsform die lange gefehlte Sicherheit verbürgt, die politische Fortentwicklung des Landes möglich gemacht werde. Damals ward zuerst der Name des Erzherzogs Ferdinand Maximilian ausgesprochen und die meisten Urtheilsberufenen stimmten darin überein, daß wenn ein Fürst geeignet sei, jene Mission zu übernehmen und durchzuführen, so sei es der Habsburger, über dessen Begabung ein Zweifel nicht vorhanden war. Der Name ward, wenn er auch nicht den enthusiastischen Widerhall in allen Staaten Mexiko's fand, denn doch mit Achtung selbst dort genannt, wo man dem Fürsten nicht freundlich gesinnt ist, eben weil er ein Prinzip, eine neue Staatsform in seiner Person repräsentirt.

Heute sind manche dieser so natürlichen Abneigungen im Lande selbst überwunden, und als nach langen Unterhandlungen zwischen Kaiser Napoleon III. und Ferdinand Maximilian von Oesterreich, sowie nach Beseitigung nicht geringer Schwierigkeiten, welche die Annahme der Krone eines Landes, das seines Willens nicht recht mächtig war, verursachen mußte, am 10. April 1864 von dem Erzherzoge die Erklärung abgegeben ward, er nehme die Berufung zur Kaiserwürde an, wofür sich unterdessen eine weitaus überwiegende Majorität in den Abstimmungsprotokollen ausgesprochen: da mag manchem der Unterhändler und anderen unterdessen thätig gewesenen Personen etwas leichter zu Muthe geworden sein. Soviel ist gewiß, daß seit dem Tage, an welchem die Entschließung des erlauchten Prinzen in Mexiko bekannt gemacht werden konnte, die Pacificirung des Landes täglich größere Fortschritte gemacht hat.

Mitte April verließen Mexiko's junger Kaiser und dessen Gemahlin Miramar. Ganz Triest war auf den Beinen und brachte dem hohen Paare seine Glückwünsche zum Abschiede dar. Die „Novara", auf welcher sich der Herrscher eingeschifft hatte, steuerte nunmehr nach der Küste Italiens; denn das fürstliche Paar wollte seine hohe

Mission nicht antreten, ohne dazu den Segen des heil. Vaters erlangt zu haben. Während seiner Anwesenheit in Rom soll es Erzherzog Maximilian gelungen sein, den Papst dazu zu bewegen, die Compensation der geistlichen Güter im Prinzipe als zulässig anzuerkennen; sicherlich haben wichtige Verständigungen stattgefunden, wodurch Manches aus dem Wege geräumt worden sein mag, „was Mexiko hindern könnte, mächtig, reich, frei und glücklich zu werden." Nach kurzem Aufenthalte in der ewigen Stadt ward die Reise fortgesetzt und nach einer zweiten Rast zu Gibraltar richteten die „Novara" und ihre Begleiterin, die „Thetis", ihre Kiele gegen Westen. Vorher schon hatte der Kaiser Paris besucht und daselbst persönlich alle Anordnungen getroffen, welche die Verhältnisse Mexiko's zu Frankreich erheischten, hatte hierauf Abschied genommen von dem greisen Nestor unter den Fürsten Europa's, dem weisen Könige, welchem Belgien seinen hohen Grad von Wohlfahrt, seine friedliche Fortentwicklung inmitten des Auf- und Niederwogens der Parteien verdankt.

Kaiser Max ist in dem Lande mit manchen guten Hoffnungen angelangt. Noch studirt er die großen und kleinen Mittel, wodurch er seinem Reiche Ruhe und Frieden wiederzugeben gedenkt. Ueber die Hauptgrundsätze, welche ihn bei der Regeneration seines Staates leiten dürften, haben wir uns weiter vorn schon weitläufiger ausgesprochen.

Ob zur Befestigung eines schwankenden Thrones in unserer Zeit kleine europäische Kunstmittel viel dienen können, wird hier und da bezweifelt. Unter allen Umständen hat aber der Kaiser manche Gunstbezeugungen zu spenden, wofür der eitle Creole ebenso empfänglich ist, als der braune Urbewohner des Landes. Der Kaiser kann den adoptirten Guadeloupe-Orden und ein paar neu zu stiftende mit vollen Händen ausstreuen; er kann den alten Adel wieder aufleben lassen, ja er kann durch einen Machtspruch, wie dies Alles schon da war, die treuen Ladinos, in deren Adern ein größerer oder kleinerer Bruchtheil Indianerbluts rollt, zur Höhe jener Gesellschaft emporheben, welche sich auf ihr reingehaltenes Blut viel zu gute thut. Die Verehrer der jungen napoleonischen Schöpfung erwarten das Meiste und Beste von der Wiederkehr geordneter Zustände überhaupt. Sie betonen es ganz besonders, daß sich die neue erblich-monarchische Regierung viel leichter über die Parteien stellen könne, als dies einem republikanischen Regimente möglich wäre. Sie meinen, daß es um deswillen schon der neuen Staatsgewalt leichter falle, selbst belangreiche Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Außerdem haben ja auch die Franzosen so Manches vorgearbeitet; die Unterstützung Frankreichs sei für das Land selbst eine Ehrensache, ein Gebot der Nothwendigkeit. Der Anhalt, welchen ein so mächtiger Arm biete, müsse im In- wie im Auslande das Vertrauen befestigen. Am sichersten läßt sich dieses gewinnen, wenn der Kaiser im Stande ist, Armee und Beamte, insbesondere aber die Staatsgläubiger pünktlich zu bezahlen. Diese Pünktlichkeit dürfe aber nicht verhindern, so meint Dr. Peschel in einem lesenswerthen Artikel des „Auslands", dem wir an einigen Stellen gefolgt sind, daß der Kaiser auch „noch eine Birne zum Durste in der Tasche

behalte", damit dessen Verbündete in Europa stets guten Grund behielten, das neue Kaiserthum zu achten und zu stützen und, was die Hauptsache ist, damit neidische Nachbarn und falsche Freunde sich hüteten, seinen Entwicklungsgang zu beunruhigen. Das heißt also soviel: Sorge Kaiser Max nur dafür, daß es ihm nicht an drei Dingen fehle: an Geld — und nochmals an Geld und zum drittenmal an Geld. Ob sich dieses in Masse wird aus dem Boden stampfen lassen, wissen wir nicht.

Es ist nicht unmöglich, ja es steht zu hoffen, daß dem soliden Sinne eines deutschen Fürsten aus einem der ältesten und erlauchtesten Geschlechter Europa's gelinge, woran der beste Wille des besten Mannes, dessen Name ein solches Prestige nicht umgiebt, scheitern müßte. Vielleicht daß jene Staatweisheit, die unter dem intelligenten und emsig-fleißigen belgischen Volke bereits Wunderdinge zuwege gebracht hat, auch auf den Nachkommen Rudolph's von Habsburg übergegangen ist und daß diese die Regeneration einer gesunkenen Nation verschieden gearteter und vielfarbiger Menschen fertig bringt. Alles wird schließlich darauf hinauslaufen, ob der Kaiser Mexiko's den klerikalen und unendlich vielen andern fatalen Einflüssen gegenüber so unabhängig bleiben kann, als es König Leopold von Belgien vergönnt war, ob er der schöpferische Geist ist, die in einem wirren Chaos treibenden Kräfte einem geordneten Staatsleben dauernd dienstbar zu machen und die sich feindselig gegenüberstehenden Interessen zu versöhnen. Reichen erleuchteter Verstand, aufopferungsbereiter Sinn, Unbefangenheit und guter Wille aus, Mexiko Ruhe und Frieden wieder zu geben, so dürfen wir von der Thronbesteigung des Kaisers Maximilian I. das Beste erwarten.

„Der Kaiser Maximilian, darüber sind alle Stimmen einig, hat in Mexiko eine überaus große Aufgabe übernommen", so schließt Dr. Peschel eine Betrachtung über das zweite Kaiserthum in Amerika, „die allerdings nicht unlösbar ist, aber einen großen Mann erfordert, und die Zeit wird richten, wer dem andern erliegen soll, die Aufgabe dem Manne, oder der Mann seiner Aufgabe."

Gewinnt das Kaiserthum Bestand, dann werden sicherlich die Nachahmer nicht ausbleiben. Das Ergebniß seiner Leistungen wird dann auch dafür entscheidend werden, ob die Zukunft Mittelamerika's und der spanischen eingeborenen Rassen in dem einen Zauberworte „Republik" oder in dem andern „Monarchie" liegt!

— Quien sabe? —

Ende des Buches.

Druckfehler-Verzeichniß und Berichtigungen

zu diesem Bande.

S. 71 Z. 16 v. u. lies: „milde“ statt wilde.
„ 94 „ 21 v. o. „ Palomas, st. Palombas.
„ 103 „ 1 v. o. „ „Fonte“, st. Font.
„ 161 Unterschrift des Bildes lies: Comanchen, st. Chomanchen.
„ 206 Z. 3 v. o. lies: Baum: st. Raum.
„ 231 „ 15 v. u. „ in unseren, st. in den.
„ 235 „ 5 v. o. „ scheint ihnen angeboren, st. scheint ihn angeboren.
„ 236 „ 21 v. u. „ Einer gekleidet, st. einer gekleidet.
„ 302 „ 3 v. o. „ und es, st. un des.